Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(Juli — August — September 1889.)

Band LX.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechzigsten Bande (Juli — September 1889).

(Fortsetzung umstehend.)

Wahrheit.

Novelle
von
Karl Frenzel.

I.

In diesen wenigen bangen Tagen hatte sich mein Schicksal gewandelt. Es war mir wie ein Traum. Als ob ich zwischen Himmel und Erde schwebte. Aus dem armen, vielgeplagten, widerwilligen Buchhalter des großen Bankhauses war ich ein unabhängiger, für meine bescheidenen Bedürfnisse wohlhabender Mann geworden. Ich brauchte nicht mehr zu rechnen, Bilanzen und den Courszettel zu studiren, englische und französische Geschäftsbriefe zu schreiben — wie mit einem Schlage war ich dieser Welt des Soll und Haben, in die mich die Noth, die Schwäche meines Charakters, nicht die Neigung oder die Begabung gezwungen, entrückt. Wie tief ich auch fühlte, daß ich in ihr verkümmerte — niemals würde ich mich durch eigene Kraft aus ihr befreit haben. Der Tod dieser seltenen Frau hatte das Wunder bewirkt. Mit achtundzwanzig Jahren that ich den ersten Athemzug der Freiheit . . .

Sie war die Stiefschwester meines Vaters, die einzige, und unvermählt geblieben. Bis zu ihrem Tode hatte sie in dem zweistöckigen, schmalen, dreifenstrigen Hause am Markt in der pommerschen, mittelgroßen Stadt gewohnt, das ich jetzt mein eigen nannte. Manchen vortheilhaften Auftrag, es zu verkaufen, hatte sie zurückgewiesen. Kaum daß sie sich dazu verstanden, das Erdgeschoß, nachdem es aus einem Laden und Contor in eine Wohnung umgebaut worden war, an einen stillen Miether zu vergeben, den Zeichenlehrer an dem Gymnasium und der Mädchenschule der Stadt, einen Hagestolz, der so voll Grillen und Launen steckte wie sie. In diesem Hause war sie geboren und herangewachsen; auf das Engste war ihr Leben mit ihm verknüpft. Ihr Leib, das Haus — das waren die beiden Gehäuse ihrer Seele; ich glaube, daß sie sich ein Dasein außerhalb derselben nicht recht vorstellen konnte. Hier hatten ihr Großvater, ihr Vater ein einträgliches Geschäft mit Colonialwaaren getrieben, der Vater es durch einen Weinhandel so erweitert, daß die Firma „Gebrüder

Paulsen" des besten Rufes und einer großen Kundschaft bei den Gutsbesitzern der Umgegend genoß. Daß mein Vater, der jüngere Bruder Ulrikens, nicht hinter diesem Ladentisch hantiren, nicht an diesem alten Schreibpult sein Hauptbuch führen wollte, erschien ihr von Anfang an als eine Unbegreiflichkeit, halb wie eine Irrung der Natur, halb aber auch wie ein Verbrechen, weil er den sträflichen Trieb in die Ferne und zur Kunst nicht zu unterdrücken vermochte. Schon als Knabe hatte er ebenso viel Hinneigung wie Geschick für die Musik bewiesen, vermuthlich war es das Erbe seiner Mutter, die, wie er mir erzählte, eine wunderschöne Altstimme besessen: denn ich habe meine Großeltern nie gesehen. Mit zwölf Jahren entzückte er durch sein Geigenspiel die ganze Stadt; seine Mutter war überzeugt, daß er zum Künstler berufen sei, und der Vater widersprach nicht. Nur die Schwester war über den Entschluß des Bruders, die Handlung aufzugeben und in die Welt hinauszuziehen, empört und außer sich. Damals hob der Zwist zwischen den Geschwistern an, der sich niemals völlig ausgeglichen hat. Mit zornigem Schmerz sah Ulrike nach ihres Vaters Tode das Geschäft sich schließen: Niemand war da, der es hätte übernehmen können und wollen. Bei der Erbtheilung behielt sie das Haus, von dem sie sich um keinen Preis trennen mochte: sie hatte ein kleines Vermögen von der Seite ihrer Mutter her, damit zahlte sie ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder ihre Antheile aus.

Wenn mein Vater in seinen guten Stunden von den alten Geschichten erzählte, konnte er die Oede und Philisterhaftigkeit der Provinzialstadt nicht lächerlich genug schildern, den dunklen, winkligen Laden, die dürftige Contorstube, die langweiligen Gesellschaften der Honoratioren; eine knöcherne, hagere Gestalt, den Schlüsselkorb in der Hand, die Haube mit breiten, ponceaufarbenen Bändern auf dem Kopf, immer mürrisch, mit gereiztem Ton, beinahe spukhaft, wie eine Hoffmann'sche Figur, spielte die Schwester Ulrike eine Hauptrolle in seinen Beschreibungen. Ich entsinne mich noch recht gut, daß die erste Empfindung, die sie in mir erweckte, die Furcht war; sie kam in meiner Vorstellung unmittelbar als Schreckbild hinter dem Sandmann daher, der den unartigen Kindern die Augen ausschneidet. Als ich sie dann in meinem elften Jahre zum ersten Male bei einem Besuche, den sie uns machte, sah, war ich über das Fürchten hinaus, allein einen gelinden Schauer empfand ich doch vor ihr: sie hatte so scharfe, graue, durchdringende Augen, daß ich meinte, sie müsse durch mich hindurch sehen können, als ob ich von Glas wäre, und in meiner Seele alle meine Gedanken lesen. Später lud sie mich öfters während der Sommerferien zu sich ein, und mit der Neugierde der Jugend, in jener unbestimmten Lust nach Abenteuern und unerhörten Dingen, die im Herzen eines jungen Menschen pocht, folgte ich gern ihrem Rufe. Es lebte sich gut und behaglich in dem alten Hause, und ich fand es ungleich gemüthlicher und geheimnißvoller mit seiner langen Diele, den hellbraunen, mit Messinggriffen und Verzierungen beschlagenen Schränken und Truhen aus dem vorigen Jahrhundert, mit den tausend Scharteken in den Bodenkammern und dem schmalen Gärtchen hinter dem Hofe, als die enge Miethswohnung, die wir in Berlin inne hatten. Meine Eltern standen bei Ulrike nicht gut angeschrieben: „mich hat sie immer für einen Garnichts gehalten,"

pflegte mein Vater zu sagen, „und Deine Mutter für eine Zigeunerin, aber nimm's ihr nicht übel, ihre Seele ist für Alles taub, was Wohlklang hat." Dennoch verbargen Beide ihre Freude und Genugthuung nicht, so oft eine Einladung oder ein Brief der Tante an mich kam; es war ihnen noch angenehmer, wenn ich des Lobes voll von ihr zurückkehrte. Ach, ich merkte bald genug, daß es die Aussicht auf die Erbschaft Ulrikens war, die sie deren Geringschätzung geduldsam ertragen ließen. Gab mir diese Entdeckung schon einen Stich ins Herz, so wurde die Wunde noch tiefer, als mir der Vater, der kein Mann war, seine Gedanken zu verbergen, immer von Neuem im Ohre lag, aus Rücksicht auf dies Erbe ein Kaufmann zu werden. „Was ist die Kunst in unsrer Zeit werth!" rief er zwischen Spaß und Bitterkeit, „nicht einen Pfeffersack. Welche Melodien hatte ich im Kopfe, welche Zauberkunststücke schlummerten in meinem Fiedelbogen! Und was ist das Ende? Capellmeister bei einem Operntheater! Ach, du lieber Augustin!" und er zog den rothen, längst fadenscheinig gewordenen Fez tiefer in die kahle Stirn . . .

Des Vaters und der Mutter Beispiel waren freilich nicht verlockend, ihnen die Wege zum Tempel der Kunst nachzuwandeln. Eher hätte ihr Schicksal von jeder Uebung der Kunst abschrecken können. Mit großen Hoffnungen und nicht gewöhnlicher Begabung hatten Beide ihre Laufbahn begonnen, und nun über die Höhe des Lebens hinaus mußten sie mit kärglichem Erwerbe, mehr Tagelöhner als Künstler, sich durchquälen. Ruhmlos verschwanden sie in dem Meer der Mittelmäßigkeiten. Das Glück hatte ihnen nur einmal einen flüchtigen Seitenblick zugeworfen und sich dann auf immer von ihnen gewandt. Meine Mutter war eine beliebte Sängerin an dem Stadttheater zu Frankfurt am Main, gerade als mein Vater nach Wanderungen durch halb Europa in dem dortigen Orchester eine Stellung gefunden. Er hatte es Paganini und Joachim gleichthun wollen, und war jetzt zufrieden, in einer Theatercapelle die erste Geige zu spielen. Es fehlte ihm, sei es aus Mangel des Talentes oder des Glücks, jenes Unbeschreibliche, welches den gottbegnadeten Künstler aus der Schar der Kunstjünger erhebt; er war ein Geiger wie Viele, und meine Mutter war als Sängerin nicht reicher von der Natur bedacht. Die Jugend gab ihrer Erscheinung die Anmuth und ihrer Stimme den Schmelz, nur zu bald verloren sich beide. Damals aber, als sie sich kennen und lieben lernten, sahen sie den ganzen Himmel voll goldener und rosiger Wolken. Um so heller, da meinem Vater eben sein Erbtheil zugegangen war, das dem glücklichen Paar einen längeren Aufenthalt in Italien ermöglichte. Das war der letzte Sonnenschein in ihrem Leben gewesen. Nach meiner Geburt neigte sich der Stern meiner Eltern, langsam, aber unaufhaltsam. Die Stimme meiner Mutter erlangte ihre frühere Stärke nicht wieder, ihre Gestalt wie ihr Ton wurden reizlos. An den Vater trat die Nothdurft des Daseins, der Zwang der Arbeit und des Erwerbenmüssens heran — Dinge, die er bis dahin nie in ihrer ganzen Erbarmungslosigkeit empfunden. Wie froh waren sie darum, daß sie in der Hauptstadt unterducken und ihrem Kinde in einem bescheidenen Nest Obdach, Brot und Erziehung geben konnten. Mit ganzer Liebe hingen sie an diesem Kinde, das zu ihrem Glück ihr einziges blieb; nur davon durfte man ihnen nicht sprechen, künstlerische Neigungen in ihm zu

erwecken. Ihnen erschien die Kunst als die schlaue Betrügerin, die sie mit falschem Blendwerk in den Sumpf gelockt; der Gedanke, daß ich dem gleichen Loose verfallen könnte, erfüllte sie mit Unmuth und Sorge.

Nun würden ihre Warnungen und Bitten so wenig wie die Hoffnung auf das Erbe der Tante etwas über mich vermocht haben, wenn ich ein starkes ausgesprochenes Talent, einen unwiderstehlichen Drang besessen hätte. Aber die Begabung fehlte wie die Leidenschaft. Ich bin nicht groß, ich bin nicht klein, weder hübsch noch häßlich, sondern innerlich und äußerlich ein Dutzendmensch. Wie jeder regelrechte Schüler hatte ich das Gymnasium durchgemacht und ein anständiges Abgangszeugniß erworben: was weiter aus mir werden sollte, wußte ich nicht. Einmal hatte ich gewünscht, zu Schiff zu gehen, ein anderes Mal Theologie zu studiren; ich spielte, wie der Vater und die anderen Musiker, die in unser Haus kamen, zugestehen mußten, ausdrucksvoll und geläufig das Clavier; ich zeichnete nicht übel — allein das Alles waren für meinen Vater brotlose Künste und für mich selbst Seifenblasen, die eine bewegliche Phantasie und ein hin und her schwankender Wille aufstiegen ließen. Zuletzt bestimmten die Rücksicht auf die Tante und der Vorschlag eines der Directoren einer großen Bank, der mit meinem Vater bekannt war, mir dort eine Stellung zu verschaffen, die mir gleich nach einem Probejahr ein bescheidenes Gehalt eintragen würde, mein Schicksal: Hans Paulsen war von dem Fluch der Künstlerschaft erlöst und in die Welt der anständigen Leute hinüber gerettet. „Ich danke dem Himmel für Deinen Entschluß, den Namen und hoffentlich auch die Firma Deines Groß- und Deines Urgroßvaters wieder zu Ehren zu bringen," schrieb mir die Tante und beschwerte ihren Brief in unerwarteter Freigiebigkeit mit einem Hundertmarkschein. Altes Haus, ich vermuthe, daß sie in ihren Träumen schon wieder an Deiner Vorderfront das Schild mit der Inschrift „Hans Paulsen, vormals Gebrüder Paulsen, Wein- und Colonialhandlung" — goldene Buchstaben auf schwarzem Brett — prangen sah!

Neun Jahre war ich in dieser Tretmühle. Wie in der Schule, so auch im Contor ein fleißiger Arbeiter, der, was ihm aufgetragen wurde, leidlich leistete, rückte ich langsam vor. Meine Vorgesetzten hatten sich weder über meine Lässigkeit noch über meine Hitze zu beklagen; ich strebte nicht nach dem Ruhme und dem Golderwerb eines speculativen Genies, sondern war zufrieden, in dem weitläufigen Getriebe als Schreib- und Rechenmaschine verbraucht zu werden. Zuweilen kam freilich ein wilder Zorn über mich, und ich verwünschte mein verfehltes Dasein. Die abenteuerlichsten Gedanken trieben mich in ihrem Wirbel hin und her; in meinem Gehirn siedete und kochte es, und ich schwur mir selbst, die Sklavenketten zu brechen ... Das war meist des Sonntags, auf abendlichen Spaziergängen, wenn ich gut zu Mittag gegessen und eine halbe Flasche Champagner getrunken hatte. Der Montag fand mich wieder entnüchtert und verschüchtert an meinem Pult, die Feder in der Hand, die Schreibärmel sorgsam über die Arme gezogen, um den Rock zu schonen. Denn in welcher Lage wäre ich glücklich gewesen? In welchem Berufe hätte ich auch nur die Hälfte des Lohnes empfangen, der mir als Buchhalter zu Theil wurde, die Möglichkeit der Nebenverdienste und Bereicherungen gehabt, wie in meiner Stellung an einer Bank,

deren Actien die glänzendsten Dividenden abwarfen? Wie so manche meiner Genossen auf den Bänken der Prima führten als Referendare, als Schulamtscandidaten, als Bauführer und Aerzte ohne Praxis ein kümmerliches Leben in beständiger Sorge und Geldverlegenheit! Mir dagegen war es in all' meiner Unzufriedenheit eine süße Genugthuung, die letzten Tage meiner guten Eltern, die mir der Tod rasch nacheinander hinwegriß, sonniger gestaltet zu haben; an ihrem Krankenlager hatten wenigstens nicht die Entbehrung und die Bekümmerniß gesessen; jede Erleichterung war ihnen gewährt, jeder Wunsch erfüllt worden.

Erst ihr Tod hatte das Verhältniß zwischen der Tante und mir wieder erneut. Eine Weile war das Band zwischen uns so gut wie zerschnitten gewesen. So oft mich der Unmuth über meine Lage packte, schalt ich sie die erste Ursache derselben. Ohne die Fata Morgana ihres Vermögens, die meinen Vater getäuscht, hätte ich doch vielleicht ein Studium oder eine künstlerische Beschäftigung ergreifen können. Und was der leeren Klagen und Beschuldigungen mehr waren. Unser Briefwechsel war ganz ins Stocken gerathen, und ich war überrascht und beschämt zugleich, als sie auf die Depesche von der Erkrankung meines Vaters sogleich zu uns eilte. In jeder Weise erwies sie sich gut und hülfreich, karg an Worten und den äußeren Zeichen der Trauer und des Mitgefühls, aber voll thätigen Entgegenkommens. Seitdem waren unsere Beziehungen ungestört und ungetrübt geblieben; innigere und wahrhaft herzlichere sind sie indessen erst in diesen letzten drei Monaten geworden, in diesen langen dunklen Winternächten, wo sie halbgelähmt in ihrem Sorgenstuhl an dem grauen Kachelofen saß, und ich ihr, um sie zu zerstreuen, vorlas, vorspielte oder vorerzählte . . Stunden, die mit ihrer sanften Ruhe, im Schatten des Todes, mit dem festen Glauben und der frohen Hoffnung Ulrikens auf ein Jenseits, eine leuchtende, unvergeßliche Spur in meiner Erinnerung lassen werden.

In den ersten Tagen des Jahres hatte ich von dem Prediger Traugott Wahrmund, einem langjährigen Freunde meiner Tante, einen Brief erhalten, der mir ihre Krankheit — ein Schlagfluß hatte ihre rechte Seite gelähmt — und ihren Wunsch, mich noch einmal bei sich zu sehen, meldete; zugleich theilte mir Wahrmund mit, daß es die verschwiegene Hoffnung der Leidenden sei: ich, ihr letzter und einziger Verwandter, möchte sie bis zu ihrem Hinüberscheiden nicht mehr verlassen; er fügte hinzu, daß da freilich ein nicht geringes Opfer von mir, einem jungen Manne, gefordert würde, auf ungewisse Zeit hin mich an den Krankenstuhl einer alten launischen Frau zu binden, aber ich möchte in die andere Wagschale den Trost, die Erleichterung und die Freude legen, die meine Anwesenheit ihr bereiten würde, und als ein Mann, der in der Sorge um das Himmelreich doch nicht die Klugheit dieser Welt vergessen, deutete er in einer durchaus würdigen und angemessenen Weise, die dem älteren Manne mir gegenüber wohl anstand, auf das Erbe Ulrikens als eine Entschädigung für die Verluste hin, die mir zweifellos ein Austritt aus meiner Stellung verursachen müßte. Es traf sich gut, daß ich gerade in der Vorbereitung zu einer Reise nach London war, dort in einem Bankhause, das mit dem unserigen in Verbindung stand, das Geschäft und den englischen Notenmarkt aus eigener Anschauung kennen zu lernen: meine Beurlaubung ward mir darum auf längere Zeit ohne Schwierigkeit bewilligt

und die Reise nach England aufgeschoben. Ohne Kummer meinerseits, denn ich hatte eine geheime Abneigung gegen alles englische Wesen und fürchtete die City und den Themsenebel. So war ich, ohne zu zögern, zu der Tante gekommen, vielmehr aus Neigung und Mitleid, als aus irgend einer selbstsüchtigen Regung. Wie vermögenslos ich war, wie gut ich auch, aus neunjähriger täglicher Uebung heraus, den Werth des Geldes kannte — ich liebte es nicht und wäre einer unedlen Handlung, ja nur eines solchen Gedankens, es zu erwerben, unfähig gewesen. Mit ihren dreiundsechzig Jahren hatte Ulrike zu mannigfache Lebenserfahrungen und mit ihren scharfen grauen Augen eine zu gründliche Menschenkenntniß erworben, um mir nicht gleich am Gesichte abzulesen, daß ich nicht als lachender Universalerbe, sondern als bekümmerter Freund voll Mitgefühls zu ihr geeilt war. Nur selten ward darum, wenn sie mir die Zukunft ihrer Dienerschaft ans Herz legte, ihrer Hinterlassenschaft gedacht, so daß ich wie erschreckt zusammenfuhr, als mir der Gerichtsherr, der mir nach ihrer Verfügung am Tage nach ihrer Beerdigung ihr Testament mittheilte, die Summe ihres Vermögens nannte, außer dem wenig mit Hypotheken belasteten Hause, nach Abzug der Legate, noch eine Summe von mehr als zweimalhunderttausend Mark. Mir war es eine Beruhigung, daß ich von einem solchen Reichthume auch nicht die leiseste Ahnung gehabt; im Gegentheil, wenn ich darum gewußt, würde gerade mein Wissen, wie ich mich kenne, den ungehemmten Ausdruck meiner Liebe beeinträchtigt haben.

Ulrikens Begräbniß war ein feierliches gewesen. Die halbe Stadt, so schien es mir, gab ihr das letzte Geleit. Für so manche kleine und große Leiden hatte man bei ihrer Klugheit Rath, bei ihrer Wohlthätigkeit Hülfe gesucht. Zu den leicht gerührten, unbedacht mit ihren Vorschlägen oder ihrem Almosen freigebigen Frauen hatte sie nicht gehört; Dank erwartete sie nicht, aber sie wollte auch nicht für eine Betrogene gelten. Wer sie bittend anging, hatte sich nicht über sie zu beklagen. Viele hatten ihren praktischen Blick und ihre Geschäftskunde erprobt; Andere, die zu fallen drohten, hatte sie wieder fest auf die Füße gebracht, der Verwaisten sich mütterlich angenommen. In mehr als einer unglücklichen Ehe sollte sie den Frieden hergestellt, die zwischen Vater und Sohn zerrissenen Bande wieder angeknüpft haben. Die patriarchalischen Verhältnisse der Mittelstadt, die erst in dem letzten Jahrzehnt Ulrikens zu einem kräftigeren Aufschwung und einer lebhafteren Thätigkeit sich erhob, der Ruf ihres Vaters, der sich auf sie vererbte, ihre stattliche Persönlichkeit, das Gerücht, das ihr Vermögen verdoppelte, zuerst und zuletzt, daß sie unverheirathet blieb und Zeit und Muße für die Andern hatte, waren gleichsam die Bausteine, die sich zum Piedestal für sie zusammengefügt. Wenn sie die Fürstin des Ortes gewesen, hätte man sie nicht mit größerem Pomp und mit tieferer Trauer bestatten können. Aus dem Herzen Aller heraus hatte sie Wahrmund die Trösterin der Beladenen, die Friedfertige unter den Streitsüchtigen, die Vorsehung der Armen in seiner Rede an ihrem Grabe genannt; nicht nur gekaufte Kränze und Palmenwedel schmückten ihren Sarg; ehrliche Thränen thauten auf ihn nieder, als er in das Erbbegräbniß, das der Großvater der Familie auf dem Marienkirchhof gestiftet, hinuntergetragen ward.

An einem der nächsten Tage machte ich Wahrmund meinen Besuch, ihm noch einmal meinen Dank für seine Grabrede zu erneuern und ihm und seiner Tochter die Andenken zu überreichen, die Ulrike in ihrem Testament, sorglich wie sie war, genau bestimmt hatte. Für Fräulein Maria war es ein schöner, aber altmodisch gefaßter Rubinenschmuck mit kleinen Brillanten zwischen den rothen Steinen, Armband, Ohrgehänge und Halsgeschmeide, und für den Pfarrer zwei alte kostbare japanische Vasen, aus dem ältesten Besitz des Hauses Paulsen, die damals, als sie Ulrikens Vater vor fünfzig Jahren von einem Stettiner Kapitän erstanden, gewiß die seltensten Raritäten in der Stadt gewesen waren, und eine Anzahl englischer theologischer Bücher: Bunyan's Pilgerreise, Wesley's Predigten. Englische Bücher hatte Ulrike gern gelesen, während sie jedes französische mit einer gereizten Leidenschaftlichkeit, die anfänglich für mich ihre komische Seite gehabt, als ob es sich um Gift oder einen geladenen Revolver gehandelt, zurückwies. Das Pfarrhaus lag der ältesten und vornehmsten Kirche der Stadt, einem schmucklosen Ziegelbau, gegenüber: eine doppelte Reihe von Linden davor, die sich jetzt eben im Anfang des Aprils mit braunen Blattknospen bedeckten, gaben ihm ein freundliches Ansehen. Schon bei meinen früheren Besuchen im Hause der Tante war ich mit dem Prediger bekannt geworden; damals hatte ich auch seine Frau wiederholt gesehen. Mit ihren wunderbaren dunklen Augen, die sanft und feurig blicken konnten, ihrem braungelockten Haar, ihrer schlanken Gestalt, der eigenthümlichen anmuthigen Unruhe ihres Wesens hatte sie über mich halbwüchsigen Burschen eine unbeschränkte Herrschaft gewonnen. Es hat Wochen gegeben, wo ihr Schatten beständig mir zur Seite ging; die Trennung verklärte mir noch ihr Bild und steigerte meine schwärmerische Verehrung. Das war nun längst eine verrauschte Jugendliebe; Frau Gerda war vor sechs Jahren gestorben, und als ich viele Monate später die Trauerkunde gehört, hatte mein Herz keinen stärkeren Schlag gespürt. Dafür war ich dem Pfarrer während meines jetzigen Aufenthalts in der Stadt ein wenig näher getreten: er besuchte Ulrike in jeder Woche einmal, halb als langvertrauter Freund, halb als Geistlicher, und ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, meinerseits sein Entgegenkommen zu erwidern. Aber es bestand, ohne daß wir uns je in einem lebhafteren Meinungsaustausch erhitzt, eine unsichtbare Schranke zwischen uns, die jede Vertraulichkeit hinderte. Die Unterschiede des Alters, der Stellungen und der Temperamente mochten Einiges verschulden, der Hauptgrund indessen, der unsere gegenseitige Zurückhaltung hervorrief, war die Ueberzeugung, daß wir uns auf dem Gebiete des Glaubens nie begegnen könnten. Der Glaube Ulrikens hatte eine weibliche, pietistische Färbung gehabt und war in seinem tiefsten Kern eine Herzensergriffenheit, wie sie sagte, eine nur für sie bestimmte innere Offenbarung gewesen; Wahrmund dagegen betonte seine strenge Kirchlichkeit und dogmatische Gläubigkeit. Alles an und in ihm verrieth den eifrigen Diener der Wahrheit. Eine hoheitvolle, priesterliche Erscheinung, auf starkem Hals ein grauumlocktes Apostelhaupt mit durchfurchter Stirn und festgeschlossenem Munde, der das Lächeln verlernt zu haben schien; die Stimme wohlklingend, eindringlich, die Gebärde groß und ausdrucksvoll: schauspielerisch, flüsterte der geheime Widerwille in mir. In meinem Blute ist kein Tropfen positiver Gläubigkeit; ich besitze

nicht einmal das Schleiermacher'sche religiöse Gefühl, ich müßte denn, mich selbst belügend, die zwischen Entzücken und Schauer schwebende Bewunderung für die Schönheit und die Unendlichkeit der Natur mit diesem Namen benennen. Bei so scharfen Gegensätzen war es nur Wahrmund's Weltklugheit und meiner Schüchternheit zu verdanken, daß wir bisher ohne härteren Zusammenstoß mit einander verkehrt. Und so, hoffte ich, sollte es auch bleiben, so lange mich meine Angelegenheiten und die Gewohnheit des Stilllebens, in das ich mich nun schon leider eingesponnen, in der Stadt festhalten würden.

Im Pfarrhause war ich kein unbekannter Gast; die Dienerin führte mich sogleich in das Studirzimmer. Ein dreifenstriges, düsteres Gemach, das heute durch den voll und warm hereinfallenden Nachmittagssonnenschein ein wenig freundlicher ausschaute als gewöhnlich. Die schwarzgebeizten Bücherregale reichten fast bis an die Decke; in schwarzen Rahmen sahen die Bildnisse der Reformatoren, in guten Kupferstichen, von der einen Wand herab: war es ein Zufall oder bewußte Auswahl? Das beste Porträt war das Calvin's. Dessen Gesinnung, Priesterstolz und düsterer Wahnglaube entsprachen ganz der Natur Wahrmund's, im Schnitt der Stirn und des Mundes glaubte ich nun auch Aehnlichkeiten zwischen Beiden zu entdecken. Diesen Bildern gegenüber hing an der andern Wand über dem schwarzen Ledersopha ein mit einem Flor verhülltes Bild in einem ovalen Goldrahmen: ich wußte, daß es ein wohlgetroffenes Porträt seiner verstorbenen Frau war, ein Bild, das für mich einst der Inbegriff aller Schönheit und allen Liebreizes gewesen war. Ich hatte mich bisher nur schwer in die Stimmung und den Gedankengang Wahrmund's hineinfinden können, der sich freiwillig eines so holden Anblicks beraubte und immer nur an den Verlust der theueren Frau, nie aber an ihre anmuthige und berückende Schönheit erinnert sein wollte; heute war es mir, als habe er recht daran gethan, dies Gemälde mit einem Schleier zu verbergen, als passe dies lächelnde, lebensfreudige Antlitz nicht in dies ernste Gemach. In der Mitte ein langer, mit einer schwarzwollenen Decke belegter Tisch, mit einem schwarzen Schreibzeug, umher in peinlicher Ordnung und Sauberkeit altmodische, schwere, hochlehnige, mit schwarzem englischen Leder bezogene Sessel. . .

Auf einem derselben nahm der Pfarrer nachher Platz, während er mich auf das Sopha nöthigte: so blieb er im Schatten, während die Sonne hell mein Gesicht beschien. Wie immer trug er einen langen schwarzen Rock mit einem Sammetkragen und eine hohe steife weiße Cravatte. Auf dem Wege zu seinem Hause hatte ich mir Alles wohl überlegt, was ich ihm zu sagen, wie ich ihn zu der Annahme der Liebesgaben und Erinnerungszeichen zu bestimmen gedachte, denn da sie doch einen nicht unbeträchtlichen Werth hatten, fürchtete ich, daß seine übertriebene Feinfühligkeit und auf das Aeußerste getriebene Uneigennützigkeit mir allerlei Einwände machen würde. Um so erleichterter athmete ich darum auf, als er nach einem ersten Zusammenfahren, Erstaunen und Stirnrunzeln sich als Weltmann faßte und mir die Hand mit schweigendem Danke drückte. „Sie wissen ja," sagte er dann, „in welchem Sinne die Selige gab, in welchem Sinne ich ihre Gabe annehme. An sich bedarf es solcher Zeichen zwischen mir und der Verewigten nicht, sie drüben und ich hienieden, wie weit wir auch von einander

getrennt sein mögen, vergessen können wir einander nicht. Und wenn sie mir Millionen hinterlassen — sie wögen mir den Trost ihres Angedenkens nicht auf."

Mit einer geschickten Wendung hatte er darauf die Unterhaltung auf mich gelenkt und sich nach meinen nächsten Plänen und Absichten erkundigt. Ihm eine bestimmte Antwort zu geben, wäre mir unmöglich gewesen. Denn was wollte ich? Hatte ich irgend einen festen Plan? „Ach, Herr Prediger," erwiderte ich daher, „ich lebe so in den Tag hinein und suche die Pflicht und Arbeit, die mir ein jeder auferlegt, nach Kräften zu erfüllen. Da Sie meine Verhältnisse kennen, werden Sie mit meiner Unentschlossenheit Nachsicht haben. Ich war ohne jede Ahnung, welch' ein Vermögen mir die Tante vererben würde. Denken Sie sich in meine Lage, ein armer Buchhalter, der über Nacht ein reicher Mann geworden, ein Mensch, jung und unerfahren trotz seiner achtundzwanzig Jahre, der plötzlich seinen heißen, lange ungestillten Durst, die Welt kennen zu lernen, befriedigen kann . . ."

„Ich verstehe Sie vollkommen, mein lieber Herr Paulsen, und freue mich, in Ihnen denselben Drang wiederzufinden, der mich beseelte. Man sagt, der idealistische Trieb sei ganz aus unserer modernen Jugend gewichen und durch die Begierde nach Besitz, nach Gut und Geld ersetzt worden. Sie, ein langjähriger, ausgelernter Kaufmann — und wenn Sie es mir nicht übel deuten, den Rechner sieht man Ihnen auf den ersten Blick an, wie mir den Pastor — sind das Gegentheil dieser Behauptung. Ihnen wird der unerwartete und unbegehrte Reichthum zum Segen ausschlagen."

„Sie fühlen mir nach, daß ich eine Weile der Ruhe bedarf, meine so von Grund aus veränderten Verhältnisse wenigstens in meinem Kopfe und Herzen zu ordnen. Auch würde ich mich ungern jetzt schon von dem Hause, von dem Grabe Ulrikens trennen —"

„Hm!" und Wahrmund machte eine kleine Pause, in der die schlanken Finger seiner wohlgepflegten Hand über die schwarze Tischdecke hin und herstrichen. „Es ist nicht gut, sich in Ihren Jahren dem Schmerz, der Wehmuth hinzugeben. Man verweichlicht seine Seele, man verschwelgt sein Gefühl. Drei Monate lang haben Sie fromme Pflichten geübt — ja, ja, als ob Sie der rechte Sohn der selig Entschlafenen gewesen wären. Jetzt aber rufe ich Ihnen zu: es ist genug! Ein junger Mann gehört in das Leben, in eine energische Thätigkeit. Je eher Sie aus dieser altjüngferlichen Atmosphäre kommen, um so besser."

Weder in den Worten noch in dem Ton, in dem er sie äußerte, lag das Geringste, das mir auffallen oder mich gar hätte verletzen können. Was er mir rieth, zeugte sicherlich von ebenso großer Klugheit wie Freundlichkeit. Ich aber hörte aus einem angeborenen Mißtrauen gegen ihn nur die Absicht heraus, mich so schnell wie möglich aus der Stadt zu entfernen — eine Absicht, für die mein Verstand freilich vergebens nach dem zureichenden Grunde suchte.

„Eine Woche oder zwei länger darin zugebracht," entgegnete ich mit einem halben Lächeln, „werden mir hoffentlich nichts schaden. Auch ist es doch wohl meine Pflicht, die Papiere meiner Tante zu ordnen, Nichtiges zu verbrennen, Anderes, was ihren Freunden und Freundinnen wichtig und werthvoll sein könnte,

auszusondern und ihnen wieder zuzustellen. Dies, denk' ich, ist recht eigentlich meine Obliegenheit und ganz nach dem Willen der Verstorbenen."

„Das ist etwas Anderes," sagte er langsam, mit einem forschenden Blick in mein Gesicht, während seine Finger noch unruhiger und hastiger auf der Decke arbeiteten. „Allein es wird keine angenehme Arbeit für Sie sein. Wie viel vergessene Geschichten mögen in jenen Schränken begraben liegen. Fräulein Paulsen war eine Art Beichtigerin der halben Stadt. Sie werden in manches Familiengeheimniß hineinschauen."

„Da ich den Menschen und Dingen hier fremd gegenüberstehe, werden ihre Geheimnisse bei mir gut aufgehoben sein. Aber wenn es sich in der That so verhält, Herr Prediger, wie nothwendig ist es dann, rasch jeden Mißbrauch zu verhindern, der mit solchen Schriftstücken und Mittheilungen getrieben werden könnte."

„Möglich, und ich wünsche es um Ihretwillen, denn es schafft der Seele Sorge und Unmuth, fremder Menschen Schuld oder Unglück zu wissen, daß ich Ihnen da eine thörichte Grille in den Kopf gesetzt habe; daß die Selige selbst schon alle Briefe und Papiere, die ihr bedenklich schienen, vernichtet hat. Wenigstens würde ich ihr dazu gerathen haben. Es ist gut, daß Vieles mit dem Menschen begraben wird und nur zur Kenntniß des höchsten Richters kommt. Aber ich stehe mit meiner Ansicht allein. Die Zeitgenossen lieben es, jeden verborgensten Winkel im Leben und im Herzen eines Menschen aufzustöbern. Jedes boshafte Gelüst, die Verachtung des Heiligsten, der dämonische Hochmuth, Alles wissen zu wollen, versteckt sich hinter der Losung: Wahrheit! In der Kunst, im Staat, in der Kirche, in der Erziehung: Wahrheit! Aber was ist, wenn wir von der Offenbarung Gottes durch unsern Heiland absehen, Wahrheit? Ist sie nicht in den meisten Fällen ein Glauben und Meinen? Auf der Wahrheit Gottes beruht die Welt, doch die Wahrheit des Menschen . ." Er hatte eifriger gesprochen als vorher, mit einer wohlklingenden, von der inneren Bewegung nachzitternden Stimme: ich merkte, daß es eine seiner Lieblingsbetrachtungen war. Jetzt ballte er seine Hand zusammen und klopfte auf den Tisch, als ob er sich selbst zur Ordnung rufen wolle. „Vergeben Sie," und er erhob sich, „ich stehe ja nicht auf der Kanzel. Der Gegenstand riß mich hin. Lüge und Wahrheit — ich fürchte, wir leben nur, weil sich beide für uns in einander weben. Unauflöslich und wie oft ununterscheidbar!" Und da auch ich aufgestanden war, drückte er mich mit sanfter Gewalt nieder. „Sie wollten noch meine Tochter sprechen . ." Er hatte eine kleine, zwischen den hohen Bücherständen fast eingeklemmte Thür geöffnet und „Maria!" gerufen, sich darauf wieder zu mir gewandt und meine Hand ergriffen: „Also mit Gott an Ihr Geschäft! Vor ihm sind wir allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes und der Wahrheit."

Seine Rechte hielt noch die meinige fest, als Fräulein Maria eintrat. Mir war's, als ginge ein Zug der Verwunderung bei diesem Anblick flüchtig über ihr Gesicht. Obgleich es in seinem ganzen Schnitt dem Antlitz ihrer Mutter glich, ihre Augen dunkel und ihr Haar von brauner Farbe wie das ihrer Mutter war, hatte ich es doch längst aufgegeben, in Maria's Gesicht die ehemals geliebten Züge wiederzufinden. Ein Ausdruck des Herben und Trotzigen ließ es

mir völlig fremd erscheinen. In der letzten Zeit hatten wir uns, wie es nicht anders sein konnte, da sie vielmals in das Haus der Tante gekommen, oft gesehen und manche Stunde mit einander verplaudert. Sehr in die Tiefen drang natürlich unsere Unterhaltung nicht, weil wir Rücksicht auf unsere Kranke zu nehmen hatten, aber das war doch zu merken, daß Marie viel gelesen, den kleinen Kreis, in dem sie sich bewegte, mit einer mir unheimlichen Schärfe beobachtete und über Alles ihre eigenen verschwiegenen Gedanken hatte. Obgleich sie stets freundlich aufmerksam war und gleichsam aus innerer Anschauung heraus jeden Wunsch der Leidenden errieth, noch ehe er ausgesprochen wurde, wehte es wie ein kalter Hauch um sie. Ulrike war es, die meiner nach einem bezeichnenden Worte suchenden Empfindung dazu verhalf; sie bringt immer Frost mit sich, sagte sie, und wenn sie lange bei mir sitzt, fange ich an zu frieren. Ihrer klaren Stimme, ihrem kurzen Lachen fehlte die Wärme; ihre Augen hatten einen eigenen, kalten wie metallischen Glanz. Gelassen, sorgsam, aber ohne jede Hast und jeden Uebereifer, in dem sich Liebe oder Mitleid kundthun, waltete sie in der Krankenstube Ulrikens wie im Hause ihres Vaters. Niemals, so lange ich sie nun kannte, hatte sie etwas versehen, versäumt oder vergessen. . . Vielleicht weil ihr Alles gleichgültig war und Nichts ihr einen tieferen Antheil abgewann. Mich hatte sie anfangs als eine neue Erscheinung in der Eintönigkeit ihres Lebens mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, aber offenbar bald genug herausgefunden, daß ich ebenfalls, wie ihre anderen Bekannten, zu denen gehörte, die nur in der Masse Wirkung machen.

Der Schmerz, den meine Eitelkeit darüber gefühlt, war längst verwunden, und wir verkehrten mit einander in der kühlsten und höflichsten Weise. So kostete es mir weder Mühe noch Herzklopfen, mich meines Auftrags zu entledigen und ihr das Angedenken Ulrikens zu überreichen.

Und so, in freundlicher Ruhe, nahm sie es auch nach einem fragenden Blick auf den Vater, als ob sie sich erst dessen Zustimmung sichern wollte, auf. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, und der Guten, die meiner so liebreich noch von jenseits des Grabes gedenkt," sagte sie und hatte schon das Schmuckkästchen auf den Tisch gestellt. Da mochte es ihr einfallen, daß diese beinahe geringschätzige Behandlung des Geschenkes mich verletzen könnte, und sie schlug den Deckel in die Höhe. Von dem Glanz der Steine, auf die gerade der goldige Schimmer des Sonnenuntergangs durch die Scheiben fiel, fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zurück: „Das ist viel zu kostbar für mich" — und zu dem Vater sich wendend, hielt sie ihm den Schmuck entgegen: „sieh nur! Wie dürfte sich eines Predigers Tochter damit schmücken!"

„Ich habe Herrn Paulsen schon gesagt, in welcher Gesinnung wir allein das Vermächtniß der Seligen annehmen können," entgegnete Wahrmund. „Wüßten wir nicht, welcher Schatz ihre Freundschaft im Leben für uns gewesen, welchen Trost sie uns nach dem Heimgang Deiner Mutter gewährt, so würde der Reichthum dieser Gaben für uns beschämend sein. Sie aber kennt unser Herz und hat es genugsam erfahren, daß Du nicht nach der Eitelkeit trachtest."

Während der Rede ihres Vaters, die mir salbungsvoller und gezierter klang, als Alles, was er mir gesagt, hatte Maria mit halb geschlossenen Augen da-

gestanden, als sei sie von dem Sonnenschein geblendet, und dann langsam den Deckel des Kästchens wieder geschlossen. Noch einmal drückte sie mir ihren Dank aus, und die Unterhaltung verlor den gespannten Ton, den sie bisher gehabt, und floß gemächlich eine Weile im Bett des Alltäglichen dahin. . .

Mit leichterem Herzen, als ich gekommen, verließ ich das Pfarrhaus. Noch niemals hatte ich dort eine solche Schwüle und ein solches Unbehagen empfunden. Steif und feierlich war der Verkehr immer darin, das lag ebenso in der Stellung wie in der Haltung Wahrmund's, dem das Geistliche zur zweiten Natur geworden war. Heute war es mir vermuthlich nur bedrückender auf die Seele gefallen, weil der Anlaß, der mich hergeführt, ihn beinahe dazu nöthigte, den Prediger noch stärker hervorzukehren. Sehr möglich, daß auch ich nicht den rechten Ton gefunden. . . Allein was half es, die Verstimmung zu zergliedern? Ein Spaziergang in den frischen Aprilabend hinein sollte sie zerstreuen und mir den Gleichmuth des Herzens wiedergeben. . .

Landschaftliche Reize bot die Umgegend nicht. Flachland mit gutem Getreideboden, ein mäßiger Waldbestand, Eichen und Buchen, welcher der Stadt gehörte, ein kleines Flüßchen, das die Grenze zwischen dem Weichbild und dem Rittergut Wussow bildete, mit einem Erlenbruch, in einiger Ferne ein paar Windmühlen und die Schlote der Ziegelei und der Brennerei, die der Graf Wussow auf seinem Besitzthum angelegt. . . Im Sommer, unter blauem Himmel, mit goldschimmernden, wogenden Kornfeldern, ein freundlicher, erquicklicher Anblick, aber jetzt in dem Dämmergrau des Aprilabends, weithin nichts als grauschwarze Erde, die leise dampfte, kahle Bäume, schwärzlicher Rauch aus den Schornsteinen steigend und rasch von dem scharfen Nordwinde zerrissen und zerstreut, konnte man sich nichts Reizloseres denken. Hätte der Wald nicht wie eine dichte blauschwarze Masse über dem Boden emporgeragt, würde sich mein Blick im Leeren verloren haben. Nichts Schwermüthiges, nichts Eindrucksvolles, nichts, was Staunen oder Schrecken hätte erregen können — eine scheinbar unermeßliche Flachheit und Gleichmäßigkeit . . genau wie das Einerlei des Lebens. . . Wären nicht der Wind, der Erdgeruch und die Himmelsweite über mir gewesen, hätte mir diese eintönige und trostlose Natur das Herz noch schmerzlicher beklemmt, als der Dunst des Pfarrhauses. . . So aber war schon das Athmen dieser Kühle, dieses kräftigen Duftes, der Widerstand, den ich dem Wind entgegensetzen mußte, der Blick hinauf zu den grauen, hier und dort noch von dem Blaßroth des Sonnenuntergangs durchzitterten Wolken eine erfrischende Wohlthat. . .

Eine gut gehaltene Fahrstraße verbindet das Rittergut und die nächstgelegenen Dörfer mit der Stadt, Pappeln, die wie nackte Masten und hohe Segelstangen sich vom Himmel abhoben, ziehen sich zu ihren beiden Seiten in gleichen Abständen hin. Planlos, beinahe gedankenlos schritt ich sie entlang. Erst um eine Stunde später, wenn die Fabriken geschlossen wurden, ging es lebhafter auf ihr hin und her: ein Theil der Arbeiter wohnte in der Vorstadt und kehrte dann dahin zurück. Jetzt war die Straße einsam, kein Wagen, kein Wanderer darauf. Ich würde auch schwerlich Aufmerksamkeit dafür gehabt haben, so still und träumerisch wandelte ich für mich, ohne etwas fest ins Auge zu fassen oder einem Gedanken lange nachzuhängen. Da begrüßte mich Einer mit einem „Aufgepaßt!“ Ein

Feldweg, den er dahergekommen, mündete hier in die Straße, und ohne seinen Zuruf wären wir aneinander gestoßen. Ich zu meinem Schaden, denn er trug eine große Hacke über der Schulter.

„Guten Abend!“ sagte ich.

Zwei fremde Gesichter starrten sich an, keines hatte an dem anderen Besonderes zu sehen. Er gehörte vermuthlich zu den Gutsleuten in Wussow; die stramme Haltung und die Militärmütze auf dem Blondkopf, die Weise sich zu geben und zu tragen verriethen, daß er noch nicht lange aus dem Regiment entlassen war.

Er ging gradaus, wie ich, und so hielten wir unwillkürlich gleichen Schritt, schweigend, neben einander. Endlich fragte ich: „Sie haben wohl in der Garde gedient?“

Die Vermuthung schmeichelte ihm, er richtete sich noch straffer in seiner ganzen Höhe auf: „Bei den Gardefüsilieren,“ antwortete er mit einer Stimme, die einen mir bekannten Klang hatte, obwohl mir nicht einfallen wollte, wo ich ihn schon gehört.

„Da sind wir halbwegs Kameraden; ich habe in dem Regiment mein Jahr abgedient.“

„Sie?“ Er streifte mich mit einem jähen, schrägen Blick. „Sie sind nicht aus der Gegend?“

„Nein, ich bin nur zu kurzem Aufenthalt in der Stadt. Aber Sie sind hier zu Hause?“

„Ja, ich bin in der Stadt geboren.“

Wieder wanderten wir eine Weile wortlos weiter; dann fragte er: „Wollen Sie zu uns nach Wussow? Die Herrschaft erwartet — nein, so sehen Sie doch nicht aus.“

„Wie denn?“

„Wie ein Candidat! Der frühere Lehrer des jungen Herrn hat das Schloß verlassen, und der Herr Graf haben sich einen neuen von dem Herrn Pastor Wahrmund empfehlen lassen . .“

„Nein, der bin ich nicht. Ich bin ein Kaufmann.“

„Nun ja, es war ein dummer Einfall. . . Sie haben so gar nichts Geistliches, wie der.“

„Der Herr Prediger Wahrmund ist freilich ein stattlicherer Mann als ich.“

„Das wollt' ich nicht sagen. Ich dachte etwas Anderes. Also Sie kennen Wussow nicht? Es ist ein geräumiges Schloß und ein großer Park darum.“

„Sie dienen auf dem Gute?“

„Ich bin eigentlich ein gelernter Schlosser. Bis ich zu den Füsilieren kam. Im Herbste vorigen Jahres war meine Zeit um, und ich wurde nach meiner Heimath entlassen. Wenn man drei Jahre in Berlin gewesen und vor dem Kaiser exercirt hat, kann man in einem solchen Neste nicht bleiben, nicht wahr? So wollt' ich auf und davon, da trifft mich der Graf Wussow, der mich von dem Regimente her kennt; ich war nämlich eine Zeit lang Bursche bei seinem Bruder, dem Hauptmann, und sagt: Draußen bei mir ist immer etwas zu schlossern und zu hämmern, Arbeit genug. Und da ging ich mit ihm.“

Die längere Rede hatte ihn zutraulich gemacht, wir kamen in ein gemüthliches Geschwätz. Bis zu einer kleinen Ausspannung, wo die Bauernwagen, die zum Markt in die Stadt, und die Frachtwagen, die von dem Bahnhof ins Hinterland fahren, zu halten pflegten, waren wir so gegangen. Am Himmel tauchte die Sichel des Mondes im Silbergrau des Abends auf. Es war Zeit für mich, an die Heimkehr zu denken. Aus „alter Kameradschaft" von dem Regimente her und wegen der munteren Unterhaltung bot ich meinem Begleiter ein paar Cigarren an und an demselben Streichholz entzündeten wir jeder die seine. Der Wirth stand in der Hausthür. Er erkannte mich wieder, auf meinen Spaziergängen hatte ich ein und ein anderes Mal ein Glas bei ihm getrunken, und rückte an seiner Mütze: „Guten Abend, Herr Paulsen." Bei dem Namen war es mir, als stutze mein Begleiter, wenigstens trat er einen Schritt zurück und schien nur widerwillig in die Hand einzuschlagen, die ich ihm entgegenstreckte. . .

Mit kurzem Abschied trennten wir uns. Ich mochte nicht zurückblicken, aber ich war überzeugt, daß er sich nun ein Langes und Breites von meiner Erbschaft erzählen ließ. Denn diese Erbschaft und meine Wenigkeit waren seit drei Tagen der unerschöpfliche Stoff des Gesprächs und der Gerüchte in der Stadt. Das Auffahren und Staunen des jungen Gesellen, als er meinen Namen hörte, hatte in mir eine unangenehme Empfindung erregt. Gönnten sie mir mein Erbe nicht, hatten sie sich Aussicht auf das Vermögen Ulrikens gemacht und betrachteten mich als Eindringling? Gewiß, es waren die lächerlichsten Gedanken, die in mir aufstiegen, und ich legte die begreifliche Neugierde und Verwunderung der Spießbürger, denen ich schon als Fremder eine ungewohnte Erscheinung war, in meinem Unmuth ganz falsch aus; aber die Grillen schwirrten weiter. Was sollte ich mit dem Reichthum beginnen? War er mir nur geschenkt, um ihn zu meinem Wohlleben und Vergnügen zu vergeuden? Verpflichtete er mich nicht dazu, im Sinne der Verstorbenen Gutes zu thun? Im Vergleich zu den Summen, mit denen ich in dem Bankhause zu rechnen gehabt, war mein Besitz wie ein Tropfen im Meer, allein hatte ich nicht das Beispiel der Verstorbenen vor mir? Wie viel Durstige hatte sie mit diesem Tropfen zu tränken verstanden! Und mitten in diesen Ueberlegungen wachte plötzlich die Habsucht auf. War ich nicht ein Kaufmann? Wußte ich nicht, wie man das Geld wuchern läßt? Konnte ich mein Erbe nicht verdoppeln, verdreifachen? Schon verlor ich mich in waghalsige Speculationen mit allen möglichen Spielpapieren der Börse, schon funkelte wie ein Meteor die Million vor mir. . . Da ernüchterte mich der Anblick der spärlichen, trüb brennenden Gaslaternen in den stillen Straßen, das Verschlafene der kleinen Stadt, das gute, ehrliche, fast hundertjährige Haus am Markt, wo langsam und ehrenfest Pfennig zu Pfennig gelegt worden war, in unermüdlicher Arbeit, in harter Entbehrung, bis der Goldhintergrund geschaffen war, auf dem ich selbst und die Andern mich nun erblickten — ich mit selbstgefälliger Eitelkeit und die Andern mit kaum verhülltem Neid. Nein — dies Geld, an dem keine Lüge und kein Trug haftete, sollte nicht vergeudet und verspielt werden. Ich schüttelte mich, ehe ich die Klingel zog, als müßte ich all' die thörichten Gedanken von mir abwerfen, die nicht zu dem Frieden und der Makellosigkeit dieses Hauses stimmten.

II.

In dem Hause bewohnte ich ein großes Hinterzimmer. So schmal die Vorderseite des Hauses nach dem Markte war, so lang und weiträumig streckte es sich nach dem Hofe zu aus. Offenbar hatten die Besitzer je nach dem Bedürfniß, bei dem Wachsthum des Geschäftes und der Zunahme der Familie den alten Bau weitergeführt und darüber der Nützlichkeit wegen die Annehmlichkeit des Gartens, der sich früher hinter dem Hause ausgedehnt, ohne Bedenken bis auf einen winzigen Theil geopfert. Drei alte Nußbäume und ein paar Fliederbüsche auf magerem Rasenfleck — das war Alles. Aus dem Fenster meines Zimmers hatte ich, als ich noch ein Knabe war, mich zum Schrecken der Tante einmal auf einen herabhängenden Ast geschwungen; als ich im nächsten Jahre wiederkam, hatte sie vorsorglich die Bäume stutzen lassen. Sie standen nun in gebührender Entfernung von dem Fenster und hinderten weder der Luft noch der Sonne den Zugang zu dem Gemache. Ich war an das Zimmer gewöhnt und dachte nicht daran, ein anderes zu beziehen. Es bot mir freie Aussicht über die kleinen Gärtchen und Höfe der Nachbarhäuser und ein weites Stück Himmel spannte sich über und vor mir aus. Während die andern Gemächer nach Frauenart vollgepfropst waren, hatte das meinige eine knappe Einrichtung. Ein Schrank für die Kleider, eine alte, reich mit messingnen Griffen und Schlössern beschlagene Kommode, ein runder Tisch, drei Stühle, in einer Alkovenecke durch einen Tapetenschirm geschützt das Bett und das Waschgeschirr, ein verblaßter holländischer Teppich über die ganze Diele hin, die immer leise unter meinem Tritt ächzte, ein Bücherregal, auf dem noch meine Schulbücher standen. Aber mir war in dem schlichten Raum wohl und behaglich; die Luft kam mir hier frischer und freier vor, als in den aufgeputzten Vorderzimmern, und wenn der Pastor vorhin von dem Dunst und Spuk alter Erinnerungen geredet, welche aus den Truhen und Kästen der Tante aufsteigen würden — hier fühlte ich mich sicher vor ihnen, hier hausten nur Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit, hier umschwebten mich nur heitere Bilder und Träume. . .

Das Haus war auf das Sauberste und Friedlichste gehalten. Die Tante hatte eine feste und strenge Hand in der Führung des Hauswesens besessen. Die alte Köchin verstand sich ebenso gut auf die Küche wie der alte Diener auf seine Obliegenheiten. Er pflegte die Tante auf ihren Ausgängen zu begleiten, die Besucher anzumelden und bei Tische aufzuwarten: immer in tadelloser weißer Cravatte, in einem altmodischen braunen Rock mit blanken Knöpfen. Er wie die Köchin waren noch in jüngeren Jahren in den Dienst Ulrikens getreten und gemächlich mit ihr, ohne es zu merken, in der Geräuschlosigkeit der Tage in das Alter geglitten. Mich kannten sie schon von meinen Ferienbesuchen her und hatten mich, sie mit Leckereien und er mit männlicheren Diensten, indem er mir Pfeil und Bogen schnitzte, Angelruthen zurechtband und mich auf meinen Streifereien in der Umgegend begleitete, damals über Gebühr verwöhnt. Ich war für sie von jeher der „junge Herr" und von allen Einwohnern der Stadt gönnten sie mir meine Erbschaft aus aufrichtigstem Herzen. Für sie hatte es gar nicht anders kommen können, als es gekommen war. Auch in ihrem eigenen Interesse hatten sie es sich nicht besser zu wünschen vermocht. Sie waren nun

sicher, wie mir Johann sagte, in dem Hause zu sterben, in dem sie so lange gelebt, und daß ich ihnen noch weniger Unruhe und Umstände machen würde, als das selige Fräulein Paulsen. . .

Neben den beiden alten Dienstleuten, zu denen sich an jedem Sonnabend und an den immer mit einem rothen Kreuz von Ulriken in ihrem Wandkalender bezeichneten großen Waschtagen zwei Frauen aus der Nachbarschaft gesellten, hatte ich diesmal bei meiner Ankunft im Hause eine junge Magd getroffen . . Hilde wurde sie gerufen, und es hieß, sie sei der alten Ursel zur Beihülfe für die schwerere Arbeit gegeben. Sie war auch groß und stark, mit feinen, beinahe regelmäßigen Gesichtszügen, mit dicken blonden Flechten um das Haupt, die Wangen immer von einer frischen, gesunden Röthe überflogen. Aber wir Beide konnten uns vom ersten Augenblick an, wo wir uns gesehen, nicht leiden. Sie maß mich mit einem schrägen Blick, als mir Johann die Hausthür öffnete und sie und die Ursel auf seinen Freudenruf: „Es ist der junge Herr! Und wie groß und hübsch ist er geworden!" aus der Küche herbeiliefen, um mich zu begrüßen. Und dieser schräge, lauernde, scheue Blick traf mich jedes Mal, wenn wir uns begegneten. Oft war ich freilich in den ersten Monaten nicht mit ihr in Berührung gekommen. Das Frühstück trug mir Johann herein; mein Zimmer brachte sie während meiner Abwesenheit in Ordnung; auch in den Gemächern der Tante erschien sie nur selten. Aber in den letzten Wochen, als Ulrikens Krankheit sich verschlimmerte, bei den langen Nachtwachen, wo die Krankenwärterin allein nicht ausreichte, als dann der Tod eingetreten war, mußte ich selbstverständlich viel mit ihr reden, vieles ihr auftragen. Warum es mir immer eine Art Ueberwindung kostete, wußte ich mir nicht zu erklären; nur das empfand ich, daß meine Weise ihr gegenüber nicht die richtige war. Bald sprach ich mit meinem „Bitte!" oder „Seien Sie so gut!" zu höflich, bald verfiel ich in einen barschen Ton, der sich ebenso wenig eignete. Denn sie widersprach niemals, that, was ihr befohlen war, ohne Lärm und gab auf eine Frage stets eine kurze Antwort. So weit es möglich war, wich sie mir aus, ihre Scheu war noch größer geworden; in ihren Augen, wenn sich einmal unsere Blicke trafen, lauerte etwas Unbeschreibliches; bald schien es mir Furcht und Sorge, bald wieder Trotz und Frechheit zu sein, und wenn sie sich bei einer Verrichtung von mir beobachtet glaubte, meinte ich einen Zug wie zwischen Herausforderung und Lüsternheit um ihre vollen Lippen irren zu sehen.

Mit der Tante hatte ich nie über das Mädchen gesprochen. Einmal hätte sich vielleicht die Gelegenheit dazu gefunden, aber ich hatte sie ungenutzt vorübergehen lassen. Ich hatte Hilden bei irgend einem Anlasse einen Verweis ertheilt und die Tante mir nachher gesagt: „Sei sanfter zu ihr, sie ist ein unglückliches Geschöpf." Dabei war es geblieben. Mich des Genaueren über das Mädchen und wie sie ins Haus gekommen, bei dem Diener oder der Ursel zu erkundigen, widerstrebte mir, und da Beide ohne Streit mit ihr verkehrten, wenn auch, wie es mir scheinen wollte, mit einiger Zurückhaltung, so hatten auch sie keinen Grund, im Gespräche mit mir die Rede auf Hilde zu bringen. Aus Ulrikens Testament erfuhr ich, daß sie Hilde Gollnow hieß und seit etwa zwei Jahren „treu, ehrlich, sittsam und bescheiden" ihren Dienst im Hause verrichtet habe.

Deswegen war ihr ein kleines Legat von tausend Mark vermacht worden. Ich freute mich darüber, ebensowohl des Mädchens wie meinetwegen; ohne unbillig zu erscheinen, konnte ich sie nun nach meinem Belieben entlassen, mit der Gewißheit, daß für ihre nächste Zukunft gesorgt sei.

Ein unbedeutender Umstand hatte meine Gedanken so lebhaft wieder dem Mädchen zugewandt. Bei dem Eintritt in das Haus, während mir der Diener die Treppe hinaufleuchtete, hörte ich sie mit der Ursel in der Küche eifrig sprechen und dazwischen lachen. Der Ton ihrer Stimme fiel mir auf, als wecke er ein Echo in mir. Nun wußte ich, wohin ich die Stimme des jungen Gesellen zu bringen hatte, die mir so bekannt geklungen. Sie hatte dieselbe Helligkeit und denselben Tonfall, wie die Hildens. Gehörten die beiden Menschen zu einander, obgleich ihre Gesichter keine Aehnlichkeit aufwiesen, oder war es nur ein Spiel des Zufalls? „Was haben die Beiden so Lustiges mit einander zu reden?" fragte ich den Diener. Es war eine gleichgültige Geschichte aus der Nachbarschaft. „Hat die Hilde Verwandte in der Stadt?" erkundigte ich mich und erzählte von dem Weggenossen, den ich vor dem Thore getroffen. „Das wird Hildens Bruder, der Franz Gollnow, gewesen sein," antwortete Johann, „ein Aushorcher, der Alles wissen möchte. . . Aber er kommt nicht ins Haus," setzte er wie beschwichtigend hinzu. „Nun," lachte ich, „was sollte er gerade bei uns so Merkwürdiges erfahren? Er schien mir sonst ein tüchtiger Bursche zu sein und wohlgesetzt in seiner Rede." „Ja, ich habe nichts wider ihn gesagt," stimmte Johann zu. „Es ist nur wegen der Hilde, sie sind sich spinnefeind."

Da öffnete sie selbst die Thür des Nebenzimmers, um den Tisch für das Abendbrot herzurichten, und unser Geschräch verstummte. Offenbar zur Erleichterung Johann's, der weitere Fragen meinerseits befürchten mochte, und sich eiliger als sonst entfernte. Daß sich Geschwister nicht lieben, unten auf der Lebensleiter wie oben, war nichts Besonderes, und ich trug kaum ein Verlangen, Mitwisser dieses Familienzwistes zu werden. Ich dachte nur, daß diese Feindschaft für Hilde ein Grund mehr sein könne, aus der Stadt fortzuziehen, jetzt, wo der Tod ihrer Herrin und Beschützerin sie aus jeder Pflicht gelöst, und hatte zugleich für die unfreundliche Bewegung, die Franz bei der Nennung meines Namens bezeugt, die einfachste Erklärung gefunden: der Bursche zog in seine Abneigung gegen die Schwester alle hinein, die in irgend einer Verbindung mit ihr standen. . .

In dem Nebengemach hatte darüber das Geklapper der Teller und Tassen, der Messer und Gabeln aufgehört. Als ich die Thür öffnete, huschte eben Hilde zu der andern, die auf den langen Gang mündete, hinaus. Die Hängelampe beleuchtete freundlich den sauber gedeckten Tisch, und schon vernahm ich auch von der Treppe her den schweren schlürfenden Schritt meines Tischgenossen, des alten Zeichenlehrers aus dem Erdgeschoß. Das hatte sich ohne mein Zuthun und meinen Willen so von alter Gewohnheit her gefügt. An jedem Donnerstag hatte der „alte Fritzlaw", so hieß er in der ganzen Stadt, obgleich er erst einige sechzig Jahre alt war und mit seinem Künstlerkopf, weißbärtig, mit dichtem buschigen weißen Haargelock und gesunder Gesichtsfarbe, in seinen guten Stunden den muntersten Eindruck hervorbrachte, den Thee bei der Tante getrunken, ein paar Partien Domino oder Dame mit ihr gespielt, sich mit ihr gezankt und

sie von dem großen Werke unterhalten, einer Geschichte der christlichen Malerei, an der er seit Jahren arbeitete oder zu arbeiten vorgab. Wie allen Menschen gegenüber, hatte Ulrike auch bei ihm die Vorsehung vertreten. Sie sorgte für den ins Blaue hineinlebenden Mann und hielt seine Habseligkeiten und sein bescheidenes Einkommen zusammen, achtete darauf, daß er immer anständig in Wäsche und Kleidung erschien, und hatte ihm, wenn ich den Anspielungen der Ursel Glauben schenken wollte, die Untugend des Trinkens halbwegs abgewöhnt. Das war an die zwanzig Jahre hin und hergegangen und hatte natürlich durch meinen Einzug in das Haus keine Aenderung erfahren. Im Gegentheil, meine Anwesenheit brachte einen neuen Schwung in das Verhältniß. In der Krankheit hatte nicht nur Ulrikens Energie gelitten, sondern auch ihre Theilnahme für Fritzlaw's Geschichten und Gespräche abgenommen; er seinerseits war nicht der Mann, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen oder Lebensproblemen nachzusinnen. Das Nachlassen der starken Hand, die bisher über ihm geschaltet und gewaltet, erschreckte und erleichterte ihn zugleich. Was soll aus mir werden? jammerte er wohl, um sich im nächsten Augenblick als freier Mann in die Brust zu werfen. So war ich Beiden als Dritter an den Donnerstagabenden sehr genehm und gewann bald Fritzlaw's Vertrauen.

Es war eine verfehlte Künstlerexistenz, die sich da vor mir aufthat, ein mäßiges Talent, große Erwartungen, ein langes Ringen, das ehrlich gemeint war, dem aber doch der rechte Fleiß und der rechte Wille gefehlt, eine beständige Erfolglosigkeit — all' die Traurigkeiten, die ich aus dem Schicksal meiner Eltern nur zu gut kannte und aufrichtig nachempfand. Gustav Fritzlaw war der Sohn eines Bürgermeisters in einer kleinen pommerschen Landstadt. Schon als Kind hatte er Kohle und Bleistift geführt und eine gewisse Treffsicherheit, zum Erstaunen seiner Angehörigen, in seinen Zeichnungen gezeigt; in der Schule galt er für ein Wunderkind. Dieser Ruf begleitete ihn nach der Akademie in Berlin. Bei einer Bewerbung erhielt er einen ersten Preis und ging mit einem Stipendium nach Italien. Dort in Rom wurde er ein Nichtsthuer und ein Bummler, der großen Natur gegenüber erlahmte seine Kraft. Kaum, daß ihm das Copiren eines alten Bildes glückte. Er war nach Deutschland zurückgekehrt und hatte bald in München, bald in Berlin zu malen und Geld zu verdienen versucht. Immer vergeblich, es war kein Zug in ihm und kein Stern über ihm. Der Tod seiner Mutter, eine kleine Erbschaft hatten ihn in seine Vaterstadt zurückgerufen. Auf einem Gutshofe in der Umgegend, wo ihm der Besitzer, ein ehemaliger Schulgenosse, ein Asyl gewährt, war Ulrike ihm zum ersten Male begegnet. Der verrückte Maler, nannte ihn die Dienerschaft. Unter dem Vorwande, landschaftliche Studien zu machen, trieb er sich mit seinem Skizzenbuche im Dorfe und auf den Vorwerken, im Erlenbruch und auf den Feldern umher. Ein Mann in den Vierzigen ohne regelrechte Beschäftigung, ein Guck in die Wolken war für Ulrike ein Greuel. Sie beschloß, das große Kind zu erziehen und zu bessern. In einer seiner sentimentalen Anwandlungen wußte sie ihn zu fassen und sich seines Willens zu bemächtigen. Er folgte ihr in die Stadt und erhielt nach einiger Zeit auf ihre Empfehlungen und weil er ein unverkennbares Geschick für den Unterricht hatte, eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Schule. Ueber Er-

warten bewährte er sich; aus dem Künstler-Vagabunden wurde ein seßhafter Spießbürger. „Ich liege da wie ein halbtodter Walfisch auf einer Sandbank, und die Fluth kommt nicht mehr, mich hinunterzuspülen," hatte er mir im Anfang unserer Bekanntschaft pathetisch gesagt. Anfänglich mochte ihn noch der Ehrgeiz gekitzelt und ihm, da es mit der Kunst selber nicht gehen wollte, den Ruhm eines hervorragenden Kunstgeschichtschreibers vorgespiegelt haben. Wenn nicht auch diese Absicht, eine Geschichte der christlichen Malerei zu schreiben, ihm nur von Ulriken untergeschoben war, um ihn mit einem Spielzeuge zu beruhigen und in der Philisterei festzuhalten. Wenigstens stammten das Dutzend kunstgeschichtlicher Bücher und die Braun'schen Photographien, die er seinen Freunden mit wichtiger Miene zeigte, als wären sie ebenso viele Beweise seiner Studien, zum größten Theil aus Geschenken Ulriken's zu seinen Geburtstagen. . . .

Nun saß er behaglich in seinem grünen Ledersessel zurückgelehnt, mit der Flasche Rothwein liebäugelnd, mir gegenüber. Die Tasse Thee gehörte freilich noch zur unverbrüchlichen Abendordnung, aber in Rücksicht auf meine Jugend war, seit ich an den Mahlzeiten der Tante theilnahm, eine Flasche Wein auf den Tisch gestellt worden. Anfänglich mehr zur Schau, als zum Gebrauch. Allmälig hatte sich dann ein Gläschen „als Schlaftrunk" eingebürgert, und aus dem Gläschen waren Gläser geworden.

„Reisewind heute," sagte Fritzlaw und schob mit einiger Ungeduld die Theetasse zurück, als zögerte ich ihm zu lange, den Wein einzugießen. „Frühling im Anzug, regt sich die Schwinge? Der unsichtbare Flügel, den jeder Mensch irgendwo trägt? Ja, wer könnte, wie er wollte!" Ein Seufzer und ein voller Zug aus dem endlich gefüllten Glase. Und dann ein Schnalzen mit der Zunge . . „Ist fast zu schwer für mich! Bin zu lange auf Wasser, Thee und Cacao gesetzt gewesen. Mochte nöthig sein, wie die Selige sagte. Wäre sonst am Wege verkommen! Und die Mädchen und Jungen hier hätten niemals zeichnen gelernt. Nun schon das dritte Geschlecht. Wäre schade, hm?" Und er nickte sich selbst mit dem Kopfe, der mit seinem Haarwald merkwürdig groß für seine schwächliche Gestalt war, die Zustimmung zu. „Guter Wein," wiederholte er nach einem zweiten Trunk, der das Glas leerte, „er wird der christlichen Malerei von Nutzen sein."

„Heute und künftig," erwiderte ich, „Johann sagt mir, daß noch einige Dutzend Flaschen davon im Keller stehen."

„Edle Reste der Gebrüder Paulsen, Wein- und Colonialhandlung! Ihr Großvater, Verehrtester, soll die feinste Zunge fünf Meilen im Umkreise gehabt haben. Traurig für Sie, kein Beispiel für die Darwin'sche Theorie."

„Sehr natürlich, Herr Fritzlaw. Ich war nicht in der Lage, die Zunge zu üben. In meiner Eltern Hause kam der Wein nur einmal im Jahre, bei des Vaters Geburtstag, auf den Tisch."

„Sind noch jung, die Fähigkeit entwickelt sich vielleicht noch. Einmal unten im gelobten Lande . . Barolo, Montefiascone, Orvieto . . kosten Sie nur einmal! Werden doch nicht hier versauern? Wann fahren Sie ab?"

„Haben Sie es denn auch so eilig, mich loszuwerden?" scherzte ich. „Vielmehr dachte ich, Sie würden mich hier zurückzuhalten suchen!"

„Hier?" entgegnete er gedehnt. „Oh" — und er schob seinen Sessel ein

wenig von dem Tische zurück. „Sind kein Künstler, haben keine Ahnung von dem Jammer, der in meiner Brust wühlt. Wenn der Frühling naht, wenn ich . . Auch ich war in Arkadien geboren . . Aber Ihre Tante hatte Recht, es schickt sich nicht für einen aus städtischen Mitteln ehrenvoll besoldeten Zeichenlehrer solche Grillen zu fangen. Noch dazu in Hinterpommern. Aber Sie werden es hoffentlich nie zu einer ähnlichen Anstellung bringen. Kann Ihnen nur sagen: flieg auf! Werde Sie vermissen, hier und dort, überall, bin jedoch kein Selbstling, sondern ein Märtyrer. Erst der Kunst, jetzt der Freundschaft."

„Ich kenne Ihre Gesinnungen, Herr Fritzlaw," begütigte ich. „Es war mir nur so wunderlich, daß Sie mir denselben guten Rath geben, wie vorhin der Prediger Wahrmund."

„Der? Das erste Mal, daß wir Beide uns in derselben Meinung begegnen."

Ich mußte ihm erzählen, wie mein Geschäft im Pfarrhause verlaufen war, und beging dabei die Unvorsichtigkeit, ihn merken zu lassen, daß mir der steife Verkehr zwischen dem Vater und der Tochter aufgefallen wäre. Daran knüpfte er zu meinem Erstaunen an, als er mit leisem Gekicher sagte: „Hat sich der eifrige Gottesmann verrathen? Haben Sie es gewittert, daß nicht Alles im Predigerhause ordentlich und reinlich ist? Der Teufel drinnen, und nicht bloß draußen?"

„Was wäre nicht reinlich? Bei Wahrmund's?" Ich war erschrocken, vielleicht noch weniger über seine Reden, als über mich selbst, der ich ihm dazu mit einer unbedachten Aeußerung die Veranlassung gegeben.

„Ja, wenn ich es wüßte!" entgegnete er und suchte den Eindruck, den seine Worte hervorgebracht, abzuschwächen. „Es hat keinen Namen, es ist nur da . . Meine eben, daß sich der Vater und die herangewachsene Tochter nicht zu einander stellen können. Ist nicht in der Ordnung, aber wo ist's besser?"

Die Neugier ist ein schlimmer Dämon, jetzt hatte er mich gepackt. Was gingen mich Wahrmund und seine Tochter an? Weder für sie noch für ihn empfand ich eine tiefere Theilnahme. Auch war ich überzeugt, daß die lose Verbindung, die jetzt zwischen uns bestand, mit meiner Abreise für immer abbrechen würde. Nicht der geringste Grund war für mich vorhanden, nach den Verhältnissen einer fremden Familie zu forschen, und dennoch bemühte ich mich mit allen Ueberredungskünsten, über die ich verfügte, den Alten zu Enthüllungen zu verführen. Ich schämte mich sogar nicht, von meiner Knabenschwärmerei für die schöne verstorbene Frau Gerda zu sprechen und daraus mein Interesse für die Tochter herzuleiten . . .

„Ja, die selige Frau Pastorin," sagte Fritzlaw. „Das war ein Weib. Wie ein verklärter Engel sah sie in ihrer letzten Zeit aus. Das Herz ging einem über, wenn sie mit unser einem sprach. Und die großen, dunklen Augen mit ihrem sternigen Glanz! Ein stilles Glas ihr, Werthester! Wie leibhaftig steht sie jetzt wieder vor mir da! Und daneben der hochwürdige Herr . . Wie waren nur die Beiden zu einander gekommen?"

„Auf die natürlichste Weise. Die Tante hat es mir oft erzählt. Gerda war die Tochter eines Amtsbruders Wahrmund's . ."

„Weiß ich, Theuerster, blieb gerade hier hängen, als die Beiden noch die

Neuvermählten hießen. War die Geschichte damals in Aller Mund. Wie das Mädchen sich in den stattlichen Mann verliebt hatte, während er für ihren erkrankten Vater die Predigt in der Dorfkirche zu Pritzwalk hält. Eine Predigt, wie Sanct Paulus an die Korinther."

„Nun, und lebten sie nicht glücklich?"

„Ich muß es wohl glauben. Sie war eben ein Engel an Sanftmuth und Schöne. Dagegen konnte auch ein Wahrmund nicht an."

„Was hat Ihnen der Mann zu Leide gethan?"

„Nichts. Wie sollt' er? Aergere mich nur, wenn ich seinem Stolze, seiner Selbstgerechtigkeit und seiner Wahrheitsliebe zu nahe komme. Sieht er uns nicht Alle durch und durch? In die innerste Lüge unseres Herzens? Hole der Teufel die Wahrheit, die das Leben ungesellig macht. Bin eine Weile in das Predigerhaus gekommen. Unterrichtete Fräulein Marie im Zeichnen. So lange die Frau lebte, ließ es sich aushalten. Wenn das fressende Zorn- und Wahrheitsfeuer aufloderte, ging es von ihr wie ein gelindes Säuseln und ein Fächeln aus, als gäb' es irgendwo eine himmlische Musik. Das beruhigte den hochwürdigen Superintendenten. Nach ihrem Tode aber war Niemand da, das Wunder zu verrichten. Die Tochter hatte mehr die Schroffheit des Vaters, als die Weichheit der Mutter geerbt. Stießen da, je älter sie wurden, zwei Knubben auf einander. Fühlte sich das Mädchen als ein eigenes Wesen, während Wahrmund, nicht bloß als Vater, sondern auch als Prediger einzig sein Geschöpf in ihr sah. Fiel Allen auf, wie er sie vor fünf Jahren bei ihrer Einsegnung betrachtete und behandelte. Strenge Zucht, sagten die Einen, ein Prediger, der es ernst mit seiner Heilswahrheit meint und sein Kind, allen Eltern zum Beispiel, in der Furcht Gottes erzieht; ein liebloser Vater, die Anderen — als ob das Kind, das Vermächtniß seiner guten Frau, statt des Segens ein Unheil für ihn wäre!"

„Ich will Wahrmund nicht vertheidigen, aber eins werden Sie mir zugestehen, liebenswürdig ist die Tochter nicht. Aeußerlich und innerlich grad wie ein Lineal."

„Wie hätte sie in der Erziehung anders werden können! Immer unter dem Gesetz der Wahrheit, in der Furcht vor der Lüge in ihr und außer ihr. Schüttelt sich Jeder vor Ekel oder Grauen, der den Dingen auf den Grund sieht. Muß man hübsch den Schleier darüber lassen, sag' ich. Trinkerphilosophie, aus meinen tollen Tagen, die aber doch — die Selige hört's ja nicht mehr! — meine besten waren. Schon als Kind ist die arme Marie beständig wie zwischen Feuer und Wasser hin und her gerissen worden; heute verzärtelte und vergötterte die Mutter sie, morgen fiel sie der kränklichen Frau zur Last. Dem Mann hat der Tod der Frau, auf den er doch bei ihren jahrelangen Leiden und der Zartheit ihres Körpers gefaßt sein mußte, den Kopf verwirrt. Hochwürden wollte sein Unglück mit der Ergebung eines Christen tragen, nicht weinen und verzweifeln, wie gewöhnliche Menschenkinder, und hat dabei das Gleichgewicht verloren. Ist weiter nicht schlimm, wir sind Alle mehr oder minder gestört, je wie der Wind bläst, aber für die Tochter ist es eine Unannehmlichkeit."

„Sie sollte heirathen. Der Prediger muß ein wohlhabender Mann sein; sie ist sein einziges Kind, obend'rein sein Einfluß . ."

„Wollen Sie zugreifen?"

„Gewiß nicht. Mein Ideal ist Fräulein Marie nicht."

„Und das anderer Männer auch nicht. Sie hat einen Trotzkopf und eine schwere Hand und läßt es merken. Das schreckt ab. Hatte übrigens Tante Ulrike im Verdacht, aus Ihnen und dem Mädchen ein Paar zu machen . . ."

„Nicht mit einem Wort, mit einem Blick hat sie darauf hingedeutet —"

„Um so besser für Sie. Aber die Tante war trotz des Unterschiedes der Jahre die vertrauteste Freundin der Predigerin. Kein Tag verging, wo sie sich nicht sahen. Immer hatten sie sich etwas zu erzählen und zu beichten. Sollten sie nie von des jungen Herrn und des Mädchens Zukunft gesprochen haben?"

„Da hat der Himmel gnädig ein Gewitter über mich Ahnungslosen hinweggeführt."

„Unberufen! Drei Kreuze! Wo ein Weib im Spiel ist —"

„Oh, ich habe keine Angst. Die möcht' ich sehen, die mich von Rom und Neapel abwendig machen könnte."

Ich empfand einen leisen Stich in der Herzgegend, als gerade in diesem Augenblick die Thür aufgethan ward. Aber nur Johann trat mit einer neuen Flasche an den Tisch. Dem Vorsorglichen dauerte die Sitzung für eine Flasche zu lange. Nun ward ihm selber nach geziemendem Sträuben ein Glas aufgenöthigt und auf meine glückliche Reise angestoßen. Eine Weile schweifte die Unterhaltung in die Ferne. In Fritzlaw erwachten, von dem Weine heraufbeschworen, Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus seiner Jugend; das Verblaßte und Schemenhafte gewann wieder Farbe, Schimmer und Leben. Wie von der Schuttdecke der Spießbürgerlichkeit befreit, kam seine römische Zeit zum Vorschein. Die pommer'sche Mittelstadt, seine Zeichenklasse, Wahrmund und Ulrike, seine eigene Wohlgeborenheit verschwanden wie in einer Versenkung, und staunend, in zitternder Erregung vernahm ich von den Herrlichkeiten, die bisher so fern und so unerreichbar vor mir gelegen hatten. Wie mußten sie in Wirklichkeit aussehen, wenn ihre bloße Schilderung nach so vielen Jahren den alten Mann in Begeisterung zu versetzen und ihn gleichsam wieder zu verjüngen vermochte! Und zugleich ergriff mich etwas wie Mitleid über mich selbst, daß ich achtundzwanzig Jahre hatte vergehen lassen, ohne die himmlische Luft und den goldigen Sonnenschein des Südens zu genießen, ohne mich an seiner Schönheit und seiner Kunst wie an dem edelsten Trank, der dem Menschen geboten werden kann, zu berauschen. O, daß mich mein Wunsch auf Flügeln davongetragen, mich und den Alten, und uns Beide vor der Fontana Trevi zur Erde gesetzt!

Gegegenseitig hatten wir uns in die Leidenschaft hineingeschwärmt, der zweiten Flasche war eine dritte gefolgt und Mitternacht vorüber, als wir uns trennten. Fritzlaw, ein wenig unsicher auf den Beinen, aber das Herz voll Champagner-Melancholie, wie er sagte, und im Kopf ein italienisches Feuerwerk. Hätten wir uns nicht vor Ulriken's Geist gefürchtet, ich glaube, wir hätten gesungen. Hilde mußte ihm die Treppen hinunterleuchten; von dem hellen Lichtschein getroffen, überfloß ein eigener Glanz und Zauber ihr Gesicht und ihr weiches in einen dichten Kranz geschlungenes rothblondes Haar. „Müßte man sie nicht auf der Stelle so malen?" sagte er in seiner Weinlaune und wollte ihr

die Wange klopfen. Hastig wich sie an das Geländer zurück, und ihre Augen warfen ihm einen Blick zu, daß er unwillkürlich die Bewegung machte, mit der sie in Rom den bösen Blick abwehren . . .

Um mein Lager aufzusuchen, war ich zu aufgeregt. Herz und Schläfen pochten mir. Auf und ab ging ich in den Zimmern, deren Verbindungsthür ich geöffnet, um mir einen längeren Spaziergang zu schaffen. Der Mond schien durch das Fenster, von einem stillen sternbesäeten Himmel. Ich sperrte die eine Scheibe auf, um die Nachtluft hereinströmen zu lassen. Ach! wie in so manchen Stunden, wo mir das Herz von Wunsch und Leid beklemmt war, hatte ich sehnsüchtig und unruhvoll zu den flimmernden, zitternden, goldenen Punkten hinaufgeschaut, die Wesen und Welten für sich sein sollen, und mich in den dunkeln unermeßlichen Abgrund des Raumes, den sie nicht zu erhellen vermögen, so unzählbar sie sind, mit Jünglingsgedanken verloren! Jetzt blickte ich mit einem Gefühl freudiger Sicherheit empor und hätte am liebsten dem Monde ein „Auf Wiedersehen, wenn Du über dem Capitol stehst!“ zugerufen. Aber das Hantiren Hildens, die den Eßtisch abräumte, störte meine Zwiesprache mit dem Gestirn der Träume und der Schwermuth. Denn dies Geräusch hatte eine eigenthümliche Gewalt, die mich von dem Fenster in das Zimmer zurückzog.

„Ist Herr Fritzlaw glücklich unten angekommen?“ fragte ich, um einen Vorwand für meinen Eintritt in das Zimmer zu haben.

„Ja; Johann empfing ihn schon mit der angezündeten Lampe und ist noch bei ihm geblieben.“

„Es hat Ihnen wohl heute zu lange gedauert?“

„Oh, ich bin Ihre Dienerin, Herr Paulsen. Auf mich haben Sie keine Rücksicht zu nehmen.“

Und doch lag Etwas in ihrem Ton, das mir eine Entschuldigung abnöthigte. „Wir sprachen vom Reisen, und das ist ein weiter Stoff,“ sagte ich.

„Will Herr Fritzlaw auch verreisen? Mit Ihnen?“

„Er möchte wohl, aber er kann nicht. Seiner Stellung bei der Schule wegen.“

„Da wird es ihm in dem Hause, wenn er allein darin zurückbleiben muß, bald genug unbehaglich und gruselig werden.“

„Die Ursel und der Johann bleiben ja hier. Und Sie auch, falls es Ihnen gefällt.“

„Ohne Arbeit? Die Hände im Schoß? Immer allein mit meinen Gedanken —“

Ueberrascht schaute ich sie an. Sie verwirrte sich, erröthete, biß sich wie im Zorn über die Aeußerung, die ihr entschlüpft war, auf die Lippen . . „Es entfuhr mir so,“ sagte sie mit einem raschen Athemzuge. „Ich habe eine bessere Erziehung genossen, als sie einer Magd zukommt. Mein Vater wollte hoch hinaus mit mir, und die selige Frau Pastorin Wahrmund hat sich meiner angenommen . .“

„Im Pastorhause waren Sie?“

„Ja, bis zu meiner Einsegnung. Ich bin ein Jahr älter als das Fräulein Wahrmund. Dann brach das Unglück über mich herein. Ohne die Güte und Barmherzigkeit Ihrer Tante . .“

„Wahrhaftig, Hilde, ich wollte keine trüben Erinnerungen wachrufen.“

„Das läuft einmal über. Ohne daß man es selber will. So viele Thränen schluckt ein armes Mädchen wie ich hinunter, daß es nur eines leichten Stoßes an das Herz bedarf . . Wenn die Arbeit darum nicht wäre . ."

Mir war's, als sähe ich sie zu dieser Frist zum ersten Male und hätte sie bisher wie einen Schatten an mir vorübergleiten lassen. Sie stand mir gegenüber an dem Tische, die Rechte darauf stützend — eine große, breite, aber wohlgegliederte Hand mit schmalen Fingern. Das schwarze Wollenkleid, das ihr bis hoch zum Halse reichte, hob ihre schlanke und doch volle Gestalt noch mehr hervor. Ihre Augen hielt sie grad auf mich gerichtet; nie hätte ich ihnen zugetraut, daß sie so sanft und traurig blicken könnten. Auch der Ausdruck ihres Gesichtes war verwandelt, das Trotzige einer gefaßten Ergebung gewichen. Ein schönes, gebildetes Mädchen in einer solchen armseligen Stellung, mit dieser Haltung, diesem Wohlklang der Stimme! Ich würde eine Dummheit geäußert haben, hätte mich nicht die rasche Bewegung, mit der sie das Tischzeug zusammenrollte — so heftig, als hätte auch sie einen Druck abzuschütteln — an die Bedürftigkeit der Wirklichkeit erinnert.

„Nun, so lange ich noch in dem Hause bleibe," entgegnete ich, „wird es Ihnen an Arbeit nicht fehlen. Und nachher" — sie schaute von ihrem Geschäft mit einem fragenden Blicke auf, unter dem mein Satz in Verwirrung gerieth.

„Nachher?"

„Ich sollte meinen, Ihnen müßte sich doch leicht eine andere, bessere und lohnendere Beschäftigung darbieten. Wenn nicht hier, doch in einer größeren Stadt."

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Außer der Hausarbeit, Nähen und Stricken und der gewöhnlichsten Stickerei verstehe ich nichts. Wäre ich jünger, lernte ich vielleicht noch künstliche Blumen machen oder die feine Schneiderei. Aber mit einundzwanzig Jahren ist das Lernen für mich vorbei. Ich werde als Dienstmädchen leben und sterben müssen und will dem Himmel danken, wenn ich es immer so gut treffe, wie bei dem seligen Fräulein."

„Was ich dazu thun kann —"

„Sie?" unterbrach sie mich, mit einem halb unterdrückten Lachen. „Die Empfehlung eines so jungen Herrn würde mir auch grade nützen!"

Darin mochte sie Recht haben; sie war so hübsch, daß jedes Lob aus dem Munde eines Mannes verdächtig klingen mußte. „Und das Zeugniß der Verstorbenen," setzte ich darum eifrig hinzu, „das sie Ihnen in ihrem Testament ausgestellt, wiegt es nichts?"

„Ach, Herr Paulsen," sagte sie, ihre Sachen zusammenraffend, das Gesicht von mir abgewandt, „Sie wissen ja so gut wie ich, daß ich zufrieden sein muß, kann ich irgendwo still unterducken. Mir graut es vor der Fremde. Wo sie mich Alle anguckten und fragen würden . ."

Nichts wußte ich, und in meiner Unwissenheit und Verlegenheit, in die sich noch der Aerger mischte, wie ein Narr vor ihr dazustehen, entfuhr es mir: „Was soll die Geheimnißkrämerei? Reden Sie doch, Hilde!"

Teller und Gläser und was sie im Korbe und im Arm hatte, wäre ihr entfallen, wenn ich nicht hinzugesprungen. Wie ein Blitzschlag hatte es sie ge-

troffen. Alles Blut war ihr aus den Wangen gewichen. Ich hatte sie von ihrer Last befreit und sie in den Sessel gedrückt. Sie machte einen Versuch aufzustehen, aber ihre Kraft reichte nicht aus. Ihre Hände schlug sie über das Gesicht, stöhnte angstvoll auf, rang nach einem Wort und brach dann in einen Thränenstrom aus . .

Da hatte ich etwas Schönes angerichtet und verwünschte umsonst meine Voreiligkeit. Denn ein Zurückweichen war jetzt nicht mehr möglich, schon meine Würde als Hausherr verlangte es, die Wahrheit zu erfahren. Und das Mädchen selbst, als es sich wieder erholt und einmal über das andere gerufen: „Sie wußten nichts! Das Fräulein hatte Ihnen nichts gesagt, und die Ursel nicht und die im Pfarrhause nicht!“ und sein Mißgeschick beklagt, daß sie an sich selbst zur Verrätherin geworden, mochte es in seiner Bedrängniß auch für den sichersten Ausweg halten, ein Geständniß abzulegen, da doch nichts mehr verschwiegen werden konnte. Die Scham wurde von der Ueberlegung zurückgedrängt, daß sie ihre Sache vortheilhafter führen würde als jeder Andere . .

Wie so vielen Mädchen, war auch ihr die Schönheit und das leichte Blut zum Verhängniß geworden. Nicht ohne Schuld mochte die falsche Erziehung an ihrem Unglück gewesen sein. Ihr Vater war ein Kupferschmied, Jahre hindurch in auskömmlichen Verhältnissen, so daß seine beiden Kinder Franz und Hilde eine bessere Bildung, als die Handwerkerkinder der Stadt, erhielten. Hilde war der verwöhnte Liebling, auch darum, weil die Frau Pastorin Wohlgefallen an ihr gefunden hatte. Am Kirchplatz, dem Pfarrhause grad gegenüber, lag das Erbhaus der Gollnow's. Grundstück und Hantirung hatten sich durch drei Geschlechter fortgeerbt. Es stand fest, wie die Marienkirche und die hundertjährigen Linden darum, daß Franz die Kupferschmiede übernehmen würde; für Hilde plante der Vater höhere Dinge. Warum sollte sie nicht einmal einen Studirten heirathen? Wenn sie mit der Pfarrerstochter unter den Bäumen spielte, war sie nicht allein die hübschere, sondern auch die gewecktere. Das ging so eine Weile hin, bis der alte Gollnow den größten Theil seines Vermögens in einer Eisenbahn-Speculation verlor, zu der er sich wie manche der wohlhabenden Bürger hatte verleiten lassen. Statt den Rest zusammenzuhalten, warf er ihn dem Verlorenen nach, in der Hoffnung, wieder zu seinem früheren Besitz zu kommen. Sein Handwerk hatte er darüber vernachläßigt; nicht die Werkstatt, die Schenke wurde sein Aufenthalt. Vor Kummer starb die Frau, und mit ihr hatte der Trunkenbold auf dem abschüssigen Wege in die Tiefe den letzten Halt verloren. Der Sohn kam zu einem Verwandten, einem Schlossermeister, in die Lehre; Hilde nahm die Pfarrerin in ihr Haus. Sie war zehn Jahre, eine Waise, als sich ihr Vater bald darauf in einem Anfall der Verzweiflung an dem Fensterkreuz seines Hauses erhängte: am nächsten Tage sollte es versteigert werden. Obwohl es der Pfarrer nicht gern sah, daß die Tochter eines Selbstmörders bei ihm aufwuchs, mußte er doch dem Willen seiner Frau nachgeben; das Einzige, was er durchsetzte, war die Fernhaltung Hilden's von dem Unterricht, den er seiner Tochter ertheilte oder von anderen Lehrern geben ließ. Eine Weile freilich waren die Mädchen trotzdem als Spielkameradinnen unzertrennlich, und die Pfarrerin begünstigte in ihrer gütigen Weise alle Ergießungen der jungen Herzen und die

aufkeimende Freundschaft. Aber ihr Leiden wuchs, ihre Theilnahme an den Andern erlosch; mehr und mehr wurde Hilde in die Stellung der Magd gedrängt. Sie empfand es bitter und zornig; die Kälte Marien's gegen sie, die Strenge des Pfarrers, den ihr Leichtsinn und ihre Verschlossenheit oft genug zu Strafen herausforderten, machten ihr den Aufenthalt in dem Hause zu einem Fegefeuer. Nach dem Tode der Pfarrerin und ihrer Einsegnung wartete sie Wahrmund's Entscheidung über ihr Schicksal nicht ab, sondern verdingte sich auf einem der Gutshöfe in der Umgegend, bei der Freifrau Agnes von Pritzwalk. Die Dame war mit der verstorbenen Pfarrerin befreundet gewesen, noch von der Zeit her, als ihr Vater in jenem Dorfe das Predigtamt verwaltet und den Freiherrn von Pritzwalk seinen Patron genannt hatte. Es waren ältere Leute, die Töchter schon verheirathet, die beiden Söhne in Berlin, der Eine in einem Garde-Regiment, der Andere im Justizdienst. So langweilte sich die Freifrau auf dem einsamen Gute und wünschte ein junges Ding um sich zu haben, das ihr kleine Dienste verrichten, ihr auch wohl, wenn die müden Augen versagten, ein Weniges vorlesen und sie durch ihre Lustigkeit erheitern könnte.

In derselben Zwitterstellung wie im Pfarrhause lebte Hilde im Pritzwalker Schlosse. Zuweilen, wenn Gäste im Hause länger verweilten, die Arbeit sich häufte, mußte sie mit den anderen Mägden hart arbeiten und wurde gehalten, wie diese, dann aber kamen wieder Wochen und Monate, wo sie gleichsam mit der Freifrau zusammen lebte. Daß die Gedanken des Mädchens darüber einen wunderlichen Flug nahmen, begreift sich. Und vermuthlich flogen sie noch höher, als sie selber mir mit ihren halben Worten zugestand. Denn das hübsche Mädchen zog bald die Blicke der Männer auf sich, der Bauernburschen wie der jungen Inspectoren und Gutsnachbarn. Eine Weile hielt sie sich standhaft, dann überwältigte sie die Leidenschaft. Wem sie sich ergeben, wollte sie nicht gestehen. Mir fiel es auf, wie eifrig sie sich bemühte, den größeren Theil der Schuld auf sich selbst zu nehmen. Das Verhältniß hatte Folgen; Scham, Sorge, Verzweiflung treiben die Arme aus dem Schlosse. Sie hat Niemand, dem sie sich vertrauen, bei dem sie ihre Zuflucht suchen kann. Ihre Schönheit, ihre Bevorzugung durch die Herrschaft, vielleicht ihr eigener Hochmuth haben ihr den Neid und die Abneigung der anderen Mägde, der Frauen und Diener im Dorfe zugezogen. Schadenfroh sahen sie auf ihr Unglück. Der Gräfin ihre Schuld zu bekennen, wagt sie nicht. Zuletzt entschließt sie sich nach der Stadt zu gehen und dort bei einer alten armen Frau in der Vorstadt ihre Stunde zu erwarten. Etwas Geld hat sie sich erspart und hoffte so über das Schwerste wegzukommen. Allein unterwegs ergreifen sie die Schmerzen, kaum daß sie sich in eine verlassene Hütte am Wege zu schleppen vermag. Dort gebiert sie ein Kind. Erst am zweiten Tage ruft ihr Wimmern vorübergehende Arbeiter herbei. Sie finden das Kind todt, Hilde in ärgster Verstörung. Wie ein Lauffeuer fliegt das Gerücht umher: die hochmüthige Hilde Gollnow ist zu Fall gekommen, sie hat ihr Kind getödtet . . erstickt oder erwürgt . .

Lange, traurige Wochen folgten, die Untersuchungshaft, die Verhöre, der Gerichtstag. Die Geschworenen sprachen sie frei. Ihr Wesen, ihre Mienen, ihre Augen zeugten noch besser als ihre Betheuerungen für ihre Unschuld. Es war

nicht ausgeschlossen, daß die Heftigkeit ihres Schmerzes und ihrer Liebkosungen das schwache Lebenslicht des eben geborenen Kindes ausgelöscht, aber sie selbst hatte in völliger Besinnungslosigkeit gehandelt. Der entscheidende, jeden Zweifel verbannende Beweis ihrer Unschuld war für mich die Handlungsweise meiner Tante. „Du wirst nicht wissen, wo Du nach diesem Tage bleiben sollst," hatte sie Hilden nach ihrer Freisprechung gesagt, „komm' zu mir." So war sie unmittelbar aus dem Gerichtssaal in unser Haus gegangen. Zum Erstaunen der ganzen, zum Aergerniß der halben Stadt. Aber die Tante gehörte nicht zu Denen, die sich um die Meinung der Menschen kümmern, und dem Pfarrer Wahrmund, der ihr die Bedenklichkeiten ihrer Gutthat vorstellen wollte, hatte sie kurz das Wort abgeschnitten: „Ich thue nur, was Ihre selige Frau gethan haben würde." Und der feste Wille des Guten und Rechten hatte die Oberhand allen Verleumdungen und Verdächtigungen gegenüber behalten. Die Leute gewöhnten sich allmälig nicht nur an die Gegenwart Hilden's in Ulriken's Hause, sondern vergaßen auch die traurige Geschichte beinahe . . .

Die hatte sie mir nun, stoßweise, mit manchen Unklarheiten und Verschweigungen, mit Geschluchze und Thränen gebeichtet — nicht so kahl und so glatt, wie ich sie hier niedergeschrieben, sondern in schmerzbewegter, leidenschaftlicher Erregung . . So gut mir die Rede von den Lippen ging, suchte ich sie zu trösten und zu beruhigen.

„Es ist ja nun längst vorbei, Hilde," sagte ich, „Sie haben hier ein neues Leben angefangen. Niemand kann Ihnen fortan Etwas vorwerfen. Es war ein unglücklicher Zufall, daß ich an den alten Dingen rührte . ."

„Gott sei Dank," erwiderte sie, die letzten Thränen mit der Schürze abwischend, „daß Sie es gethan. Es ist mir freier ums Herz, daß Sie jetzt Alles von mir wissen. Zuweilen glaubt' ich, die Selige hätte es Ihnen erzählt, und wurde dann wieder in meinem Glauben irre. Sie behandelten mich so eigen. Jetzt ist es klar zwischen uns. Aber müßt' ich nicht in jedem neuen Dienst dieselbe Angst und Unruhe ausstehen? Wenn ich an einen Ort könnte, wo mir kein Schatten nachginge — aber auch keiner!"

„Ich wüßte schon einen Ausweg, Hilde! Wenn der Mann, den sie liebten und vermuthlich noch lieben, seine Schuld gegen Sie wieder gut machte . . Vielleicht hat es damals nur an seiner und Ihrer Mittellosigkeit gelegen . ."

„Oh!" warf sie dazwischen. „Von ihm sprechen Sie mir nicht!"

„Grade von ihm will ich sprechen. Es ist keine große Summe, die Ihnen jetzt gehört, aber Sie können doch damit vor ihn hintreten . ."

„Vor ihn? Niemals!"

„Ja, Hilde, wenn es ein reicherer oder vornehmerer Mann gewesen . . Sie brauchen ihn mir nicht zu nennen . . dann war es doch doppelt schlecht und unwürdig von ihm, daß er Sie in Ihrer Noth verlassen und Ihnen nicht die geringste Theilnahme bewiesen hat. Konnte er Sie nicht heirathen, hätte er um so mehr für Sie und das Kind sorgen müssen."

Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, um mich nicht anzusehen, jetzt erhob sie ihn plötzlich und starrte mich mit so gramvollen Augen an und rief mit einem so bitteren Ton, daß meine Alltagsweisheit davor zerstob:

„Das verstehen Sie nicht . . Sie nicht! . . Wenn er mich nun gar nicht geliebt . . Wenn nur ich ihm toll und wild nachgelaufen . . Ach, es ist nicht gut, heißes Blut zu haben!" Und hastig ergriff sie das Brett mit dem zusammengestellten Geschirr und verließ das Zimmer.

Ich hatte weder Lust noch Veranlassung, sie zurückzuhalten. Für meine Nachtruhe hatte ich schon zu viel gehört, denn ich fing an, über Hilden's Vergangenheit und Zukunft nachzugrübeln. So einfach die Geschichte war — die Verschlingung der Personen und der Verhältnisse in dieser kleinen Welt übte einen bannenden Einfluß auf mich aus. Auch das eigenartige Wesen Hilden's und der Stich in dem Pfirsich mochte seinen Antheil daran haben. Je weniger ich solche Dinge und Geschicke in dieser stillen Stadt vermuthet, desto überraschter war ich davon, daß sie mir so greifbar nahe traten. Nicht zu nahe indessen, gelobte ich mir, sollten sie an mich herankommen. Ich wollte Niemandes Beichtiger oder gar Seelenarzt werden. Zuletzt — was sorgte ich mich! Brauchte ich doch nur den Staub von meinen Füßen zu schütteln . . Die Schwinge zu entfalten, hatte vorhin der Alte hübsch gesagt . . Nach dem Sonnenlande, nach dem wahren Vaterlande all' Derer, welche die Kunst und die Schönheit lieben . .

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Theodor Vischer.

Von
W. Lang.

Zu Gmunden im Salzkammergut, am Ufer des bergumkränzten Traunsees, ist ein Denker zur letzten Ruhe gebettet, dessen Name in die Geschichte deutschen Geisteslebens mit scharfen Zügen sich eingegraben hat. Tiefsinn und Forschergeist, Phantasie, Humor und Gemüth, dazu noch eine besondere Mitgift aus dem schwäbischen Mutterboden, haben sich in ihm zu einer ungewöhnlichen Persönlichkeit vereinigt. Wir sind nicht mehr so freigebig mit dem Worte Genie, wie unsere Voreltern vor hundert Jahren. Aber fast noch seltener als die Genies sind die Originale geworden. Und Vischer war ein Original, ein Charakter von besonderer Art. Will man sich sein Wesen vergegenwärtigen, so stößt man auf ein Nebeneinander von Anlagen, auf Unebenheiten, auf stark hervorspringende Züge widerstreitender Art, für die man die Einheit erst suchen muß. Was er gewesen ist, läßt sich auch nicht in einem bestimmten Fache unterbringen. Man pflegte Vischer den Aesthetiker zu nennen. Das begreift systematische sowohl als angewandte Kunstphilosophie, sowohl ästhetische Theorie als ästhetische Kritik. Dieses Gebiet hat er zu seinem Berufe gemacht und als selbständiger Forscher in weiter Ausdehnung beherrscht. Aber der Umfang seines Wirkens ist damit nicht erschöpft. Philosophisches Denken hat er nicht bloß im Gebiete des Schönen geübt, vielmehr reizten ihn auch die eigentlich philosophischen Probleme; er machte gerne einen Vorstoß zu den letzten Weltfragen und Welträthseln. Und zum Denker gesellt sich der Dichter. Eine starke Einbildungskraft treibt ihn zu eigenem Schaffen. Und auch der Dichter zeigt sich in verschiedenen Gestalten. Er ist des Erhabenen mächtig, doch mehr noch in den komischen Stilgattungen zu Hause, und das Höchste gelingt ihm im Gebiet des philosophischen Humors. Die weichsten Töne der Empfindung weiß er anzuschlagen, und gleichzeitig straft er mit schonungsloser Geißel die Thorheiten und Schwächen des Zeitalters. Denn auch das gehört zu seinem Bilde: der lebhafte, ja leidenschaftliche Antheil an Allem, was um ihn vorging, was die Zeitgenossen bewegte, der Antheil vor Allem an den Geschicken des Vaterlandes, die er mit erregtem Herzen durch den entscheidungsvollen Zeit-

raum der letzten Jahrzehnte hindurch verfolgte. Voll Kraft und Saft ist Alles, was er schrieb, und wie seine Gedanken von ursprünglicher Gewalt sind, so hat er sich auch seine eigene Sprache, seinen eigenen Stil geschaffen, stets dem Gegenstande angegossen: jetzt grobkörnig, die Beredtsamkeit des Zornes athmend, oder in übermüthiger Laune freier Wortschöpfung schwelgend, jetzt zart gestimmt, in feierlicher Harmonie verklingend; in derber Holzschnittmanier, in Fischart'schen Tollsprüngen, und wieder im hohen ersten Stil der Hellenen. Jetzt war es ihm eine Lust, rücksichtslos dreinzuschlagen auf Alles, was ihm schlecht, falsch, verkehrt schien; aber derselbe Mann, der so grimmig haßte, war weich, harmlosem Scherze hold, hülfreich, Freundschaft nehmend und gebend. Ein Mitbürger der Hutten und Dürer, mit einer Seele voll Griechenheimweh. Ein heißes Herz, aufwallend, rasch, und ein grübelnder, dialektisch sich zerreibender Verstand. Ganz erfüllt von der geistigen Bildung des Jahrhunderts und doch auf gespanntem Fuß mit seiner Zeit, eben weil sie die Natur in Reflexion aufgelöst hat, weil sie naturlos geworden ist. Reizbar, empfindlich gegen alle Nücken und Tücken des Erdendaseins, aber die Seele darüber erhebend durch den strengen Dienst im Reiche des Geistes. Wenn er bei solcher Naturanlage dennoch ein ganzer Mann geworden ist, ein Mann aus einem Guß, so hat er das nicht ohne Kämpfe mit sich und mit der Welt werden können, die erst beim lindernden Anhauch des Alters sich beruhigten. Strenger Selbstzucht unterwarf er das äußere und innere Leben, seine Kräfte übend, aufsparend, erweiternd bis in ein hohes Alter. Der einsinkende Lebensabend ist ihm nur ein verstärkter Antrieb zum Schaffen gewesen, und das Ende traf den Achtzigjährigen noch immer wirkend im Lehramte, und unermüdlich, den geistigen Schatz unseres Volkes zu mehren.

I.

Friedrich Theodor Vischer war am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren. Der Vater war seit 1806 Helfer daselbst, ein freigesinnter Theologe, wie ihn der Sohn in den „Mein Lebensgang" überschriebenen Aufzeichnungen schildert, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer, wohlwollender, fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünktlichkeit anhielt. Napoleon, den Unterdrücker des Vaterlandes, haßte er von ganzer Seele. Bald nach der russischen Katastrophe schrieb er ein Gedicht voll flammenden Grimmes nieder, „Die Sonne von Austerlitz", dessen Anfang also lautet:

Hast Du des Blutes nicht genug getrunken,
Blutdürst'ger Tiger mit dem wilden Blick?
Sind noch zu Wenige in den Staub gesunken,
Geopfert ihrem grausamen Geschick?
Du schreitest stolz auf uns'rer Brüder Leichen,
Ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund;
Kein Jammer kann Dein Tigerherz erweichen,
Nur Trug verräth Dein lügenhafter Mund.

Eines Tages, als die Familie Vischer beim Mittagessen versammelt war und der Vater in der Zeitung eben wieder eine Gewaltthätigkeit des Imperators gelesen hatte, fuhr er plötzlich tief empört auf, ergriff die neben ihm stehende

Flasche, schwang sie schlägerartig durch die Luft und stieß zum Entsetzen seiner Kinder leidenschaftlich die Worte aus: „Nur haben möcht' ich ihn jetzt hier, nur haben!" [1]) Und kaum war die Schlacht bei Leipzig geschlagen, noch vor der Auflösung des Rheinbundes, da forderte der Prediger mit begeisterten Worten zum Dank gegen Gott für die Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft auf. Des Sohnes früheste Erinnerung bildeten die Durchzüge der russischen Reitervölker, die auf dem Wege nach Frankreich waren. Diese Wendung durfte der Vater noch erleben, aber schon im Januar 1814 raffte ihn, erst fünfundvierzig Jahre alt, der Lazarethtyphus hinweg; er hatte sich durch den Schauer der Ansteckung und den Rath besorgter Freunde nicht abhalten lassen, in dem überfüllten Militärspital seine Pflicht zu thun.

Zwei Jahre später setzte ihm die dankbare Gemeinde einen Stein auf das Grab, und in der Gedenkrede des Geistlichen wurde dem Verstorbenen nachgerühmt: unerschrockener Wahrheitssinn, liebenswürdige Vereinigung von Würde mit Menschenfreundlichkeit und Heiterkeit im geselligen Kreise, eine unerschöpfliche Gabe, Frohsinn zu erwecken und zu verbreiten. Wer Vischer in seinem Arbeitszimmer in Stuttgart besuchte, dem zeigte er wohl das Bild seines Vaters, das an der Wand hing: ein kugelrunder Kopf mit klugen aufgeweckten Zügen, in denen heiteres Wohlwollen geschrieben stand. Und im Schlafzimmer hing das Bild eines anderen Ahnen, dessen Perrücke und Staatskleid den höheren Beamten anzeigte: es war der herzogliche Oberrath, auch Tutelarrathspräsident Johann Jakob Vischer, welcher im Jahre 1693 als Geißel von den Franzosen nach der Straßburger Citadelle gebracht und drei Jahre neun Monate hier streng und unter drückenden Entbehrungen festgehalten wurde; er starb im Jahre 1705.

Ein halbes Jahr jünger als Vischer war ein anderes berühmt gewordenes Ludwigsburger Kind, der Sohn des benachbarten Kaufmanns Strauß. Fritz Vischer und Fritz Strauß waren Spielkameraden, und schon damals knüpfte sich die Freundschaft, die später, auf den Schulen befestigt und in ernsten Männerkämpfen bewährt, trotz der Ungleichheit beider Naturen bis ins Alter fest zusammenhielt und dennoch zuletzt einen Stoß erleiden sollte.

Vischer war sieben Jahre alt, als der Vater starb, und die Mutter mit ihren drei Kindern, unter denen Friedrich das jüngste war, nach Stuttgart zog. Sie war eine Tochter des Regierungsraths Ständlin, Schwester des bekannten Brüderpaars, von dem der ältere, der Dichter Gotthold Friedrich Ständlin, früh in den Revolutionsstürmen ein unglückliches Ende fand, der andere, Karl Friedrich, seit 1790 Professor der Theologie in Göttingen war. Der Sohn schildert die Mutter als eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, wie sie denn in freundschaftlicher Verbindung mit mehreren Künstlerfamilien in Stuttgart, mit Wächter, Hetsch, Dannecker stand. Auch in dem Knaben Vischer regte sich ein künstlerischer Trieb. Jedes Bild entzückte ihn und bereites Werkzeug war ihm ein scharfes, sicheres Auge: er wollte Maler werden, wollte es seinem Ahnherrn Peter Vischer nachthun, denn es war die Sage überliefert, daß die Familie von dem berühmten Nürn-

[1]) J. E. Günthert, Erinnerungen aus Schwaben, Bd. I, S. 149.

berger Erzgießer abstamme, und daß ein kleines silbernes Crucifix, das die Familie als Erbstück werth hält, von dem Ahnherrn herrühre.

Ja, ja, ererbt von dem getreuen Alten —
Kaum weiß ich's noch, die Zeit ist schon so lang —
Drang mich ein Geist, zu schaffen, zu gestalten
In Erz, in Farben, in des Wortes Klang.

Ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf sei, war freilich zweifelhaft, und schon wegen der Mittellosigkeit der Familie glaubte Eberhard Wächter der Mutter von solcher Berufswahl abrathen zu müssen. Die Armuth war es denn auch, wie Vischer selbst sagt, die ihn ins Seminar und in die theologische Laufbahn geführt hat. Wie der Vater Geistlicher gewesen war und wie schon der ältere Bruder August eben dazu bestimmt wurde, so geschah es auch mit Friedrich. Er bestand sein Landexamen und kam im Herbst 1821 nach Blaubeuren. Die Mutter begleitete ihn, und die Fahrt über die schwäbische Alb wurde gemeinschaftlich mit dem Kaufmann Strauß unternommen, der seinen Fritz ebendahin führte.

Der Zufall hatte in dieser Promotion eine Fülle von vielversprechenden Talenten zusammengeführt, und in Fr. Chr. Baur und Kern besaß sie zwei ausgezeichnete Lehrer, welche es verstanden, den Geist dieser aufgeweckten, lernbegierigen Schar aufs Hohe zu richten. Daneben ließ sich aber auch die Jugend ihr Recht nicht nehmen. Sie führte den herkömmlichen kleinen Krieg gegen die Klostergesetze; es wurde „Fohlenmuthwillen" jeglicher Art getrieben, und unerschöpflichen Stoff zur Heiterkeit und zu mimischen Versuchen gaben die Sonderbarkeiten des Ephorus Reuß. In dieser Welt harmlosen Possenspiels war aber der kleine Vischer der Anführer. Er war, wie Strauß in seinem „Märklin" von ihm sagt, die Seele jeder heiteren Gesellschaft oder komischen Darstellung, dazu ein geschickter Zeichner, besonders von Carricaturen. „Eine Fülle von Originalität, Witz und Humor" rühmt er ihm nach, aber auch „ein höchst energischer Charakter" trat schon damals als ein Grundzug an dem Freunde hervor. Mit herzlicher Anhänglichkeit hat Vischer stets an die in Blaubeuren verlebten vier Jahre zurückgedacht, und wiederholt ist in späteren Jahren das Jugendthal mit dem Kranze seiner Wälder, mit seinen Felsenstirnen und der azurnen Blauquelle von ihm wieder aufgesucht, wiederholt auch in Gedichten gefeiert worden, die zu seinen schönsten gehören.

In weniger angenehmer Erinnerung war ihm das Tübinger Stift, wo die folgenden fünf Jahre, 1825—1830, zugebracht wurden. Er konnte das Gefühl des äußeren Druckes nicht los werden, und es kam zu Zeiten eine melancholische Stimmung über ihn. Gedichte, welche diesen Zustand widerspiegeln, „Faust'sche Stimmen" überschrieben, sind in die lyrischen Gänge aufgenommen: Klagen über den Verlust des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnsucht nach dem Tode. Dazwischen machte freilich auch die unwiderstehliche Neigung zum Komischen, zum Possenhaften bei Gelegenheit sich Luft. Schon in Blaubeuren hatte Vischer zu der Hinrichtung eines Mörders, Namens Datpheus, der im März 1825 auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart enthauptet wurde, ein Lied im Bänkelsängertone verfaßt. Eine wirkliche Berühmtheit aber erlangte

„der alte Schartenmayer", als er die Unthat des Helfers Brehm in Reutlingen und dessen Hinrichtung im Jahre 1829 in gleicher Weise besang.

Der Studiengang begann in hergebrachter Weise mit Philologie und Philosophie, um später der Theologie sich zuzuwenden. Baur und Kern waren im Jahre 1826 zu Professoren in Tübingen ernannt worden, zur Freude der Altersclasse, die in Blaubeuren zu ihren Füßen gesessen. Baur war übrigens damals in seinen theologischen Vorlesungen noch nicht der kühne Neuerer wie später; langsam zog er erst die Grundlinien der geschichtlichen Ansicht vom Urchristenthum, die er hernach in so großartiger Weise ausgereift hat. Seine damaligen Schüler konnten kaum eine Ahnung haben von der Tragweite seiner ersten Schritte auf dem Pfade der Kritik; wußte doch der Meister selbst noch nicht, wohin sie führen sollten. Vischer hat das theologische Studium nicht mit innerem Beruf ergriffen, aber mit großem Fleiße durchgeführt. Ob nicht diese Jahre für ihn verloren waren, dieser Gedanke drängte sich ihm später unwillkürlich auf. Einen doppelten Gewinn, meinte er schließlich, habe er doch davon gehabt: einmal, daß er lernte, in das Innere des Werdens der Kirche, der Bildung und Auflösung der Dogmen hineinzublicken, „ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten gesehen" — und der andere Gewinn war die stetige Rückkehr zur Philosophie, wozu die theologischen Fragen zwangen. Insbesondere die eindringende Beschäftigung mit Schleiermacher erwies sich in dieser Hinsicht nützlich, geistschärfend, befreiend. Man weiß aus dem Leben von Strauß, daß die Freunde, angeregt von Schelling und den Romantikern, geraume Zeit in den Tiefen einer phantastischen Mystik geschwelgt hatten; Vischer übrigens vorsichtiger als die Anderen. Am Ende der Studienzeit drang auch noch der in Tübingen bis dahin fast unbekannte Hegel in das Stift ein. Aus ihm schöpften die angehenden Theologen zunächst jene bekannte Auskunft, die für die nächsten Jahre über den beginnenden Zwiespalt zwischen Theologie und Philosophie, Glauben und Denken hinüberhelfen sollte: nämlich daß die Religion als Vorstellung in bildlicher, symbolischer Form ganz denselben Inhalt habe, den die Philosophie in der Form des Wissens als Begriff hat. Warum also nicht der Gemeinde in ihrer Sprache vortragen, was der Wissende in seinem Sinne versteht? Warum nicht, wenn Beides ein- und dasselbe ist? Daß dieser Standpunkt eine Täuschung sei, ist für Strauß wie für Vischer erst nach Jahren, erst nach gründlicherem Studium Hegel's deutlich zum Bewußtsein gekommen. Für jetzt wurde die Laufbahn eines angehenden Geistlichen beschritten, und zwar unter den denkbar günstigsten Aussichten. Die Dienstprüfung wurde glänzend mit Ia bestanden, und schon vorher hatte Vischer einen Predigerpreis errungen, der aber, in einer Silbermedaille bestehend, zum Besten des allezeit leeren Beutels in Münze verwandelt worden war. Das nächste Jahr brachte Vischer als Hülfsgeistlicher auf einem Dorfe zu. Fünfundvierzig Jahre später hat er das schwäbische Vicariatsleben zum Gegenstand einer launigen Dichtung „Nicht Ia" gemacht. Aber schon damals pflegte der Vicar, wenn er Tags über eifrig im Hegel studirt hatte, am Abend heimlich den Musen zu opfern. Damals entstand ein Theil der Gedichte, die er unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäbischer Dichter 1836 veröffentlichte;

und auch die beiden dort aufgenommenen Novellen — die eine komisch, die andere tragisch — sind in dieser Zeit begonnen worden.

Im Herbst 1831 wurde Vischer zum Repetenten am Seminar Maulbronn ernannt. In dieser Zeit erwarb er sich auch den Doctorhut mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik. Sonst ist von theologischen Arbeiten Vischer's nur noch zu erwähnen, daß er im Jahre 1834 mit seinem Bruder die Werke des mittelalterlichen Theologen Berengar von Tours herausgab. Es war dies ein Vermächtniß des Oheims Stäudlin in Göttingen, der auf Grund von Lessing's bekannter Entdeckung dem Berengar eine ausführliche Untersuchung gewidmet und seit 1820 dessen Herausgabe begonnen hatte, im Jahre 1826 aber gestorben war[1]).

Eine Fülle neuer und nachhaltiger Eindrücke gab die ausgedehnte Studienreise, die der junge Doctor, weltunkundig, aber frisch und empfänglich wie er war, in den Jahren 1832 und 1833 unternahm. Die Reise ging zuerst nach Göttingen, das ihm gewissermaßen eine zweite Heimath war. Die Schwester war bei der bedrängten Lage der Mutter vom Oheim Stäudlin aufgenommen und erzogen worden, hatte dann den Professor der Theologie Hemsen geheirathet und lebte nach dessen frühem Tode als Wittwe mit drei Kindern in Göttingen; und ebendahin war auch die Mutter wenige Jahre zuvor übergesiedelt. Hier wie in Berlin, wo der größere Theil des Winters zugebracht wurde, beschäftigte sich Vischer fast ausschließlich mit Philosophie. Die Jugendfreunde Märklin und Binder befanden sich gleichfalls in Berlin, und mit ihnen wurde lebhaft durchgesprochen, was man Tag über bei Gans, Henning, Michelet, Hotho gehört hatte. Eine Vorlesung Hotho's über Goethe ließ in Vischer zum ersten Male den Gedanken aufblitzen, es künftig einmal mit einer Vorlesung über den Faust zu versuchen. Ueber Dresden, wo die Schätze der Galerie genossen und zwei Vorlesungen von Tieck, Faust und Macbeth, angehört wurden, ging die Reise weiter nach Prag und Wien. Vischer lernte österreichisches Behagen, österreichischen Humor und Naivität kennen, und die Vorliebe dafür ist ihm Zeitlebens geblieben. Die Heimreise ging durchs Salzkammergut und Tirol. „Ich sah zum ersten Male Hochgebirg, Bergvolk, das noch Rasse hat, und Trachten von malerischem Stil." Der letzte Aufenthalt war in München, und hier, inmitten der Kunstschätze aller Zeiten, in den Sälen der Glyptothek und vor den Rottmann'schen Fresken, vollzog sich, als allmälig gereifte Frucht dieser Reise, die Wendung seines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimath. Mit dem Erwerb von Kenntnissen war es freilich noch schlecht bestellt. Alles war noch Anschauung, Genuß; aus Büchern gab es damals überhaupt noch wenig über Kunstgeschichte zu lernen. Vischer hat ganz selbständig zu sehen, selbständig zu urtheilen gelernt, und dies ist nicht der geringste Reiz, den seine Art der Kunstbetrachtung ausübt. „Ich habe in Allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt."

Aus diesen lachenden Gefilden ging es nun zunächst wieder ins Kloster. Im Juni 1833 von der Reise zurückgekehrt, trat Vischer im Tübinger Stift

[1]) Danzel-Guhrauer, G. E. Lessing, 2. Aufl., II, S. 284–288.

seine Repetentenstelle an. Hier traf er bereits die Freunde Strauß, Märklin und Binder als Collegen, und es begann nun eine Zeit heitersten, geistsprudelnden Verkehrs unter den Genossen, eines Austausches, der zugleich das innere Wachsthum mächtig förderte. Noch immer bildete Theologie und Philosophie, Glauben und Wissen den vornehmsten Gegenstand des Nachdenkens und der Gespräche; jetzt aber arbeiteten sich die Jünglinge zu der begrifflichen Klarheit durch, welche den früheren Täuschungen ein Ende machte. Und nun begann sich auch aus dem gemeinsamen Boden die Art eines Jeden zu sondern. Strauß schrieb an seinem Leben Jesu; er war den Anderen weit vorangeeilt, und Vischer hat es stets anerkannt, was er selbst der „befreienden That" des Freundes verdankte. Er aber machte sich mehr und mehr heimisch in dem Gebiete, auf welches die Natur ihn gewiesen: der Philosoph vertiefte sich in die Gesetze des Schönen, und er suchte sie auf wie in den bildenden Künsten so in den Werken der schönen Literatur. Hier zogen ihn vor Allen Goethe und Shakespeare an. Der Letztere wurde ihm, wie er selbst bekennt, vertrauter als Goethe, den er erst später ganz zu würdigen lernte. „Doch hat Goethe auch nachher, als ich seine Milde, seine an classischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten leidenschaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine ritterhafte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecke hinwegführte, die uns von ihm abstoßen. Kurz, er wurde und blieb mein Liebling."

II.

Die Repetenten waren berechtigt, Vorlesungen an der Universität zu halten. Bereits hatte Strauß eine philosophische Vorlesung gehalten und damit ungemeinen Beifall gefunden. Im nächsten Halbjahr beschloß Vischer ein Gleiches zu thun. Er kündigte die Erklärung des Faust an. Das Wagniß glückte über Erwarten. Im Sturme gewann er sich die Herzen der Zuhörer. Da erhielt er im September 1835 zu seinem Schrecken das Decret der Ernennung zum Helfer in Herrenberg; er hatte die Meldung fast im Scherz unterschrieben und nicht entfernt an seine Ernennung gedacht. Jetzt fühlte er, daß es schlechterdings nicht gehe: die innere Loslösung von Theologie und Kirche hatte sich unbewußt in ihm vollzogen, nun stand sie klar vor seiner Seele. Es gelang ihm, die Ernennung rückgängig zu machen, und er beschloß, zunächst auch fernerhin der Berechtigung zu Vorlesungen sich zu bedienen: er arbeitete eine zweite Vorlesung über Aesthetik aus. Ostern 1836 verbrannte er vollends die Schiffe hinter sich: er gab endgültig die theologische Laufbahn auf und habilitirte sich als Privatdocent für Aesthetik und Literatur. Die Disputation erfolgte im nächsten Winter über einige Sätze, die der gleichzeitig veröffentlichten Schrift: „Ueber das Erhabene und Komische" entnommen waren. Bei dieser Disputation ging es lustig genug zu, und aus der Beschreibung Karl Gerock's, der Vischer's Schildknappe bei diesem akademischen Turnier war[1]), ist zu ersehen, wie beliebt der

[1]) C. Gerock, Jugenderinnerungen, S. 274.

junge Lehrer bei der Jugend, wie scheel angesehen er von einem Theil der Alten war. Im Anfang hielt Vischer auch noch einige philosophische Vorlesungen, beschränkte diese aber in der Folge auf sein eigentliches Gebiet. Der Kreis derselben wurde allmälig auf folgende Fächer ausgedehnt: Aesthetik, Geschichte der Malerei, Geschichte der deutschen Dichtung, Shakespeare, Erklärung des Faust, des Nibelungenliedes, endlich Redeübungen. Der Erfolg war der glänzendste. Wie die Fächer neu waren, so auch die Art des Vortrages. Lebhaft, feurig, witzig, auf dem Boden einer Weltanschauung, die an den Sieg der Freiheit glaubte und zum Kampfe für die Freiheit aufforderte, ergriff er die Zuhörer mit hinreißender Gewalt, und Vischer wurde bald der Liebling der studirenden Jugend. Schon im Jahre 1837 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Im November 1837 war Arnold Ruge in Tübingen, um für seine „Hallischen Jahrbücher“ zu werben. Er fand in Vischer einen „braven, humoristischen und freien Kerl“, der ihn mit Uhland auf einer Fahrt nach Gomaringen zu Gustav Schwab begleitete, einer Fahrt, deren heitere Abenteuer von Ruge und von Vischer erzählt worden sind. Der Letztere machte sich gleich an einen Beitrag für das Junghegel'sche Organ. Unter dem Titel: „Dr. Strauß und die Wirtenberger“, schrieb er eine Charakteristik seines rasch berühmt gewordenen Freundes, mit der zugleich eine Schilderung des schwäbischen Naturells und der schwäbischen Zustände verbunden war. Denn er wollte erklären, wie „Schwaben gerade es war, das diesen interessanten neuesten Schritt der Befreiung des religiösen Princips vom Buchstaben machte.“ Hier zum ersten Male untersuchte Vischer den Gegensatz von Norddeutsch und Süddeutsch, der ihn später so oft und noch in seinen letzten Schriften beschäftigt hat. Daß er, der Schwabe, mit seiner Vorliebe auf Seite der Heimath steht, erkennt man leicht; fand er doch bei den Süddeutschen mehr Individuelles, Naives, mehr Poesie, Sinnlichkeit, Unmittelbarkeit. Der Aufsatz ist eine Vertheidigung der schwäbischen Art. Nicht indem er ihre Schwächen leugnet oder bemäntelt — kein Fremder hat sie so geistreich hervorgezogen — aber indem er sie als Kehrseiten aufzeigt von Eigenschaften, in welchen die Schwaben überlegen sind. „Es ist etwas Simplicissimusartiges in uns; aber in diesem Schlendern, in diesem Verdummt- und Vernageltsein: da wachsen die süßen Lieder unserer Dichter und die ewigen Gedanken unserer Philosophen.“ Doch war er selbst von der Arbeit nach Kurzem wenig befriedigt. Er fühlte, daß er eine sehr bedingte Wahrheit viel zu unbedingt hingestellt hatte. Die Entgegensetzung von norddeutscher Reflectirtheit und süddeutscher Naivität — traf sie das Wesen der Sache und verrieth sie nicht ein gut Theil jener Befangenheit und Eigenliebe, die er selbst unter den schwäbischen Schwächen nicht vergessen hatte? Vischer gestand später, daß er die kernige Gediegenheit norddeutschen Wesens, daß er die Voßischen Pfarrhäuser und Kartoffelfeste übersehen habe. Fritz Reuter — wanderte eben damals aus einer preußischen in eine mecklenburgische Festung. Freilich dem „Specifischen des preußischen Wesens“ ist Vischer allezeit abhold geblieben, und so oft er es beschrieb, hatte das Urtheil des Weisen mit der Voreingenommenheit des natürlichen Menschen und des geborenen Schwaben zu kämpfen.

Braucht es noch einer Erklärung der Sehnsucht nach dem Süden, die einen so gearteten Mann erfüllte? Und der Wirkungen, welche der Genuß der reinen Formen auf ihn immer wieder haben mußte? Zum ersten Male ist ihm der Wunsch im Jahre 1839 erfüllt worden. Er nahm einen einjährigen Urlaub zu einer Reise nach Italien und Griechenland. Eine zusammenhängende Erzählung der Reise hat er nicht geschrieben, nur einzelne Abschnitte derselben — Malta, Syra, Athen, Thermopylä, Ritt auf den Othrys — sind von ihm aufgezeichnet worden; auch gibt eine Anzahl Gedichte die Eindrücke wieder, die er in den classischen Ländern gewann. Aber sein ganzes Lebenswerk bezeugt den nachhaltigen Einfluß, den diese Reise auf den jungen Gelehrten gehabt hat. Die Linien der Campagnalandschaft und die Stimmen der vergangenen Tage, das Wandeln unter Götterbildern und unter schlanken Pinien, dazu die Menschen, „selbst die schlimmen, doch alle etwas antik Naives" — er empfindet, daß es seine Katharsis ist. „Das Alles ist zu groß, als daß Deine Grillen, Deine Ich-Aushegungen, Ich-Brütungen, Hirnschnacken dagegen bestehen könnten! Da wird der innere Mensch wie mit einem Modellirholz ausgestrichen, Knöpfe, Warzen, Buckeln, Raupen in der Seele planirt." Die Reise durch Griechenland wurde gemeinschaftlich mit dem Philologen Göttling gemacht. Auch Otfried Müller, Ernst Curtius, Roß, Ulrichs, Hansen hat Vischer dort kennen gelernt. Ueber Triest und Wien kehrte er im Herbst 1840 nach Tübingen zurück.

Es kostete ihn Mühe, unter seinen Landsleuten, in der kleinen Universitätsstadt, in den Formen unseres modernen Lebens wieder heimisch zu werden. Erst jetzt kam ihm so recht zum Bewußtsein, welche Vernachlässigung der Form ihn umgab. Auf Schritt und Tritt fand er sich verletzt, beschämt. Die Lust am Schönen war ihm nicht müßiger Genuß, nicht kaltes Spiel, sie war eine Angelegenheit des innersten Menschen. Er fühlte sich unglücklich, wenn er seinen Schönheitssinn verletzt sah. Ihm war ein Ideal des ganzen Menschenthums, der allseitig frei und schwungvoll entwickelten Persönlichkeit aufgegangen, ein Ideal, zu dem das Alterthum, unsere einfachen Naturvölker, vor Allem aber die Völker des Südens beigetragen hatten, und mit diesem Ideal stand in schmerzlichem Widerspruch der moderne Cultur- und Universitätsmensch, und nicht am wenigsten der Schwabe, über dessen Schwerflüssigkeit, verstocktes und verknopftes Wesen noch das Tagebuch Albert Einhart's seine Glossen macht. Was in ihm selber von dieser angeborenen und anerzogenen Art sein mochte, das hat er in dieser Zeit mit Absicht und mit allem Fleiße zu tilgen gesucht. Sich herauszubilden zu einem freien Menschen, natur- und zugleich stilvoll, war die Forderung, die er an sich wie an Andere stellte. Ihm selber ist es gelungen wie wenigen seiner Landsleute. Damit hängt zusammen der Werth, den er auch auf den äußeren Menschen legte, die Theilnahme, die er dem Trachten- und Modewesen schenkte, der Eigensinn und die Sorgfalt in der eigenen Kleidung. Darin hat ihn auch der Spott der Freunde (man vergleiche das Gedicht von Strauß: „Der ewige Schneider") nicht beirren können. Vischer hat sich niemals gehen lassen, auch im Alter nicht. Den zarten, doch durch Uebung gestählten Körper behielt er immer in der Gewalt. Körperliche Tüchtigkeit und Fertigkeit in der Waffe ist ihm allezeit ein besonderes Anliegen gewesen. In den vierziger Jahren hat er

allerlei Vorschläge ausgehen lassen, wie unser Turnen auf eine höhere Stufe gebracht, wie das Verbindungswesen unserer Hochschulen mit Zuhülfenahme gymnastischer Uebungen reformirt und wie unser ganzes Volk zu einem wehrhaften Volke gemacht werden könne. Ihm selbst war es eine Lust, die Büchse zu tragen und zu brauchen. Und wie ernst er's dabei mit der Handlung des Schießens selbst genommen hat, weiß man aus der prächtigen Schilderung in dem Aufsatz: „Ein Schützengang".

Vischer war in steter Arbeit an sich selbst. Beständig achtete er auf sein Thun. Eben hier stößt man auf jenen Widerspruch, der zu den Grundzügen seines Wesens gehört. Sein zweites Wort ist Natur, und er selbst ist ganz Reflexion. Er läßt in Kunst und Leben nichts gelten, was nicht aus der Wahrhaftigkeit reiner Natur stammt; ein Greuel ist ihm, was sich geziert und absichtsvoll darstellt in Sprache oder Sitten, in Bildwerken und in Dichtungen. Nicht bloß angeborene Menschenfreundlichkeit ist es, wenn er einen Zug hat zu einfachem Berg- und Landvolk; ihm selbst ist das Höchste, zu bestehen vor der gefürchteten Richterin Natur — und doch ist er selbst so geartet, daß ihm die dialektische Zergliederung zur anderen Natur geworden ist. Er übt sie an sich selbst wie an Allem, was ihm begegnet. Er übt sie bis zur Selbstpeinigung; aber er kann nicht anders. Der kleinste Zufall zwingt ihn, ernsthafte Gedankenreihen aneinander zu spinnen. Er kann, die Scheibe vor Augen, die Büchse nicht losdrücken, ohne daß er fürchten muß, im letzten Augenblick möchte noch ein Gedanke dazwischenfahren. Das hat nicht verhindert, daß er ein guter, treffsicherer Schütze war, wie ihn die Neigung zur Reflexion nicht verhinderte, ein Mann von sehr energischer Willenskraft zu sein. Aber man sieht, welche Steine ihm im Wege lagen, welche Gegensätze es auszugleichen galt in ernster Arbeit an sich selbst. Er wußte wohl, daß der moderne Mensch nicht zum einfachen Naturzustande zurückkehren kann, daß vielmehr die Natur, nach welcher er ringen soll, nur eine durch die Bildung hindurchgegangene sein kann. Also „von der Natur durch die Reflexion zu einer zweiten höheren Natur, die zugleich Bewußtsein ist." Dies wurde ein Lieblingsgedanke, der in seinen ästhetischen Kritiken immer wiederkehrt und den er sich ebenso zum Gesetz für sich selber macht. Vischer wollte etwas Anderes sein als der sprichwörtliche deutsche Professor. An diesem übte er seinen beißenden Witz. Sich selbst aber erzog er jetzt zu einem Meister der Rede. Nach der griechischen Reise entschloß er sich, die Krücke des geschriebenen Heftes abzuwerfen und die Vorträge im Hörsaal frei zu halten. Er hat von da an nie wieder eine Rede abgelesen. Eine strenge Vorbereitung und Durchdenkung des Stoffes ging jeder Stunde voraus; aber die Form der Rede bildete sich frei, in der unmittelbaren Frische des Augenblicks, quoll warm aus dem Inneren und drang darum auch mit lebendiger Wirkung zum Inneren. Wenn es ihm so sicher und leicht von den Lippen floß, dachte Niemand daran, daß das ein gemeinsames Werk der Natur und der Kunst, oder wie er selbst sagt, nur die Frucht harter Bemühung war. Die hellklingende Stimme schmiegte sich jeder Schattirung des Ausdruckes an. Welch' athemlose Stille, wenn er Goethe'sche Gedichte las, wenn er die dämonische Gestalt Richard's III. vor den Zuhörern aufrichtete! Selbst im zwanglosen Freundesgespräch verleugnete sich der

Künstler nicht. Und wie er sich das Werkzeug der Rede selbst zurechthämmerte, die angeborene Mundart benützend zugleich und überwindend, davon hat er in dem Gedicht: „Die Sprache" sich und Anderen Rechenschaft gegeben.

Eine frische, freie Luft wehte am Anfang der vierziger Jahre an der Tübinger Hochschule. Sie durfte sich damals eines seltenen Zusammentreffens ausgezeichneter Kräfte rühmen. Das wissenschaftliche Leben stand unter dem Zeichen der Hegel'schen Philosophie, die zu wachsender Herrschaft bei der Jugend geführt wurde. „Wir sahen mit frohem Uebermuth auf das Veraltete und Mittelmäßige in unserer wissenschaftlichen Umgebung, und unser geselliges Leben sprudelte von Humor." Aber die kecken, geistreichen Köpfe, die in jener Philosophie gebildet waren, gingen darauf aus, ihr das scholastische Formelwesen abzustreifen. Ihre lebendigen Gedanken sollten in eine wirksame Sprache umgesetzt, sollten flüssig gemacht und in die verschiedensten Gebiete des Geistes eingeführt werden. Unter den jüngeren Freunden ragten Eduard Zeller und Albert Schwegler hervor. Letzterer begründete 1843 die „Jahrbücher der Gegenwart", welche nach dem Aufhören der „Halle'schen Jahrbücher" das Organ der Tübinger Junghegelianer wurden.

Vischer hat in den folgenden Jahren eine Reihe von eingreifenden Aufsätzen in diese Zeitschrift gegeben. Meist über Kunst und Literatur, doch immer mit Bezug auf die bewegenden Zeitfragen. Keiner dieser Aufsätze hat größeres Aufsehen gemacht, auch lebhafteren Widerspruch hervorgerufen, als derjenige über das Verhältniß der Poesie zur Politik, anknüpfend an eine Beurtheilung von Herwegh's Gedichten. In der schroff grundsätzlichen Art, die Vischer in dieser Zeit eigen war, verwarf er alle politische Tendenzpoesie. „Politik taugt nichts in der Poesie, wenn man nämlich unter der Politik versteht die Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Staats, den Wunsch, daß es anders werde, die Aufforderung an das Volk, daß es die Formen seines Staatslebens ändere. Sie taugt nichts, weil sie eine Idee ausspricht, welche noch keinen Körper hat, sondern ihn erst bekommen soll, welche also noch abstract ist." Allerdings hat die Poesie eine höhere Aufgabe, als die untergeordneten Reize des Privatlebens, Bildungs- und Charakterkämpfe des modernen Menschen zu besingen. Es gibt keinen würdigeren Stoff für den Dichter als das Staatsleben. Aber — und diesen Gedanken hat Vischer noch weiter in seinem ersten Aufsatz über Shakespeare (in Prutz's „Literarhistorischem Taschenbuch" 1844) ausgeführt — dies setzt voraus, daß die Kämpfe schon durchgekämpft sind, die dann einen neuen Kreis von großen Stoffen für eine neue Kunst abwerfen. „Nennt man politische Poesie diejenige, welche vergangene große Thaten und Schicksale der Völker besingt, wo die Idee, schon zur Wirklichkeit geworden, ihren Körper dem Dichter fertig mitbringt und nur die künstlerische Umgestaltung desselben von ihm erwartet, dann kann es keine größere Poesie geben als politische, dann ist Homer, dann ist Shakespeare ein politischer Dichter." Die Aufsätze dieser Zeit zeigen, neben einem tiefen Eindringen in die Grundgesetze des Kunstschönen, noch stark den Einfluß philosophischer Abstraction. Alles ist unbedingt hingestellt. „Es ist eben Alles noch in den Jahren geschrieben, wo man gern direct zufährt und absolut spricht." Wie Vischer auch die kunstgeschichtliche Kritik unmittelbar auf seine philosophische Weltanschauung baute,

das hatte vornehmlich sein Aufsatz über das bekannte Gemälde Overbeck's im Städel'schen Institut zu Frankfurt: „Der Triumph der Religion in den Künsten" gezeigt. In der Kritik war eine Art Programm der modernen Kunst enthalten. Vischer rief diese aus dem Jenseits in das Diesseits, von einer eingebildeten Götterwelt in die Wirklichkeit der Geschichte. „Die Malerei des Mittelalters, wie sein Glaube, legte die ganze Erde in den Himmel hinüber, die unsrige zeige den Himmel auf Erden. Das Princip der Reformation hat den Olymp des Mittelalters ein für allemal rein ausgeleert. Wir kennen keine Wunder mehr als die Wunder des Geistes; diese innere Romantik bringe der Künstler zur Erscheinung. Unsere höchste Aufgabe ist jetzt das sogenannte profan-historische Gemälde." In diesem Zusammenhange standen folgende Sätze: „Unser Gott ist ein immanenter Gott; seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst." Diese Worte sind berühmt geworden. Vischer hat sie damals als Motto unter sein Bildniß gesetzt, einen Steindruck, der ihn als akademischen Lehrer darstellte, aufrecht, in etwas phantastischer Tracht, die Züge des vollen, damals noch bartlosen Kopfes ernst, ja streng, als arbeite sich eben ein grimmiges Wort wider die Gegner los; nur im Mundwinkel beginnt es zu zucken und läßt ahnen, daß das grimmige Wort zugleich ein schallendes Gelächter erregen wird. Das Bild war damals vielverbreitet und in zahlreichen Studentenwohnungen zu sehen.

So befestigt war jetzt Vischer's Stellung, daß er an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken konnte. Die Wahl der Gefährtin war nicht ohne Romantik. Als er, im Herbst 1840, aus Griechenland zurückkehrte, traf es sich, daß er im Schiffe zwischen Triest und Venedig mit einem Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und Anziehungskraft, von Zügen, die an südliche Volksart erinnerten, zusammenfuhr. Das Mädchen war bei einem Bruder in Capo d'Istria erzogen worden und kehrte eben nach ihrer österreichischen Heimath zurück. Welche Ueberraschung, als nach einigen Jahren bei einer Aufführung der Liedertafel im Tübinger Museumssaal sein Auge plötzlich wieder auf die unvergessene Erscheinung fiel. Es war die Tochter eines Lehrers in Gurten, Oberösterreich, Thekla Hainzl, die jetzt nach Tübingen in das Haus ihres Schwagers, eines Buchhändlers, gekommen war. Dessen Frau, ihre Schwester, war gestorben, und sie sollte den Schwager im Hauswesen unterstützen. Aus dem unvermutheten Wiedersehen keimte rasch eine Neigung auf, und im Mai 1844 wurde die Ehe geschlossen. Die Hochzeit fand auf dem Lande, bei Vischer's Bruder, damals Pfarrer in einem Dorfe der schwäbischen Alb, statt.

Nun war das nächste Ziel die Erlangung der ordentlichen Professur; nach siebenjähriger Ausübung der außerordentlichen kein unbilliger Anspruch. Durch Baur ermuthigt, reichte Vischer seine Bewerbung ein. Allein jetzt sollte er auf einen heftigen Widerstand stoßen, der ihm theils aus akademischen Kreisen, vornehmlich aber von einer um den Glauben besorgten, rührigen und in ihren Mitteln wenig wählerischen Partei bereitet wurde. Die Geschichte der nun sich entspinnenden Kämpfe zu erzählen, ist wenig erquicklich. Man möchte sie am liebsten nicht aus der Vergangenheit aufstören. Allein abgesehen davon, daß uns

in ihnen ein Zeitbild entgegentritt, sind sie für Vischer's Lebensgang zu wichtig geworden, als daß der Biograph sie übergehen dürfte.

Seit dem Erscheinen des „Lebens Jesu“ wurde in Württemberg der Kampf zwischen Glauben und Philosophie mit steigender Erbitterung geführt. Das herrschende Kirchenthum nahm seine Kräfte zu einer nachdrücklichen Reaction zusammen, welche bemüht war, die Vertreter der philosophischen Richtung niederzuhalten, wo sie Fuß gefaßt hatten, sie wieder zu verdrängen, und die zwar an die ehrwürdige Gestalt Baur's nicht öffentlich sich wagte, umsomehr aber auf seine Schüler drückte. Diese stritten für ihre Ueberzeugung, für ihre Existenz. Sie stritten mit geistigen Waffen, deren Ueberlegenheit sie schonungslos, zuweilen mit jugendlichem Uebermuth geltend machten. Vischer's Feder aber, die dem leidenschaftlichen Haß so beredte und wieder so hohn- und witzgetränkte Worte lieh, war die gefürchtetste. Schon in jenem Aufsatz über „Strauß und die Wirtenberger“ in den „Halle'schen Jahrbüchern“ hatte er die Pietisten durch schwere Ausfälle aufs Aeußerste gereizt. Auch den Pietismus in der Kunst, das Nazarenerthum, hatte er nachdrücklich bekämpft, und er kämpfte mit Waffen, denen die Gegner nicht gewachsen waren: er hatte die Lacher auf seiner Seite. Von diesen Waffen machte er überall Gebrauch, in Gesellschaft und auf dem Katheder; seine Witzworte waren das Ereigniß an der kleinen Universität; sie flogen von Mund zu Mund. Welcher Haß in dem betroffenen Lager gegen ihn sich angesammelt hatte, das kam zuerst im Laufe des Jahres 1844 zu Tage, als in einigen norddeutschen Blättern giftgetränkte Artikel erschienen, welche ihn nicht bloß als Feind des Christenthums und Spötter über alles Heilige, sondern auch als frivolen Epikuräer schilderten, ihm theoretische wie praktische Verneinung der Sittlichkeit vorwarfen. Ritterlich traten seine Freunde für ihn ein, und Eduard Zeller unternahm es in den „Jahrbüchern der Gegenwart“, die Beweggründe dieser Schmähungen, deren Urheber nicht unbekannt war, schonungslos aufzudecken. Daß Vischer durch Angriffe dieser Art nicht bewogen wurde, milder über den Pietismus zu denken, versteht sich. Im Sommer 1844 sammelte er seine kleinen Schriften unter dem Titel: „Kritische Gänge“ und benutzte die Vorrede dazu, auf jene Verdächtigungen mit einer verstärkten Begründung seiner Angriffe auf den Pietismus zu antworten. „Der Pietist ist Religiöser von Metier. Du sagst zu einem Pietisten: Es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: Gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: Ich trage gern einen Stock, und er versetzt: Gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: Das Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: Gut, aber die Religion ist das wahre Licht u. s. w. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben; er ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.“ Die Schärfe seiner Sprache aber rechtfertigte er mit den Worten: „Man muß nicht meinen, ich könne schreiben wie ich schreibe, oder sprechen wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt Niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert ist kein Schwert ohne die Schärfe, und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut.“

So standen die Dinge, als die Meldung Vischer's zum Ordinariat zur Entscheidung kommen sollte. Minister Schlayer, der damals neben dem Inneren auch die Unterrichtsangelegenheiten verwaltete, war in religiösen Dingen ein freidenkender Mann. Hat er bei den Liberalen in Württemberg kein gutes Andenken hinterlassen, so zeigte er doch dem Kirchenthum gegenüber Festigkeit; von dieser Seite wollte er sich kein Mitregieren gefallen lassen. Er war geneigt, die ordentliche Professur nicht länger einem Lehrer vorzuenthalten, der längst zu den Zierden der Hochschule gehörte. Doch auch im akademischen Senat hatte Vischer eine starke Partei gegen sich; ja, auf Grund eines Gutachtens, das ihn des „Mangels an Charakterhaltung" bezichtigte, hatte sich die Mehrheit der philosophischen Facultät gegen seine Ernennung ausgesprochen. Dennoch wurde er vom Senat vorgeschlagen, und allen offenen und geheimen Anfeindungen zum Trotz erfolgte im Herbst 1844 Vischer's Ernennung zum ordentlichen Professor der Aesthetik und der deutschen Literatur.

Und am 21. November hielt er nun in der dichtgedrängten Aula jene berühmte Antrittsrede, die von Neuem einen Sturm der Gläubigen entfesseln und für den eben im besten Zug befindlichen Lehrer verhängnißvoll werden sollte. Vischer sprach über das Verhältniß der Aesthetik, die jetzt zum ersten Male in die ordentlichen Lehrfächer der Universität einrückte, zu den anderen Wissenschaften. Er führte das Thema lebhaft und geistreich, mit Ernst und mit Humor durch, und daran schloß er ein feuriges Bekenntniß zu den philosophischen Grundsätzen, auf denen er seine Wissenschaft aufbaute, das heißt zu der Hegel'schen Philosophie, wie sie damals von Jung-Tübingen verstanden und getrieben wurde. Er redete von der Achtung, die er sich erzwungen, den gegnerischen Umtrieben zum Trotz, und er sprach von den Principien, die ihn bei seinem persönlichen Verhalten leiten sollten. In diesem Zusammenhang fiel das Wort: „So verspreche ich denn den Feinden, im Princip, einen Kampf ohne Rückhalt; ich verspreche ihnen, im Princip, meine volle, ungetheilte Feindschaft, meinen offenen und ehrlichen Haß." Dann noch ein pathetischer Schluß: das Gelöbniß, seiner Ueberzeugung bis zum Tode treu zu bleiben, dem blitzenden Genius mit den Silberschwingen sein Herzblut zu opfern. Wie das die Jugend in Feuer setzte! Eine solche Rede war in diesen Räumen noch nicht vernommen worden. Stürmischer Beifall folgte den letzten Worten des Redners. Vierzehn Tage darauf brachte ihm die Studentenschaft einen glänzenden Fackelzug. So war der Eindruck auf die Jugend. Anders war er auf die Väter des akademischen Senats. Schon während der Rede selbst war bei den Trägern des Talars Unruhe und wachsendes Entsetzen zu bemerken gewesen. Drohend erhob sich einmal der Rector, und dies war vielleicht der Grund, warum der Redner, rasch zum Schlusse eilend, die Zügel nicht straffer anzog. Der Rede folgte unmittelbar die Verpflichtung vor versammeltem Senat, und der Rector konnte es sich nicht versagen, vor Vorlesung der Eidesformel etwas wie eine Ermahnung anzubringen. Nachdrucksvoll sprach er die Hoffnung aus, daß das neue Mitglied an den leidenschaftslosen, ruhigen Verhandlungen des Collegiums in der hier üblichen Weise theilnehmen werde. Eine Verstimmung blieb zurück. Schon das war unerhört, daß der neue Ordinarius nicht mit einer gelehrten Abhandlung das Amt angetreten hatte, sondern mit einer freien Rede

voll Geist und Schwung. Dann hatte besonders eine humoristische Stelle verletzt, welche das Aeußere des deutschen Gelehrten mit dem Maßstabe der Aesthetik maß. Und am meisten fand man zu tadeln, daß der Redner dem Schlusse eine so persönliche Wendung gegeben habe und seine Ernennung als einen über die Feinde errungenen Erfolg feiere. Die älteren Collegen gaben dem jüngeren zu verstehen, daß er zwar eine höchst schätzenswerthe Kraft der Universität sei, daß er aber gut thun würde, seinen Humor etwas zu zügeln und unter den ehrwürdigen Lichtern der Hochschule ehrbar und vernünftig einherzuwandeln.

In diesem Sinne, den geschätzten Collegen verwarnend, war ein Artikel im „Schwäbischen Merkur" gehalten, der aus den verstimmten Professorenkreisen kam. Vischer beantwortete ihn am 16. December in demselben Blatte. Er erläuterte seine Rede und verwahrte sich gegen Mißdeutung und Verkehrung dessen, was er über sein persönliches Verhältniß zu den Gegnern gesagt hatte. Irreligiöses hatte bis dahin Niemand in der Rede gefunden, und ohne Zweifel hätte man sich bald wieder über sie beruhigt, zumal die ganze Hochschule über die glänzende Lehrgabe des Aesthetikers einig und folglich auch geneigt war, den Mangel an berechnender Vorsicht und den „nicht genug gezügelten Humor" mit Vischer's jugendlich schäumender Kraftnatur zu entschuldigen. Allein nun regte sich jene Partei, welcher Vischer längst ein Dorn im Auge war.

III.

War es gelungen, den Verfasser des „Lebens Jesu" aus dem akademischen Laufe, gelungen, Märklin für sein Buch über den Pietismus aus dem Kirchendienste zu drängen, — sollte es nicht auch gelingen, den Dritten aus der fatalen Blaubeurer Promotion wieder aus dem Sattel zu heben, auf den er sich mit so übermüthiger Gebärde geschwungen?

Zunächst bemächtigte sich seiner Rede das Gerücht, die übertreibende Sage. Schaudernd erzählte sich einer dem Andern, daß sie ein keckes Manifest des Unglaubens, voll Lästerungen des Heiligen gewesen sei. Der erste Lärmschuß in der Oeffentlichkeit aber wurde durch einen frommen Buchhändler in Stuttgart abgefeuert, der auf diese Gerüchte hin in der „Allgemeinen Zeitung" vom 18. December einen Klageruf erhob über den Frevler, der Religion und Kirche verhöhnt, die Vorsehung geleugnet, in frivoler Ostentation dem Pantheismus geopfert habe, und das Alles unter dem lauten Beifall der Jünglinge! Feierlich wurde die Staatsregierung beschworen, den wissenschaftlich übertünchten Unglauben, der die geistige und leibliche Gesundheit der Jünglinge zerfresse, nicht länger zu dulden. Zwar erschien sofort eine Entgegnung von Vischer, worin er diese Angaben über seine Rede für unwahr, verdreht und verleumderisch erklärte, und ein Ohrenzeuge der Rede gab in der „Allgemeinen Zeitung" dieselbe Versicherung ab. Allein der Zweck, Lärm zu machen, war einmal erreicht. Auch die Regierung glaubte den an sie gerichteten Ruf nicht überhören zu dürfen. Ein Erlaß des Cultusministeriums vom 23. December verlangte von dem Senat Bericht über die Sache und stellte für den Fall, daß die über die Rede umlaufenden Gerüchte sich bestätigten, eine Mißbilligung derselben vor versammeltem Senat in Aussicht. Der Senat forderte zunächst Vischer auf, Rechenschaft über gewisse Stellen seiner

Rede abzulegen, was dieser sofort in einer Denkschrift vom 2. Januar 1845 that, und bestellte dann den Professor der Philosophie, J. H. Fichte, als Berichterstatter in der Sache. Eine eigenthümliche Fügung: Fichte, der Sohn des Philosophen, der ein halbes Jahrhundert zuvor wegen Atheismus von der Universität Jena verbannt worden war!

Indessen hatte sich auch die Beredtsamkeit der Kanzel des dankbaren Gegenstandes bemächtigt. In den sonntäglichen Predigten der Hauptstadt wurden die Gemüther der Gläubigen „wider die zerstörenden, gegenwärtig immer kecker ihr Haupt erhebenden Tendenzen des Unglaubens" in Bewegung gesetzt. Als man den Stuttgarter Geistlichen öffentlich vorhielt, daß sie auf Grund unverbürgter Gerüchte, ohne wirkliche Kenntniß der Rede, Unruhe in das Volk trügen, stellten sie an Vischer die Forderung, seine Rede zu veröffentlichen, dann würden auch sie ihre Vorträge dem öffentlichen Urtheil unterstellen. Vischer kam der Aufforderung nach. Es war ihm keine geringe Mühe, die frei gehaltene, nicht niedergeschriebene Rede aus dem Gedächtniß zu wiederholen. Der Senat erkannte aber ausdrücklich die Treue des Wortlautes an. Und nun, nachdem die Rede im Druck erschienen war, konnte sich Jedermann davon überzeugen, mit welchem Rechte der große Lärm gemacht worden war. Ob die jugendlichen Ausfälle angemessen waren, darüber ließ sich streiten; zu einer Verfolgung, einem Ketzergericht bot die Rede keinerlei Anhalt. Die Gegner mußten also die Taktik ändern, vielmehr sie hatten dieselbe bereits geändert. Es erschienen neue Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", welche, feiner oder gröber, die ganze Neu-Hegel'sche Schule in Tübingen anklagten und bei den Machthabern als staats- und sittengefährlich verschwärzten; es erschienen Broschüren, welche die ganze Persönlichkeit Vischer's, seine akademische und literarische Wirksamkeit überhaupt mit klatschsüchtigem Behagen in die Oeffentlichkeit zerrten. Man erzählte unverbürgte Anekdoten über ihn, angebliche Aeußerungen, die er in seinen Vorlesungen gethan, spähte in seinen Schriften nach anstößigen Stellen. Die Ausbeute war dürftig. Wie konnte man etliche Unvorsichtigkeiten, gewagte Witzworte in die Wagschale legen gegen eine Summe wirklichen Verdienstes! In Vischer's Schriften schien die beschwerendste Stelle eine burleske Beschreibung seiner Erlebnisse in Syra während des griechischen Osterfestes und eine andere, welche gegen den Kunstpietismus der Nazarener, gegen den sentimentalen Madonnentypus gerichtet war. Vischer beantwortete den Vorwurf der Frivolität mit dem Gegenvorwurf der „inneren Frivolität unwürdiger Vorstellungen von dem Göttlichen". Es versteht sich, daß er selbst und seine Freunde nach Kräften sich wehrten. Mit welch' massiven Waffen der Kampf zum Theil geführt wurde, zeigen die einundzwanzig Thesen, welche Christof Hoffmann, eines der Häupter des württembergischen Pietismus, gegen den Gottesleugner schleuderte. Satz 1 dieses neuen Luther lautete: „Wer sich zum Pantheismus bekennt, ist ein Gotteslästerer und Götzendiener." Satz 10: „Wer die christliche Kirche öffentlich angreift oder herabsetzt, den muß sie aus ihrer Gemeinschaft feierlich hinausstoßen zu den Hunden." Wie christlich! Nicht einfach ausstoßen; nein: hinausstoßen zu den Hunden!

So viel war durch den Lärm glücklich erreicht worden, daß das ungelehrte Volk anfing zu glauben, ein Entsetzliches sei geschehen, das eine Sühne verlange.

Durfte der Unterricht der studirenden Jugend in den Händen ungläubiger Spötter bleiben? Konnte die Regierung unthätig solchem Greuel zusehen? Die Regierung befand sich in einer peinlichen Lage. Wie wir sahen, hatte sie den akademischen Senat um ein Gutachten über die Vischer'sche Rede angegangen. Allein die Rede war jetzt in den Hintergrund getreten. Die Ankläger hatten sich auf ein anderes Gebiet geworfen, und die Regierung glaubte ihnen dahin folgen zu müssen. Sie verlangte also jetzt einen Bericht, der sich auf die ganze akademische und schriftstellerische Thätigkeit Vischer's zu gründen hatte. Dieser Bericht, am 6. Februar erstattet, kam zu dem Schlusse, daß gegen Vischer ein Tadel und eine Warnung auszusprechen sei; ein Minderheitsgutachten forderte mehr, forderte die Amtsentsetzung. Allgemeine Spannung auf den Spruch der Regierung. Ein Erlaß vom 14. Februar brachte die Entscheidung. Minister Schlayer hatte einen Mittelweg gewählt. Dem Geschrei nach der Absetzung Vischer's — bereits begann man Bittschriften in diesem Sinne in Umlauf zu setzen — leistete der Minister Widerstand; aber er glaubte, um den Sturm zu beschwichtigen, über den bloßen Tadel hinausgehen zu müssen: er ertheilte Vischer wegen mehrfacher „die Grenzen der Wissenschaft überschreitender Aeußerungen gegen den religiösen Glauben" eine ernste Warnung und untersagte ihm für die Dauer von zwei Jahren öffentliche und Privatvorlesungen an der Universität.

An demselben Tage, an welchem dieser Erlaß Vischer zugestellt wurde, ward ihm sein erster Sohn geboren[1]). Zur gewohnten Stunde betrat er das Katheder mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Wischer und einen kleinen Vischer, eine kleine Unmuße und eine große Muße erhalten." Aber hinter dieser Scherzrede verbarg sich ein tiefer Unmuth, das Gefühl unverschuldeter Kränkung. „Von da an erst," schreibt er in seinem Lebensgang, „ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffenthum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt." Ein Gedanke, dem wir auch in den Gedichten, in der „Confession" wieder begegnen, wo es von den Vernünftigen der deutschen Geistergemeinde heißt:

Freilich, sie sind tolerant, doch je toleranter, um desto
 Mehr auch intolerant gegen die Intoleranz.
Herzlichen Mitleids Zoll dem Volke der armen Bethörten,
 Aber gründlichen Haß gegen die Pfleger des Wahns!

In Tübingen war jetzt Ruhe eingekehrt. Als aber der nächste württembergische Landtag zusammentrat, fand der Vischer'sche Handel noch ein seltsames Nachspiel. Am 30. April kam man zur Berathung des Etats für das Kirchen- und Schulwesen. Bei diesem Anlaß wollte die liberale Opposition sich Vischer's annehmen und dem Minister Schlayer ihr Mißfallen ausdrücken; aber sie that dies in der überraschenden Form, daß sie beantragte, den für Vischer's Besoldung ausgeworfenen Posten dem Minister zu verweigern. Wenn der Professor keine Vorlesungen hält, sagte Friedrich Römer, der Führer der Opposition, so brauchen

[1]) Dieser Erstgeborene blieb nur wenige Monate am Leben.

die Stände auch kein Geld zu verwilligen; erhält der Professor seine Besoldung nicht, so mag er sich an den Minister halten. Das hieß, wie der Frhr. von Linden entgegnete, nichts Anderes als: dafür, daß der Minister Unrecht gethan, soll der Professor gestraft werden. Die Folge dieser wunderbaren Logik war, daß die Liberalen warm für die Freiheit der Wissenschaft und für Vischer eintraten, dem Minister aber den Posten für die Besoldung Vischer's streitig machten; daß umgekehrt die evangelischen Prälaten in heftigster Weise gegen Vischer loszogen, mit der Mehrheit der Kammer aber die Regierungsforderung bewilligten. Der Minister Schlayer hatte in ausführlicher Rede seine Handlungsweise zu rechtfertigen gesucht. Voran stellte er den Grundsatz der akademischen Lehrfreiheit, die sich auf alle wissenschaftlichen Richtungen, auch auf das System, zu dem sich Vischer bekenne, erstrecken müsse. Andererseits habe der geistig reichbegabte Mann in Geltendmachung seiner philosophischen Ansichten das rechte Maß und die rechte Haltung nicht beobachtet und auch sonst als Schriftsteller und Lehrer Anstoß gegeben. Zwischen den beiden Tübinger Gutachten schlug die Regierung einen Mittelweg ein. Der bloße Tadel genügte nicht, man war der öffentlichen Moral eine Sühne schuldig. Aber höchst bedenklich wäre die Entfernung Vischer's vom akademischen Amte gewesen. Freiheit sei das Lebensprincip der deutschen Wissenschaft und er, der Minister, sei sich bewußt, im Interesse der akademischen Lehrfreiheit die Entscheidung getroffen zu haben. Vischer bleibe Ordinarius, Mitglied des Senats und der philosophischen Facultät und sei nicht gehindert, an den Geschäften beider Körperschaften theilzunehmen. Die Vertheidigung des Ministers war geschickt, und Römer's Antrag wurde mit 64 gegen 24 Stimmen verworfen. Hatte die Verhandlung für Vischer ihr Peinliches, so war doch grundsätzlich der Erfolg auf Seite der Lehrfreiheit.

Vischer trug schwer an der über ihn verhängten Strafe. Aber er schwieg und vergrub sich in die Arbeit. Der Wissenschaft ist diese aufgezwungene Muße zu gute gekommen. Schon Ende 1843 hatte er den Plan eines Handbuchs der Aesthetik für Vorlesungen öffentlich begründet und dabei die Punkte berührt, in welchen er von Hegel sich entfernte. Jetzt machte er sich an die Ausführung und schuf in seiner „Aesthetik", die elf Jahre später vollendet wurde, das Hauptwerk seines Lebens. Geist und eherner Fleiß, speculative Energie und künstlerische Empfindung haben gleichen Antheil an diesem großartigen Aufbau. Es sollte kein populäres Werk sein. Galt es doch dem Vorwurf frivoler Leichtigkeit in der Behandlung seiner Wissenschaft, den Vischer hatte hören müssen, den Boden zu entziehen. Sich und Anderen hat er es sauer genug gemacht. Um den falschen ästhetischen Idealismus abzuwehren und das Schöne als ein Objectives zu begründen, stieg er in die Werkstätte der metaphysischen Grundlegung hinab und entwickelte das Schöne zuerst im dunklen Schoße der Begriffswelt, um es dann in die lichte Wirklichkeit zu führen, sein Dasein in der Natur, in der Menschenwelt, in der Geschichte, in der Phantasie und im künstlerischen Ideal aller Zeiten und Völker, zuletzt in dem Kranz der einzelnen Künste sich entfalten, das lebendige Reich des Schönen in der ganzen Fülle des Wirklichen sich ausbreiten zu lassen. Er wußte wohl, daß das Stachelgitter der Paragrapheneintheilung vom Eintritt abschrecken werde. Auch hat er selbst im Fortgang der Arbeit die Hegelisch-

scholastische Methode, in der sie begonnen war, als einen lästigen Zwang empfunden; er hat später in strenger Selbstkritik diese Methode, ja gewisse Grundlagen des Systems selber preisgegeben. Dennoch gehört die „Aesthetik“ zu den Werken, welche nicht veralten. Nicht bloß wegen des außerordentlich reichen Inhalts an Wissen, wegen der feinen Charakteristiken und Urtheile, die ein künstlerisches Auge und den Sinn für die farbenreiche Fülle des Lebens bezeugen und wie lebendiges Rankenwerk das eintönige Gerüste umkleiden, sondern auch wegen der dialektischen Durchdringung und Durcharbeitung der ästhetischen Begriffe, die so noch nie geleistet wurde, bleibt das Werk eine unversiegliche Quelle der Belehrung.

Auch in dem Sinne ist die „Aesthetik“ das eigentliche Werk seines Lebens, als die einzelnen kritischen Untersuchungen, die er sonst angestellt hat, alle anknüpfen an Grundgedanken, die dort entwickelt sind. Wer die Aesthetik liest, gewinnt erst das volle Verständniß für Manches, was er später geschrieben hat. Vischer ist im Grunde erst durch die Schriften seines Alters, besonders die dichterischen, in ein Verhältniß zum großen Publicum gekommen. Kehrt man aber nach diesen wieder zur Aesthetik zurück, so ist man überrascht, hier überall die Keime zu jenen zu finden. Das gilt selbst von den Dichtungen. Es ist zum Beispiel leicht, die Paragraphen der „Aesthetik“ aufzufinden, die gleichsam das Thema zum „Auch Einer“ sind.

IV.

Der Widerstreit zwischen den Interessen der Aesthetik und der modernen Bildung hat Vischer viel beschäftigt. Mit ganzer Seele stand er auf dem Boden der letzteren, entschlossen, keinerlei Zugeständniß an sentimentale Romantik zu machen. Nie wird er, vom schönen Schein bethört, zum Feinde der Aufklärung, zum Ritter der Unfreiheit werden. Doch die Erkenntniß der Nothwendigkeit, daß jeder Fortschritt der Bildung wieder ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, griff ihm ans Herz. Wie oft hat er über unsere modernen Lebensformen geklagt, die so abstract, so ledern, so aschgrau geworden sind, daß der Dichter und Künstler sie schlechterdings nicht gebrauchen kann: die Körper verschrumpft, die Trachten phantasielos, das Kriegswesen mechanisirt, der gesellige Verkehr barbarisch. Ja, die ganze neuere Dichtung wollte er nicht als Dichtung gelten lassen, weil er in ihr überall das Haar der Reflexion fand. Man muß sich in die unruhige, unzufriedene Stimmung der vierziger Jahre zurückdenken, um diese immer wiederholten Klagen des Aesthetikers zu verstehen, der wohl weiß, daß von dem gährungsvollen Streben der Zeit die zersetzende Absichtlichkeit unzertrennbar ist, und der doch eben in dieser den Tod aller wahren Poesie erkennt.

Eine Umgestaltung des ganzen Lebens, eine Umwälzung der öffentlichen Zustände schien ihm nothwendig, wenn wieder Blüthe der Phantasie kommen soll. „Alles, was jetzt Reflexion, Kritik, unverwirklichter Zweck ist, muß erst durch eine große reale Bewegung Zustand, Sinn, Natur geworden sein; dann ist wieder Naivetät, Instinct möglich.“ An beiden Punkten zugleich, so ist seine Hoffnung, wird der Durchbruch erfolgen: der Staat und die Culturformen müssen sich

gleichzeitig erneuern. Mit ganzer Seele unterschreibt er den Satz von Gervinus, daß unsere Dichtung ihre Zeit gehabt hat und daß sie auch wieder ihre Zeit haben wird, daß aber inzwischen die Talente auf die wirkliche Welt und den Staat zu lenken seien, um den Grund der öffentlichen Verhältnisse neu zu gestalten und, wenn es sein muß, umzuroden. „Wir müssen erst kämpfen, wollen, streiten, ehe wir wieder siegen."

Mit dem März 1848 schien diese ersehnte Umwälzung gekommen zu sein. Auch Vischer war damals, wie er bekennt, „trunken vom Weine der Zeit und unklar wie alle Welt." An die Freiheit des Staatslebens waren auch seine ästhetischen Hoffnungen geknüpft. Unter den Forderungen des Jahres lag ihm keine mehr am Herzen als die Wehrhaftmachung des Volkes. Wir kennen bereits seine besondere Freude an kriegerischer Tüchtigkeit, Aeußerung der Körperkraft, Uebung der Waffen, Bewegung der Massen. Jetzt kam ihm die Zeitbewegung zu Hülfe. In Süddeutschland dachte man sich die allgemeine Wehrhaftmachung zunächst in Form der Bürgerwehren. Vischer war, als bei den Studenten besonders beliebte Persönlichkeit, schon bei den Tübinger Bäckerkrawallen des Vorjahres zum Major einer aus Studenten und Bürgern gebildeten Sicherheitswache gewählt worden und hatte als solcher mit einer Schar Studenten das von einem Volkshaufen bedrohte Schloß der Pfalzgrafen von Hohen-Tübingen glücklich vertheidigt. Während aber jene Bürgerwehr jetzt neu eingerichtet werden sollte, wurde er auf einen anderen und bedeutenderen Schauplatz abgerufen. Als die Wahlen zur Nationalversammlung in Frankfurt ausgeschrieben wurden, richteten sich die Augen der Bürger von Reutlingen und Urach auf den beredten, schneidigen und freiheitsmuthigen Professor; er wurde hier als Candidat der Liberalen aufgestellt. Das war freilich wieder eine Unterbrechung seiner vor kaum einem Jahre neu aufgenommenen Lehrthätigkeit. Aber wer konnte sich in diesen Tagen dem Rufe des Vaterlandes versagen? So zog er denn guten Muthes aus zu seinen Wahlreden, stieß zwar auch hier auf die Umtriebe seiner Gegner, die das Landvolk gegen den „Gottesleugner" einzunehmen trachteten; es ging die Sage, man wolle dem Volke die Bibel nehmen, und die Bauern auf der Alb bekreuzten sich vor dem „Zauberer"; schließlich war er aber doch glücklicher als sein Freund Strauß; es gelang ihm, den conservativen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Im Mai siedelte er mit Frau und Kind, dem zweitgeborenen Sohne, nach Frankfurt über.

Vischer hielt in Frankfurt zur gemäßigten Linken, an Uhland's Seite, blieb übrigens nicht wie dieser dem Clubleben fern. Die meisten Landsleute traten in den Club des Württemberger Hofes, mit ihnen auch Vischer. Bei der späteren Trennung, die über der Frage des Oberhauptes stattfand, ging er auf die linke Seite, in den von Heinrich Simon geführten Club Westendhall. In den öffentlichen Sitzungen hat er nicht oft das Wort genommen; nur bei solchen Dingen, die ihm besonders am Herzen lagen. So am 15. Juli, als es sich um die Erhöhung der Wehrkraft auf zwei Procent der Bevölkerung handelte. Vischer verlangte ein Gesetz über Volksbewaffnung und meinte, damit ganz aus dem Herzen seiner Schwaben redend, eine Erhöhung der stehenden Heere könne das Volk nicht ertragen. Sein Ziel war ein allgemeines Volksheer, die Umbildung des stehenden

Heeres in eine allgemeine Volkswehr. Noch im folgenden Jahre, nach seiner Rückkehr in die Heimath, hat er in einer Broschüre Vorschläge in diesem Sinne gemacht. Dann rief ihn wiederholt die Frage der Spielbanken auf die Rednerbühne; schon damals kehrte sich gegen diese „Schandbanken", diese „Mordanstalten" dasselbe Pathos der sittlichen Entrüstung, das aus den Epigrammen von Baden-Baden (1867) spricht. Als trotz dem Beschlusse der Nationalversammlung vom 20. Januar 1849 die Bank zu Homburg das Spiel fortsetzte, interpellirte Vischer am 4. Mai das Reichsministerium, welches dann wirklich gegen die landgräfliche Regierung einschritt. Die einzige längere Rede hielt Vischer, als die Berathung der Grundrechte zu dem Artikel vom Verhältniß der Schule zu Kirche und Staat gelangte. Es war am verhängnißvollen 18. September — draußen vor der Paulskirche wurde bereits an den Barrikaden gebaut. Vischer legte eine Lanze ein für die Trennung der Schule von der Kirche:

„Wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaat der Kirche vergröbert, so wäre die Schule nichts Anderes als ein Zweig der religiösen Thätigkeit. Nun aber ist Religion und Kirche erstarrt, und da bleibt nichts Anderes übrig: wir müssen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Der Staat ist religiöser geworden als die Kirche, und diesem gehört die Schule."

Im Ganzen war es eine unerquickliche Zeit, die er in Frankfurt verlebte. Noch später hat er dieses Jahr ein Marterjahr genannt. Der Professor hatte die Empfindung, daß er nicht an der rechten Stelle sei, und das mochte sich doch wieder der brennende Eifer für das Vaterland nicht gestehen. Unbehaglich waren ihm selbst die gesellschaftlichen Verhältnisse. Das Gefühl, daß er nicht zu den Norddeutschen passe, daß ein Abgrund sei zwischen norddeutscher und süddeutscher Art, hat sich in diesen Frankfurter Tagen nur bei ihm befestigt. Dieses Gefühl hat auch seine politischen Ansichten unwillkürlich mit bestimmt. Zu einer rücksichtslosen Sicherheit hat er es in diesen nicht gebracht. Je näher die große Entscheidung rückte, um so drückender wurde ihm der Widerstreit im eigenen Innern. Er blieb bei der Linken, bei den Großdeutschen; so wenig als Uhland konnte er sich ein Deutschland ohne Oesterreich denken; es schien ihm gänzlich unlogisch, einen der Theile an die Spitze zu stellen, d. h. zum Ganzen zu machen. Dennoch war er bemüht, auch das Recht der Gegner zu fassen. In den „Schwäbischen Merkur", dem er bisweilen Berichte sandte, schrieb er am 15. Januar 1849:

„Zwei grundverschiedene Anschauungen sind es, in die Deutschland und sein Parlament sich trennt. Die Einen wollen ein wohnliches, klar umgrenztes Wohnzimmer aus Deutschland machen; sie verzichten auf das Breite und Freie, weil sie keine Freunde verschwimmender Grenzen, unklarer Formen sind. Es sind die, welche Deutschland ohne Oesterreich durch ein preußisches Kaiserthum zusammenbinden wollen. Die Anderen öffnen Thür und Fenster, sie blicken in die Weite, ihr Auge folgt sehnsüchtig der Donau zum Schwarzen Meer und den Bahnen des Handels zum adriatischen. Man meine nur nicht, es seien bloß die noch nicht widerlegten Nothwendigkeiten der Auswanderung, Colonisation, der commerciellen Interessen, welche die Süddeutschen für diese Anschauung stimmen; nein, es liegt tiefer, es ist der Natursinn, es ist der Gegensatz gegen den Stubensinn."

Von den Vorschlägen zur Lösung der Oberhauptsfrage gefiel ihm keiner. An allen sah er die Schattenseite, alle schienen ihm zur Zeit undurchführbar.

Und als nun doch von jedem Abgeordneten ein Für oder Wider verlangt wurde, war ihm die Entscheidung unmöglich. Am 28. März stimmte er zwar für den regierenden Fürsten; bei der Frage der Erblichkeit enthielt er sich aber der Stimme. Er gehörte zu den vier Mitgliedern des Simon'schen Clubs, die sich weder für Ja noch für Nein entscheiden konnten. Er selbst hat diesen Entschluß folgendermaßen begründet:

„Hätte ich mit Nein gestimmt, so hätte ich unmittelbar die Abstimmung über die Form des Directoriums oder Turnus unterstützt, die ich trotz meinem heißen Wunsch, das österreichische Volk schon jetzt für den deutschen Bundesstaat zu retten, für das größere Uebel halte. Hätte ich mit Ja gestimmt, so hätte ich, da die Frage über die Erblichkeit wider Erwarten vor den anderen Fragen zur Abstimmung kam, in erster Linie auch für eine Form entschieden, die ich nur im äußersten Falle, wenn es sich nämlich darum gehandelt hätte, daß entweder nichts oder ein Erbkaiserthum zu Stande komme, zu unterstützen entschlossen war. Es blieb mir daher nichts übrig, als das schwere Opfer des Verzichtens auf die Abstimmung."

Den Resten des Parlamentes folgte er auch nach Stuttgart, „mit klarer Einsicht in den Unsinn", trat aber in Stuttgart den Rednern der äußersten Linken, welche Württemberg gewissenlos in die Revolution treiben und dem Loose Badens zuführen wollten, tapfer entgegen. Bei dem Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen war ihm wenigstens dies eine Genugthuung, daß er „den Narren es laut sagte, daß sie Narren seien".

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Die Deutschen und die französische Revolution.

Von
Lady Blennerhassett.

Als die Revolution zum Ausbruch kam, war, kaum weniger als in Frankreich selbst, in Deutschland das Bewußtsein mächtig, daß, um mit Schiller zu reden, „das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht sei, und man nicht neutral bleiben könne, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste sein muß, schuldig zu machen“. Kein nationaler Gegensatz, keine Racen-Antipathie trübte die Theilnahme der Deutschen an den Problemen von 1789. Johannes von Müller nannte den Fall der Bastille „den schönsten Tag, den die Welt seit dem Sturz des Römerreichs erlebt habe“. Goethe's Freund Merck sprach von demselben Ereigniß als von einem Shakespeare'schen Drama, das ihm Thränen der Freude entlockt habe. Im Himmel, meinte Schlözer, sei ein Te Deum gesungen worden dafür, daß eine große Nation das Joch der Tyrannei von sich geworfen habe. Gentz schrieb eine Apologie der Constituante. Wilhelm von Humboldt und sein Begleiter und einstiger Lehrer Campe begaben sich 1789 nach Paris, um dem Leichenzug des Despotismus beizuwohnen; Klopstock, Bürger, Voß und Stolberg feierten die französischen Ereignisse in Oden und Gedichten. Schubart, aus dem Gefängniß entlassen, fand die Einverleibung des Elsasses in Frankreich mit seinem glühenden Patriotismus vereinbar, und Varnhagen erzählt, wie sein Vater sich nach Straßburg begab, um dort in die Nationalgarde einzutreten. Fichte erklärte 1793 das Insurrectionsrecht für den Fall als Pflicht, wo eine Staatsform den Fortschritt unmöglich mache. Die Größten, Goethe, Schiller, Kant, blieben die Zurückhaltendsten: sie nahmen eine abwartende Stellung ein, nicht deswegen, weil sie Vorliebe oder Nachsicht für die früheren Zustände hegten, sondern weil ihnen der ganze Charakter der Bewegung, die sie abschaffen oder ersetzen sollte, von vornherein bedenklich erschien. Sie war kaum in Fluß gekommen, als die Haltung der Führer des deutschen Geisteslebens in die offene Gegnerschaft sich verwandelte, die viel tiefere Ursachen hatte, als die Reaction gegen die Greuel und Verbrechen,

welche bei so vielen Andern, bei Klopstock zum Beispiel und bei dem milden Stolberg, allein genügt hätte, die Umkehr zu bestimmen. Die ganze Weltanschauung dieser deutschen Dichtung und Philosophie beruhte auf der Heranbildung des Menschen zur inneren Freiheit, auf der Veredlung des Charakters und Reinigung des Willens. Im Gegensatz zur Philosophie des 18. Jahrhunderts und ihres logischen Ergebnisses, der französischen Revolution, die das ganze Problem des Fortschritts nach außen verlegte und eine Umwandlung der Sitten von der Umgestaltung des Staates erwartete, legten die Träger der deutschen Cultur den Nachdruck auf die Reform von innen heraus, auf die Erkenntniß, „daß derjenige nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so Vieles zur menschlichen fehlt." Sobald erwiesen war, daß im revolutionären Sturm der einzelne Mensch nicht besser, sondern schlechter wurde, daß er widerstandsloser als sonst die abschüssigen Bahnen der Leidenschaft und Verwilderung, der Rachgier und Selbstsucht hinabglitt, dann blieb auch, um noch einmal mit Schiller zu reden, „die politische Regeneration nichts als ein schöner philosophischer Traum". Man hatte nur die Tyrannen getauscht, und die Despotie des Vernunftstaates stand mit Fichte's Lehre von der Unabhängigkeit des Gewissens nicht weniger im Widerspruch als mit der nach höchster Bildung ringenden Weisheit von Goethe. Dieselbe sittliche Empörung, die Carl Moor gegen die Gesellschaft gewaffnet, die Posa gegen die Staatsraison von König Philipp aufgeboten hatte, wandte sich jetzt gegen „die elenden Schinderskuechte", die Mörder des Königs, dessen Vertheidigung Schiller bereits in einer besonderen Denkschrift begonnen hatte, als die That vom 21. Januar 1793 die Arbeit unterbrach.

Freilich war diese, vornehmlich auf Kant beruhende, Anschauung von der Widerrechtlichkeit und Zwecklosigkeit jeder Revolution gegenüber der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Reform auch unter den Gebildeten nicht die ausschließlich herrschende. Erklärte Feinde der Monarchie gab es in Deutschland sehr wenige, und gerade von der Geschichte der deutschen Republikaner, die ja auch geschrieben worden ist, bleibt der Eindruck, daß die Helden des Stückes so gut wie ganz fehlen. Aber es fehlten weder die Schwärmer noch die Fanatiker, nicht die Schiffbrüchigen noch die Abenteurer in den Reihen dieser deutschen Revolutionsfreunde, und die Aufrichtigkeit verband sich mit der Berechnung, die Verkommenheit mit den Illusionen, um einem Experiment sich anzuschließen, bei welchem, nach dem Ausspruch von Renan, „die Menschen um so mehr zur Geltung kamen, als sie abstoßender waren, dem Alles diente, nur nicht die Mäßigung, nur nicht die gesunde Vernunft." Die Einen ließen sich durch die feierlichen Betheuerungen zu Gunsten des Friedens gewinnen, die den Verzicht auf alle Eroberungen an die Spitze der Verfassungsurkunde von 1791 stellten, und am Vorabend eines fünfundzwanzigjährigen Völkerkrieges den Begriff der Nationalität für jenen der Menschheit zu opfern versprachen. Andere lockte der kosmopolitische Zug, das Weltbürgerthum, das ja auch der deutschen Literatur als Ideal der Zukunft vorschwebte, und welches sie jetzt in den Declamationen wieder zu erkennen glaubten, unter welchen die revolutionäre Propaganda sich vorläufig noch barg.

Zu diesen gehörte der menschenfreundliche Sonderling, Graf Schlabrendorf, ein Schlesier von Geburt. Theilnahme für die Bewegung, an die er

die überschwänglichsten Erwartungen knüpfte, veranlaßte Schlabernndorf zu einem Aufenthalt in Paris, der nur auf kurze Dauer berechnet war. Statt dessen blieb er von 1789 bis zu seinem 1824 erfolgten Tode in der französischen Hauptstadt, und wurde nach Jahren wegen des Miethzinses für sein Haus in London belangt, das er aufzugeben vergessen hatte. Als Anhänger der Gironde entging er durch einen bloßen Zufall der Guillotine. Bedürfnißlos, wie Diogenes in seiner Tonne, begnügte er sich mit ein paar Zimmern, in welchen er noch unter der Restauration den Repräsentanten eines andern Geschlechtes die revolutionären Theorien mit der Wärme eines Jünglings vortrug. Sein Verdienst war die Consequenz, denn was er sich versagte, ging an die Dürftigen, meist an arme Landsleute in Paris. Ein überzeugter Schwärmer war auch jener Professor Kramer in Kiel, der 1793 die Werke eines der unwürdigsten unter allen am revolutionären Drama Betheiligten, des Maire Pétion, als die „eines Märtyrers der Rechtschaffenheit“ ankündigte, worauf er seines Amtes entsetzt wurde, und die verdienstvolle und würdige Existenz des deutschen Gelehrten gegen die eines Buchhändlers in Paris vertauschte, woselbst er als solcher starb. Eigenthümlicher war das Loos jenes Freiherrn von der Trenck, der, 1726 zu Königsberg geboren, 1740 in preußische Kriegsdienste trat, einige Jahre später Ordonnanzofficier von König Friedrich wurde und angeblich wegen eines Liebesverhältnisses zur Schwester des Königs, Prinzessin Amalie, bei diesem in Ungnade fiel. Nach der Festung Glatz gebracht, entkam er 1747 nach Wien, wo Maria Theresia ihn zum Rittmeister ernannte, wurde aber 1753 zu Danzig abermals festgenommen und, mit Ketten beschwert, in strenger Haft gehalten, bis es durch Vermittlung der Kaiserin gelang, seine Freilassung zu erwirken. Obwohl König Friedrich Wilhelm II. ihm seine Güter zurückgegeben hatte, eilte Trenck im Jahre 1792 nach Paris, betheiligte sich an den Ereignissen, unternahm es, den General Custine gegen die Anschuldigungen seiner Feinde zu vertheidigen, wurde im Jakobinerclub als geheimer Agent der fremden Mächte denuncirt und, achtundsechzigjährig, auf Befehl von Robespierre hingerichtet.

In eine andere Kategorie als die Utopisten, oder Solche, die eine persönliche Unbill zu rächen hatten, gehören Jene, die anfänglich der Instinct der Zerstörung, später die Lust an der Qual ihrer Opfer, in die revolutionären Netze verstrickte. Dahin gehört vor Allem jener Prinz Carl Constantin von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, den Zeitgenossen als Bürger General Hessen bekannt, der, wie ein Unglücksrabe, überall auftaucht, wo Leichenfelder seiner harren, zuerst während der Metzeleien in Lyon, von wo er an Danton schreibt, die „Katastrophe“ habe die Aristokraten in die Flucht getrieben und der eigenen Partei die Majorität gesichert; dann in Besançon, wo er sich zum Ankläger des Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich, aufwirft und Mitschuldiger an seinem Tode wird. Von untergeordneter Bedeutung, aber ihrer Grausamkeit wegen nicht weniger gebrandmarkt sind Seyffert, ein Sachse von Geburt, Leibarzt des Herzogs von Orléans, welcher der Theilnahme am Morde der Prinzessin von Lamballe beschuldigt ist, und Rühl, der damit angefangen hatte Theologie zu studiren, dann in die Dienste eines Grafen von Leiningen trat, den er bald so vollständig terrorisirte, daß der Herr beim Anblick des Dieners in Furcht gerieth. Von

diesem Rühl pflegte man zu sagen, er hasse Gott und die Menschen, und sei zum Jakobiner geboren. Der Revolutionsalmanach berichtet, während der Septembertage habe er einen ehemaligen Freund, Doyen, vor seinen Augen niedermetzeln lassen, obwohl dieser ihn flehentlich bat, sich der Vergangenheit zu erinnern und ihm das Leben zu schenken. Als Deputirter des Convents hat er sich die Plünderung und Denuncirung der deutschen Fürsten und Herren, die Besitzungen auf französischem Gebiete hatten, zur besonderen Aufgabe gestellt.

In den Reihen des Widerstandes ist dagegen, unseres Wissens, auf französischer Seite nur ein deutscher Name zu verzeichnen. Es ist der des Jagdaufsehers des Grafen von Maulevrier, Stofflet, eigentlich Stoffel, den Mallet du Pan einen Schwaben von Geburt nennt, und von dem er rühmt, er habe keinen der Fehler eines Parvenu gehabt. Dagegen besaß er in nicht gewöhnlichem Grade die Eigenschaften und Gaben eines volksthümlichen Condottiere und vertheidigte bis zum letzten Augenblick die Fahnen der Vendée.

Den wahren und eigentlichen Typus der vaterlandslosen Tendenzen und Neigungen aber, die in jenen sturmbewegten Zeiten so manchen Deutschen über den Rhein führten, hat die Geschichte vornehmlich in drei derselben wiedergefunden, in Eulogius Schneider, dem öffentlichen Ankläger des Elsasses; in Anacharsis Cloots, dem bis zum Wahnsinn verirrten Schwärmer, und endlich im unglücklichen Georg Forster, den der Schiffbruch seines Lebens im Paris von 1794 an den Strand spülte.

I.

Der erste dieser drei Männer, Johann Georg Schneider, wurde am 20. October 1756 zu Wipfeld am Main geboren. Die Schrift, die später seine Schicksale im Vaterland erzählt und wohl nicht ohne sein Zuthun entstand, nennt den armen Weinbauern, der sein Vater war, „einen leichtsinnigen Verschwender". Nachdem ein katholischer Geistlicher dem talentvollen Knaben den ersten Unterricht ertheilt hatte, kam dieser im Alter von zwölf Jahren in das Convict nach Würzburg. Wie die meisten Lehranstalten Süddeutschlands, stand auch diese unter der Leitung der Jesuiten, und wie so viele Gegner des Ordens hat auch Schneider ihr System später als ein bloß mechanisches Erlernen verurtheilt. Er war sechzehn Jahre alt, als er die Universität, der Form nach als Jurist, bezog. Der Wunsch von Eltern und Lehrern, er möge sich der Theologie zuwenden, scheiterte an der Charakteranlage des jungen Mannes, die auf frohen Lebensgenuß, nicht auf ernste Arbeit gerichtet war. „Ohne ihn wurde in keiner Schenke gezecht, ohne ihn an keinem Tisch gespielt, ohne ihn kein akademischer Bubenstreich verübt .... seinen Eltern erpreßte er manchen Gulden, an dem noch blutige Thränen hingen," erzählt die obenerwähnte Biographie. Durch Selbststudium erwarb er sich später Kenntniß des Griechischen und einiger modernen Sprachen, aber seine eigentliche Neigung beschränkte sich auf poetische Versuche und die sogenannten schönen Wissenschaften, für die auf den katholischen Hochschulen, auch wenn sie sich, wie die Würzburg's, der aufklärenden Strömung nicht verschlossen, doch nur wenig und ungenügend gesorgt war. Schneider war kaum neunzehnjährig, als die Verirrungen seiner Jugend ihn der Unterstützung

seiner Lehrer und Gönner beraubten und aus Würzburg, wo seine Stellung unhaltbar geworden war, vertrieben. In dem Gedicht „Empfindungen an meinem dreiunddreißigsten Geburtstage", hat er dieser Stürme in schlechten Versen gedacht. Sie sagen nicht Alles. Einer Ueberlieferung zufolge schloß sich der junge Mann wandernden Schauspielern an, suchte Zuflucht in der Heimath, wo er seinen armen Eltern zur Last fiel und durch leichtsinnige Streiche sich unmöglich machte, worauf er, in rathloser Entmuthigung, den verhängnißvollen Entschluß faßte, sich durch Eintritt in den Franciscanerorden aus Schande und Noth zu retten. Das geschah im Jahre 1777. Die Biographie berichtet, daß der Abschied des Jünglings von der Welt durch ein Fest gefeiert wurde, zu dessen Bestreitung der Vater — der gute Alte — wie die Schrift ihn nennt, seinen letzten Weinberg verpfändete. Der unmittelbar darauf geäußerte Vorsatz „der Kapuze Ehre zu machen", beruhigt über den Entschluß des Ordens nicht, einem so gearteten Novizen seine Pforten zu öffnen. Die theologischen Studien führten ihn nach Bamberg, dann nach Salzburg, wo der Benedictiner A. Schölle, ein Gelehrter, welcher der freien Richtung angehörte, ihn im Hebräischen unterrichtete. Am 7. Juli 1784 brachte er durch Vertheidigung einer Abhandlung über das Leben Jesu nach den vier Evangelisten wider die ungläubige Kritik von Gegnern, unter welchen Edelmann und Lessing genannt sind, seine Studien zum Abschluß. Hierauf zum Priester geweiht, ward er als Lector in das Franciscanerkloster nach Augsburg geschickt. In der paritätischen Stadt regierte dem Namen nach Clemens Wenceslaus, Kurfürst von Trier, thatsächlich aber sein Stellvertreter, der Domdechant und Weihbischof Freiherr von Umgelter, ein Mann von duldsamster Gesinnung, der Beschützer und Gönner der Gelehrten und junger, aufstrebender Talente. Wie der Kurfürst selbst, so war auch sein Weihbischof bemüht, im Zank und Hader der Parteien in der alten Reichsstadt seine Stimme zu Gunsten der Verträglichkeit und des Friedens zu erheben. Eine kurze Zeit schien es, als habe auch Schneider dem aus so zweifelhaften Beweggründen erfaßten Beruf sich mit Ernst zugewendet. Seine beste literarische Leistung, eine Uebertragung der Reden des heiligen Johannes Chrysostomus über das Matthäusevangelium, entstand in jenen Tagen. Allein der Beschäftigung mit theologischen Dingen gingen Gedichte, Strophen an Lisetten und Babetten zur Seite, die, später veröffentlicht, ein trauriges Licht auf das innere Leben des Mannes werfen, der unter allen äußeren Wandlungen den zugleich frivolen und gemeinen Zug in seinem Wesen nicht verleugnen konnte. Eine Ausnahme bildet das zwar preisgekrönte, aber mittelmäßige Gedicht auf Leopold von Braunschweig, den Liebling der Zeit, in welchem sie das Musterbild des aufgeklärten Fürsten und Menschenfreundes verehrte und dessen frühen Tod in den Wellen der Oder eine lange festgehaltene Täuschung der Opferliebe des jungen Herzogs für seine bedrohten Mitmenschen zuschrieb.

Der nächste Erfolg des Franciscanermönches wurde für seine Zukunft entscheidend. Am 25. November 1785, dem Katharinenfeste, predigte er über die Toleranz als eine christliche und bürgerliche Pflicht, und entfesselte damit einen Sturm des Unwillens, nicht unter seinen Mitbrüdern, sondern in der durch religiöse Gegensätze gespaltenen Stadt. Der Verdacht, er habe dadurch viel

weniger einer Ueberzeugung Ausdruck verleihen, als seine Stellung im Kloster unhaltbar machen wollen, wird durch die an den Reichsdechanten von Beroldingen gerichteten Worte bestärkt: „Hier hast Du, edler Beroldingen, die Predigt von der Toleranz; sie war so gut, den Derwischkranz von meinem Schädel wegzubringen" [1]).

Er hatte der Kirche keinen Vorwurf zu machen. Sie reichte zuerst dem mittellosen Bauernknaben, dann dem verzweifelnden Jüngling die Hand und barg ihn unter den Schutz ihrer Institutionen. Auch jetzt fand sich im Freiherrn von Umgelter nochmals ein katholischer Priester, um den Mann zu halten, der für eine Anschauung, die er theilte, Verfolgung litt. Durch ihn wurde der als Franciscaner unter dem Namen Eulogius bekannte Schneider dem katholischen Herzog Carl von Württemberg als Hofcaplan empfohlen und für die Dauer dieser Wirksamkeit von der Beobachtung der Ordensregeln dispensirt. Auf Wunsch des Herzogs wurde in seiner Hauscapelle die Messe deutsch gelesen, und Schneider's College, Werkmeister, plaidirte dort unter andern Neuerungen für Aufhebung des Cölibates. Der Herzog selbst stellte die Bedingung an seinen neuen Caplan, in der sonntäglichen Predigt die Wahrheit zu sagen, und bekanntlich hat ein ähnliches, einst von Ludwig XIV. ausgesprochenes Verlangen die französische Prosa um einige ihrer Meisterwerke bereichert. Allein Schneider war kein Bossuet, und was er seinem Fürsten bot, waren die platten Nützlichkeitslehren einer praktischen Lebensweisheit. Da, wo seine Vorträge die Politik berührten, zeigte er sich vom Geist des Propheten seiner Zeit, des einzigen, dem sie willig Gehör lieh, erfüllt. Die auf dem Naturrecht begründete Vertragstheorie von Rousseau lag Schneider's Begriff vom Staate ebenso gut zu Grunde, wie sie zwölf Jahre später, am Weihnachtsfest 1797, jene oft erwähnte Homelie durchdrang, in welcher zu Imola der Bischof und Cardinal Chiaramonti seinen Diöcesanen den Gleichheitsbegriff im christlichen Sinn entwickelte und Stellen aus dem Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars anführte, um diesen neuen Bürgern der Cisalpina die Uebung demokratischer Tugenden zu lehren. „Un sermon de Jacobin!" nannte noch zu St. Helena Napoleon diese Homelie des nachmaligen Papstes Pius VII.

Darin also folgte Eulogius Schneider nur der Strömung, die ihn umgab, und welche die geistlichen kaum weniger als die weltlichen Stände ergriffen hatte. Der Kanzler des Bischofs von Trier, der Freiherr von Hohenfels, hatte, so ging die Sage, dem Dichter des Don Carlos als Vorbild zu seinem Marquis Posa gedient; und der letzte Kurfürst von Köln, Maria Theresia's jüngster Sohn, waltete im Geiste seines Bruders Joseph und schuf, durch Gründung der 1786 zur Universität erhobenen Akademie zu Bonn, der alten Kölner Hochschule ein Gegengewicht zu Gunsten der freien Richtung in der Wissenschaft. In Mainz regierte zwanzig Jahre hindurch als Minister Graf Stadion, der Freund von Voltaire, und als hier eine Reaction folgte, trug sie nur dazu bei, den Franzosen die Wege zu bereiten. Der Reformgedanke hatte Vertreter unter dem katholi-

[1]) „Commentar eines katholischen Weltmannes", bei S. Lersch, „Eulogius Schneider", Monatsblätter zur Allgemeinen Zeitung. December 1845.

schen Clerus Deutschlands am Rhein und an der Donau, in Bayern und in Schwaben. Aber nicht an Reform, sondern an Befreiung von jeder Fessel selbstauferlegten Zwanges, durch welchen er einst die Leidenschaften in seinem Innern zu bändigen gehofft hatte, dachte Eulogius Schneider. Das deutsche, lesende Publicum stand unter dem unmittelbaren Eindruck der Anklageschrift, die zu Leipzig und Frankfurt 1771—1780 unter dem Titel „Briefe über das Mönchswesen" erschien, und deren ungenannter Verfasser, La Roche, vornehmlich die Zustände in den rheinischen Klöstern aufdeckte. Wer in solchen Zeiten sich dazu entschloß, das Kloster mit der Welt zu vertauschen, der hatte kein strenges Urtheil zu fürchten. Auf die Bitte des Kurfürsten von Köln, dessen Vermittlung durch Schneider's Landsmann, den Professor der Theologie zu Bonn, Th. A. Dereser, gewonnen wurde, säcularisirte der Papst den Stuttgarter Hofcaplan, der als Lehrer an die Bonner Hochschule überging. Als Motiv seines Austritts aus den Diensten des Herzogs Carl nennt Schneider in einem Gedicht „die Künste des Höflings .... der ihm den Tod geschworen". Was sich unter dieser poetischen Licenz birgt, ist niemals völlig aufgeklärt worden. Gewiß ist nur, daß der ruhelose Mann die Gunst des Fürsten nicht hatte gewinnen können, der sich in den von ihm gehegten Erwartungen getäuscht fand.

Zu Augsburg und Stuttgart hatten die Verhältnisse dem Mönch und Hofprediger eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. In Bonn dagegen drängte ihn Alles, die Schranken zu durchbrechen, die bis dahin noch Mäßigung geboten hatten. Zu Wetzlar hielt Schneider die Trauerrede auf Kaiser Joseph, ein Aufklärungsprogramm im Geist der Zeit. Es folgte die Veröffentlichung von Gedichten, deren Widmung an die Erbprinzessin Louise von Neuwied fast wie ein Spott erscheint; von Predigten, zehn an der Zahl, die „als Probe" dem lesenden Publicum gereicht, aber nicht fortgesetzt wurden. Endlich, im Jahre 1790, erschien eine Aesthetik, die unvollendet blieb; immerhin gehört sie noch zu den besseren Leistungen ihres Verfassers, der in diesen Jahren bestrebt war, durch den Erlös seiner Schriften die bedrängte Lage von Eltern und Geschwistern, die er größtentheils veranlaßt hatte, nach Möglichkeit zu lindern.

Diese Thätigkeit in Bonn, die im Ganzen zwei Jahre währte, schloß auch die Verpflichtung ein, den Religionsunterricht am dortigen Gymnasium zu ertheilen. In Köln, wo noch ungeschmälert der Einfluß der römischen Curie und ihres Vertreters, des Nuntius Pacca, die Situation beherrschte, hatte man allen Grund, die Bestrebungen in Bonn mit wachsamen Blicken zu verfolgen. In der Art und Weise, wie Schneider den katechetischen Unterricht ertheilte, bot sich der willkommene Anlaß einzugreifen. Aus Schneider's Vertheidigung gegen die ihm zur Last gelegten Irrthümer und schädlichen Lehren ist hervorzuheben, daß er es nachdrücklich verneinte, jemals Freimaurer oder Illuminat gewesen zu sein. Den sonstigen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, setzte er Erklärungen entgegen, in welchen er sich noch durchaus als orthodoxer katholischer Priester bekennt[1]). Nur in Bezug auf Heiligenverehrung und Re-

---

[1]) Eulogius Schneider, Leben und Schicksale im Vaterlande, S. 45 ff.

liquiencultus machte er seine Einschränkungen. Der Kurfürst begnügte sich, den Religionslehrer daran zu mahnen, daß Polemik in Bezug auf das Cölibat kein Gegenstand der Discussion in Knabenschulen sei, und es wurde hierauf dem Beschuldigten von seinem Ankläger feierlich Abbitte geleistet.

Während dieser Sturm vorüberging, zog ein anderer herauf, der endgültig über die Lebensloose des Mannes entschied, der dazu bestimmt schien, in seiner Person die von einer modernen historischen Schule als l'influence des milieux bezeichnete Theorie darzustellen.

Im Juli durchzitterte das Rheinland die Kunde vom Sturz der Bastille. Das nachsichtige Regiment aufgeklärter geistlicher Fürsten, ihre engen Beziehungen zum französischen Hof, der ihnen Subsidien zahlte und das unerreichte Ideal ihrer Bestrebungen blieb, das in den Bevölkerungen erwachte Bewußtsein von der Unerträglichkeit des alten Zwanges und der überlebten Mißstände, das gerechtfertigte Bedürfniß nach Reform und die Utopien der herrschenden Lehre, vor Allem aber der kosmopolitische Zug, der später die französischen Eroberungen ermöglichte und vorläufig die Deutschen auf Frankreich verwies, alle diese verschiedenartigen Elemente bestimmten den Gang der Ereignisse am Rhein. Eulogius Schneider begrüßte den Fall des Gefängnisses, das der Pariser Pöbel leer gefunden hatte, mit einer Ode, in welcher die Begeisterung des Weltbürgers dem schwunglosen Reimschmied den Vers zuflüsterte:

„. . . Des Fürsten Thron ward Dir zur Freiheitsstätte,
Das Königreich zum Vaterland!"

Die Vorgänge in der Nacht des 4. August, der Verzicht auf die Privilegien und eben damit die Begründung eines neuen bürgerlichen Rechtes gaben das Zeichen zum Aufstand in den rheinischen Städten und ernüchterten zugleich die Fürsten, die zu spät erkannten, welche Geister sie gerufen hatten. Am 17. August erhob sich das Volk von Lüttich „gegen das alte Unrecht zu Gunsten des älteren Rechtes"; am 20. August geschah dasselbe zu Köln, und hier wie dort erwachte der Geist municipaler Selbständigkeit, den die Fürstengewalt niedergehalten, niemals aber ganz erstickt hatte. Während die Reichsexecutionsarmeen zur Wiederherstellung der Ordnung aufgeboten wurden, veröffentlichte Eulogius Schneider einen „Katechetischen Unterricht in den allgemeinsten Sätzen des praktischen Christenthums", dessen kirchlicher Liberalismus sich mit den bereits offen von ihm vertretenen revolutionären Doctrinen auf dem Boden eines vorwiegend betonten Moralchristenthums begegnete. Seine Schwester, Marianne Schneider, hat später das Andenken des Bruders dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß sie seine Freunde aus den Bonner Tagen zu bezeugen bat, wie Schneider bereits seit 1789 bemüht gewesen sei, die Grundsätze von Freiheit und Gleichheit seinen Schülern einzupflanzen[1]). Der Kurfürst selbst blieb auch jetzt noch nachsichtig; er gab zwar dem politisch Verdächtigten seine Entlassung, aber auch ein reiches Geldgeschenk, das ihn in den Stand gesetzt hätte, eine andere Thätigkeit zu wählen.

Schneider's Entschluß doch war gefaßt. Bei Nacht und Nebel, um seinen Feinden zu entgehen, verließ er Bonn; am 12. Juni 1791 tauchte er in Straßburg auf.

[1]) Jakob Venedey, Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik, S. 39 ff.

Wer hatte ihn gerufen und welche Motive bewogen Eulogius Schneider, und eine namhafte Anzahl von deutschen katholischen Theologen mit ihm, ihr Heil auf französischem Boden, in dem vom revolutionären Sturm ganz besonders erschütterten Elsaß zu suchen?

Dort fand sich das Problem der Begründung eines kosmopolitischen Freiheitsideals noch durch besondere Umstände beschwert.

Der reichsunmittelbare deutsche Adel und jene deutschen Fürsten, die Territorien im Elsaß besaßen, waren in der Constituante nicht vertreten und erachteten deren Decrete um so weniger bindend für sie, als dieselben den Verträgen von Münster und Ryswick widersprachen, durch welche ihre Rechte feierlich gewährleistet worden waren. Gegen die Souveränität der Nation, die kein anderes Recht als das ihres Willens mehr anerkennen wollte, bestanden sie auf ihren feudalen Rechten, auf welchen ihr Besitzstand nicht nur im Elsaß, sondern auch im Reiche beruhte. Als Einige dieser Besitzer, durch die Noth getrieben, sich dennoch bereit zeigten, auf Entschädigungsofferten einzugehen, verbot ihnen das Reich diesen Schritt, der sowohl gegen die Reichsverfassung, als gegen das europäische öffentliche Recht verstieß. In Deutschland wurde ernstlich die Möglichkeit erwogen, jetzt, wo Frankreich sich von den Verpflichtungen lossagte, die Ludwig XIV. gebunden hatten, Elsaß und Lothringen für das Reich zurückzufordern. Die deutsche Politik, gelähmt, wie sie durch die Zustände im Deutschen Reiche war, ließ es bei Drohungen bewenden; in Frankreich schreckte man vor den äußersten Consequenzen der Theorie nicht zurück, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker als einzig gültige Grundlage aller künftigen Staatenbildungen aufstellte. Während der Graf von Artois dem Kaiser Leopold Lothringen anbot, um seine verletzten Standesinteressen mit Schädigung des Vaterlandes und Gefährdung der eigenen Familie zu rächen[1]), fand sich ein französischer Jurist, Merlin de Douai, um die Maximen der absoluten Monarchie in die Sprache der revolutionären Propaganda zu übersetzen. „Nicht kraft der Vereinbarungen von Despoten zu Münster," erklärte Merlin, „sondern aus eigenem, freiem Willen ist das Elsaß französisch geworden; es hat das volle Recht, über seine Geschicke zu entscheiden, wie jeder andere homogene Bestandtheil des Deutschen Reiches, oder wie Corsica, das französisch wurde ohne die Genuesen um Erlaubniß zu fragen. Wenn dennoch die Constituante Indemnitäten anbiete, so geschehe es „aus wohlwollender Eintrachtsliebe, aus Rücksichten der Billigkeit", nicht etwa weil sie sich verpflichtet glaube, den Besitzstand deutscher Grundherren zu achten."

Es gab noch andere Territorien, wo diese Theorie zu Gunsten Frankreichs zu unmittelbar praktischen Ergebnissen führte, und dies waren die päpstlichen Enklaven zu Avignon und Carpentras. Avignon, wo das bürgerliche Element vorherrschte, war ganz revolutionär, Carpentras dagegen päpstlich und aristokratisch, die Zufluchtstätte aller Gegner der Anarchie. Bereits am 12. November 1789 verlangte ein Deputirter der Provence die Vereinigung von Avignon mit Frankreich im Namen der Nation. Noch hatte die Nationalversammlung nicht den Muth zuzugreifen. Da wurde am 11. Juni 1790 der päpstliche Legat aus

[1]) Albert Sorel, L'Europe et la Révolution française, II, 78, 95, 103, 107 ff.

Avignon verjagt. Das bedrohte Carpentras, von aufständischen Banden umschwärmt, suchte bei der französischen Regierung den Schutz, welchen das schwache päpstliche Regiment nicht mehr gewährte. In den darauf bezüglichen langen Debatten der Constituante entspann sich wieder einmal der Kampf zwischen dem Naturrecht und dem Recht der Verträge, zwischen der Berechtigung zur Insurrection und der Verpflichtung aller Regierung, Gesetz und Ordnung zu vertheidigen. Die endliche Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein. Am 20. November 1790 wurde Avignon durch französische Truppen besetzt.

Durch diese Maßregel eröffnete die Diplomatie der Constituante den Conflict mit der kirchlichen Gewalt. Ihre innere Politik steigerte ihn bald zum Bürgerkrieg. Sie begnügte sich nicht, den geistlichen Stand seiner Privilegien zu entkleiden, seine Güter einzuziehen und seine Mitglieder dem gleichen Recht für Alle zu unterwerfen. Sie ging weiter und unternahm es, diese Kirche, deren Interessen der Staat soeben seinen neuen Rechtsbegriffen geopfert hatte, enger als zuvor an den Staat zu ketten.

Die logische Consequenz der Volkssouveränität ist die Republik, gerade so wie bedingungslose Trennung der Kirche vom Staat das nothwendige Ergebniß der Einziehung des Kirchenvermögens bleibt. Statt dessen behielt man den König bei; dann reformirte man das Dogma und decretirte eine neue kirchliche Verfassung, die Civilconstitution des Clerus.

Als auf solche Weise das Schisma geschaffen war, fand es sich, daß die Schismatiker fehlten. Die Revolution in ihren Anfängen hatte den so lange unterdrückten Pfarrclerus und mit ihm die ganz überwiegende Mehrheit der französischen Priester auf ihrer Seite gehabt. Auch sie hofften auf Befreiung, auf Herstellung eines Zustandes, der die Wiederkehr tyrannischer Willkür ausschloß. Statt dessen erwies sich der neue Vernunftstaat ebenso intolerant wie die alte Monarchie. Während er das Kirchengut verschleuderte, bedrängte er die Gewissen nicht weniger als einst Ludwig XIV. es gethan. Das absolute Königthum hatte die Freiheiten der alten gallikanischen Kirche an Rom ausgeliefert. Die unbeugsame Doctrin der Theoretiker von 1789 drängte sich zwischen diese Kirche und die Autorität des Papstes auf geistlichem Gebiet und ließ ihr nur die Wahl zwischen der Empörung gegen ihr Oberhaupt und dem Widerstand gegen die Gesetze ihres Landes. Die französische Kirche wählte das Letztere. Angesichts der Verfolgung schlossen sich ihre Reihen um so fester. Auch da, wo das religiöse Bewußtsein erschüttert oder so gut wie vernichtet war, genügte das Gefühl der Standesehre, um den französischen Episkopat an seine Pflicht zu mahnen. „Wir haben uns 1791 wie wahre Edelleute benommen," äußerte später der Bischof von Narbonne; „denn von den meisten unter uns kann man nicht sagen, daß wir es aus Religiosität gethan haben." In der Bretagne, im Süden, in Nîmes, in Montauban, in der Provence griff das Landvolk zu den Waffen für die bedrohte Religion. Im Elsaß riefen die Bischöfe den Schutz des Reiches an. Die Verständigungsversuche mit Rom, auf die Ludwig XVI., in seinem Gewissen bedrängt, seine letzten Hoffnungen gesetzt hatte, mißlangen, und am 24. August 1790 sanctionirte er die Civilconstitution des Clerus. Der Clerus

aber fügte sich nicht. Bereits am 27. November ging die Nationalversammlung, im Widerspruch mit ihren Betheuerungen zu Gunsten der religiösen Freiheit und Toleranz, zur offenen Verfolgung gegen die renitente Geistlichkeit über. Sie sollte die neue Kirchenverfassung beschwören. That sie es nicht, so folgte die sofortige Entlassung aus dem Amt und Verfolgung wegen öffentlicher Ruhestörung, wenn sie es dennoch ausübte. In rathloser Bedrängniß setzte Ludwig XVI. am 27. November seine Unterschrift unter die Decrete, die der Papst am 13. April 1791 verurtheilte. Es fanden sich nur fünf Bischöfe zur Annahme der neuen Kirchenverfassung bereit. Daß Talleyrand an ihrer Spitze stand, kennzeichnet die Motive, denen sie folgten.

So standen die Dinge im Juni 1791, unmittelbar vor der Flucht nach Varennes. Der Kirche, die das neue Recht ihrer Güter beraubt hatte, drohte die Verfolgung im Namen der neuen Staatsreligion, welche die Herrschaft über die Gewissen beanspruchte. Der Staat, der auf die Eroberungspolitik der alten Monarchie feierlich verzichtet hatte, stand im Begriff, einen Conflict mit Europa heraufzubeschwören, gegen welchen die Reunionskriege Ludwig's XIV. zum Kinderspiel wurden. Die Täuschung, die 1789 noch möglich gewesen war, brach 1791 vor der Macht der Thatsachen zusammen. Dieser Excurs in das Gebiet der französischen Angelegenheiten führt zurück zu Eulogius Schneider.

Keine Zeile seiner Schriften berechtigt zur Annahme, als ob dieser charakterlose Mensch ein hervorragender Geist gewesen sei. Aber auch die Mittelmäßigkeit genügte, um zu erkennen, was der Deutsche aufs Spiel setzte, der 1791 aus freier Wahl zum Franzosen wurde, was der Priester that, der einer verfolgenden Kirche sich anschloß.

Die Revolution war in Straßburg nicht willkommen. Sie kostete der freien Stadt ihre hochgeschätzten Eigenthümlichkeiten und alten Privilegien, und degradirte sie zu einer der 80000 französischen Communen. Den Mangel an Sympathie für die Bewegung sollte die Popularität ihres Vertreters decken. So ward Herr von Dietrich Maire von Straßburg, ein persönlich achtungswerther, milder und versöhnlicher Charakter, der in politischer Beziehung nicht frei von Schwäche war, und sich, wie sein Gesinnungsgenosse La Fayette, den gefährlichsten Illusionen hingab, deren Opfer er schließlich werden sollte.

Eine der größten Schwierigkeiten war im Elsaß der Mangel an Priestern, weil auch dort beinahe keiner den constitutionellen Eid leisten wollte. Da Eulogius Schneider sich dazu bereit erklärte, erfolgte seine Berufung nach Straßburg durch den Maire auf den Vorschlag von Blessig, Professor der evangelischen Theologie an der dortigen Universität. Der Nachfolger des Cardinals von Rohan, der constitutionelle Bischof Brendel, ernannte Schneider, welcher Professor des Kirchenrechts an der katholischen Facultät geworden war, zu seinem Vicar. Nach einer Mittheilung des Journal historique vom Jahre 1792 ging dieser Ernennung eine Unterredung zwischen Beiden über die Anzahl der anzunehmenden Sacramente voraus. Brendel bemerkte, man müsse die Maschine vereinfachen, er wolle nur vier. „Ich bin noch constitutioneller als Sie," erwiderte Schneider, „ich lasse nur drei gelten." Es folgten lange Debatten, da sie nicht die näm-

lichen annahmen[1]). Am 10. Juli hielt Schneider im Münster zu Straßburg, bei Ablegung des Bürgereides, eine Rede über „die Uebereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken". Ihr Titel bezeichnet den Inhalt, der jedoch innerhalb der Grenzen der Mäßigung blieb. Noch bei späteren Anläßen verlangte Schneider Duldsamkeit, auch für die eidverweigernden Priester, freilich mit dem Zusatz, „es sei Pflicht der gesetzgebenden Gewalt, die Häupter der Verschwörung zu entdecken und zu strafen." Bald entsagte er aller Thätigkeit auf Kanzel und Lehrstuhl, um sich ganz der Gesellschaft der Constitutionsfreunde zu widmen. Diese rekrutirte sich in den untersten Schichten der Bevölkerung und durch herbeigeeilte deutsche und französische Demokraten, während die wohlhabende deutsche Bürgerschaft Straßburgs ihr fernblieb. Das Losungswort kam von Paris und aus dem Jakobinerclub, der auch im Elsaß seinem Grundsatz treu blieb, daß die Unbeugsamkeit der Doctrin, die Maßlosigkeit der Ansprüche und der Terrorismus ersetzen müßten, was ihm an numerischer Stärke fehlte. Statt offen zu widerstehen, unterstützten die Gemäßigten diese Taktik, indem sie eine unmögliche Verständigung erstrebten. Bereits im Januar 1790 trat Dietrich in den Club und deckte mit seinem Namen Pläne und Intriguen, die das Schreckensregiment im Elsaß vorbereiteten. Von der Strömung, die den edelgesinnten Maire ins Verderben trieb, ward Eulogius Schneider widerstandslos erfaßt.

Man hat sich oft gefragt, wie aus dem sinnlichen Genußmenschen ein Terrorist, aus dem sentimentalen Toleranzprediger ein Verfolger werden konnte. Die Lösung des Räthsels bietet seine Vergangenheit. Den französischen Jakobinern blieb der Deutsche, der Mönch, der Priester immer verdächtig. Um sie zu beschwichtigen, mußte er sie überbieten und sich gegen das alte Vaterland wenden, das sich widerstrebend genug zum aufgedrungenen Krieg rüstete. Der sicherste Beweis der Bürgertugend jener Tage, des Civismus, war die Denunciation. Unter dem vielverheißenden Namen „Argus" gründete Schneider ein solches Organ systematischer Verleumdung, dessen vornehmstes Opfer zunächst sein Wohlthäter Dietrich wurde[2]). Am 22. August 1792 wich die Commune von Straßburg, die sich für die am 10. August gestürzte Verfassung erklärt hatte, einer jakobinischen Verwaltung. Auf ihrer äußersten Linken stand Schneider. „Le scélérat", nennt ihn bereits am 12. Juni 1792 der Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle. Die Etappen auf dem Wege, den Schneider eingeschlagen hatte, lassen sich genau verfolgen. Auf die Frage „Sind wir Republikaner?" hatte er am 12. Februar 1792 entrüstet erwidert: „Nein, das sind wir nicht." Nach dem 10. August wechselt der Ton, und Schneider begrüßt jetzt Robespierre als das Ideal, dem nachzueifern das höchste Streben jedes guten Bürgers sei. Sein Eifer wurde belohnt. Zuerst Mitglied des Rathes von Straßburg, dann Maire von Hagenau, ward er endlich, am 19. Februar 1793, öffentlicher Ankläger. „Da schwatzt man von Nachsicht und Menschlichkeit," rief er jetzt; „Tod den Verbrechern ist

[1]) L. Lersch „Eulogius Schneider", Monatsblätter zur Allgemeinen Zeitung. Februar 1846, S. 84.

[2]) L. Spach, Biographies alsaciennes, I, F. de Dietrich, 255, 290.

Wohlthat den Rechtschaffenen." Als bald darauf das Kriegsglück sich wandte, und Mainz den Franzosen wieder verloren ging, war Schneider der erste, das Maximum in Straßburg einzuführen und vorläufig die Guillotine aufzustellen. Die Bäcker wurden unter Anderen bei dieser Gelegenheit als „Feinde der Menschen„ zu 300 000 Francs verurtheilt; Einzelne zahlten bis zu 100 000 Francs. Am 15. October folgte die Errichtung des Revolutionstribunals, in welchem ein anderer deutscher Priester, Clavel, neben Schneider fungirte. Im Münster, dessen Thurm als dem Gleichheitsbegriff zuwider, abgetragen werden sollte, beschwor Schneider jetzt die Vernunftreligion und insultirte die treu gebliebenen Protestanten aufs Niedrigste in der Satire „Das Froschkloster zu Abdera," wie denn überhaupt die Greuel, bei welchen er mitwirkte, ihn zu Parodien und Spottgedichten auf seine Opfer anregten. „O liebe Guillotine, wie thust Du so wohl!" beginnt eines derselben. Am 5. November wurde das erste Todesurtheil zu Straßburg vollzogen. Einige Tage später erschienen dort die Commissäre des Convents, Saint-Just und Lebas, verfuhren wie in einer eroberten Stadt, erhoben eine Zwangs-Anleihe von neun Millionen und wandten sich vor Allem gegen das deutsche Element im Elsaß. Gleich Anfangs kam es zu Mißhelligkeiten zwischen Schneider und Saint-Just, der es ihm nicht verzieh, den Antrittsbesuch bei ihm unterlassen zu haben und dessen Zeitschrift wiederholt einzelne Maßregeln der Commissäre angriff. Dennoch war es auf das Geheiß von Saint-Just, daß Eulogius Schneider sich in die Districte von Barr und Molsheim begab, um dort das Revolutionsgericht gegen die Aristokraten und Wucherer in Thätigkeit zu setzen.

Im kurzen Zeitraum von fünf Wochen wurden neunundzwanzig Todesurtheile auf Schneider's Befehl vollzogen[1]). Er verurtheilte meist kleine Leute, Bauern, Friedensrichter, Gewerbtreibende, einen protestantischen Pfarrer, weil er über den Text „Schickt Euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit" gepredigt, einen Schaffner „seiner aristokratischen Gesinnung wegen", fast Alle, weil sie sich ungünstig über die Revolution geäußert hatten.

Zu Barr ereignete sich eine charakteristische Episode. Dort begegnete der öffentliche Ankläger einem abtrünnigen katholischen Priester, Namens Funk. Von der Rednerbühne herab forderte Schneider alle anwesenden Jungfrauen auf, bereitwillig auf einen etwaigen Heirathsantrag des braven Bürgers Funk einzugehen. Als dieser hierauf ein armes Mädchen zur Braut erwählte, sammelte Schneider „freiwillige" Beiträge, die unter den obwaltenden Umständen die Höhe von 20 000 Livres erreichten. Er selbst lernte zu Barr, am 13. December, die Tochter des Bürgers Stamm kennen, die er noch in derselben Nacht auffordern ließ, seine Gattin zu werden und die am nächsten Morgen ihm angetraut wurde. Sie hat später erklärt, es sei dies aus freier Wahl und aus Neigung geschehen, nicht, wie man behaupten wollte, aus Angst vor Demjenigen, der als Marat von Straßburg bezeichnet wurde. Gewiß ist nur, daß Schneider den Bruder seiner Frau im „Argus" denuncirt hatte, und daß er selbst sich schon bedroht

[1]) F. W. Faber, Eulogius Schneider, ein Vortrag, S. 47—50. Camparbon, Histoire du Tribunal révolutionnaire, Paris 1862, I, 386.

wußte, als er diesen Bund schloß. Sein Hochzeitszug gestaltete sich zu einem Triumphzug, und von Braut und Guillotine begleitet, kehrte er an jenem 14. December nach Straßburg zurück, wo seine Schwester, mit welcher er bis dahin zusammengewohnt hatte, ihn und die junge Schwägerin mit sanften (?) Vorwürfen empfing[1]). Noch in derselben Nacht erfolgte seine Verhaftung auf Befehl von Saint-Just und Lebas.

Der Prunk des Brautgeleites bot den nächsten Vorwand zu diesem Schritt, der längst vom Argwohn von Saint-Just beschlossen war, der Sainte-Beuve zur Aeußerung veranlaßt, in Gegenwart dieses fürchterlichen jungen Mannes ersterbe das Mitleid auf den Lippen. Schneider wurde während dreier Stunden auf dem Blutgerüst ausgestellt, eine Peinigung, die er selbst ersonnen hatte, um den Wucher zu strafen. In seiner dunklen, schuldbeladenen Geschichte findet sich der eine lichte Punkt, daß es ihm an persönlichem Muth nicht gebrach. Zu wiederholten Malen hatten empörte Straßburger Bürger sein Leben bedroht. Er war ihnen nicht aus dem Weg gegangen. So stand er denn auch jetzt unbeweglich, mit straff herabhängendem Haar und dem langen Knebelbart der Jakobiner, das pockennarbige Gesicht bleich und fahl, die Schultern im Regen entblößt, aber die Haltung ungebeugt und den Blick trotzig und herausfordernd auf die Menge, die ihn höhnte und schmähte, gerichtet. Diesmal fiel das Messer noch nicht. Von der Guillotine herab wurde er gefesselt in einen Wagen gethan und nach Paris in das Gefängniß der Abbaye gebracht.

Von verschiedenen Seiten ist die Behauptung versucht worden, Eulogius Schneider sei dem Gegensatz zwischen den deutschen und den französischen Jakobinern zum Opfer gefallen, und dieser Gegensatz dahin festgestellt, daß Erstere innerhalb der Schranken des Gesetzes blieben, während die Andern das Schreckenssystem durchführten[2]). Diese Unterscheidung läßt sich Angesichts der Thatsachen nicht aufrechterhalten. Ebensowenig wie Saint-Just konnte Schneider seine Todesurtheile mit einem Scheine der Legalität decken. Auch in seinem Fall war der Ankläger zugleich der Richter, die Verurtheilung formlos, die Aufrechthaltung der „Gesetze“ vom finanziellen Ruin der Opfer begleitet[3]). Auch er strafte nicht verbrecherische Thaten, sondern gegnerische Meinungen, und seine Hand vergoß unschuldiges Blut. Richtig ist nur, daß Saint-Just, der Noyaden im Rhein beabsichtigte, viel schlimmer war als er, und daß Schneider's Gegner ihn nicht nur der Grausamkeit, sondern mehr noch des Verrathes beschuldigten. Er, der Deutsche, wurde dafür haftbar gemacht, daß die deutsche Bevölkerung des Elsasses sich nicht für die blutigen Ideale von Robespierre begeistern ließ, und somit jeder Sieg der jakobinischen Propaganda zugleich zu einer Niederlage des deutschen Elementes wurde.

---

[1]) C. W. Faber, Eulogius Schneider.

[2]) Mendelssohn-Bartholdy, „E. Schneider und die Revolution im Elsaß“, Preußische Jahrbücher, Bd. XXVIII, Juli 1871, S. 61—71. J. Venedey, „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik“, S. 66—77.

[3]) F. Wegele, „E. Schneider“, S. 29—31. Strobel, „Vaterländische Geschichte des Elsasses“, Bd. VI, S. 287, 304, 307—311. L. Lersch, „E. Schneider“, Monatsblätter zur Allgemeinen Zeitung, 1845—1846.

Eulogius Schneider hatte eines Tags erklärt, nicht eher wolle er sterben, als bis es ihm gelungen sei, den Maire Dietrich zu vernichten. Die Lästerung sollte erhört werden. Vornehmlich auf die Denunciation von Schneider erfolgte Dietrichs Hinrichtung am 29. December 1793. Im darauf folgenden Februar bezeichnete ein Bericht von Robespierre Schneider als einen Caligula und Heliogabal, einen Verräther der Freiheit. Aus dem Gefängniß forderte dieser in einem offenen Schreiben seine Ankläger heraus und verlangte Gerechtigkeit oder den Tod. Da erhielt der Wohlfahrtsausschuß eine Anklageacte der Elsässer Departementsverwaltung, die Schneider aller Ausschweifungen, der Tyrannei und Habgier beschuldigte, und Fouquier-Tinville verurtheilte diesen geborenen Revolutionär als Werkzeug der Gegenrevolution zum Tode.

Auf seinem Richtgang gedachte der Siebenunddreißigjährige der Klosterzelle, der Tage, die friedlich hätten sein können und jetzt so blutbefleckt sich zu ihrem Ende neigten, und an seine Brust schlagend, hörte man ihn das Miserere beten.

Seine Gattin weniger Stunden hat später einem Andern die Hand gereicht; das Vaterland hat seiner nur gedacht, um den verlornen Sohn zu beklagen, der den deutschen Namen befleckte; Frankreich hat sich beeilt, den Fremden zu vergessen, der zum Mitschuldigen der Doctrinäre des Massenmordes wurde. „Wo ist Dein Grab?" fragte kurz nach Schneider's Tod ein deutscher Dichter:

„Wo ist Dein Grab? Der Fluch hat es zernichtet,
Die Winde konnten's nicht zerstreun;
Vergebens wird die Nachwelt, die Dich richtet,
Zur Rache fordern Dein Gebein.

Hier Fluch, dort Spott! Doch vor der Nachwelt Grimme
Mag Dein vergeß'ner Name ruh'n!
Du hast gebüßet, und die Richterstimme
Gehöhnter Menschheit schweige nun!

II.

Aus ganz entgegengesetzten gesellschaftlichen Regionen, kein Paria wie dieser, sondern reich, vornehm, ein Kind des Glückes von der Wiege an, kam ein anderer Deutscher, dessen Name, wie der von Eulogius Schneider in den revolutionären Annalen als einer Derjenigen eingeschrieben steht, die das verzehrende Fieber des Optimismus bis zur Raserei getrieben hat.

Am 24. Juni 1735 wurde dem Baron Cloots auf Schloß Gnadenthal bei Cleve ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Johann Baptist erhielt. Die Familie war katholisch und stammte aus Holland; der Vater war Geheimer Rath Friedrich's des Großen, in dessen nächster Nähe sein Schwager, der Canonikus Cornelius de Pauw, als Freund der Philosophie, Gunst und Aufnahme gefunden hatte. Das erste Schauspiel, das sich dem heranwachsenden Knaben bot, war die Verwüstung der Clevischen Lande durch französische Truppen. Das Schloß Gnadenthal öffnete sich gastlich den Officieren, deren Mannschaften die Heimstätten des armen Landvolkes ringsumher plünderten, und gerade damals erwachte im Knaben die Sehnsucht nach Paris, nach einer Begegnung mit Voltaire, dessen Name auf allen Lippen war, dem „Seine Humanität" selbst, König Friedrich,

die Huldigung nicht verweigerte. Der Wunsch ging in Erfüllung, und im geistlichen Collège du Plessis wurde der junge Baron Du Val de Grace, wie er sich jetzt nannte, erzogen und gebildet. Von Erfolgen in seinen Studien ist nichts bekannt geworden.

Mit dem Grenadiermaß, als schöner, schlank gewachsener junger Mann, kam er von Paris nach Berlin in die Cadettenschule, deren strenge Disciplin nur Regungen der Empörung in ihm weckte. Eine Herde Ochsen, die man zur Schlachtbank führe, schrieb er später in der Chronique de Paris, habe ein beneidenswertheres Dasein als des Königs Rekruten. Vergebens warnte der Vater: „Mein Sohn, Du bist in einer werdenden Monarchie, warte ab, und Du wirst sehend werden!" Sein früher Tod entledigte den jungen Mann der lästigen Fesseln des Dienstes und mit hunderttausend Livres Rente entschlüpfte er nach Paris, um „Jünger der Philosophie" zu werden. Der erste Schritt dazu, die Befreiung von aller religiösen Ueberzeugung, war gethan. Dem Bedürfniß der Zeit entsprechend, welche möglichst einfache Formeln zur Lösung der schwierigsten Probleme liebt, hatte auch Baron Cloots sein Heil in einer solchen gefunden. Sie lautete dahin, daß eine Religion, deren Beweise nicht allen Vernünftigen zugänglich seien, auch nicht die Religion sein könne, die Gott den Kleinen und Einfältigen bestimmt habe. Gestärkt durch einen Händedruck von Rousseau begann er Studien in den Bibliotheken, um sich und Andern zu beweisen, daß nicht nur das Christenthum, sondern überhaupt alle Religionen unter der Berührung eines solchen Prüfsteins sich falsch erweisen müßten. Da entriß ihn die Nachricht seinen Folianten, daß der längst ersehnte und erwartete Voltaire nun endlich doch in Paris eingetroffen sei. Der Jubel des Empfanges, der den Greis unter Lorbeern erstickte, war kaum verrauscht, als die Nachricht von seinem Tode, von den Umständen, die ihn begleitet hatten, die Hauptstadt durchzitterte. Cloots griff mit einem Pamphlet, „Voltaire triomphant ou les prêtres déçus," in die Controverse ein, worin die Behauptung vertreten wurde, nicht Voltaire, sondern sein Secretär Lafortune habe die Sacramente empfangen, um ein ehrliches Begräbniß für den Patriarchen zu erzwingen. So erfreulich es jedoch sein mochte, daß Voltaire auf dem Todtenbette den Abbé Gauthier getäuscht hatte: den Beweis, daß auch das Christenthum die Menschheit täusche, blieb Cloots, das fühlte er wohl, dieser immer noch schuldig. Er begab sich also nach seinem deutschen Stammsitz mit dem Entschluß zurück, diesen Beweis in einem Epoche machenden Werk zu erbringen.

Zu den Eigenthümlichkeiten der Zeit gehörte ihre Schwärmerei für fremde, außereuropäische Völker. Die Chinesen, von den Physiokraten als das ackerbauende Volk gerühmt, empfahlen sich den Philosophen durch ihre deistische Weltanschauung und die bei ihnen vorausgesetzten Tugenden, deren trügerische Aufzählung unserer besseren Erkenntniß von heute zugleich komisch und melancholisch erscheint. Nach den Chinesen kommen die Mohammedaner an die Reihe. Ihre Toleranz, Entsagung und Nächstenliebe erregten die Bewunderung der Pariser. Allein auch die Mohammedaner hatten eine geoffenbarte Religion, und nach der Meinung von Cloots waren ihre Beweise dafür nicht besser und nicht schlechter, als die des Christenthums. Die Schrift eines Theologen aus

Besançon, Bergier, „Certitude des preuves du Christianisme“, war von Voltaire einer Entgegnung gewürdigt worden. Unter dem Anagramm Ali Gierber und durch den Mund von Cloots sollte jetzt der katholische Priester nicht mehr den Deismus, sondern die Lehre Mohammed's durch ihre eigenen Argumente widerlegen. Das Werk, in Holland gedruckt, drang als Conterbande nach Frankreich, und der Verfasser rechnete auf alle sonstigen Bedingungen eines literarischen Triumphes, einen Hirtenbrief des Pariser Erzbischofs, die Censur, vielleicht die Bastille.

Nichts von alledem ward ihm zu Theil. Nur der unermüdliche Beobachter ausländischer Dinge, Sébastien Mercier, vermuthete und zwar sehr mit Unrecht, in der schwerfälligen Langeweile etwas von deutscher Art und nannte das Buch unsterblich, das keine Leser finden konnte. Der Mißerfolg dämpfte den Eifer des Propagandisten nicht. Da man ihn nicht lesen wollte, sollte man ihn hören. Zuerst im oppositionellen Salon der Gräfin Fanny von Beauharnais, dem „Ei der Nationalversammlung“, wie man ihn zu nennen pflegte, dann in der Société du Musée predigte Cloots das Weltbürgerthum mit solchen Ausfällen gegen die Regierung, daß diese ihn warnen ließ. Es folgte eine Zeit toller Vergnügungssucht, wie sie im Leben von Cloots abwechselnd wiederzukehren pflegte, und im Jahre 1782 der „Brief über die Juden,“ eine kurze, glühende Apologie, deren Spitze gegen das Christenthum sich richtete. Die Controverse, die dem dicken Band versagt worden war, entbrannte über dem Pamphlet und von nun an wandte sich Cloots den politischen Tagesfragen zu. Er war ein täglicher Gast im Café Procope, thatsächlich dem ersten Club der Hauptstadt, wo Physiokraten und Encyklopädisten den Kämpfen der Tribüne vorgriffen. Es ist bezeichnend, daß die Abneigung der physiokratischen Schule gegen große Städtewesen und mithin gegen Paris den Baron Cloots außer Rand und Band brachte. Denn Paris war für ihn die Arche, die Hüterin des Gedankens, die Spenderin der Freuden. Wer sich gegen Paris erhob, der griff diesem Deutschen ins Herz. Die Rheingrenze für Frankreich, Umgestaltung der europäischen Karte, Abschaffung der Feudalrechte, die radicale Revolution, das war sein unbestimmtes, aber ungestümes Programm. Er sprach so laut, daß selbst die schwache Executive endlich doch eingreifen zu müssen glaubte, und es räthlich erschien, sich auf einige Zeit von Paris zu entfernen.

Baron Cloots ging nach London, wo sein guter Stern ihn, freilich vergebens, in die Nähe von Edmund Burke führte. Unfähig, ihn zu verstehen, hat er später eines seiner revolutionären Pamphlete an diesen größten Anwalt gesetzmäßiger Freiheit gerichtet, den er so weit mißverstand, ihn für einen Gesinnungsgenossen zu halten. Von England begab sich Cloots nach Holland, wo er seine „Voeux d'un Gallophile“ veröffentlichte und von den Gerichten davor bewahrt wurde, die Beute eines Abenteurers zu werden, der sich für einen albanesischen Fürsten ausgab und die orientalische Frage im Bunde mit dem deutschen Baron zu regeln versprach. Dieser bereiste hierauf ganz Europa bis zu den Säulen des Herkules, predigte in Belgien den Aufruhr, in Spanien gegen die Inquisition, und traf im Juli 1789, auf die Kunde vom Sturz der Bastille, wieder in Paris ein.

Er war einunddreißig Jahre alt, als er die dreifarbige Cocarde sich an die Brust heftete. Aus „Athen", mit der Unterschrift „Cloots, Baron in Deutschland, aber Bürger in Frankreich" sind seine ersten Artikel unterzeichnet. Er schrieb im Ton eines Sehers. Selbst in der ungeheuren Aufregung jener Tage, wo Niemand mehr seine Worte zu überlegen schien, ward er als Wahnsinniger betrachtet. Täglich sah man ihn in seinem Wagen, von raschen Pferden gezogen und von zwei patriotischen Dienern begleitet, nach den Vorstädten eilen, wo er die Massen aufwiegelte und dann zurück in die Gärten des Palais-royal sich begab, wo der Aufruhr das Losungswort sich holte. Mit dem unfehlbaren Instinct des Revolutionärs verlangte Cloots vor Allem die Verlegung der Nationalversammlung nach Paris. War dies erreicht, dann wurde die Versammlung durch den Club, der Club durch die Straße regiert, und das kosmopolitische Ideal einer Weltrepublik mit Paris an der Spitze näherte sich der Verwirklichung. Seine eigenen Wege führten in den Club der Jakobiner, zum tödtlichen Kampf gegen die Monarchie, gegen den König. In der „Chronique de Paris" 1790, tobt Cloots gegen ihn, gegen die Priesterherrschaft, gegen das Recht der Intoleranten auf die Toleranz. An Burke sind die Worte gerichtet: „Indem ich die Karte betrachte, dünkt es mir, als seien alle anderen Länder verschwunden, als bestehe nur Frankreich mehr, dessen Glanz das Universum überstrahlt." Nach der Debatte über das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, schrieb Cloots richtig genug: „Die Revolution hat die französischen Grenzen überschritten, die Katholicität der Menschenrechte ist decretirt."

Auch Cloots sollte einen großen Tag erleben. Es war der 19. Juni 1790, der Jahrestag des Eides im Ballspielhaus. Der Herzog von Liancourt, ein Edelmann von freiester Gesinnung, hatte beschlossen, die Gedächtnißfeier dadurch zu begehen, daß eine Schar von Abgesandten des Menschengeschlechtes die Wünsche und Gesinnungen desselben an der Barre der Nationalversammlung zum Ausdruck brachte. Es erschienen Chinesen, Hindus, Chaldäer, Tartaren, Spanier, Araber, Engländer, eine bunte Schar von sechsunddreißig Personen in ihren nationalen Trachten, an ihrer Spitze Cloots, der als Redner des Menschengeschlechtes das Wort nahm und erklärte, bis zu den Grenzen der bewohnten Welt sei die Freiheitsmütze ein Symbol der Befreiung für die geknechteten Völker geworden, und die Liebe allein kette sie an den Triumphwagen der französischen Nation, „in deren Mitte einst Julian der Apostel das Vorurtheil mit Füßen getreten." Der Präsident, Menou, antwortete in ernsthafter Rede. Er blieb selbst dann noch kaltblütig, als der Araber nach einigen unverständlichen Worten gänzlich zusammenbrach und den Faden nicht mehr finden konnte. Vom Morgenlande, sagte Menou, kamen einst die Lehrer der Philosophie: Frankreich bezahle die Schuld durch eine Botschaft der Freiheit.

Unter stürmischem Applaus wurde die Gesandtschaft mit dem Auftrag entlassen, das Gehörte den entferntesten Völkerschaften zu verkünden. Es kam aber noch ein Nachspiel. Statisten der Pariser Oper, unbeschäftigte Hausmeister und Bedienten waren vom Herzog von Liancourt für den festgesetzten Preis von zwölf Francs geworben worden, um ihre Rolle bei der Maskerade zu spielen. Einer dieser Leute mißverstand den Namen Liancourt für den von Biancourt

und begab sich zu letzterem Herrn. „Was wollen Sie, mein guter Freund," redete ihn dieser an. „Gnädiger Herr," erwiderte der Gefragte, „ich bin derjenige, welcher in der Nationalversammlung den Chaldäer gemacht hat, ich bitte um den versprochenen Lohn", worauf ihn Biancourt wieder zum Herzog von Liancourt schickte. Als es kurz darauf bei dem Fest der Föderation regnete, und Jemand bemerkte, der liebe Gott sei eben auch ein Aristokrat, soll Cloots entgegnet haben: „Das wußte ich längst." Nach Varennes nennt er den König: „Ludwig den Letzten." „Die Demokratie royale ist ein Ungeheuer. Der König wird uns verschlingen oder wir verschlingen den König!"

Um diese Zeit nahm er den Namen Anacharsis an, Canard-six, wie die Pariser sagten, nach dem damals so vielgelesenen Buch des Abbé Barthélemy, in welchem der Scythe Anacharsis, dem Zug der Seele folgend, nach Athen geht, um sich griechische Bildung anzueignen. Die Anspielung, so hoffte Cloots, konnte nicht mißverstanden werden. War doch auch er ein Barbar, der sein Heil im modernen Athen gefunden hatte. Schon zu jener Zeit erschien er übrigens seiner näheren Umgebung, insbesondere den Mitgliedern des Jakobinerclubs, den er kaum mehr verließ, als nicht mehr zurechnungsfähig. Der Versuch, aus der Wiedergabe der Reden von Cloots, aus den vielen Flugschriften und Zeitungsartikeln, die seinen Namen tragen, einen Begriff seines Ideenganges oder ein Bild seiner Thätigkeit zu gewinnen, ist auch dem französischen Biographen desselben verderblich geworden. Mehrere hundert Seiten hat Georges Avenel mit diesen Declamationen angefüllt, in welchen sich die Worte gedankenlos einander jagen, bis Leser und Erzähler, von gleichem Schwindel erfaßt, sich in einem Tollhaus wähnen, in welchem wachend geträumt und die Vision mit der Wirklichkeit verwechselt wird[1]). Und doch: wen zu wissen verlangt, bis zu welchem Grad die Verwirrung der Begriffe, das Fieber der Erregung, die ungemessenen Hoffnungen, das Mißtrauen und die Leichtgläubigkeit, die Utopie und die Panik in diesen revolutionären Tagen gestiegen waren, den wird keine historische Untersuchung besser darüber belehren als die eine Thatsache, daß Anacharsis Cloots, l'Orateur du genre humain, immer wieder Leute fand, die ihn ernst genommen, seinem Wortschwall gelauscht und ihn mit Beifallsrufen gelohnt haben, wenn er Paris den „Senat der Menschheit", sich selbst „einen Vandalen" nannte, der keinen anderen Ehrgeiz kenne als der Revolution zu dienen, und in die berühmten Worte ausbrach: „Gallophile von Anfang an, ist mein Herz französisch, meine Seele sans-culotte!"

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser kosmopolitische Umsturzapostel den Krieg predigte, den Krieg natürlich, damit es ewig Friede werde auf Erden. Zum Fanatismus trat übrigens hier der weitere Beweggrund hinzu, daß Cloots, trotz aller Betheuerungen, dem Pariser Pöbel als geborener Preuße verdächtig blieb. Er machte daher keine Einwendung, als der Jakobiner Hérault de Séchelles eine patriotische Gabe von 12000 Livres, die Cloots im Januar 1792 auf den constitutionellen Altar niederlegte, ausdrücklich den Soldaten bestimmt wissen wollte, „die das Lager des Despotismus für die Fahnen der Freiheit vertauschen," also mit anderen Worten desertiren würden.

[1]) Georges Avenel, „Anacharsis Cloots", 2 Vol. Paris, Lacroix, 1865. S. bes. I, Livres III et IV, 211—914.

Nach dem 10. August, an welchem Cloots es sich zur Ehre rechnete, den gefangenen König im Kloster der Feuillants zu bewachen, wurde sein Eifer dadurch gelohnt, daß er mit Pristley, Payne, Bentham, Wilberforce, Clarkson, Mackintosh, Williams, Gorani, Campe, Pestalozzi, Washington, Hamilton, Maddisson, Klopstock, Kosciusko, „als auserwählter Philosoph" das französische Bürgerrecht erhielt. Bei Verleihung desselben an den etwas später genannten Schiller, den „M. Gilles publiciste allemand" des Decretes von Danton, hat Cloots keinen Antheil gehabt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er den Namen des Dichters, wie das französische Publicum überhaupt, erst aus der Kritik des „Moniteur" über den Fiesco kennen gelernt, die am 12. Februar 1792 erschien. Dagegen beanspruchte er die Ehre der Initiative für den Vorschlag, dem Johann Gänsfleisch, genannt Gutenberg, ein Denkmal zu setzen. Denn in Straßburg, „das Germanien niemals von Frankreich zurückfordern wird, hat der Mann gelebt, der dem nunmehr auf ewig vereinigten Menschengeschlecht die Sprache verliehen hat." Der Antrag blieb unberücksichtigt, aber sein Urheber wurde von zwei Departements, dem der Oise und Saône-et-Loire in den Convent gewählt und von diesem in das diplomatische Comité berufen, dessen Präsident er wurde. Danton bezeichnete es als „das allgemeine Insurrections-Comité der Völker", und an der Spitze desselben begrüßte der Redner des Menschengeschlechtes den General Dumouriez als Feldherrn des Menschengeschlechtes, von dem er die Einverleibung der Departements der Schelde, der Mosel, der Issel und des Rheins in die eine und untheilbare Republik erwartete. Indessen wurde die Annexion von Savoyen durch ein Bankett für kleine Savoyardenknaben gefeiert, bei welchem Anacharsis Cloots den Vorsitz führte. Dann aber ging die Idylle in das Drama über, und der tödtliche Kampf zwischen Berg und Gironde begann.

Unbedenklich erhob jetzt auch Cloots die Beschuldigung des Föderalismus gegen seinen einstigen Freund und Bundesgenossen; auf der Tribüne, in den Clubs, in den Pamphleten tobte die Polemik. „Ni Marat, ni Roland", war der Titel einer Flugschrift von Cloots, in welcher er für die Suprematie von Paris eintrat. Vergebens antworteten die Girondisten, Roland, Kersaint, Brissot, Guadet, und brandmarkten den Verfasser als einen wahnsinnigen Verleumder. „Ich bewundere die Ausdauer Deines universalen Charakters," erwiderte Robespierre; „Cloots, Du bist der Einzige, der die Frage der Souveränität richtig gestellt hat!" Der Träger dieser Souveränität war der Pöbel der französischen Hauptstadt: „Lorsque le peuple est roi, la populace est reine", sagt Rivarol. An den Tagen des Aufstandes, am 20. Juni, am 10. August, am blutigen 2. September hatte die Gironde den Tyrannen der Straße gerufen; bevor ein Jahr verging, war sie ihm zum Opfer gefallen. Dann kam die Reihe an Anacharsis Cloots. Die Vergeltung ereilte ihn, wie sie Jeden ereilt, der den Gang der Geschichte gewaltsam unterbrechen und die Rache sein nennen will. Die Art und Weise aber, wie es geschah, war eigenthümlich und charakteristisch zugleich. Die leidenschaftliche Parteinahme dieses Deutschen für das revolutionäre Frankreich steigerte sich zu einem solchen Paroxismus, daß man sich fortan weigerte, an seine Aufrichtigkeit zu glauben, und je tiefer er sich in die Netze der Jakobiner verstrickte, um so mehr wuchs das Mißtrauen gegen ihn, „den Preußen wider Willen". Als er

vernahm, daß die Truppen von Miranda bis Roermonde, zwölf Meilen von seinem Schlosse Gnadenthal vorgerückt waren, jubelte er laut, nun werde er wirklich ein Franzose und sein Heimathland französisch werden; es sei Zeit, die orangistische Canaille zu vernichten und Holland zu befreien, um Frankreich zu retten. Als Ludwig XVI. gerichtet wurde, begnügte Cloots sich nicht damit, für seinen Tod zu stimmen. „Alle Tyrannen," rief er, „sind des Majestätsverbrechens gegen das Menschengeschlecht schuldig. Auf die Frage, welche Strafe ein solches Verbrechen verdient, antwortet mir die Menschheit: den Tod. Ich stimme für den Tod des Tyrannen Capet. Die Uebrigen, Friedrich Wilhelm mit ihnen, werden folgen." Am 20. März 1793, als die Hiobsposten von den Niederlagen der republikanischen Armeen sich drängten, erhob Cloots lauter als alle Uebrigen die Anklage des Verraths. „Ein Dietrich, ein Roland," sprach er damals, „sind noch am Leben; Tausende von Franzosen gehen elend zu Grunde, weil diese Männer die Revolution einzudämmen versuchten, weil der 2. September nicht über ganz Frankreich sich verbreitet hat, weil die Priester der Bretagne nicht septembrisirt, sondern nur deportirt worden sind. Man ist einfältig genug, ein Insurrectionscomité zu wollen, ich aber, ich habe ein Indignationscomité eingesetzt. Thoren und Bösewichter sagen, daß die Revolution aufgehalten werden müsse, wenn sie nicht mit Vernichtung des Besitzes abschließen solle. Der Constitutionelle Dupor hat daraus geschlossen, daß wir eines Königs bedürfen, und der Conventionell Petion schließt jetzt daraus, daß wir Frankreich rolandisiren müssen. Ich aber sage, man lasse das Volk gewähren: es ist, wie die Gottheit selbst, den ewigen Gesetzen unterworfen. Unterstützt die Natur, durchkreuzt sie nicht. Eine Nation von Insurgenten ist unbesiegbar; Frankreich gleicht einem Hochwald, der jedes Jahr gelichtet wird, und dennoch der Menschheit Schutz gewährt."

Im November 1793, unter dem Einfluß von Hébert, wurde Cloots noch einmal zur Präsidentschaft berufen. Dann aber entfesselte sich der Sturm, den Robespierre längst vorbereitet hatte. Ihm, dem consequenten Jünger des Socialcontractes, war „dieser Büchermacher, dieser Erfinder von metaphysischen Systemen, der aus dem Atheismus eine Religion machen wollte", ganz unerträglich geworden. „Maskeraden!" hatte er bei einem jener Feste ausgerufen, wo Cloots dem Vernunftcultus seine Huldigung dargebracht hatte. Diese kosmopolitische Propaganda, die sich stets mit seinen eigenen Plänen kreuzte und eigenmächtig Verbindungen nach außen anknüpfte, vertrug sich nicht mit der Dictatur, wie Robespierre sie anstrebte. Um den Wortführer der Sansculotten zu verderben, genügte es, den Gerüchten, die seit geraumer Zeit über ihn in Umlauf gesetzt waren, bestimmteren Ausdruck zu geben. Ein Preuße, so hieß es längst, könne Frankreich nicht vertheidigen; unter der Maske des Gallophilen berge sich der Spion und Parasite. Gegen Ende December las man in einer vielgelesenen Zeitung, „les Révolutions de Paris," wie die verbündeten Mächte Emissäre in Frankreich unterhielten, die unter dem Schein eines vorgeblichen Patriotismus ihren Interessen dienten. Robespierre sei es gelungen, einen solchen in der Person des Preußen und Edelmannes Anacharsis Cloots zu entlarven. Bedürfe es noch weiterer Beweise, so seien sie im Umstand gegeben, daß die preußische Regierung niemals den Besitz dieses vermeintlichen Gegners angetastet habe, und daß der

Onkel desselben, Cornelius de Pauw, in hohen Ehren als Canonicus in Xanten lebe. Wenige Tage später nahm Robespierre das Wort im Namen des Wohlfahrtsausschusses und sprach, plötzlich gegen Cloots sich wendend: „Nichts gleicht so sehr dem Apostel des Föderalismus als der unberufene Prediger der Universalrepublik. Der Freund der Könige und der Generalanwalt des Menschengeschlechtes verständigen sich in einem gemeinsamen Fanatismus. Die demokratischen Barone und die Marquis in Coblenz sind Brüder. . .“ Das Losungswort war gegeben, und der officielle Denunciant, Barère, verlangte die Ausschließung aller Fremden von der Volksvertretung und den Aemtern des französischen Staates. Als Cloots nichtsdestoweniger in der nächsten Sitzung erschien, entstand ein Tumult, und mit Thomas Payne mußte er schließlich, ohne sich Gehör verschafft zu haben, den Saal verlassen. In der Nacht vom 7. auf den 8. Nivôse, oder 28. bis 29. December, wurden die Beiden verhaftet und in das Gefängniß des Luxembourg gebracht. „Es besteht eine Verschwörung,“ verkündigte finster der fürchterliche Saint-Just seinen zitternden Collegen des Convents; „die Aristokraten, die Fremden, die käuflichen Redner und Nichtsthuer sind ihre Werkzeuge; sie verleiten Paris zum Genuß, zur Corruption; sie bedrohen das Leben der Patrioten; sie wollen den kleinen Capet befreien, eine Regentschaft einsetzen.“ Die Anschuldigungen waren durchaus unbestimmt und zunächst gegen Hébert und seine Freunde gerichtet; aber wer sie zu vertheidigen wagte, verfiel augenblicklich dem Verdachte der Mitschuld und den Haftbefehlen des Wohlfahrtsausschusses. In seinem Auftrag entwarf Fouquier die Anklageschrift gegen Cloots, die ihn der Verschwörung gegen die Freiheit des französischen Volkes und gegen die nationale Vertretung beschuldigte. Das Paris, welches er vergöttert hatte, überließ den Fanatiker jetzt theilnahmlos seinem Schicksal. Nach der Conciergerie überführt und vor seine Richter gebracht, wurde er von einem Geschworenen interpellirt: „Ihr System der Universalrepublik war eine schlau überlegte Perfidie, die dem Bündniß der gekrönten Häupter gegen Frankreich zum Vorwand gedient hat.“ Ein Deutscher, der als Officier in der von Cloots gebildeten germanischen Legion gedient hatte, versetzte ihm den Todesstoß, indem er den Gerüchten von Verbindungen des Angeklagten mit den Fremden frische Nahrung gab. „Ich berufe mich auf das Urtheil des Menschengeschlechtes, aber ich werde mit Wollust den Giftbecher trinken,“ rief der kosmopolitische Philosoph, als das Urtheil ihm verkündet wurde. Unter den Schmähungen des Pöbels, der ihn den Preußen, den Aristokraten, den Millionär und Spion nannte, ward er am 23. März 1794 zum Richtplatz geführt. Bevor er starb, soll er noch mit dreifacher Verbeugung das Bild der Freiheit gegrüßt haben, un salut à la prussienne, nannte man es in Paris, und mit dem blutigen Witzwort nahm die große Undankbare Abschied von ihrem Propheten.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

III. Kassel.

„Und ich fürchte, dieses Sehnen,
Wird am Ende noch gestillt —"

Fünf Tage nach jenem verzweifelten Brief an Oetker war Franz Dingelstedt wirklich Kurhessischer Gymnasiallehrer und in Kassel, woselbst er am 13. April 1836 eintraf. Die innerlichen Motive des Entschlusses liegen klar genug vor; was zu seiner überraschenden Ausführung in so kurzer Zeit Anlaß gegeben haben mag, entzieht sich unserer Kenntniß, ist aber auch von keiner sonderlichen Wichtigkeit. Genug, da war er — auf der untersten Sprosse der Leiter, die bestenfalls zum Thron eines Schulmonarchen führen konnte:

Daß Zelte sich verkehrt in Tabernakel,
Zum Schwert ein Hirtenstab, des gibt's Exempel,
Doch ewig dürres Holz verbleibt mein Bakel,
Und meine Quarta wird kein Musentempel.

So sang er, mit einem Anklang an Ovid, in dem Gedicht „Ex Ponto", welches er dem Grafen Wolf von Baudissin widmete[1]). Doch muß man sich dadurch nicht beirren lassen. Nicht ganz war Kassel für den hessischen Poeten, was Tomi, der Verbannungsort am schwarzen Meere, für den römischen gewesen; und es sind wirklich nicht lauter „Tristia", die er gesungen. Im Gegentheil hat er es sich dort zeitweise recht wohl sein lassen, in der damals auch mehr noch als jetzt anziehenden Hauptstadt des Kurfürstenthums, trotzdem hier, im Gegensatz zu Hannover, der Hof mehr ein Hinderniß als eine Förderung jeder Art von öffentlichem Leben war. Hier fand Dingelstedt viele seiner alten Universitätsfreunde wieder, unter ihnen vor Allem Oetker; und dieser hat im

[1]) Dasselbe findet sich nur in der Cotta'schen Ausgabe seiner Gedichte (1845, S. 165); in die Gesammtausgabe hat Dingelstedt es nicht aufgenommen.

ersten Bande seiner „Lebenserinnerungen" sehr hübsch erzählt, wie mit dem jugendlichen Poeten eine neue frische Bewegung in den kleinen Kreis kam, wie man einen literarischen Verein stiftete und als dichterische Frucht desselben ein „Hessisches Album" herausgab. In meinen „Heimatherinnerungen" habe ich meinerseits versucht, die geistige Physiognomie Kassels zu jener Zeit zu schildern, und endlich hat Dingelstedt selbst in einer Reihe von Prosaskizzen, die zuerst in den damaligen Journalen erschienen, hierauf im ersten Bändchen des „Wanderbuchs" gesammelt und nachmals zum Theil in die Gesammtausgabe übergegangen sind [1]), dankbar anerkannt, wie mannigfach der historische Reiz der Stadt und ihre malerische Naturumgebung ihn angeregt. War sie doch auch auserſehen, der Schauplatz seines Romans „Sieben Jahre" zu werden; und gehören doch die „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", die nachmals, 1840, in dem „Osterwort" ihren Abschluß fanden, zu den besten Dichtungen, die wir von Franz Dingelstedt besitzen [2]).

Und daß es diesen jungen Herren nicht an Humor und guter Laune gebrach, geht aus einer Mittheilung hervor, welche mir einmal vor Jahren der damals noch in seinem Heimathort Fulda als Rechtsanwalt lebende und seitdem (am 6. Januar 1886) verstorbene Justizrath B. E. Freys gemacht hat. Auch jetzt, in seinem hohen Alter, mit langem, weißen Bart und blauen, lebendigen Augen, wie ich ihn gesehen, und trotz völliger Taubheit immer noch von Geist übersprudelnd, hatte er einst zu jenem Kasseler Kreise gehört, dessen belebender Mittelpunkt Dingelstedt war. Beide, Dingelstedt, Freys und ein dritter junger Mann, der bestimmt war, in der hessischen Beamtenwelt sich einen ehrenvollen Platz zu erwerben und erst in der preußischen Zeit als Präsidialrath in Kassel verstarb, der damalige Regierungssecretär Wigand, wohnten nicht weit von einander vor dem Wilhelmshöher Thor, und bei den gemeinsamen Gängen und häufigem Zusammensein entstand der Gedanke des „Fürstentages", auf welchem sie eines fröhlichen Abends (1838) unter sich und ihre Freunde „die schöne Welt" vertheilten, und zwar folgendermaßen: Wigand ward Kaiser von Oesterreich, Oetker König von Schweden und Norwegen, Dingelstedt — die jungfräuliche Königin von England! Vollständig war die Liste nicht, denn es fehlte Preußen darin (welches zu „vertheilen" man wohl damals schon einigen Anstand nahm), noch war sie chronologisch genau, denn neben dem Pascha von Aegypten und dem Bürgermeister sämmtlicher freier Reichsstädte wurde noch der Doge von Venedig aufgeführt; aber sie schloß mit Freys als „Erzbischof sämmtlicher erledigter Bisthümer" ganz hierarchisch und wohl auch ein wenig boshaft-witzig oder prophetisch: denn Freys endete — mit aller Achtung vor dem sonst so trefflichen Manne sei's gesagt — als ein stark Ultramontaner.

Der Erzbischof war zugleich Erzkanzler sämmtlicher Potentaten, und als „Primas von Canterbury" salbte er die jungfräuliche Königin von England, wobei solch ein Lärm mit einer Trommel und Trompete die ganze Nacht hindurch verübt wurde, daß ein gegenüberwohnender Polizeilieutenant drohte, im Wieder-

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. V, S. 1 ff.: „Bilder aus Hessen-Kassel" und „Wilhelmshöhe".
[2]) Das., Bd. I, S. 109 ff.

holungsfalle alle gekrönten Häupter zur Wache sistiren zu lassen. Die regelmäßigen Zusammenkünfte fanden abwechselnd bei den Potentaten statt, die sich untereinander „Oesterreich", „Schweden", „Frankreich" ꝛc. nannten, und zu den resp. Geburtstagen in Gala, d. h. Schlafrock und Pantoffeln, erscheinen mußten. Frankreich kam indessen immer nur als „Bürgerkönig" in schwarzem Ueberrock, den Regenschirm unter dem Arm. Schweden und Norwegen trug eine ungeheure Reichskrone von Pappe. Die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere ward mit Hülfe eines Wasserkübels vollzogen. Der Bürgermeister der freien Städte trug einen Zopf und eine Laterne. Der Erzbischof durfte natürlich, wenn die Versammlung beim Sultan oder Pascha war, nicht in Person erscheinen, sondern sandte dann, als seinen Vertreter, den „Domcapitular von Freysing". Wenn England des Morgens auf seinem Weg ins Gymnasium an dem Hause des Erzbischofs vorbeiging, löste er jedesmal fünf Kanonenschüsse, d. h. schrie fünfmal so laut: „bum, bum, bum", daß die Nachbarschaft sich darüber beschwerte. Als Dingelstedt später nach Fulda versetzt ward, sagte er: „Erzbischof, soll ich in das Pfaffennest gehn oder nicht?" Worauf dieser ihm ein Empfehlungsschreiben an den ihm befreundeten, geistvollen und gelehrten Domcapitular Malkmuß, Doctor der Theologie, mitgab, welcher, immer zu dem milder gestimmten Theil der katholischen Geistlichkeit gehörig, lange nachher, zur Zeit des „Culturkampfes" und im Verein mit seinem Freunde, dem durch seine antiquarischen Neigungen in weiten Kreisen bekannt gewordenen Domcapitular und Bisthumsverweser Hahne sehr wohlthätig im Sinne des Friedens und der Versöhnung gewirkt hat und dessen Name noch heut — er starb im Jahre 1877 — als der eines Ehrenmannes im besten Andenken der Fuldenser fortlebt.

Der „Fürstentag" hatte seine Acten und Protocolle in einem starken Folianten, der in Leder gebunden und mit Spangen und „edlen Steinen" (böhmische Krystalle) verziert war. Er kam schließlich nach Fulda und ist dort in einem Brande untergegangen. Aber eine andere Reliquie bewahrte Freys noch, eine alte, in Schweinsleder gebundene „Dämonologie" mit einer Widmung von „Schweden und Norwegen"; und zu Oetker's siebenzigstem Geburtstag (9. April 1879) gratulirte der „Erzbischof" seinem alten Freund und Collegen, der inzwischen ein Führer der National-Liberalen geworden, ganz im Curialstyl von ehedem, und zwar — auf einer Postkarte! Dingelstedt und Freys haben sich nur noch einmal kurze Zeit in Fulda wiedergesehen, und als Ersterer das Vaterland verlassen, hörte jede Verbindung zwischen den Beiden auf. Interessant war mir, zu hören, wie man in jenem engeren Freundeskreise damals über Dingelstedt gedacht. Man habe, sagte Freys, ihm mehr Gemüth als Charakter zugeschrieben und auch als Dichter erst an ihn geglaubt, als sein „Osterwort" erschienen — erinnere ich mich doch selber aus meiner frühesten Jugend, welch eine mächtige Wirkung dies Gedicht, als Flugblatt über ganz Hessen verbreitet, hervorrief und nun der Name Dingelstedt's, damals zuerst genannt, bald auf Aller Lippen war! Eine leise Verstimmung, als wir auf Dingelstedt's spätere Lebensjahre kamen, schien mir aus den Worten seines alten Kasseler Freundes zu klingen; auf meine geschriebene Frage jedoch: „Ist Ihnen das Andenken Dingelstedt's noch werth?" holte er seine Agenda hervor, schlug das Blatt vom

15. Mai 1881 auf und zeigte mir, daß er sich auf demselben den Sterbetag Franz Dingelstedt's gemerkt habe.

Noch eine letzte Denkwürdigkeit kam zum Vorschein: ein in Kassel bei Fischer erschienener Foliodruck des „Kaufmanns von Venedig", mit Radierungen von L. S. Ruhl, einem der bekanntesten Mitglieder dieser hessischen Künstlerfamilie. Der Band war ein Geburtstagsgeschenk von Dingelstedt aus dem Jahre 1838, und auf dem inneren Deckel standen folgende Widmungszeilen seiner Hand:

An W. E. Freys.
Zum 27. Mai.

Dein Freund hat sein verlornes Leben,
Das früher eitel Dichtung war,
Nun ganz ans Wahre hingegeben,
Daß er des Dichtens gänzlich baar,
Und daß er heut', um Dich zu schmücken
Mit einem kargen Freundesgruß,
Von fremden Bäumen Blüthen pflücken,
Und andre Künste plündern muß.

Kassel. Franz Dingelstedt.

In diesen Versen, so leicht hingeworfen immer und nicht viel bedeutend an sich sie sein mögen, läßt sich doch ein innerer Unfrieden und Zwiespalt, die keine noch so laute Jugendfröhlichkeit völlig zu verdecken oder zu ersticken vermochte, kaum verkennen; und breiter, deutlicher, ganz offen sprechen sie sich in einem Briefwechsel aus, der hier seine Stelle findet.

Die nun folgenden Briefe sind an den General von Bardeleben gerichtet, das verehrte Haupt jener Familie, mit welcher wir Dingelstedt bereits mehrfach in geselligem und poetischem Verkehr gesehen haben; und sie gewinnen dadurch an Werth, daß die Antwortschreiben vorliegen, welche nicht nur den Einblick in dieses Verhältniß vervollständigen, sondern auch ihrerseits zeigen, welch ein Mann der General gewesen.

Der General von Bardeleben, einer unserer ältesten Adelsfamilien angehörig, war der echte Typus des hessischen Officiers, welcher sich ebenso sehr wie durch soldatische Tugenden, durch eine humane allgemeine Bildung und hohe Gesinnung auszeichnete. Fest in jenen unseligen Kämpfen, welche seit Uebernahme der Regentschaft seitens des nachmaligen letzten Kurfürsten begannen und in dem traurigen Conflict zwischen einem geschworenen Eid und offenem Rechtsbruch endeten, stand der hessische Officier, wider seinen Willen in diese trostlose Lage gebracht, auf dem Boden der Verfassung; Hunderte von ihnen, vor die Wahl gestellt, gingen ins Exil oder setzten sich den bittersten Verfolgungen aus, und ich selber habe noch mehr als Einen gekannt, der seiner Ueberzeugung das Opfer seiner Zukunft gebracht.

Ein Mann solcher Art war der General von Bardeleben.

Bis zur Auflösung des Kurstaats, 1806, Lieutenant im hessischen Dienst, begab der junge Officier sich Anfangs 1807 zu dem nach Rendsburg geflüchteten Kurfürsten, um denselben zu bitten, ihm den Abschied zu ertheilen und zu gestatten, daß er in preußische oder russische Dienste trete. Der Kurfürst wollte davon nichts hören; er meinte, in wenigen Wochen werde er wieder in seinem

Lande sein, Bardeleben möge ihn nicht verlassen und ihm treu bleiben. Nach langen Verhandlungen genehmigte der Kurfürst endlich mit Widerstreben, daß Bardeleben als Volontär, d. h. ohne Gehalt rc. in der preußischen Armee Dienste nehme, sich aber bei ihm, sobald er wieder in Hessen sei, unverzüglich melden solle. Demzufolge reiste Bardeleben nach Königsberg und wurde hier dem Stab des Generals Blücher zugetheilt. Nach dem Frieden von Tilsit nahm er seinen Abschied, sah sich aber endlich zu Anfang des Jahres 1808, trotz innerster Abneigung — denn er war immer ein guter, deutscher Patriot — gezwungen, in die westfälische Armee einzutreten. Als Bataillons-Commandeur machte er den russischen Feldzug 1812, dann im folgenden Jahr den Feldzug in Schlesien und Sachsen mit. Nach der Schlacht bei Leipzig und dem Zusammenbruch des westfälischen Königreiches kehrte er, treu seinem gegebenen Wort und frohen Muthes in die Heimath zurück, von wo er, vom Kurfürst zum Bataillons-Commandeur ernannt, 1814 und 15 mit ins Feld zog gegen Frankreich. Während der Zeit von 1818 bis 1821 außer Dienst, fand ihn das denkwürdige Jahr 1830 als Regiments-Commandeur in Hanau, dem exponirtesten Posten damals, mit einer äußerst regsamen Bevölkerung, von anderem Blut als die altkattischen Hessen, mit zahlreichen politisch unruhigen Elementen, welche durch Turner- und andere Deputationen nicht wenig zu dem Umschwung der Dinge in Kassel beitrugen. Von hier ward das Regiment im Herbste 1830 nach der Provinz Oberhessen verlegt, und Bardeleben erhielt seinen Wohnsitz in Marburg. Im Frühjahr 1831 zum General befördert, stand er als tüchtiger, gebildeter Soldat, wegen seines edlen Charakters, seines praktischen Sinnes und seiner treuen Anhänglichkeit bei seinem damaligen Herrn, dem Kurfürsten Wilhelm II., in hohen Gnaden; dies aber änderte sich rasch, als dessen Sohn, der Kurprinz Friedrich Wilhelm, unter dem Titel eines Mitregenten, im Sommer 1831 die Regierung f a c t i s c h übernahm.

Der General hatte zu Anfang 1831 die vom Kurfürsten Wilhelm II. gegebene Verfassung beschworen, wie jeder andere Officier und Unterthan, und war der Ansicht, dieses Staatsgrundgesetz müsse nunmehr auch befolgt werden, und zwar sowohl von oben, wie von unten. Dies aber war die Ansicht des Kurprinzen-Mitregenten und der von ihm erwählten Räthe n i c h t, unter denen jetzt sehr bald zum ersten Male Hassenpflug hervortritt.

Wie zuvor in Hanau hatte der General auch in Marburg während der schlimmen Jahre 1830 und 31 mehr durch seinen persönlichen Einfluß, als durch seine Kanonen und Husaren zur Aufrechthaltung von Gesetz, Ordnung und Ruhe beigetragen. Ebenso lag es in seiner offenen, vorurtheilslosen Natur, zu Männern, wie Sylvester Jordan, in freundschaftliche Beziehungen zu treten, ohne sich durch das Stigma politischer Anrüchigkeit abschrecken zu lassen. Aber auch in diesem Punkte dachte die Regierung anders als General von Bardeleben. In seinem besten Mannesalter, im Herbst 1832, ward er seines Postens als activer General enthoben und zum Commandanten der seit 1807 geschleiften Festung Rinteln ernannt, die außer dem alten Platzmajor nicht einen Mann militärische Besatzung hatte. Mit einem Wort, er war zur dienstlichen Unthätigkeit verurtheilt und in das „hessische Sibirien" geschickt worden. Doch zu

den Verbannten, denen es in dem anmuthigen Weserthal sehr wohl gefiel und die sich unter seinen biedern Bewohnern rasch Freunde machten, gehörte der General von Bardeleben, so sehr, daß kaum ein Jahr, nachdem er sich in Rinteln niedergelassen, die Grafschaft Schaumburg ihn zum Deputirten in den Landtag wählte. Hier, seiner innersten Neigung gemäß, nahm er eine mittlere, vermittelnde Stellung ein; legte jedoch, nach wiederum zwei Jahren, 1834, als Hassenpflug Minister geworden war, sein Mandat als hoffnungslos nieder. Seine politische und seine militärische Rolle schienen ausgespielt; doch sie waren es thatsächlich nicht.

Indessen benutzte der General dies „otium cum dignitate", die Zwischenzeit eines glücklichen Stilllebens in der saubern und freundlichen kleinen Weserstadt, um sich ganz — denn die Commandanturgeschäfte werden ihn nicht stark in Anspruch genommen haben — seiner Familie, seinen Freunden, seinen literarisch-künstlerischen Neigungen und einer sehr ausgedehnten Correspondenz zu widmen. Unter dem bezeichnenden Pseudonym „Nebelrabe" war er sogar publicistisch mit Glück thätig.

Kein Wunder, daß er es freudig wahrnehmen mußte, als eine dichterische Erscheinung, wie die Franz Dingelstedt's, am vaterländischen Horizont aufstieg, und daß er das bedeutende Talent des neuen Poeten erkannte, als dessen eigene Freunde noch nicht recht an ihn „glaubten". Er mochte von dem jungen Mann bereits reden gehört haben, welcher, während der Ferien, die ländlichen Ausflüge der Rinteler Jugend durch seine Verse so sehr verschönte, ihm in den Straßen des Städtleins oder auf dem Wege nach dem Todenmann auch wohl begegnet sein; wirklich aufmerksam auf ihn ward er erst, nachdem im Herbst 1836, die „Bilder aus Hessen-Kassel" in Lewald's „Europa" erschienen waren und dem Verfasser zunächst mehr Unannehmlichkeiten als Freuden eingetragen hatten. In der damals so stillen Residenz der Kurfürsten von Hessen war man es nicht gewöhnt, seine häuslichen Angelegenheiten vor der Welt abgehandelt zu sehen. Dingelstedt hat uns eine sehr abgeschwächte Reminiscenz der „Bilder" in der Gesammtausgabe seiner Werke[1]) bewahrt; denn die Persönlichkeiten und Zustände, die er geißelt, sind längst dahin gegangen, und der geistreiche Spott, mit dem er sie schildert, hat seine Schärfe verloren. Aber die unmittelbare Wirkung, wenn für Dingelstedt keine besonders erfreuliche, war doch an Ort und Stelle eine ungeheure: „die ganze Stadt gerieth in Gährung", berichtet Oetker in seinen „Lebenserinnerungen"[2]). Man kann sich denken, wie das Herz des alten Soldaten da drunten in seiner Einsiedelei zu Rinteln geklopft haben mag, als dieser erste Luftzug einer neuen Zeit ihn berührt — als er die Blätter las, welche fast sechs Monate gebraucht hatten, um auf Umwegen in dies entlegene Stück Welt an der Weser zu gelangen. „Sie wissen vielleicht, oder wissen es auch nicht, daß ich in Europa wohne, daß mein Wohnort mit einer chinesischen Mauer umgeben ist und ich daher nur bei Völkerwanderungen oder sonstigen Zufälligkeiten etwas von dem Tempel des Schweigens oder von dem Europa höre, worin Sie und Ihre Bilder leben." So heißt es in dem ersten, „Rinteln, den

[1]) Bd. V, S. 1 ff.
[2]) Bd. I, S. 175.

11. März 1837" datirten und „D(er) A(lte) Nebelrabe" unterzeichneten Briefe, welcher mit den Worten: „Guten Tag Landsmann", beginnt, „wie der meist zu spät kommende Kasseler Bote[1]) seine Leser anredet."

Zuerst sind nur die gehässigen Angriffe gegen Dingelstedt, ist nur „der Nothschrei, als sey das Vaterland in Gefahr", zu ihm gedrungen, und es habe sich ein, wie er nun wohl sehe, ganz ungerechtfertigtes Vorurtheil seiner bemächtigt, welches dem Autor abzubitten die nächste Veranlassung dieses Briefes sei. „Denn nachdem ich die Bilder gelesen habe, bekommt Alles eine ganz andere Farbenmischung und Bedeutung, das wahrhaft Hohe und ewig Wahre hat gebührende Anerkennung gefunden, und nur das ewig Lächerliche ist gebührend gestachelt worden." Einige Persönlichkeiten, die er namhaft machte, seien allerdings „zu blutig gegeißelt" worden. „Lassen Sie doch solch unschädliche Leute! . . . Jede Kritik muß zwar streng, aber zugleich auch mild und schonend sein, sonst verfehlt sie den Zweck; — nur das Gemeine verdient die Peitsche." — In einer Kritik Dingelstedt's weist der General ihm einen Fehler nach und warnt vor der Oberflächlichkeit moderner Recensenten. Wie gewissenhaft sei dagegen Lessing gewesen. „Ja, einen zweiten Lessing möchte ich in Ihnen aufleben sehen!" ruft er aus. Er möchte von ihm etwas unternommen sehen, wie die „Literaturbriefe"! Und doch entgeht, so frühe schon, dem feinen Blick des in der Schule der Erfahrungen und der Classiker gereiften Mannes der bedenkliche Punkt in Dingelstedt's innerstem Wesen nicht. Er solle seine herrliche Begabung in den Dienst einer hohen Idee stellen! Fast prophetisch berührt es, wenn er ihm das Beispiel Ernst Koch's vor Augen führt, des unglücklichsten und genialsten unter unseren hessischen Poeten, dessen „Prinz Rosa Stramin" zwar nur ein kleines Buch ist, aber ein höchst bedeutendes, von Dingelstedt selbst „eine schwellende Saat" genannt, „aus der in besserem Boden die reichste Ernte erwachsen wäre". Doch die Saat erstarb; das Büchlein, auf seinen wenigen Blättern so reich an Humor und dichterischem Vermögen, daß man leicht die sämmtlichen Schriften manches heutigen Modepoeten damit ausstatten könnte, ward in der Heimath durchaus mißverstanden und demgemäß aufgenommen: die engherzige Moral der damaligen Politiker fand Nichts darin, als „eine Verhöhnung des Instituts — der Bürgergarde und des constitutionellen Sinnes der Bürger"! Mit der damals in Hessen herrschenden Richtung zerfallen, im Innersten verwundet durch den Verlust der Geliebten, hatte Koch 1834 Amt und Stellung aufgegeben und war, dem Vaterlande den Rücken kehrend, hoffnungslos, steuerlos in die Welt hinausgeirrt, um Jahre des bittersten Elends als französischer Legionär zuerst in Algier, dann in Spanien, gegen die Karlisten kämpfend, zu verbringen.

Damals, oder doch nicht lange nachher, schrieb Dingelstedt in der „Europa": „Einen Dichter hatte Hessen, einen Jüngling, der die frühlingsklaren Blicke schon vor neun Uhr aufschlagen konnte — der hieß Ernst Koch und war eigentlich ein Jurist. Aber eben, weil ihm die Sterne am Himmel lieber waren, als die

[1]) Eine Zeitung „für den Bürger und Landmann", das damalige Amtsblatt, welches alle Sonnabende herauskam und ebenso unfehlbar, wie es mit dem „Guten Morgen, Landsmann!" anfing, jedesmal auch mit einem „Punktum, gottbefohlen!" schloß.

blanken Knöpfe an seiner Referendarsuniform, die grüne Wiese lieber, als die Decke des Sessionstisches, darum konnte er es in Kassel nicht aushalten und floh, wie ihm die Schwingen gewachsen. Hier verstand man ihn nicht; man legte den kleinbürgerlichen Maßstab an die strebende Seele. Friede mit ihm auf seinem dunklen Wege und eine heitere Stunde auf sein schönes Herz! Er war ein echter Dichter und von der ganzen hessischen Dichtergeneration bei weitem der begabteste."

Rührend und schmerzlich ergreifend ist, was von seiner Rückkehr erzählt wird. „Es war an einem Septemberabend des Jahres 1837, da schritt ein bärtiger, von der Sonne tief gebräunter Fremdling auf das Haus des Kreisraths Koch in Kassel zu. Mit pochendem Herzen klopfte er an. Ein gutes, alterndes Mütterchen öffnet ihm die Thür. In dem fremden, bestäubten Mann erkennt sie plötzlich den langvermißten Sohn, und mit dem Rufe: „Mein Ernst!" stürzt sie ihm laut aufweinend in die Arme. Der Verirrte wurde mit aller Liebe aufgenommen. Die Versöhnung mit den Eltern war nach langen Jahren der erste süße Tropfen in dem Wermuthskelche seines Lebens" [1]).

Der Wiedereintritt in den hessischen Staatsdienst ward ihm abgeschlagen; und er arbeitete nun für seinen Lebensunterhalt bei einem Kasseler Obergerichtsanwalt, bis er durch seinen ehemaligen Gönner Hassenpflug, der seit 1839 die oberste Verwaltung des Großherzogthums Luxemburg übernommen hatte, gleichfalls dorthin, auf einen kleinen Regierungsposten, berufen ward. Und jetzt schied er für immer aus der hessischen Heimath.

Aber nicht der Enge, nicht der Undankbarkeit derselben mißt der General die Schuld an diesem geknickten Lebenslaufe bei; sondern, sagt er, „den Keim trug er in eigner Brust, den Zwiespalt, der ihm die Ruhe raubte". Wenige Jahre später war Dingelstedt selber ein Ausgewanderter. Freundlichere Sterne haben ihm geleuchtet, der auf der Höhe seiner Münchener Triumphe stand, als in der Verborgenheit und friedlichen Stille, die sein stürmisches Herz zuletzt gefunden, weit weg im Luxemburger Ländchen, an Deutschlands Grenze, Derjenige starb, von welchem er einst gesungen, daß mit ihm über Hessens Gauen „das Morgenroth der Dichtung flog". Aber innerlich, wie Dingelstedt damals schon selbst gefühlt und ausgesprochen hat, war ihr Loos doch ein verwandtes, und, wenn man das Ende betrachtet, dasjenige Koch's vielleicht sogar das glücklichere. Denn wenn er als Dichter auch allmälig verstummt und der kleinen Zahl seiner Freunde nur noch Weniges und Vereinzeltes gab, so fand er doch endlich, von der Last des Amtes befreit, in der Lehrthätigkeit eines Professors der deutschen Literatur am Luxemburger Athenäum, die Befriedigung, die er lange vergeblich gesucht; und sein „Prinz Rosa-Stramin", von einem feinen, nun auch dahingeschiedenen Kenner neu herausgegeben, ist eines von den Heiligthümern des hessischen Volkes geworden, in welchem es sich selbst, seine Eigenart, seine Vergangenheit und seinen Dichter ehrt.

---

[1]) Wir verdanken diese schönen Einzelheiten einem Erinnerungsblatt zum 24. November 1888, dem dreißigjährigen Todestage des Dichters, von W. Rogge-Ludwig in Zwenger's „Hessenland", Nr. 23 und 24, December 1888.

Noch eine charakteristische Bemerkung findet sich in dem Briefe des Generals: bitter rügt er es, daß Dingelstedt in der französirten Hofhaltung Landgraf Friedrich's II. und der sogenannten westfälischen Zeit die beiden „Glanzperioden“ Kassels erblickt. Das Blut des Patrioten wallt auf in Zorn, wenn er der verwerflichen Mittel, mit welchen jener, dem Glauben der Väter abtrünnige Fürst seine Paläste baut und den bis dahin ländlichen Ort in eine Stadt der Kunst und Wissenschaft umwandelt; wenn er des schnöden Luxus, der eitlen Pracht, der Sittenlosigkeit und der Renegaten gedenkt, welche die Erinnerung an König Jerôme und sein Reich zu einer der demüthigendsten, der betrübendsten machen für jedes hessische Herz. Nicht als ob Dingelstedt unempfindlich gewesen wäre gegen diese Motive: seine Vaterlandsliebe war unbezweifelt und noch mehr vielleicht sein Heimathsgefühl tief und stark in ihm. Aber wer, der jetzt seinen ganzen Entwicklungsgang überblickt, wird es allzu hart beurtheilen, daß damals, in der freudlosen Wirklichkeit, die ihn umgab, jene Zeiten sinnlicher Schönheit und heiteren Lebensgenusses verführerisch vor der Seele des Dichters gaukelten; daß es einen eignen Reiz auf ihn übte, aus der Nüchternheit beschränkter Verhältnisse sich in jenes Märchen zu versetzen, wo das Abenteuer noch Etwas galt und nicht nur jeder Gemeine den Marschallstab im Tornister trug, sondern auch der Sohn eines Subalternbeamten, wie er selber, hoffen durfte, zu Rang, Ruhm und Ehren zu gelangen, vorausgesetzt, daß er das Zeug dazu hatte. Da mag denn wohl, wenn im Frühlingsschimmer der Karlsau die todten Marmorhallen sich zauberisch belebten, oder aus dem mitternächtlichen Schweigen der alten Place Royale, deren Namen noch unter dem darüber getünchten „Königsplatz“ schwach erkennbar war, die Versuchung an ihn herangetreten sein, die unter den Schleiern der Vergangenheit das Bild der eigenen Zukunft barg, und einen Augenblick mag er empfunden haben, was er den jungen Helden seiner „Sieben Jahre“ empfinden läßt — jenes Romans, der den Zwiespalt künstlerisch lösen sollte, der ihn lebenslang verfolgt hat und der zuletzt doch ein Fragment geblieben ist.

Wir geben nunmehr Dingelstedt das Wort, zur Erwiderung an den General.

Nachtwandler und anonyme Schriftsteller[1]) darf man nicht beim Namen rufen, das stört die Illusion und ist unzart. Aber wenn uns im jungen Frühjahr aus trautem Dunkel und Grün der Gebüsche eine freundliche Stimme begrüßt, die wir lange gekannt und doch lange nicht gehört, da dürfen wir wohl in glücklicher Ueberraschung die Zweige auseinanderbiegen und dem ersehnten Sänger zuflüstern: habe Dank, „vielliebe Nachtigall“, oder „viellieber Nebelrabe“, was nun gerade drinnen sitzt.

Ich bekam eine Epistel, mein hoher Freund! (denn bei Ihren allerhöchsten Titeln darf ich Sie ja leider nicht nennen, weil ich Sie nicht kennen muß und auf der Adresse bloß blind zutappe) eine Epistel über verblichene „Bilder aus Hessen-Kassel“, gerade an einem Tage, da mein böser Geist über mir lag und mich irre machte an allem Beruf, aller Freude, allem Frieden. Ich hatte nämlich am Morgen feierliches Examen abgehalten, während draußen die Natur Frühlings-Hochamt abhielt; ich gedachte an Heimath und Kindheit, an alles Süße und Schwere im Leben, an alte Irrthümer und junge Sünden — ach! ich war mitten im Getümmel der Kasseler Messe recht einsam und unglücklich, als jene Epistel kam. Darf ich Ihnen dafür danken? Nicht als ob mir über den Verfasser noch ein Zweifel übrig bliebe; denn ich glaube das Gefieder

[1]) Bezieht sich darauf, daß General von Bardeleben nicht mit seinem Namen unterzeichnet hatte, sondern als „alter Nebelrabe“. Anm. des Herausgebers.

des „alten Nebelraben“ schon früher und ganz anderswo haben rauschen zu hören, allein ich möchte Ihnen auch und recht persönlich, recht warm (recht gerührt würd' ich schreiben, wenn mich die hiesige Kritik nicht zum jungen Deutschland zählte) recht herzlich möcht' ich Ihnen danken.

Glauben Sie mir, es thut Keinem die Anerkennung und Anregung so wohl und so noth, als jungen Poeten. Nicht eine solche Anerkennung, daß einem ein höchst wohlgeborener Herr gelegentlich auf die Schulter klopft und dabei spricht: „Sie haben wirklich recht nette Gedanken zuweilen und die Sprache sehr in Ihrer Gewalt“ oder daß ein Fräulein das andere in der Meßgallerie anstößt und mit den Augen nach meiner langen, langweiligen Person hinweist wie nach dem Elefanten am Karlsplatze. Nicht dergleichen Anerkennung Sondern eine von andrer Seite, da einem ein Mann, und ein ganzer dazu, im halben Einverständniß die Rechte schüttelt oder eine geliebte Lippe den besten Reim vom Munde wegküßt. Dergleichen mein' ich.

Ich gebe Ihnen in Ihren Ausstellungen an meinen „berüchtigten Bildern“ (so nennt sie ein neuer Prediger-Artikel in irgend einem Winkelblatt) Recht, fast in Allem Recht. Die Dinger wurden im vorigen Sommer so leichthin gemalt, als ich hier Alles noch mehr aus der Frosch- oder Vogel-Perspektive ansah; ich würde jetzt, mehr al pari stehend, Besseres schreiben können. Mir war's aber in den Bildern nicht um großen Adel der Zeichnung, nicht einmal um punktiliöse Treue zu thun. Mein Hauptstreben ging dahin, allen Zuständen hier ein gemeinschaftliches Maß aufzufinden, alle Radien in einem Brennpunkt zu vereinigen und aus einer Anschauung verschiedene Gruppen zu konstruiren. Die Persönlichkeiten, die Ihnen unnöthigerweise zu scharf gezeichnet scheinen, waren mir als Staffage nöthig, oder um dem Gemälde Firniß zu geben und der Kasseler Klatschsucht einige Nahrung. Mehr hab' ich über die Bilder nicht zu sagen, von denen wahrlich schon zu viel gesagt worden. Ich wollte Sie nur, wie das ein Maler bei seinem Werke thun muß, auf den Punkt stellen, wo sie nach meinem Urteil das beste Licht haben.

Bilder schreib' ich denn vor der Hand wohl so leicht nicht wieder. Das lange Gesaalbader hat mir die Lust verleidet. Ist es nicht eine wahre Misère, daß über einen Journal-Artikel von 12 Seiten nun 6 volle Monate lang in allen möglichen Duodez-Zeitschriften Deutschlands pro et contra gekritzelt wird? Karakterisirt das unser gutes Kassel und namentlich die literärische Crapule nicht weit genauer, als ich es je gewollt oder vermocht? Dagegen nehm' ich, gefällt's Gott und mir, recht bald die Wandertasche auf die Schultern und pilgere durch unser ganzes Hessenländchen, das mit seinen poetischen Schätzen und prosaischen Genrestücken noch ein ganz vergrabener Hort, eine terra incognita ist. Hernach schreib' ich „Spaziergänge durch Kurhessen“ in Oktavbänden, wenn ich, wohl zu merken, vorher erst meinen Spaziergang aus Kurhessen, den heiß ersehnten, werde angetreten haben. Man könnte mich sonst dem Vaterlande erhalten wollen, und bei lebendigem Leibe einbalsamiren.

Ferneren Dank für Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf meine „ästhetischen Feldzüge“, von denen ich kaum gehofft, daß sie eine Heimath in der Heimath finden würden. Hier liest man dergleichen nicht 1) weil's zu lang ist 2) von Allotriis handelt 3) in kleiner Schrift gesetzt wird und 4) keine einzige Persönlichkeit enthält. Wie lieb wär' es mir, wenn Sie die Theilnahme, die Sie mir schenken, auch auf jene kleineren Arbeiten ausdehnen wollten, die von hier aus, wie Funken aus einer Schmiedewerkstatt, in ein paar gute Journale übergehen, z. B. Lyrisches, kleine Novellen, fliegende Bilder u. dgl. m. Aber es will sich leider! bei unserer Entfernung und dem brillanten Zustand Ihres bureau d'esprit[1]), das sich, wie ich höre, von leichter und luftiger Literatur auf solide Eisenwaaren geworfen hat, nicht wohl thun lassen. —

Ihr Rath hinsichtlich einer „Kritischen Zeitung“ enthält des Wahren gewiß sehr Vieles und trifft mit eigenem Wunsch und Plan bei mir zusammen. Ich wollte etwas der Art längst unternehmen, fand aber, als ich mich orientirte in den hessischen Himmelsgegenden, daß der Osten, woher Licht und Leben strömen soll, noch zu dunkel und öde ist, als daß man mit aller Kraft und allen Opfern nur den Schein einer Morgenröthe dort heraufbeschwören könnte. Hat es doch wahrlich schwer gehalten, hier sieben gleichgestimmte Menschen[2]) zusammenzuführen und

[1]) Die damalige Rinteler Buchhandlung.

[2]) Es ist die „Stiftshütte“ gemeint, ein literarischer Club, zu dem natürlicherweise auch Oetker gehörte, und aus dem das „hessische Album“ hervorging. Anm. des Herausgebers.

zusammen zu bewahren, mit denen sich ein Abend in der Woche vertrinken und verträumen, verdichten und verdünnen ließ! Ach, mein verehrter Freund! es fehlt zu einem großartigeren Unternehmen in Ihrem Sinne bei uns zu Lande nicht nur an produktiven Köpfen, sondern auch an Rezeptibilität. Dieses Publikum ist eine träge, todte, geistlose Masse, die durch Skandal wohl zu allarmiren ist, aber nicht durch geistige Spekulazionen höherer und tieferer Art anzuregen. Aber Grundsteine zu einem neuen Tempelbau haben wir allerdings hier schon zusammengetragen, und wenn es nicht gleich eine lustige griechische Säulenhalle ist mit offenen Seiten und hochstrebenden Pilaren — nun so nehmen Sie vorläufig mit einem boudoir des muses vorlieb. Allein ein Futteral-Almanach soll das projektirte Frühlings-Opus nicht werden, wir geben nicht einmal Kupfer und Musikalien zu. Nein, ich habe es größer betitelt: Hessische Jahrbücher (resp. Hessisches Album) für Kunst und Litteratur, und ich hoffe noch immer, Ihnen im Herbst d. J. den ersten Band zusenden zu können.

Sie würden mich des Eigennutzes bezüchtigen, wenn ich daran nun gleich und gewandt die Frage knüpfte: ob denn Sie sich nicht entschließen können, in dieses Album Ihren Namen mit einzutragen? Einen Namen, der wahrlich zu gut ist und zu frisch[1]), als daß er unter dem ewigen Schnee eines Schaumburger Winters verwittern dürfte. Ich habe mich nicht gleich Anfangs, um Beiträge bettelnd, bei Ihnen einstellen wollen, weil ich weiß, wie Ihre Muse gern hinter den Jalousieen arbeitet; allein ich meine jetzt dürften Sie mir eine Anfrage und Bitte wohl schon zu Gute halten?

Und nun noch einen letzten Dank, aber einen recht innigen, für Ihre unendlich schönen und tiefgedachten Worte über meinen Ernst Koch. Ein Mensch, den ich nie gesehen und der mir lieber ist, als mein liebster Freund — mit all' seinen verwerflichen Schwächen und Mißgriffen, mit seinen zahllosen Verirrungen und in seiner ganzen erbarmungswerthen Erniedrigung ein unendlich reiches Talent. Ich meine, ich müßte ihm noch einmal begegnen auf der kleinen Erde und ihn dann ans Herz ziehen für seine Vigilien[2]), wenn mein Herz nicht dann längst, wie das seine, zerbrochen und verworfen ist. Ja, das war ein ächter, ein lieber, ein ganzer Poet. —

Glauben Sie aber den Leuten nicht, die Ihnen etwa sagen möchten, ich lobte und liebte ihn um seiner Schwester willen, die ihm sehr ähnlich sein soll; nein, bloß seinetwegen. Es ist eine Art Wahlverwandtschaft, über die ich mir keine Rechenschaft abgeben kann.

— — — Daß nun meine ganze Epistel weiter nichts bespricht und enthält, als das eigene liebe Ich, für das Sie Ihre gewogentliche Theilnahme so freundlich ausdrückten: das schreiben Sie Alles Ihrer Anonymität zu. Vielleicht glaubten Sie sich auf diese Weise vor jedweder Antwort meiner Seits sichergestellt zu haben? Büßen Sie jetzt Ihren Irrthum durch ein Sendschreiben, das Sie füglich mit der Elle ausmessen können, ohne es einmal im Geiste auf seine ursprünglichsten Grundstoffe zu reduziren; durch ein Sendschreiben, das aller bürgerlichen Form, Zucht und Sitte Hohn spricht, das gerade aussieht, als hab' es ein junger Poet seinem Meister geschrieben, nicht ein Gymnasiat-Hilfslehrer an einen Stadtkommandanten incognito.

Auf eine Stelle Ihrer lieben Zuschrift habe ich mir vorgenommen demnächst in einem ästhetischen Feldzuge zu antworten, nämlich auf Ihren Rath an mich: vom Produziren abzustehen und mich mehr der Kritik zuzuwenden, und auf die Ansicht: ein Lessing sei unserer Zeit vor Allem nöthig. Ich habe mir beide Punkte, bei denen ich meinen ergebensten Dissens zu Protokoll gebe, in mein Portefeuille eingetragen, dicht unter die Stoffe zu einem Dutzend Frühlingsliedern und demnächst werden Sie die ganze Geschichte gedruckt oder geschrieben in Händen haben. Einen andren Rath rücksichtlich der „Konditoreien", nebst schmeichelhafter Parallele mit Hoffmann und

[1]) Wenn ich ganz gewiß wüßte, daß „d. A. Nebelrabe" von gutem Adel wäre, so striche ich dieses Epitheton wieder aus. Anm. Dingelstedt's.

[2]) Eine Reihenfolge von Humoresken, mit welchen Koch, seit 1831, im „Hessischen Verfassungsfreund" unter dem Pseudonym „des Rechtskandidaten Leonhard Emil Hubertus" zuerst auftrat:

„Da durch frühlingsgrüne Auen
Hubertus mit der Harfe zog,"

heißt es in dem oben bereits citirten Gedichte Dingelstedt's (aus dem J. 1838), welches im „Hessischen Album" erschienen ist. Anm. des Herausgebers.

Hubertus, habe ich mir aber hinter's Ohr geschrieben[1]). Glauben Sie nur nicht, daß ich es so arg treibe, wie es gewisse Consules geschildert haben mögen. . .

So viele andere Stellen endlich, z. B. die strittige über die zwei Glanzperioden, möcht' ich Ihnen gern einmal mündlich beantworten, wenn statt der schwarzen Schriftzüge, das lebendige Wort und das Licht der Augen hin- und wiederfliegt; da würd' ich auch, denk' ich, bessere Ausdrücke finden für meinen Dank und meine Verehrung für Sie. Werden Sie deßhalb nicht erschrecken und sich hinter den „Nebelraben" verstecken, wenn im Frühling oder Sommer einmal ein fremder Finger an die hohe Pforte zu Rinteln klopft und, obgleich fremd, doch als Bekannter eine Stelle am Heerde des hohen Hauses in Anspruch nimmt, nämlich der Finger sammt Zubehör?

Ich grüße Sie, verehrtester Freund! und die liebe Heimath mit meinen besten Grüßen. Gern würd' ich ein Uebriges und Schuldiges thun, wenn ich Ihr Incognito verletzen dürfte, so aber bleibt mir nichts, als die Versicherung meiner lebendigsten Hochachtung und dankbarer Anhänglichkeit, mit welcher ich von Ihnen scheide.

Kassel, 14. März 1837. F. Dingelstedt.

Hell und fröhlich klingt es hierauf aus Rinteln zurück: „Glückauf! Als ich noch jung war, suchte ich Weisheit bei den erfahrenen Alten, das heißt, bei den lebenden Grauköpfen, und verdämmerte dabei oft meine Jugend, ohne weiser zu werden; — jetzt, da ich selbst alt und grau bin, ist die Jugend meine Freude, wenn sie mit einer Welt in der Brust jauchzend und frohlockend in der Außenwelt sich bewegt. — denn sie jubelt mir das Herz leicht und läßt mich vergessen das, was dem Menschen an- und aufgehängt wird im äußeren Leben; und wenn Thränen unnennbarer Sehnsucht und Wehmuth das Auge der Jugend füllen, dann tauchen aus eigner ferner Jugendzeit Erinnerungen in mir auf, die mich erkennen lassen die Lust und den Schmerz in fremder Brust. — Doch halt, liebster Freund! (der liebste Freund bin ich selber) denke an Falstaff's steifleinenen Kerl, und Du wirst fühlen, daß ein Solcher auf dergleichen Dinge sich nicht einlassen darf, — und hätte er auch den so bedeutungsvollen Posten eines Commandanten von ganz Rinteln."

Man erkennt, wie bei Dingelstedt's Brief sich das Herz des alten Herrn geöffnet hat, daß es nun überströmt von echter Empfindung und guter Laune. Die Theilnahme an dem projectirten Album lehnt er ab, — nicht aus Bescheidenheit, wie er sagt, sondern weil er ein „gar armer Mann" sei, „der nur Kupfermünzen in der Tasche hat." Dagegen wünscht er lebhaft, seinen jungen Freund von einigen Vorurtheilen befreit zu sehen, namentlich von dem gegen den Officiersstand, wie es sich in einer eben erschienenen Novelle Dingelstedt's äußert (es ist die Novelle „Künstlerliebe" gemeint). Mit großer Wärme ergreift der General das Wort für seine Kameraden; er nennt den Major Weiß, den nachmaligen Kriegsminister, die Lieutenants Rivière, von Kaltenborn u. m. a. — Namen, noch heute vom besten Klang in Kurhessen, als die von Männern, die sich in ernster Lage

[1]) Die Passion Dingelstedt's für „Conditoreien" und späte Stunden war schon von Hannover her bekannt. Der Brief des Generals schloß mit dem Satz, daß die Conditoreien am Friedrichsplatz (in Kassel) nicht ganz so verödet sein sollen, wie in den „Bildern" angegeben, daß man vielmehr einen jungen, hoffnungsvollen Dichter noch recht oft um Mitternacht mit Gesellschaft dort gefunden habe. „Möchte doch dieser junge Mann, der mich lebhaft interessirt, sich erinnern, wie Hoffmann" — gemeint ist E. T. A. Hoffmann — „und Hubertus auf ähnliche Weise das Göttliche in sich vernichteten!" Anm. des Herausgebers.

glänzend bewährt haben. Diesem Kreis charaktervoller und feingebildeter Militärs, in welchem die schöne Literatur nicht nur geschätzt, sondern auch selbstthätig gepflegt wird, möchte der General seinen Schützling zuführen und legt ihm daher einige der von jenen verfaßten Schriften bei. Die Aussicht, daß „eines lieben Sängers Finger bald an die Thür eines Zobelsängers[1]) klopfen könnte", erfreut ihn sehr, und er heißt ihn schon im Voraus „willkommen, herzlich willkommen!"

Mittlerweile jedoch ist Dingelstedt wieder ganz in neuen literarischen Plänen und Unternehmungen, über welche dem väterlichen Gönner Folgendes berichtet wird:

Mit ergebenstem Dank für Ihre geneigten Mittheilungen, mein hochverehrter Herr und Freund! zugleich die Anzeige einer neuen Spekulazion und die Bitte um eine gelegentliche Unterstützung derselben. Mit dem 1. Mai läuft die längst angekündigte Hessische Staatszeitung, redigirt von dem ci-devant Verfassungsfreund[2]), D. A. Geeh, vom Stapel. Ich bin im Allgemeinen auch für politische Nebenartikel bei derselben interessirt und habe noch als besondere Mitwirkung die Redakzion eines belletristischen Beiblattes „Hessisches Sonntagsblatt" übernommen. Dasselbe soll, wie die am 1. Mai auszugebende, erste Nummer desselben weiter entwickeln wird, neben dem Allgemeinen, Poëtischen, nämlich Lyrik, Novellen, Kritik, auch Mittheilungen aus der Vergangenheit und Gegenwart unseres Landes und Volkes, hessische Denkwürdigkeiten der Kunst und Geschichte, Berichte über das Kulturhistorische und Soziale in den verschiedenen Provinzen mitbringen. Da wollt' ich Sie denn, verehrtester Herr! bestens ersuchen, Ihrer Mission im Kreise Schaumburg eingedenk zu sein und uns von Zeit zu Zeit mit einem Beitrag aus den gedachten Rubriken zu erfreuen; damit aber um so früher anzufangen, als ich dermalen noch ziemlich allein stehe und mit Hanau und Marburg nur laxe Korrespondenz-Verbindungen habe anknüpfen können.

Ich garantire Ihnen als Redakteur die strengste Anonymität, wenn Sie wollen, mit meinem Ehrenworte; Geeh selbst braucht nicht einmal etwas zu erfahren, falls Sie es nicht wünschen, und können Ihre Einsendungen direkt an mich gehen. Greifen Sie frisch in die reichen Schätze Ihrer Erfahrung und Ihres Talentes; geben Sie mir, was Sie wollen, Bilder aus dem Vergessenen und Schattenrisse des Gegenwärtigen, umfassen Sie alle Zustände unserer Heimath oder reißen Sie einen kleinen Theil heraus — jede Gabe von Ihnen ist mir hochwillkommen.

Mein Sonntags-Blatt soll — außer dem kritischen Felde, worauf Sie mich einst besonders hingewiesen haben, außer der poëtischen Bearbeitung hessischer Sage, der Darstellung vaterländischer Denkmäler der Kunst und Historie, ein Bild des ganzen Landes zusammenstellen . . . überall werden hoffentlich die Feuer auf den hessischen Bergen auflodern und von aller Seite — wohl, zünden Sie mir auch eins an. Denn es soll und muß hell bei uns werden, hell und warm!!

Ich schwärme vielleicht, und Sie lachen mich aus. Aber ich habe mein Leben dran gesetzt, die Poësie und das Schöne zu emanzipiren in einer Heimath, die ich am Ende doch lieber habe, als alle die, welche sie gegen meinen Haß vertheidigt!

Ich kann Ihnen nichts Weiteres für heute mittheilen, weil meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist. Die zum Theil ausgezeichneten Proben vaterländischer Poësie, welche Sie mir auf einige Zeit überantwortet[3]), leidert nur als todte Schätze, erhalten Sie demnächst mit bestem Dank retour. Da ich die Blätter nicht als fliegende Brücken in einen Kreis benutzen sollte, den ich wahrlich da nicht geahnt, habe ich noch keinen natürlichen Weg in denselben aufgefunden. Diese Uniformen stehen, leider Gottes! wie eine Brandmauer zwischen Vielen, die sich ohne sie gewiß fänden, aber ich weiß nicht, den Bann, welchen sie ziehen, kann man selbst mit dem

---

[1]) So nannten sich ironisch und wurden allgemein genannt die zur Strafe nach dem „hessischen Sibirien" Versetzten.

[2]) Die schon erwähnte Zeitschrift aus dem Anfange der dreißiger Jahre, in welcher auch Koch's: „Vigilien" erschienen waren.

[3]) Es sind die Schriften der obengenannten hessischen Officiere gemeint.

Anm. des Herausgebers.

besten Willen nicht überspringen. Mein schwarzes Röckchen erröthet in ihrer Nähe beständig — wenn's nicht vom Alter kommt!

Mein Gesuch sei Ihnen zu einer gewogentlichen Vor-Antwort und demnächstigen fleißigen Beachtung bestens empfohlen. Eben so, Ihnen und Ihren Kreisen daheim, die ich mit herzlichstem Gefühle aus der Ferne begrüße,

Ihr
Kassel, am 20. April 1837. ergebenster
F. Dingelstedt.

Vierzehn Tage später als angekündigt, und unter dem etwas veränderten Namen einer „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung", mit der belletristischen Beilage: „Die Wage", trat das Blatt wirklich ins Leben. Sein eigentlicher Leiter, die Seele desselben war Eduard Beurmann, ursprünglich Bremer Advocat, dann Publicist und seit Mitte der dreißiger Jahre der Adlatus von Karl Gutzkow. Durch Beurmann kam Dingelstedt zuerst in Berührung mit dem Verfasser der „Wally" und der literarischen Bewegung, deren streitbarster Vorkämpfer, wenn nicht anerkannt führendes Haupt, dieser Letztere damals war. Wie stark der unmittelbare Einfluß auf Dingelstedt wirkte, kann man in den heut ein wenig nach Moder riechenden Blättern der „Wage" noch verfolgen; und keineswegs vorübergehend, dauernd ward seine Richtung dadurch bestimmt, wie denn auch später „das junge Deutschland" es sein sollte, von welchem die heftigsten Anklagen gegen ihn ausgingen, welches ihm seinen „Abfall" am lautesten vorwarf und niemals verzieh. Wie man einer Aeußerung des nächstfolgenden Briefes entnehmen wird, hat Dingelstedt so frühe schon Heine nicht für aufrichtig gehalten, trotzdem — oder vielleicht weil — sein eignes dichterisches Naturell in so vielen Zügen an ihn erinnert. Das Verhältniß zu Laube, durch Motive persönlicher Natur verschärft, endete mit unversöhnlicher Feindschaft. Für Gutzkow aber hat Dingelstedt vom ersten Begegnen an ein herzliches Gefühl gehegt und ihm lebenslang, in Wort und That, eine Neigung bewahrt, welche von jenem freilich immer weniger erwidert ward.

Die „Kurhessische Allg. Landeszeitung" fristete nur ein kurzes Dasein von sechs Monaten; aber wenn man die bestaubten Bände aus den Regalen der Kasseler, nunmehr ständischen Bibliothek herunternimmt, so wird man erstaunt sein über den Geist, der darin vor unseren Blicken lebendig zu werden scheint; besonders wird man ergriffen werden von dem Freimuth, der Schönheit und Kraft der „Spaziergänge eines Kasseler Poeten" — Dichtungen, in denen zuerst das Talent Dingelstedt's in seiner ganzen Stärke sich offenbart, Vorläufer des Jordanliedes, mit welchem er auch, in der Gesammtausgabe seiner Werke[1]), diese Reihe beschließt.

Hätte der General von Bardeleben vorhergewußt, welch herrliche dichterische Blüthen gerade diese „Hessische Staatszeitung mit ihrem poetischen Beiwagen" fördern sollte, er würde vielleicht weniger hart geurtheilt haben, als dies in seinem Schreiben vom 23. April thatsächlich der Fall ist. Nachdem er noch einmal dankend auf jede schriftstellerische Mitwirkung verzichtet hat, fährt er fort:

[1]) Bd. VII, S. 109—137.

„An sich gefällt mir Ihr Unternehmen eigentlich wenig, vorzugsweise darum nicht, weil Sie auch das Feld der Politik betreten wollen, wovon ich auf das Dringendste abmahnen möchte.“ Der General gehörte noch zu der guten, alten Schule, deren Bekenntniß: „Ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied“ so bald darauf, durch die politische Dichtung der vierziger Jahre scheinbar widerlegt werden sollte — freilich nur scheinbar; denn am letzten Ende hat unser Aller Meister doch Recht behalten! Nein, einen Dichter, dessen Schaffen von den wechselnden Strömungen und Stimmungen der Zeit nicht abhängig und darum nicht vergänglich ist wie sie, hätte der alte Rebelrabe gern aus seinem Frühlingssänger werden sehen. Immer und immer wieder kommt er darauf zurück, daß Dingelstedt sich jener auserlesenen Gesellschaft anschließen möge, für welche die Poesie, frei von jeder professionellen Berührung, noch etwas Festtägliches habe und in welcher eine Anzahl der edelsten Elemente sich zusammenfinde. „Was übrigens die Brandmauer betrifft, welche Sie zwischen sich und den Officieren aufgerichtet sehen, so bedaure ich diese Täuschung. . . Ich bin ja auch Militär, wenn auch ein invalider, und bin über die Brandmauer zu Ihnen hinüber gestiegen, um Sie an mein Herz zu drücken — Sie haben sich darüber gefreut — steigen Sie nun auch mal zu Anderen hinüber, und die Folgen werden gewiß erfreulich sein für beide Theile. . . . Nur bitte ich, die Offenheit, mit welcher ich meine Ansichten angedeutet habe, nicht übel auszulegen, denn ich kann versichern, daß ich für Ihr Wohlergehen die herzlichsten Wünsche hege, und Ihre Begeisterung, daß es hell und warm werden solle im Vaterlande, mich tief ergriffen hat.“

Hierauf, nach einem Zwischenraum von vier Monaten, folgender Brief Dingelstedt's:

Sie werden, hochverehrter Herr und Freund! hoffentlich an die Korrespondenz zweier Poëten (es hilft Ihnen nichts, auch Sie trifft dieses levis maculae nomen) nicht eben das alltägliche Schneider-Maß der Gewohnheit, die Orgel des Hin- und Herschreibens, anlegen wollen: sonst bedürfte gegenwärtige Zuschrift eines breiten, entschuldigenden Einganges à la — —[1]) rhetorischen Angedenkens. So aber erlauben Sie mir wohl, daß ich über die Zeit, die zwischen Ihrem lieben Letzten und dem heutigen Tage liegt, mit der Versicherung hingehe, daß ich Ihrer recht oft und stets mit den Gefühlen anhänglicher, dankbarer Verehrung gedacht habe, wenn es mir auch im Drange verschiedener Gefühle und Bekümmernisse nicht möglich war, Ihnen eine schriftliche Nachweisung davon zukommen zu lassen.

Anbei erfolgen denn auch mit meinem besten Danke die gütigst übersandten Literalien. Herrn Rivière kenne und schätze ich nunmehr auch persönlich; er hat außerdem — ebenfalls eine sehr empfehlende Eigenschaft — eine ganz allerliebste Frau. Bei Weiß war ich zwei Male, ohne ihn zu treffen; des Nächsten such' ich ihn aber von Neuem auf, damit ich im Winter namentlich in dem durch Ihre Gewogenheit mir bezeichneten Kreise eine warme Lohe finde. Ach, es ist im ganzen kalt, sehr kalt hier — Armer Hubertus! Er erfror in diesem Klima, eine tropische Wunderpflanze. Sie glauben nicht, wie ich ihn lieb habe, obgleich ich ihn nie gesehen. Vielleicht just deswegen.

Ich war drei Wochen im Taunus, am Rhein, zu Frankfurt — kurz in der Welt. Freund! mir ist die Seele aufgegangen. Ja! das ist ein Land, wo die Natur für die Menschen dichtet, verfallene morsche Elegieen in den Ruinen des deutschen Mittelalters, und lustige Lyrik im bewegten, rauschenden Treiben der Gegenwart. Ich habe auch in Frankfurt eine herrliche Ruine

---

[1]) Name eines früheren Lehrers, welchen Dingelstedt hier und mehrfach noch zur Zielscheibe seines, übrigens harmlosen, Spottes macht. Anm. des Herausg.

gesehen, die eine rohe Vandalen-Faust zerschmissen hat. Die Ruine heißt Carl Gutzkow. Welch' ein Mann! Wir kannten uns durch Briefe, jetzt haben wir einander lieben lernen! Ein Herz, in dem es so wüst und zerrissen aussieht, wie es uns Heine gern von dem seinigen weismachen möchte, das aber darum nicht klagt und greint, sondern mit seinem Leid ringt und durch all' den Dreck und die Asche, die sie drauf geworfen haben, seine Blüthen treibt. Blüthen aus Trümmern.

Es waren schöne Reiseblicke, die ich in die Ferne und Höhe gethan. Zum Schluß ging ich durch Kurhessen spazieren, grüßte den Verfasser der „Hohen Braut" [1]) und Freund Froelich in Hanau, pilgerte nach Fuld', nach Hersfeld — und kam mit kurhessischer Langweile wieder in Kassel an; in Kassel — glauben Sie, ich habe viele Momente, wo ich mir wünsche, ein ächter Hesse zu sein mit langem, unsichtbarem Kopf und blinden Äuglein, wo ich jedes Lied verfluche, das mir wie ein Blutstrahl aus der wunden Seele sprang, jeden Gedanken, den ich wie vergebens zerplatzende Leuchtkugeln unter die träge, todte Masse werfe. Wenn ich nur so recht con amore Hülfslehrer sein könnte und meinen Schulbuben nichts beibringen möchte, als das Etre und Avoir! Aber es thut's nicht . . .

Das „Hessische Album für Literatur und Kunst" ist seiner Vollendung nahe. Ich korrigire jetzt am 12. Druckbogen. Ein 24 Bogen werden's wohl werden. Ich hoffe, Sie freuen sich über den bunten, jugendlichen Inhalt. Sehen Sie denn die Landeszeitung und deren belletristischen Beiwagen, „Die Wage" geheißen, zuweilen? Ich konnte Sie Ihnen mit bestem Willen nicht zufertigen, da nur die Post Bestellungen annimmt. Lieber Gott! ich rezensire auf Tod und Leben, mitunter gar nicht übel — allein von dreißig Leuten lesen's etwa drei. Der Rest hält sich an Geeh's Theater-Rezensionen. Ich schreibe „Spaziergänge eines hessischen Poeten" im Sinne und Tone des Wiener — allein die Zensur streicht mir hohnlachend die Früchte meiner besten Stunden. Wahrlich! eine göttliche Existenz! Die Welt hält mich, das heißt die Kasseler Welt, für einen hochmüthigen, lebhaften Menschen, meine nächsten Bekannten werden irre an mir, die Weibsen ziehen sich wie die s. v. Stachelschweine zusammen (wir wollen lieber sagen, wie die Mimosen) wenn ich ihnen nah komme, und ich selbst bin unzufrieden, unglücklich, unthätig, wenn ich nicht für's Geld schriebe!

Genug davon! Meinem angekündigten Besuche entgehen Sie nun für jetzt noch, verehrter Herr! Zu Haus hat sich mir so manches geändert, daß ich diese Verhältnisse erst wieder etwas gereift und geordnet wissen will, ehe ich Sie mit ruhigen Augen betrachten kann. Zudem fürcht' ich, fremd geworden zu sein in einer Heimath, die ich noch immer liebe. An Auguste hab' ich's nur zu schwer empfunden, als sie jüngst hier war. Um Gottes willen — erhalten Sie mir nur eine freundliche Stätte an Ihrem Heerde . . . . Aber, wird es Ihnen nicht gehen, wie den Andren? Und haben diese Andren am Ende so gar Unrecht?

Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr! daß ich Sie in einem Augenblicke heimgesucht habe, wo das Gefühl meiner gänzlichen Verlassenheit erstickend und trocken, wie ein Wüsten-Hauch, über meine liebedurftende Seele ging. Wahrlich! eine Seele, die nicht so arm ist an Gefühl und an Zärtlichkeit, wie ihr glaubt — sondern wund gedrückt von äußeren und von inneren Lasten.

Bald ein Mehreres, Verständigeres. Für heute noch die Bitte, mein gedenk zu bleiben und mir gewogentlichst dann und wann ein Zeichen Ihrer Gunst zuzuwenden.

Mit herzinnigem Gruß an das liebe Vaterland — besser an das Liebe im Vaterlande — der Ihrige, ergebenst und mit aufrichtiger Verehrung

Kassel, 10 August 37. F. Dingelstedt.

[1]) Heinrich König, damals Finanzsecretär bei der Regierung in Hanau.
Anm. des Herausg.

Die Veränderung, von welcher Dingelstedt in diesem Briefe spricht, ist die Wiederverheirathung seines Vaters; und gleichzeitig mit dem Einzug der Stiefmutter in das elterliche Haus hatte Franzens einzige Schwester, Auguste, dasselbe verlassen, um, mit Herrn Karl Bornemann vermählt, fortan und noch viele Jahre lang als stattliche Wirthin in Rintelns erstem Gasthof, der „Stadt Bremen", zu walten. Aber auch hinsichtlich der Stiefmutter gingen Dingelstedt's Besorgnisse glücklicherweise nicht in Erfüllung; sie machte dem berühmten Stiefsohn das Haus des Vaters aufs Neue zur Heimath, in welchem jener, auch später, als er schon ein gar vornehmer Herr war, immer wieder, allein oder mit den Kindern, einkehrte; und als sie Beide, den Vater und den Sohn, überlebend, am 22. December 1886 im Alter von 83 Jahren zu Rinteln ihre Augen schloß, da fand sich in ihrem Nachlaß, neben den Tagebüchern von der Kinderhand Franz Dingelstedt's und all' seinen Briefen an den Vater, auch der Brief noch vor, mit welchem er sie einst im Kreise der Seinen willkommen geheißen und den Wunsch ausgesprochen hatte: „Seien Sie dem braven Manne eine brave Frau und lassen Sie sich besonders unsere Kleinen zu mütterlicher Obhut und Erziehung bestens empfohlen sein." Sie hat ihre selbsterwählte Pflicht treu erfüllt; und von der Dankbarkeit und Liebe, die sich auf Enkel und Urenkel vererbt, ist der lange Lebensabend der Greisin verschönt worden.

In den nächsten Herbstferien, September 1837, stattete Dingelstedt seinen Besuch in Rinteln ab, den ersten seit dem Tode der Mutter. Das Grab war zu frisch, die Veränderung im Vaterhause zu neu, als daß der Schmerz nicht noch einmal, heftig und unaufhaltsam, hätte hervorbrechen sollen. Gleichzeitig scheint ein Vorgang in seinem inneren Herzensleben ihn tief erschüttert zu haben. Unter den Papieren des Generals von Bardeleben findet sich hier ein Gedicht, zu dessen Erklärung eine spätere Hand auf der Rückseite des jetzt schon stark vergilbten Quartblattes hinzugefügt hat: „Soviel ich weiß, war D. mit einer jungen Dame zu Rinteln verlobt. Bei seiner dortigen Anwesenheit im Herbst 1837 wurde in beiderseitigem Einverständniß das Verhältniß gelöst — dies wohl die Veranlassung zu der wehmüthigen Stimmung, die sich im Abschiedsgruß ausspricht." — Die Bemerkung ist nicht ganz genau. Wenn etwas Derartiges vorgefallen, woran wir nach der Natur der Liebenden zu zweifeln keinen Grund haben, so folgte doch auch eine Versöhnung und, am Christfest 1837, überhaupt erst die wirkliche Verlobung: an die Stirn eines Buches[1]), welches Anfang nächsten Jahres erschien, schrieb er den Namen: Auguste Dunker, „Deinen Namen, den, welchen ich unter allen am höchsten und theuersten halte." Doch verließ er offenbar in jener Septembernacht die Heimath unter dem Eindruck des doppelten Verlustes, fortan nicht nur die Todte, sondern auch die Lebende beweinen zu müssen; und bis zu welcher Höhe des Pathos er sich zu erheben vermochte, wenn sein Innerstes wirklich ergriffen war, das zeigt uns zum ersten Male dieses Gedicht, welches Dingelstedt damals bei seinem Abschiede von Rinteln dem väterlichen Freunde sandte:

[1]) Frauenspiegel. Von Franz Dingelstedt. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag. O. J.

Pour prendre congé.

Ich scheide, Freund! aus Deinen Weserthoren,
Wo meiner Kindheit goldne Wiege stand.
Vergebens hab' ich ihn heraufbeschworen,
Den Traum von einem lieben Vaterland —
Ach! wenn das Herz die Heimath erst verloren
Und sich dem Frieden blutend abgewandt:
Dann ist die Heimath selber eine Wüste,
Und fremd verläßt es, was es fremd begrüßte!

Wohl malt' ich mir in stillen Abendstunden
Das Bild der Heimath sehnlich, wöhnlich aus:
Der Freunde dacht' ich, die ich dort gefunden,
Und dachte an mein stilles Vaterhaus,
Der alten Liebe tiefverharschte Wunden
Erschlossen sich in wonnevollem Graus
Und, wie gezogen an geheimer Kette,
Betrat ich bebend meiner Jugend Stätte.

Doch ach! wie Alles anders sich gestaltet,
Als fern in meiner Sehnsucht blindem Wahn!
Was einst geblüht, lag herbstlich — welk — veraltet
Und wehte mich mit Grabesschauer an,
Und eine neue Welt, im Keim entfaltet,
War überall dem Waller aufgethan;
Für Liebe fand ich — Hohn, für Frieden — Schmerzen,
Statt Frühlings — Herbst, und Asche statt der Herzen.

Sprich: zürnst Du nun, daß ich vom Traum erwachte,
In den das Heimweh schmeichelnd mich gewiegt,
Daß ich der Knaben-Sehnsucht bitter lachte,
Die, unbesieglich, selbst den Mann besiegt?
O laß sie wehn, die Flamme, die entfachte,
Bis auch der letzte Traum in Trümmern liegt:
Dann weiß ich's, daß ich keine Heimath habe —
Und geh' getrost, die Fremde durch, zum Grabe.

So stürzt ein Schiff mit todesfrohen Masten
Hinaus aus einer eng beschränkten Bucht;
An keiner Stelle darf es sich entlasten
Von seines „Kummers" zentnerschwerer Wucht,
An keiner Stelle kann es sicher rasten
Und ruhn von seiner sturmgepeitschten Flucht —
Nur weiter fliegt es, weiter, ohne Ziel,
Der Wellen und der Winde müßig Spiel!

Laß ziehn das Schiff! Ihm frommt kein friedlich Halten.
Sein Gott heißt Tod — der Sturm sein Element,
Der Zufall soll, der blinde, drüber walten:
Bis es zerschellt auf spitze Klippen rennt, —
Bis es versinkt, gleich finstren Nachtgestalten, —
Bis es in eigner Brust sich ganz verbrennt. —
Laß fahren, Freund! das Todesschiff! Laß fahren!
Ich hab's gewollt. Euch mag der Herr bewahren!

Schrieb's in den Schauern des letzten Abschiedes vom Weserthale, am 7. September 1837.

Rinteln. Franz Dingelstedt.

Wir lassen, nach Allem, was wir bereits früher andeutend gesagt, einen Schleier fallen über dieses Verhältniß, welches, in Lösen und Wiederanknüpfen, sich noch mehrere Jahre hinzog, bis es endlich doch zu der Katastrophe kam, deren Spuren lang in Dingelstedt's dichterischem Schaffen zu verfolgen sind, und die er in der That niemals ganz verwunden hat. Denn er konnte sich von Schuld nicht freisprechen, und diejenige, die er aufgegeben, blieb Mädchen bis an ihr Ende.

Rührend aber ist es, wie der alte Freund nun Balsam zu träufeln sucht auf das wunde Herz. „Mein lieber Sänger! Was soll, kann und darf ich Ihnen sagen über das so tief wehmüthige Abschiedslied vom Weserthal? ... Der Schmerz, den der Dichter so viel tiefer empfindet, als eine prosaische Natur, ist ihm nothwendig, damit seine Kraft im Kampfe erstarke zu immer höherem Streben — daher ist meist auch ein wahrer Dichter ein gar glücklicher Unglücklicher, der eine andere Heimath hat, als die Scholle, worauf er geboren wurde; aber diese Sehnsucht nach der höheren Heimath darf ihn nicht unbillig machen gegen die Stätte, auf der einst seine Wiege von Zauberbildern umschaukelt wurde, wo die höchste, die reinste Liebe, die Mutterliebe, die bunten, schönen Frühlingsträume überwachte."

Dieser Brief, vom October 1837, ist — unsres Wissens — der letzte, den der General an Dingelstedt gerichtet. Um so eindringlicher sind die Mahnungen, die er enthält — ernste Lehren, die, wenn Dingelstedt sie befolgt, seiner ganzen Anlage nach sie hätte befolgen können, uns wohl etwas Dauernderes gegeben haben würden, als wir nun von ihm besitzen. „Sie sind ein reicher Mann, denn der Himmel hat Sie mit seinen schönsten Gaben überschüttet. Aber," so ruft der General warnend aus, wie Einer, der in die Zukunft blicken kann, „glauben Sie mir, die so unendliche Zersplitterung Ihrer Kräfte wird Ihnen niemals Befriedigung gewähren... Schaffen Sie ein größeres Ganze, ein Kunstgebilde, das Ihrer würdig ist und in welchem der Genius mit Freiheit seine Schwingen entfaltet, ohne der Sorge für Morgen anheimzufallen. Die Jugend ringelt noch Ihre Locken, noch sprühen die Flammen hoher Begeisterung — aber das Haar verbleicht endlich, und die Flammen erlöschen nach und nach, und wie trübe würde es Ihnen dann sein, wenn Ihr herrliches Talent in der Rosenzeit nur Ephemeres und nichts Großes für die Ewigkeit geschaffen hätte!"

Wer will heute sagen, welchen Eindruck auf Dingelstedt diese beredten Worte gemacht? Hat er nicht doch einen Augenblick Einkehr gehalten und sich im Stillen die Frage vorgelegt, ob ein entschlossener Kampf nicht den leichteren Siegen vorzuziehen sei? Vielleicht! — Aber ein mehrere Monate später geschriebener Brief zeigt, daß er einstweilen sich und dem Freunde die Antwort schuldig geblieben — sich abfindend mit einem Ausbruch von „Weltschmerz", und den Freund — mit einem Epigramm:

Hochverehrter Herr und Freund!

Sie sollen nicht sagen dürfen, daß die „Liebe" mich einseitig ganz und gar gemacht und alle Poësie in lyrische Seufzer und Thränen umgesetzt habe. Deshalb erfolgte beiliegendes Opus, so Ihnen hoffentlich eine lachende Minute geben wird. Es ist in dem bekannten Genre des „Wiener Spaziergängers" gedichtet — in einer Stunde, da ich eben nichts Besseres zu thun wußte, als

mich auf dem bequemen Lotterbette der lang-gestreckten Nibelungs-Verse zu räkeln und meinem kurhessischen Spleen mit spitzer, spottender Lanzette zur Ader zu lassen[1].

Warum ich's Ihnen just schicke, obwohl's auf keinen großen dichterischen Werth Anspruch macht und sich also billiger Weise vor Geistern und Kritikern Ihres Gleichen nicht produziren sollte, ist leicht gesagt:

Erstlich und hauptsächlich mag es Ihnen beweisen, wie meine Abschiedsworte und die Bitte um ein geneigtes und freundliches Gedächtniß bei Ihnen nicht façon de parler gewesen, und wie Ihr erlauchter Name zu denen gehört, mit denen ich gern meinen Himmel in dunklen und hellen Stunden schmücke. Darum mag's jene letzte Bitte wiederholen und meinen heutigen Gruß als hors d'œuvre begleiten, wie den Kasseler Boten seine „Charade".

Alsdann aber war ich — wie gewöhnlich — hochmüthig genug zu glauben, daß diese Saite gerade bei Ihnen leichter und stärker widerklingen möchte, als bei Anderen. Ride, si sapis, sagt Dr. — — —[2]) und Horaz, was schier auf eines hinausläuft; wir zwei sagen's nicht, aber wir thun's.

Tant de bruit pour une omelette! Ich wollte Ihnen noch Wunderdinge erzählen von meinem anachoreten Leben, und wie ich mir meinen Kasseler Siebenschlaf und Winter ausgeschmückt habe mit allerlei Zauber-Blüthen, Arbeiten, die für einen Tag geschrieben sind, Hoffnungen, die keine Nacht überleben, und Plänen, die zwischen Tag und Nacht dämmernd mitten inne schweben!

Freund! es ist ein Elend um mich! Ich wollte, ich stünde auf Ihrer Höhe und könnte Alles à vol d'oiseau ansehen. Frieden find' ich in meiner Halbheit niemals. Was ist Frieden auch am Ende? Tod, Nacht, Traum — nichts weiter!

Ueber die thauende Schneefläche strecke ich eine warme Hand, um die Ihrige zum Abschiede ehrfurchtsvoll zu drücken. Leben Sie wohl, verehrtester Freund! und erinnern Sie die, so es angehen kann, an einen langen Namen, dessen langer Besitzer sich alsbald selbst wieder der Heimath in's Gedächtniß bringen wird. Leben Sie wohl und gedenken Sie zuweilen an Einen, der Ihnen in Hochachtung und Anhänglichkeit ergeben bleibt.

Kassel, 26 2 38. F. Dingelstedt.

Damit endet die Correspondenz Dingelstedt's mit dem General von Bardeleben. Doch sie hatte noch einen gefälligen Epilog.

Noch einmal sollte der Einsiedler von Rinteln auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens zurückkehren. Vielfach gekränkt mit Hintansetzung alles Dessen, was man einem würdigen, ehrenhaften Veteranen schuldig war, nahm er 1844 seinen Abschied, und zog nach Kassel, wo er still und im Verkehr mit nur Wenigen, wie in Rinteln, lebte, bis er — der unter allen Umständen seinem Fürsten treu ergebene und sein kleines Vaterland aufrichtig liebende Mann — von dem früheren Mitregenten, nunmehrigem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, im August des Jahres 1848 aufgefordert wurde, „aus Rücksicht für Fürst und Vaterland" das Kriegsministerium zu übernehmen. Dieser Posten, der beständig seinen Inhaber wechselte, war in der damaligen Lage des kleinen Staates der schwierigste von allen und der, welcher den General jetzt in seiner Noth rief, derselbe, der ihn während der besten Jahre seines Lebens zur Unthätigkeit verurtheilt hatte; doch der wackre Soldat zögerte nicht — es war das große Jahr

[1]) Es ist wahrscheinlich der letzte der „Spaziergänge eines Kasseler Poeten" gemeint, „der Geist der Kattenburg", der den Zopf und Stock der guten Zeit preist; sie seien heute wohl verschwunden —

Doch des hüte heut' und fürder der Soldaten sich ein Jeder,
Daß ihr Zopf und Stock nicht werde die verfluchte Gänsefeder! —

[2]) Der Name jenes mehrfach erwähnten Lehrers. Anm. des Herausg.

der Rehabilitationen und von den beiden Geächteten der Marburger Zeit der Eine, Sylvester Jordan, kurhessischer Bundestagsgesandter, der Andere, General von Bardeleben, kurhessischer Kriegsminister geworden. Da kam, wenige Tage, nachdem Bardeleben sein Amt angetreten, folgendes Schreiben aus Stuttgart:

Exzellenz!

Sie haben es lang vergessen, aber ich werd' es nie: daß Sie einst der Erste, fast der Einzige gewesen, der mit freundlichem „Guten Tag, Landsmann!" in meine stille Portenzelle trat.

Das umliegende Blatt will keinen Dank für diese Güte vorstellen: so etwas dankt sich nicht; es will nur zeugen von meiner kurhessischen, urhessischen Anhänglichkeit, die nirgends fester ist als Ihnen gegenüber, — weil sie da nicht nöthig hat, hessisch — blind zu sein.

Behüte Sie Gott, wie wir in Schwaben sagen, — Sie und alle Ihrigen!

Verehrungsvollst, Exzellenz!

Stuttgart, 13. August 1848.

Ihr treu-gehorsamster
Fr. Dingelstedt.

Sonett.

Entsteigst Du endlich dem bequemen Grabe,
Worin Du philosophisch still gelegen,
Und willst Dich, so wie Rab' und Adler pflegen,
Im Licht verjüngen, „alter Nebelrabe!?"

Schon seh' ich an der Hessen Fahnenstabe
Dich sitzen und die Flügel kräftig regen,
Und jauchze Dir von Weitem froh entgegen,
Wie aus der Nähe oft gethan der Knabe.

Ja, führe Du aus dem beschränkten Schatten,
Wo sie gesondert und versunken schienen,
Zum Tag, zum Reich, zur Freiheit unsre Katten

Im Geiste bin ich mitten unter ihnen,
Und wenn sie einst im heißen Kampf ermatten,
Soll Dir mein Lied als Heerdrommete dienen!

Aber nicht mehr als sechs Wochen blieb Bardeleben im Amte; dann ging er denselben Weg, den sein alter Freund und Waffenbruder Weiß vor ihm gegangen war. Ihm war es nicht vergönnt, seine Katten „zum Tag, zum Reich, zur Freiheit" zu führen. Als er im Jahre 1856 starb, da schien es, als ob alle seine Ideale mit ihm begraben werden sollten; und wer weiß, ob Dingelstedt selber, der inzwischen eine literarische Macht geworden, in allen Stücken dem Bild entsprach, welches der Alte sich einst, in dem Idyll der Rinteler Tage, von „seinem Dichter" gemacht hatte?

Die Alten und die Jungen.

Von
Salvatore Farina.

(Schluß.)

V.

Eine Wohnung zu suchen war keine leichte Arbeit und erforderte Zeit; denn Coppa war nie zufrieden mit den besichtigten Räumen, und Desiderio dachte im Herzen immer mit Bedauern an die alten Stübchen, in denen er geliebt und geweint hatte.

Doch endlich fand sich eine Wohnung, die allen Wünschen entsprach. Es waren grade sieben Zimmer, ungerechnet einen verschlossenen Flur, der als Vorzimmer dienen sollte; im Erdgeschoß, aber sonnig, ganz wie Coppa es verlangt hatte, und nicht allein mit der Aussicht auf einen weiten Wiesengrund (damit Desiderio den Blick auf die Schornsteine nicht vermisse), sondern auch mit einem wirklichen Gärtchen, in welchem Bambina Erbsen und Salat ziehen konnte.

Im Geheimen ging Coppa aus, um nach einer Tapete mit rothen Blümchen für Desiderio's Schlafgemach zu suchen, und richtig fand er eine: zwar waren es Mohnblumen statt der Nelken, doch der graue Grund war ganz wie der alte, und das Ganze machte einen so freundlichen Eindruck, daß Desiderio vorlieb nehmen mußte. Und er gab sich auch wirklich gleich zufrieden, nicht sowohl wegen der rothen Blumen, als weil der arme Alte einem Liebesbeweise niemals zu widerstehen vermochte, selbst wenn es ihn ein Opfer kostete.

Seine theure Entschlafene, die ihn auch in der neuen Wohnung im Traum besuchte, tröstete und ermahnte ihn, ohne sie auf Erden sich des Lebens zu freuen, so lange es ihm vergönnt sei; denn für das gemeinsame Leben im Himmel bliebe ihnen immer noch die unverkürzte Ewigkeit.

Nachdem das Leben in solcher Weise neu geregelt war, sah der alte Desiderio zum andernmale das Glück in seinem Herzen einziehen, ein so schönes, reiches und verheißungsvolles Glück, daß ihm beinahe scheinen wollte, es übersteige zwar nicht seine Kräfte, denn er fühlte sich stärker als je, wohl aber das Maß des Vernünftigen und Erlaubten für einen armen Sterblichen. Ja, er machte

sich manchmal ernsthafte Vorwürfe, daß er nach Speranza's Tode das Leben immer noch so schön und lebenswerth finden könne.

„Aber Du, mein armer Freund, aber Du?" fragte er dann wohl seinen Coppa.

„Alles in Ordnung," versetzte dieser, „Du weißt, daß ich mich auf Leiden und auch ein wenig auf Selbstüberwindung verstehe; ich habe darin eine schöne Uebung."

„Aber es schmerzt darum nicht weniger?"

„Das wohl nicht. Aber noch vermag ich es zu ertragen, und wenn es gar nicht mehr geht, mache ich einen Spaziergang um die Welt und komme geheilt zurück."

In gutem Glauben prahlte er so, der alte Coppa, er, den das Leben so Vieles gelehrt hatte, der aus Erfahrung wußte, wie viele menschliche Zauberapparate einen doppelten Boden haben! Armer Coppa! Er glaubte sich stark, weil er zu leiden gelernt hatte. —

Bambina war eine unaufmerksame Schülerin, und nach wenigen Wochen konnte der alte Organist mit Sicherheit urtheilen, daß sie in der Musik niemals etwas Rechtes leisten werde. Sie lachte über Alles und rächte sich für die Langeweile des Orgelspiels dadurch, daß sie ihre alte Mandoline von der Wand nahm und zum Entsetzen des armen Desiderio ein Kneipenliedchen klimperte. Immerhin lernte Bambina aus Gnade die Tonleitern und die Accorde, und manchmal hoffte der alte Organist doch wieder, sie könne noch einmal von der Leidenschaft für das Orgelspiel ergriffen werden, wie einst er selber, wenn sie auf einmal lebhaft ausrief: „Jetzt spiele Du etwas; Du spielst so schön, und ich höre Dir so gerne zu . . ."

Dann spielte er Marcello und Bach, die Augen zur Decke erhoben, als ob er eine Frage zum Himmel sende, während Coppa abseits sitzend den Kopf auf die Hand stützte und in Bambina's Zügen nach einem ernsten Grunde für seine Tollheit forschte.

Und er sprach zu sich selbst: „Aber wer sagt mir, daß es wirklich eine Tollheit ist?"

Und wer kann denn sagen, wo im menschlichen Leben der Sinn aufhört und der Unsinn anfängt? Wer sagt es? Die wahre Weisheit ist vielleicht, sich den Weg frei machen zur eigenen Befriedigung, und der wahre Narr ist vielleicht der, welcher das Glück erreichen könnte und doch die Hand nicht ausstreckt, es zu fassen. —

Eines Tages schien Bambina ganz von den Klängen Bach's überwältigt zu sein; ihr Köpfchen nickte immer nachdrücklicher vornüber, wie um ihrer Begeisterung Ausdruck zu verleihen, indessen ihre Lippen noch träumerisch lächelten und ihre sanft verschlafenen Augen sich fragend bald auf den einen, bald auf den andern der beiden Väter richteten. Da begann Coppa wieder einmal ernstlich mit sich selbst zu verhandeln.

„Was gilt die Wette?" sagte eine wohlwollende Stimme in ihm. „Wenn Du Bambina den Vorschlag machtest, sie auf der Stelle zu heirathen, sie würde nicht Nein sagen, im Gegentheil, statt einzuschlafen, wie sie jetzt auf dem allerbesten Wege ist, würde sie fröhlich aufspringen, in die Hände klatschen und rufen: ‚Ja, ja, wir wollen uns heirathen! Auf der Stelle!'" „Sie ist eben noch ganz

und gar ein Kind," warf der richtige Coppa ein, „da darf man sich nicht wundern. Ich möchte die Sache aber nicht so aus dem Hinterhalt betreiben, sondern ich möchte . . ."

Was denn? Er wollte es nicht sagen, wollte es sich selbst nicht gestehen . . . Nun ja, wenn der Traum nicht allzu verwegen wäre, seine eigentliche Meinung war, Bambina mit ihren achtzehn Jahren sollte sich ganz einfach in ihn verlieben; das war es und nichts Anderes, was seine Bescheidenheit verlangte. Verlieben sollte sie sich bis zur Tollheit, sollte ganz ihr Herz und ihr reizendes Köpfchen obendrein verlieren, sollte den alten Coppa allen verliebten Jünglingen vorziehen, bloß weil er sie heißer liebte als diese alle zusammen genommen; und eines Tages sollte sie, ganz verzehrt von dieser wundersamen Leidenschaft, sich dem alten Desiderio, ihm selber anvertrauen . . . und er . . . nun er würde die Arme öffnen, sie an seine Brust ziehen und mit ihr vor Liebe weinen wie ein Kind . . .

Und dann würde vielleicht auch Desiderio, der bis in den Tod getreue Freund, endlich das ermunternde Wort finden, das ihm jetzt noch immer widerstrebte: „Du siehst es," würde er sagen, „sie liebt Dich; heirathe sie und mache sie glücklich."

Coppa hörte im Geist deutlich diese Worte von so feierlichem Klange, als ob der göttliche Bach selbst sie spräche: wahrlich, es tönte auch nicht ein Hauch von Eifersucht mit hinein oder von Sorge, die Zukunft könnte vielleicht der hochfliegenden Hoffnung nicht ganz entsprechen; nein, und Coppa war am Ende auch keine verächtliche Partie, und er fühlte die Kraft in sich, bis ins hundertste Jahr zu leben und zu lieben.

„Das Glück gewinnt Jeder, der es erwarten kann," sagte Coppa zu sich selbst; „ich habe siebzig Jahre lang gewartet: nun ist es nahe, ist es da; ich brauche nur die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen."

Die Orgel verstummte, und Disiderio wandte sich lächelnd herum: „Ich glaubte, Du wärest eingeschlafen wie Bambina . . ."

„Durchaus nicht. Ich habe nachgedacht."

„Worüber?"

„Ueber die Pflicht der Selbstbeherrschung. Ich muß mir diesen Wahnsinn aus dem Herzen reißen."

Desiderio richtete sich sicher auf, schüttelte leise den Kopf, sagte aber nichts.

„Wir müssen ihr einen Mann geben," fuhr Coppa fort; „das hat mir Bach soeben klar gemacht."

„Auch zu mir hat Bach ein Wort gesprochen, das vielleicht Alles zum Besten fügen wird, wenn wir darauf hören."

Coppa sprang auf. „Sag' es mir!" rief er hastig.

„Du liebst Bambina," sagte der alte Desiderio und wandte sich um zu Bambina, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich schlafe. „Du liebst sie so sehr, wie ich — aber etwas anders; Du hast das Bedürfniß, ihr zur Seite zu bleiben, um sie zu lieben, nicht wahr?"

Coppa gab keine Zustimmung zu erkennen, sondern wartete das Weitere ab.

„Du möchtest Dich ihres anmuthigen Geplauders, ihrer Liebkosungen er-

freuen, ihre reine Schönheit betrachten . . . nicht wahr? Das Alles aus Egoismus, versteht sich. Aber Du möchtest sie auch beschützen, Du möchtest das Recht haben, sie Dein zu nennen vor aller Welt, ihr Deinen Namen zu geben. . . ."

„Also," unterbrach ihn Coppa, „also heirathe sie! Nicht wahr, das willst Du mir sagen?"

Desiderio erschrak ein wenig über die Heftigkeit Coppa's und den zitternden Ton seiner Rede, und antwortete nicht sogleich. Jener fuhr fort: „Und Du selbst, der treue Jugendfreund, gibst mir diesen Rath? Ich danke Dir; vielleicht entscheidet dies eine Wort den langen Kampf, unter welchem ich so schwer gelitten. Doch ich will noch weiter darüber nachdenken . . . schau' sie an . . . die arme Bambina!"

„Die arme Bambina!" wiederholte Desiderio. „Sie schläft!" Und er fand den Muth nicht mehr, es auszusprechen, welcher Einfall ihm gekommen war.

Nach einem kurzen Schweigen fragte Coppa: „War es Dies, was Du mir sagen wolltest?"

„Dies . . . ja . . . dies war es. Nur für den Fall, daß Dir die Heirath etwa nicht der beste Weg schiene, sie und Dich glücklich zu machen, hätte ich Euch Beiden noch einen anderen Vorschlag zu machen."

„Einen anderen Vorschlag?"

„Ja — sie zu adoptiren."

Hier erwachte Bambina.

„Ei, ei, mein Töchterchen," rief Desiderio mit angenommener Munterkeit, „welche Gedanken hat Bach in Dir wachgerufen? Willst Du es mir sagen?"

Coppa beobachtete sie heimlich mit großer Aufmerksamkeit.

„Gedanken?" erwiderte sie, „gar keine!"

„Bambina! Bambina!" drohte Desiderio.

Bambina, nachdem sie vergebens versucht hatte, die Augen auf einen festen Punkt im Zimmer zu richten, eilte plötzlich im Laufschritt hinaus.

„Was ist geschehen?" fragte Desiderio, und Coppa antwortete betroffen: „Sie hat nicht geschlafen, sie hat jedes Wort gehört."

Und indem er noch überlegte, ob er sehr betrübt darüber sein müsse, empfand er eine seltsame innere Befriedigung — dieselbe Befriedigung, die er jedesmal empfunden hatte, wenn es ihm geglückt war, eine Dummheit zu machen mit dem festen Vorsatz, sie zu vermeiden.

VI.

„Adoptire sie!" Mit diesem Worte sollte Desiderio einen neuen Sturm in Coppa's ruheloser Brust entfachen, ohne daß dieser jedoch den Gedanken jetzt sogleich weiter verfolgte. Vielmehr fragte er mit gedämpfter Stimme: „Aber warum ist sie so weggelaufen? Verstehst Du das? Was kann das zu bedeuten haben?"

Desiderio fand keine andere Bedeutung darin als die eine, daß Bambina nicht geschlafen, sondern Alles gehört habe.

„Und dann?" fragte Coppa. „Und dann," antwortete er sich selbst, „dann müssen wir abwarten."

Er hatte begriffen, daß der Heirathsplan den Beifall seines alten Freundes nicht habe. Dagegen würde Bambina, ernstlich befragt, nach aller Wahrscheinlichkeit ohne Bedenken Ja sagen; es war sehr möglich, daß sie bis jetzt schon Alles gründlich bedacht hatte und nur mit Ungeduld auf die Frage wartete. Man weiß, in diesem Alter fürchten die Mädchen sich vor nichts! Desiderio's Widerstand besiegen, darauf kam Alles an.

„Höre, lieber Desiderio, ich will Dich um ein ehrliches Wort bitten; es soll nicht der Schatten eines Mißverständnisses zwischen uns bleiben. Willst Du?"

So begann Coppa, und Desiderio entgegnete mit schwacher Stimme: „Sprich nur. Ich höre."

„Du weißt, wie es mit mir steht. Ich aber glaube in Deinen Zügen zu lesen, daß der Gedanke an diese Heirath, so ehrenhaft und gesetzlich sie vor der Welt und der Gesellschaft erscheinen würde, Dir doch einige Bedenken verursacht. Dies arme, schöne, liebe Geschöpf hat ein Recht auf einen ganz anderen Gatten — so hast Du bei Dir gedacht, und so habe ich bei mir gedacht. Allein sage mir: Hängt das Glück zweier Vermählten einzig von ihren Jahren ab? Oder scheitert nicht vielmehr das Glück so vieler Ehen gerade an der Jugend und Unreife des Mannes?"

„Das ist richtig," antwortete Desiderio; „ich sah schon manches junge Paar, das voll Jubel und Uebermuth die gemeinsame Fahrt begann, nach einem einzigen Jahre in Uneinigkeit und Thränen; seltener ist der Fall, wenn der Ehemann . . ."

Der Satz wollte keinen rechten Schluß finden.

„Wenn der Ehemann siebzig Jahre alt ist," ergänzte Coppa.

„Das wollte ich eigentlich nicht sagen. Ich weiß, daß man mit siebzig Jahren so jung sein kann wie mit vierzig. Der Tod klopft an alle Thüren ohne Unterschied; ich weiß auch das — und ich weiß noch etwas Anderes . . ." fuhr Desiderio in einem kecken Tone fort, der bei ihm ungewöhnlich war.

„Was weißt Du noch?"

„Ich weiß, daß gegen ein Gefühl nicht zu streiten ist, daß man die Liebe in jedem Alter hinnehmen muß. Und wenn man durch sie in Wahrheit zum Glücke gelangen kann, ist es vielleicht die größere Thorheit, ihr allzusehr zu widerstreben. Vielleicht . . ."

Coppa drückte stumm die Hand des Freundes.

„Vielleicht," wiederholte Desiderio. Doch Coppa ließ ihm keine Zeit zu einer Einschränkung, sondern versicherte lebhaft, das sei eine wahrhaft vernünftige Meinung.

„Oder meinst Du nicht," fügte er hinzu, „daß ich noch im Stande wäre, eine Frau glücklich zu machen und vielleicht auch mich selber?"

„Das wäre freilich die höchste Zeit," meinte der Freund wehmüthig.

„Ja, es wäre die höchste Zeit; denn bei Lichte besehen, kenne ich das Glück noch gar nicht. Ich denke es mir zusammengesetzt aus Frieden, aus Liebe, aus . . . ich weiß nicht recht was . . . . vielleicht aus Arbeit . . ."

„Auch aus Entsagung," sagte Desiderio ernst, und er hätte gern hinzugefügt: „Und dieses Glück, mein armer Freund, wird Dir niemals gefallen; Du wirst es dicht vor Deinen Augen vorüberschweben sehen und wirst es nicht erkennen."

Nachdem Coppa solcher Art Desiderio's innerste Meinung ans Licht gebracht hatte, fühlte er den dringenden Wunsch, sogleich über Bambina's Empfindungen ins Klare zu kommen. Allein er konnte es nicht übers Herz bringen, das arme Kind durch eine derb zufahrende Anfrage vielleicht in Verlegenheit, vielleicht in schlimmere Beängstigungen zu bringen. Er selbst fühlte sich stark genug, auch ein Nein von ihr zu ertragen, ja mit ihr über sich selbst zu lachen — aber einem geliebten Wesen Pein zu verursachen, war ihm unmöglich. Alles wohl erwogen, schien es demnach das Beste, dem Freunde dies schwierige Amt zu übertragen.

„Höre, lieber Desiderio, sprich Du mit ihr; prüfe Du zuerst ihr Herz; vielleicht denkt sie schon darüber nach und wartet nur auf uns; geh' sogleich, ich bleibe hier . . .“

Desiderio ging darauf ein; doch Coppa blieb nicht im Zimmer, sondern begab sich sogleich in die Küche und hielt das Auge ans Schlüsselloch zu Bambina's Kammer. Gewissensbedenken hatte er nicht; wußte er doch, daß in großen Dingen mit gewöhnlichen Mitteln nichts erreicht wird. Nicht umsonst hatte er als Zauberer gelernt, keinen Vortheil unbenutzt zu lassen.

Desiderio war eben hineingetreten, stand in der Mitte des Gemachs und maß Bambina, die der spähende Coppa nicht sehen konnte, mit liebevollen Blicken; noch sprach er nicht, sondern lächelte nur, indem er im Stillen nach den passendsten Worten suchte.

Endlich sagte er ganz leise, wie um eine schlummernde Seele nicht aufzuwecken: „Bambina! — Komm her, gib mir einen Kuß! — Komm her und beichte mir, was nicht allzulange in Deinem Herzen verborgen bleiben kann, ohne Dir Schmerz zu bereiten.“

Bambina kam ihm näher, ohne zu antworten; und Desiderio fuhr fort: „Komm hier an das Herz Deines Vaters . . . des Einen Vaters, der Dir bleibt . . . Daß ich das bin, mußt Du jetzt begriffen haben . . Doch fürchte nicht, daß Du darum ärmer wirst an Liebe; ich weiß, wie man so ein goldenes Herzchen lieben muß . . . und ich thue es gern, ich bin so glücklich darin, . . . es ist ein rechter Egoismus, so frohen Muthes zu sein, indessen er leidet, er nicht glücklich ist, weil . . . er Dich in einer andern Weise liebt . . . Doch wenn Du willst — wird er glücklich sein.“

„Wie?“ fragte Bambina, die das erglühende Gesichtchen an die Brust des Alten gelegt hatte, und senkte den Blick hastig zur Erde.

„Du hast schon verstanden: wenn Du kannst . . . wenn nichts Dich zurückhält, weder ein Gelöbniß noch ein Gefühl . . . und wenn . . . wenn er Dir nicht zu alt scheint.“

Er hielt inne.

Bambina dachte ein wenig nach, immer den Blick auf den Fußboden heftend. „Ich möchte gern immer so weiter leben,“ sagte sie langsam; „es gefällt mir so gut bei Euch, ich möchte Niemanden lieben als Euch . . . aber . . .“

Ein langes Schweigen.

„Aber —?“ drängte Desiderio.

„Aber er muß binnen Kurzem ankommen; vielleicht heute schon; vielleicht ist er jetzt schon da . . .“

„Wer?“

„Nun, Piero . . . Piero Corruccini . . . der junge Mann, der mit uns die Seereise machte von Buenos Ayres bis Gibraltar . . . er hat mir seine Liebe gestanden und will mich heirathen, wenn ich nichts dagegen habe.“

„Und Du?“

„Ich habe ihm nichts gesagt . . .“

Wieder ein langes Schweigen.

„Und woher weißt Du, daß er heute nach Mailand kommen wird?“

„Er sagte es mir an Bord des Dampfers und schrieb es mir auch auf einen Zettel, den er mir beim Abschied in die Hand drückte.“

„Und während all' dieser Zeit hast Du seiner gedacht?“

Sie antwortete zögernd, doch aufrichtig: „Ja, ich habe immer an ihn gedacht; und eben habe ich das Mädchen hingeschickt, einen Brief in den Kasten zu werfen, postlagernd . . . nur Straße und Hausnummer habe ich aufgeschrieben . . . vielleicht wird er kommen.“

„Ganz gewiß wird er kommen!“ sagte Desiderio, ihre weiße Stirne küssend.

„Vielleicht hat er gar nicht mehr an mich gedacht,“ flüsterte sie, „und wird auch wohl nicht kommen . . .“

„Er wird kommen,“ versicherte Desiderio noch einmal.

„Da ist Togna!“ rief Bambina, die ein Geräusch in der Küche hörte, und lief hinaus. Sie sah aber, daß sie sich geirrt hatte, denn das Mädchen war noch nicht da.

Desiderio, der mit gesenktem Haupte in das Zimmer zurückkehrte, wunderte sich nicht wenig, Coppa in bester Laune zu finden.

„Du bringst nichts Tröstliches,“ rief dieser ihm entgegen; „ich lese meine Niederlage in Deinen Augen — leugne es, wenn Du kannst; spare Du immerhin Deine Trostgründe, ich habe meine Philosophie, mich zu trösten. Die ist zwar ganz unbrauchbar, wenn es gilt, mich von einem Narrenstreich zurückzuhalten; wenn er aber begangen ist, paßt sie mir wie ein Handschuh. Oder glaubst Du, daß ich ohne sie das siebzigste Lebensjahr erreicht hätte, immer eine Dummheit an die andere reihend und nie aus Versehen einmal das Ziel des Glückes erreichend?“

Desiderio blickte ihn mitleidig an; er hatte die Hände gefaltet, um mehr Kraft für seine schwere Eröffnung zu haben. „Bambina ist Dir gut, sie sagt, daß, wenn . . .“ begann er stotternd.

„Sie sagt, daß ich mit Herrn Piero sprechen soll,“ unterbrach ihn Coppa. „Ich war in der Küche und habe Alles mit angehört.“

Desiderio löste die Hände von einander und ließ beide Arme schlaff herabhängen.

„Herr Piero wird morgen oder übermorgen kommen,“ fuhr Coppa gelassen fort, „ich aber reise heut Abend ab. Für meinen Nebenbuhler selbst den Freiwerber zu machen, so weit langt meine Philosophie doch nicht. Das mußt Du besorgen, lieber Desiderio. Empfange ihn gut, den Herrn Piero, erkundige Dich,

welche Lebensstellung er unserm Kinde geben kann, und theile ihm mit, daß Bambina fünfzigtausend Francs als Mitgift bekommt . . . mit der Bedingung, daß der Papa in ihrem Hause seine Tage beschließe. Und der Papa, versteh' mich recht, bist Du; frage meinen Notar nach den nöthigen Formalitäten und adoptire Bambina. Ist Dir's recht so?"

Nein, es war ihm nicht recht; das stand deutlich in Desiderio's Gesicht zu lesen; es wäre zu schön gewesen, zu schön nämlich für den einen Desiderio. Und was sollte aus dem andern werden?

Coppa begriff vollkommen, was das Schweigen des alten Freundes bedeutete. „Dir scheint da Etwas nicht in Ordnung zu sein, nicht wahr? Laß hören, und wir wollen sehen, ob wir es ändern können."

Desiderio antwortete nach kurzem Besinnen mit einer Frage: „Heut' Abend also willst Du abreisen? Und wohin? Und wann kommst Du wieder?"

Coppa lächelte und versicherte, diesmal werde er nicht heimlich davonlaufen, wie vor sechzig Jahren aus dem Waisenhause; ein Rest von kindischem Gefühl sei ihm aber mit siebzig Jahren insofern noch geblieben, als er zur Zeit Bambina's Blick nicht aushalten könne, und darum müsse er verreisen. Er werde aber rechtzeitig wiederkommen, um die Contracte zu schließen und die Mitgift zu bezahlen.

Desiderio begriff Alles, nur das Eine nicht: warum es durchaus nothwendig sein sollte, daß der Eine von ihnen Beiden die Mitgift zahlen und der Andere seinen Namen hergeben sollte, während es doch ebenso ehrenvoll wie schön und philosophisch scheine, daß Coppa allein dieses Beides zugleich thue.

„Laß gut sein," sagte Coppa, „Du magst vielleicht recht haben; für jetzt ist die Hauptsache, daß ich reise."

Die Vorbereitungen zur Abfahrt waren schnell beendigt; zwei Handkoffer wurden gepackt, das war Alles. Schwieriger für Coppa war es schon, dem Desiderio alle Verhaltungsmaßregeln für die Zeit seiner Abwesenheit aufzuschreiben; und die allermeiste Zeit nahm das Rasiren in Anspruch. Diese Operation pflegte Coppa mit eigener Hand jeden Sonnabend auszuführen; diesmal mußte es nun schon an einem Freitag geschehen. „Das Mindeste, was Dir passiren kann," redete er sich selbst im Spiegel an, „ist, daß Du Dir eine Schmarre durchs Gesicht ziehst und Dein Gesicht auf acht Tage entstellst. Also Vorsicht!"

Aber aller Vorsicht ungeachtet geschah es, daß Bambina, die plötzlich hereintrat, voller Schrecken die rasirte Hälfte seines Gesichts mit Blut bespritzt erblickte, während die andere Hälfte noch alle Stoppeln der Woche trug.

„Herr Gott, was ist geschehen, Papa? — Hast Du Dir wehe gethan?" riefen Bambina und Desiderio in einem Athem.

Coppa drehte sich lachend um: „Nicht im Geringsten."

Und indem er sich ganz vergnügt das Gesicht im Barbierbecken abwusch, dachte er bei sich, daß sein Rasirmesser klüger gewesen sei als er selber: Denn jetzt vermochte er laut zu lachen in Gegenwart Bambina's, die ihn „Papa" genannt hatte wie immer und jetzt in den Winkeln des Zimmers nach einem Spinnengewebe suchte, um das Blut zu stillen. Sobald das Blut nicht mehr

floß, brachte er gelassen seine Arbeit zu Ende; und als er fertig war, hatte sich auch sein Entschluß geändert. „Ich werde nicht mehr verreisen," sagte er zu Desiderio.

„Wolltest Du verreisen?" fragte Bambina überrascht und neugierig.

„Ich wollte einige Geschäfte besorgen, es hätte nur wenige Tage gedauert; aber jetzt scheint mir vielmehr, für andere Geschäfte wird sich immer Zeit finden: das Dringendste ist, für das Glück eines geliebten Kindes zu sorgen, das darf man nicht aufschieben. Deshalb bleibe ich."

„Das ist ein Wort zur rechten Zeit!" rief Desiderio; „das gefällt mir! Das ist wahre Philosophie!"

„Was heißt Philosophie?" fragte Bambina.

„Ungefähr dies," versetzte Coppa: „sich mit dem Rasirmesser das Gesicht zerschneiden und dann zu Hause bleiben, nachdem man fest beschlossen hatte, zu verreisen. Das ist Philosophie."

VII.

Unter vier Augen gab Coppa seinem alten Freunde die ausführlichsten Aufklärungen über die Unbeständigkeit seiner Entschlüsse. Aber er wollte nun einmal durchaus dem Kinde zur Seite stehen, wenn Piero Corruccini käme, es in Besitz zu nehmen; er wollte den Ehecontract aufsetzen; er wollte nach Buenos Ayres schreiben, in der Hoffnung, durch Domenico Lauri, den alten „Großvater" Bambina's, Einiges über ihre Eltern zu erfahren und seine Einwilligung zur Adoption zu erlangen. Desiderio begriff das Alles mit Leichtigkeit, und seine ganze Antwort war, den Freund herzlich an seine Brust zu drücken.

Am folgenden Morgen erschien Coppa etwas aufgeregt, wenigstens bis zur Mittagsstunde. Er hatte, wie er Desiderio sagte, es für möglich gehalten, daß von Herrn Piero heute früh ein Antwortschreiben käme, in welchem er seinen Besuch für den Nachmittag ankündigte; da die Post am Morgen schlechterdings nichts gebracht hatte, konnte er seine Berechnung dahin abändern: „Corruccini hat nicht geschrieben, und wird auch nicht schreiben. Er wird in Person erscheinen, gegen ein Uhr."

Allein der Herr Piero war zur Essenszeit immer noch nicht gekommen. Coppa verrieth kein allzugroßes Bedauern oder Mitleid, sondern wortete mit Gewissensruhe bis um neun Uhr Abends, indem er allein die Kosten der Unterhaltung trug und zahlreiche Abenteuer aus seinem Leben zum Besten gab, jedoch mit weiser Auswahl, um sich vor den Augen seiner Zuhörer nicht allzu sehr bloßzustellen; und zuletzt, als Bambina ihr Schlafzimmer aufsuchte, flüsterte er ihr ins Ohr: „Morgen wird er kommen."

Allein auch am nächsten und den folgenden Tagen ließ sich Herr Piero nicht sehen. Die beiden Freunde fanden übereinstimmend, das sei eine sonderbare Geschichte, da doch sonst die Handlungsreisenden bei jeder Bestellung die Pünktlichkeit selber sind. „Aber die jungen Leute von heutzutage," bemerkte Coppa, „taugen alle nichts; ich wette darauf, daß Herr Piero unsere Bambina um einer Andalusierin willen sitzen läßt; und die Andalusierin wird nachher einer Pariserin weichen."

Sie beobachteten nun Bambina in der Stille und fanden bald heraus, daß sie weniger lache als sonst, und daß sie zu viel singe, um ihren Schmerz zu betäuben. Endlich merkte sie aber, was die beiden Alten sich für Sorge um sie machten, und beeilte sich, sie mit wenigen Worten zu beruhigen. „Wenn er noch kommt, gut; wenn er nicht kommt . . .“

„Wenn er nicht kommt —?“ forschte Desiderio.

„Wenn er nicht kommt, noch besser.“

Coppa sprach kein Wort, fühlte aber in seinem Innern Etwas hämmern, vielleicht einen Wunsch oder eine Hoffnung.

Lange noch warteten die beiden Freunde auf Corruccini, als Bambina schon gar nicht mehr an ihn zu denken schien.

Endlich begab sich Coppa auf die Post, um dem Briefe nachzuspüren, in welchem Bambina dem Erwarteten ihre Adresse mitgetheilt hatte. Der Beamte fragte ihn, ob er der Adressat Corruccini selbst sei, und Coppa gestand, der sei er nicht, wohl aber der Absender des Briefes, und er wollte wissen, wie lange derselbe noch auf der Post lagern werde.

Der Postbeamte hatte die Freundlichkeit, an den Fingern nachzuzählen und zu berechnen, daß gerade heute die Lagerfrist abgelaufen sei. Da Coppa erkannte, daß er es mit einem menschenfreundlichen Beamten zu thun hatte (denn auch das kommt vor), bat er, den Brief noch einige Tage im Fache liegen zu lassen.

„So lange ich hier am Schalter bin, kann ich es versprechen; wenn aber ein anderer Secretär kommt, wird er nach dem Reglement verfahren. Ich kann Ihnen jedoch den Brief aushändigen, und Sie können ihn zum zweiten Mal, versteht sich, mit einer neuen Freimarke, in den Kasten werfen; dann bleibt er wieder vierzehn Tage im Fache liegen.“

„Ich werde den Brief vor Ihren Augen hier in den Einwurf stecken,“ sagte Coppa, und der Beamte händigte ihm den Brief aus.

„Danke bestens,“ sagte Coppa; „ich bitte Sie, sich zu überzeugen, daß ich ihn jetzt hineinwerfe . . .“

„Aber ich bitte!“ versetzte Jener, doch Coppa wiederholte, indem er die neue Freimarke aufklebte: „Nein, thun Sie mir den Gefallen, herzusehen.“

Der Beamte warf einen flüchtigen Blick hinüber, um den guten Alten zufriedenzustellen. „Jetzt ist er drin,“ sagte dieser mit einem freundlichen Gruße.

Aber nein, er war vielmehr nicht drin! Im Augenblick des Einwerfens war ihm die Versuchung aufgestiegen, ihn zurückzuhalten; und erst als er in der nächsten Straße war, betrachtete er den Brief lange und aufmerksam, und suchte sich darüber klar zu werden, warum er eigentlich dies Taschenspielerstückchen vollbracht hatte. Ja warum? Doch nicht etwa um der stolzen Genugthuung willen, einen vertrauensvollen und zerstreuten Postbeamten getäuscht zu haben? Warum also?

Vielleicht — vielleicht, weil Bambina gesagt hatte: „Wenn er nicht kommt, noch besser.“

„Jetzt also ist der Brief, der Piero Corruccini unsere Adresse anzeigt, in meinen Händen, und ich kann ihn vernichten nach Belieben; dann mag Piero kommen und wird nichts vorfinden; dann wird er einen Brief an mich aufgeben, postlagernd, wie ich ihm gesagt hatte: doch ich gehe niemals auf die Post, weil

alle Briefe mir ins Haus gebracht werden. Piero Corruccini wird endlich die Geduld verlieren, wird ihr entsagen, wenn er nicht schon entsagt hat, und wird andere Plätze bereisen." Coppa wiederholte sich mehrmals diese und andere Worte, während er mit kräftigen Schritten auf die Säulenhalle des Domplatzes zuschritt; dort angekommen, stand er einen Augenblick still; dann kehrte er langsam zur Post zurück und warf den Brief in den Kasten.

Während er nach Hause ging, sprach er zu seinem Troste immerfort die Worte vor sich hin: „Wenn er nicht kommt, noch besser!"

VIII.

Es wurde kein Wort mehr von Piero im Hause gesprochen, den Gedanken an ihn aber vermochte Coppa nicht los zu werden. Dagegen schien Bambina sich gar nicht mehr darum zu kümmern, sang und lachte vielmehr so lustig, wie nur je, war aufmerksamer beim Musikunterricht Papa Desiderio's und redete davon, sich am Conservatorium zur Opernsängerin auszubilden. Coppa jedoch sprach jedesmal eifrig gegen diesen Plan und meinte, sie sei nicht für die Bühne, sondern für eine ganz andere Laufbahn geschaffen.

„Welche Laufbahn?" fragte Bambina. Das aber sagte ihr Coppa nicht. Doch immer dachte er an die Worte: „Wenn er nicht kommt, noch besser."

Auch Desiderio dachte an diese Dinge. „Worauf sollen wir warten?" sprach er heimlich zu sich selber. „Wenn diese Thorheit einmal begangen werden muß, so möge sie wenigstens gleich begangen werden. Was für eine Dummheit er auch machen will, wenn er sie nur bald macht; mir scheint, er hat nicht mehr allzuviel Zeit zu verlieren. Es kann sein, daß er noch Großes im Leben zu leisten vermag, doch wenn ich nach mir urtheile . . ."

Still! Nicht lachen über die Thorheit eines alten Freundes, wenn diese Thorheit für ihn einen großen Schmerz bedeutet!

Eines Tages war er es, der zu Coppa sagte: „Piero Corruccini hat Bambina vergessen. Bambina ist auf dem besten Wege, ihn auch zu vergessen; der Augenblick ist günstig; wenn Du glaubst, das gute Kind und Dein eigenes Alter glücklich machen zu können, bring' es schnell zu Ende, heirathe sie."

Coppa erröthete wie ein Knabe; gleich darauf senkte er traurig die Stirn und sagte, er wolle es sich überlegen.

Während er überlegte, kam Piero an.

Er kam eines Morgens früh, in aller Stille an, als wenn er Furcht habe, sich sehen zu lassen; er schickte durch die Portiersfrau seine Visitenkarte hinauf und ließ fragen, ob er zu dieser Stunde eintreten dürfe.

Coppa eilte in Desiderio's Schlafzimmer, um mit ihm zu berathen, kehrte aber ohne dessen Antwort abzuwarten wieder um und sagte der Frau, der Fremde könne kommen.

Der alte Desiderio sprach kein Wort; er suchte in Coppa's Mienen zu lesen, während er sich fertig ankleidete.

„Schläft Bambina noch?" fragte Coppa. Diese antwortete selbst, an die Thüre klopfend: „Da ist ein Herr, der Dich sprechen will . . ."

„Komm herein, Bambina."

Das Mädchen begrüßte die beiden Alten mit demselben lachenden Gesicht wie alle Morgen.

„Hast Du den Herrn gesehen?" fragte Coppa, sie scharf anblickend.

„Nur so halb," entgegnete sie, ohne seinen Blicken auszuweichen.

Sie schien ganz aufrichtig, ganz unbefangen — vielleicht hatte sie den Piero ihrer Träume nicht wieder erkannt.

Das war schon ein Trost für den Alten; Desiderio kam ihm zu Hülfe mit einer anderen Frage: „Wie sieht der Herr aus? Alt oder jung?"

„Jung . . ."

„Hübsch?"

„O nein! Er schien mir ein ganz geschwollenes Gesicht zu haben . . . er hielt den Kopf gesenkt . . . aber warum fragst Du das?"

Coppa hob ohne zu antworten den Kopf so hoch als möglich und schritt seinem Nebenbuhler entgegen.

Bambina hatte Recht; dieser Herr war kaum wieder zu erkennen, doch er war es wirklich. Piero Corruccini hatte kaum gewagt, die Schwelle zu überschreiten, so groß war seine Entmuthigung; er hielt den Kopf gesenkt; das geschwollene Gesicht, in welchem die Augen kaum noch zu sehen waren, schien um Mitleid zu flehen. Coppa gewährte es ihm reichlich. Er trat mit einer Zärtlichkeit, deren Grund er sich selbst nicht klar machte, auf den Aermsten zu und fragte: „Was ist mit Ihnen geschehen?"

„Ich habe die Pocken gehabt. Vor vier Wochen in Nizza, als ich mich schon auf Mailand freute, wo ich erwartet zu sein hoffte, ergriff mich die Krankheit und brachte mich in diesen Zustand, wie Sie mich sehen. Das Fräulein hat mich nicht wiedererkannt, so sehr bin ich entstellt; und sie selbst ist so schön wie immer."

Coppa fühlte aus dem zitternden Ton seiner Stimme den ganzen Kummer des Unglücklichen und war von der ehrlichsten Theilnahme beseelt. Schnell versuchte er ein Wort des Trostes: „Aber jetzt sind Sie geheilt, nicht wahr? Also lassen Sie den Muth nicht sinken!"

„Das hat mir auch der Arzt gerathen. Er wollte mich noch nicht von Nizza abreisen lassen, doch mich drängte es übermächtig nach Mailand, da ich auf einen Brief, den ich von dort schrieb, keine Antwort erhalten hatte."

„Sie haben an Bambina geschrieben?"

„Nein, aber an Sie habe ich geschrieben, postlagernd, wie Sie mir gesagt hatten; haben Sie den Brief nicht bekommen?"

„Ich habe nichts bekommen."

„Sehen Sie, das ist ein Wink des Schicksals. Ich hatte dem Fräulein gesagt, daß ich zum Ersten dieses Monats hier sein würde, und sie hatte mir versprochen, mir in zwei Worten durch ein postlagerndes Schreiben Ihre Adresse anzugeben. Ich laufe zur Post — und finde nichts. Da sagte ich mir: sie weiß, daß ich entstellt und garstig bin und will mich nicht mehr . . . Sie hat Recht, das arme Fräulein; ich bin so häßlich geworden, und sie ist so schön geblieben!"

Coppa fühlte in seiner eigenen Brust ein sonderbares Schwanken zwischen

dem Mitleid mit dem geschwollenen Gesicht des Aermsten und der stillen Freude an seinen eigenen, glatten, schön rasirten Wangen, und er fand kein Wort der Erwiderung.

Jener fuhr fort: „In dem Briefe aus Nizza bat ich Sie, dem Fräulein mitzutheilen, daß ich nicht mehr den Muth hätte, an jenen schönen Traum zu denken . . . und daß ich deshalb . . ."

„Und daß Sie deshalb . .?" drängte Coppa den Zaudernden, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Daß ich deshalb . . . ihr entsagte."

Als er das trostlose Wort endlich herausbrachte, schluchzte er wie ein Knabe.

„Fassen Sie Muth," sagte Coppa, „weinen Sie jetzt nicht."

„Nein, ich weine nicht; ich fühle mich stark; ich hatte auch gar nicht die Absicht, hierher zu Ihnen zu kommen, aber . . . aber ich konnte nicht anders."

Der Alte hatte neue Trostesworte auf den Lippen, zögerte aber, sie auszusprechen, weil sie ihm in Wahrheit ein wenig unehrlich vorkamen. Er schwieg: doch dies Schweigen schien ihm bald eine Grausamkeit.

„Hören Sie, Herr Corruccini, sagen Sie mir, was Sie thun wollen . . . was ich für Sie thun soll . . . denn, wenn ich kann, glauben Sie mir . . ."

„Mir scheint, für mich gibt es hier nichts mehr zu thun . . . sagen Sie nichts . . . das heißt, sagen Sie dem Fräulein, wie ich aussehe . . . und Sie werden Alles gesagt haben. Ich gehe wieder in die Welt hinaus . . . das ist nichts Neues für mich . . ."

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte Coppa nach einigem Schwanken; „doch weiß ich noch nicht, ob er gut oder schlecht, Sie müssen entscheiden: ich überlege, ob es nicht besser sei, daß Sie sich meinem Kinde zeigen . . ."

Piero schüttelte energisch abweisend den Kopf.

„Nein? Das scheint Ihnen nicht?" fuhr der Alte mit liebreichem Tone fort. „Gut, so warten Sie, bis die Anschwellung geschwunden ist, denn sie muß ja schwinden. Dann werden Sie gewiß beinahe Ihr früheres Aussehen wieder gewinnen . . . lassen Sie nur den Muth nicht sinken; Mädchen wie meine Bambina verlieben sich nicht bloß in ein glattes Gesicht. Oder soll das Herz, die edle Gesinnung . . . und alles Uebrige für sie gar nichts bedeuten?"

Piero Corruccini machte ein mißtrauisches Gesicht; nach seinem Dafürhalten bedeutete „alles Uebrige" sehr wenig.

„Mir ist es lieber, Sie theilen ihr mein Unglück mit . . . wenn sie mich etwa dennoch sehen will in meinem Zustande, . . . bitte, schreiben Sie mir . . . ich wohne Via Solferino 41, drei Treppen. Doch ich weiß es sicher, ich werde dies Haus nicht wieder betreten."

Coppa wollte ihm nicht widersprechen; er begleitete seinen unglücklichen Gast bis an die Thür und drückte ihm zum Abschied die Hand mit wahrer Zärtlichkeit. Dann begab er sich ins Eßzimmer zu Desiderio und Bambina.

IX.

„Armer Junge!" rief Coppa eintretend.

„Wer?" fragte Bambina.

Statt zu antworten unterwarf der Alte sich selbst einer stillen Prüfung. Nein, diesmal war keine Spur von Unwahrheit in seinen Worten; diesmal war sein Mitleid völlig echt. Und er wiederholte mit einem kräftigeren Ton seinen Ausruf: „Armer Junge!"

„Wer?"

„Nun, von wem kann ich reden als von ihm? Hast Du ihn denn nicht in der Thür gesehen, als er hereinkam?"

„Wen?"

„Piero Corruccini."

„War er es?"

„Hast Du ihn nicht wieder erkannt? Ja, er war es. Ich selbst, ich gestehe es, erwartete, mit seiner Visitenkarte in der Hand, daß er mir sage, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen. Wahrhaftig. Er hat die Blattern gehabt, vor vier Wochen in Nizza; die haben ihn so verunstaltet. Jetzt ist er vollkommen geheilt; aber die Spuren der Krankheit wird er Zeit seines Lebens behalten. Armer Junge!"

„Er war es und hat mich nicht angesehen!" murmelte Bambina.

„Sprich nicht so von dem Aermsten! Vielmehr wollte er sich von Dir nicht ansehen lassen, um Dir nicht einen Schauder zu erregen."

Indessen Bambina noch einmal wie gedankenlos wiederholte: „Er war es —" und Desiderio in Schweigen verharrte, fuhr Coppa fort: „Was wollen Sie thun? habe ich ihn gefragt. In die weite Welt gehen will ich, antwortete er, um meine Ungestalt zu verbergen."

„Ist er wirklich so häßlich?" fragte Desiderio leise.

„Je nun . . . schön ist er nicht; doch sicherlich wird die Zeit sein Gesicht wieder ausbessern, wenigstens so weit, daß er nicht mehr Widerwillen erregt . . . Ja, er ist wirklich garstig," wiederholte er zu Bambina gewendet mitleidsvoll, „geschwollen und geröthet. Ich habe ihn getröstet, so gut ich konnte . . . aber die Wahrheit bleibt doch, daß er nicht schön aussieht . . . so ist's."

Bambina hielt die thränengefüllten Augen noch mit schweigender Frage auf ihn geheftet; Coppa fand kein Wort mehr, das ihn selbst befriedigt hätte; er kam sich selbst schon wieder als ein grausamer Lügner vor. Er schritt noch ein paar Mal auf und ab und ging dann schweigend aus dem Zimmer.

Bambina warf sich schluchzend in Desiderio's Arme. „Also hast Du ihn wirklich geliebt?"

Das Mädchen antwortete nicht gleich; sie weinte noch ein Weilchen fort, dann trocknete sie schnell die Augen. „Ich glaube nicht, daß ich ihn so sehr geliebt habe; wenn er gar nicht gekommen wäre, hätte ich nicht geweint; und jetzt weiß ich auch nicht, warum ich eigentlich weine — aber ich glaube, ich könnte ihm all' meine Liebe schenken, um ihn zu trösten."

Desiderio wischte ihr mit dem Taschentuche die letzten Thränen ab und küßte sie auf die Stirn. „Du hast ein gutes Herz! Aber was willst Du jetzt thun?"

„Nicht wahr, ihn jetzt so wegjagen wie einen Hund, weil er häßlich geworden ist, das wäre doch eine schreckliche Grausamkeit? Was kann er dafür, daß die

Pocken sein Gesicht entstellt haben? Können sie das meinige nicht morgen schon ebenso entstellen? . . . Was meinst Du, wenn ich an ihn schriebe?"

„Ja, schaden würde es nicht, wenn meine Bambina dem Unglücklichen schriebe."

„Sicherlich erwartet er ein freundliches Wort."

„Und was würdest Du ihm schreiben?"

„Ich würde ihm zu verstehen geben, daß ich nicht so eine Närrin bin . . . und daß sein Unglück mir leid thut . . . weiter nichts."

Desiderio überlegte, und da er nichts Bedenkliches darin fand, so gab er endlich seine Zustimmung. „Schreibe Du nur," sagte er; „wir zeigen den Brief dann Papa Coppa, der auch seine Einwilligung geben soll."

Und Bambina schrieb in aller Gemächlichkeit einige Zeilen, wie sie ihr gerade in den Sinn kamen, und legte sie dann Papa Coppa vor, damit er die orthographischen Fehler herauscorrigirte.

Diesem kam der Gedanke allerdings unerwartet, daß Bambina an Piero schreiben sollte; allein er bewahrte seine Fassung musterhaft und erklärte, durchaus der Wahrheit gemäß, er habe dem armen Menschen gleich gerathen, sich seiner Geliebten vorzustellen.

„Sich verstecken oder ausreißen, habe ich zu ihm gesagt, hat noch nie zu einem Ziele geführt; man muß den Dingen immer muthig auf den Grund gehen . . ."

Der Brief wurde abgeschickt; der Liebhaber jedoch zog es auch jetzt noch vor, sich nicht sehen zu lassen, sondern nur ein Antwortschreiben zu senden.

„Herzlichen Dank, theures Fräulein," so lautete es, „Sie sind so gütig! Wie gern würde ich zu Ihnen eilen! Doch ich schäme mich meiner Verunstaltung. Der Arzt versichert, wenn ich mein Gesicht sorgfältig verbunden halte, werde ich in einigen Wochen weniger häßlich sein. Und ich will durchaus weniger häßlich sein, ehe ich mich Ihnen vorstelle."

Als dieser Brief dem alten Coppa vorgelegt wurde, konnte er sich einer leisen Befürchtung nicht erwehren; indem er Bambina heimlich beobachtete, überkam ihn die Ahnung, daß in ihr eine Liebe aus Mitleid im Entstehen sei, und Desiderio bestätigte ihm diese Vermuthung.

Geliebt und geheirathet zu werden aus Mitleid! Eine wunderliche Vorstellung. Gewiß, das war schon dagewesen, und Piero würde sich auch wohl daran genügen lassen — aber er, Coppa, nein! Niemals!

„Ich gehe zu Herrn Piero," erklärte er bestimmt eines Morgens, „und führe ihn her; verbunden oder nicht, er muß kämpfen, wenn er siegen will."

Und Coppa führte seinen Vorsatz aus, und es gelang ihm nach vieler Mühe, Piero Corruccini in sein Haus zu bringen. Er selbst kündigte Bambina dessen Erscheinen an. „Bambina," sagte er, „im Nebenzimmer ist Herr Piero; es hat Mühe gekostet, ihn zu überreden; er wollte nicht, weil sein Gesicht noch nicht ganz wieder hergestellt ist; aber das schadet nichts, es wird mit jedem Tage besser; sieh mich nicht so an, ich sage Dir, er ist im Nebenzimmer bei Papa Desiderio; geh' sofort zu ihm, geh', geh', geh' . . ."

Sie ging, und er nahm Platz in dem großen Schaukelstuhl und schloß die Augen.

Aber er träumte nicht. Im Gegentheil, er hatte nun fest beschlossen, niemals mehr zu träumen; und schon begann er Geschmack zu finden an der Entsagung. „Sie ist bitter," sagte er, „aber heilsam. Schon Viele haben sich durch Entsagung von aller Trübsal befreit und sind uralt geworden. Ich werde es ebenso machen und Methusalem's Jahre erreichen."

„Ja — nein — ja — nein," schien das Knarren des Schaukelstuhles zu sagen.

„Desiderio hat Recht; ich werde sie adoptiren; sie soll den Namen Bambina Corruccini-Coppa tragen; sie soll in mir den Mann verehren, der sie am reinsten geliebt hat, ihren uneigennützigen Vater."

„Ja — nein — ja — nein."

„Was thun sie wohl jetzt?" fragte er und erwiderte sogleich: „Piero ist noch häßlich und hält die Augen niedergeschlagen, weil er sich seines Aussehens schämt; Bambina wagt die Blicke nicht zu erheben, um ihn nicht in Verlegenheit zu setzen, hat aber schon genug gesehen . . . vielleicht wäre sie lieber bei Papa Coppa geblieben . . . vielleicht . . ."

„Ja — nein — ja — nein."

„Auch das Gegentheil kann der Fall sein. Bambina und Piero haben sich mit dem ersten Blick verständigt, und jetzt lieben sie sich; in vier Wochen werden sie sich heirathen. Die Entscheidung war schon getroffen, ehe Bambina selbst es wußte, die Natur hat dafür gesorgt."

Nach diesem Ausspruch versank er tiefer in Gedanken und stützte den Kopf schwer auf die Hand . . .

Desiderio, der nach einer Weile in der Thür erschien, fragte mit gedämpfter Stimme: „Schläfst Du?"

Coppa nahm die Hand herunter und zeigte ein thränenüberströmtes Gesicht. „Nun also?" fragte er.

Desiderio antwortete nicht; Coppa sprang auf und wiederholte noch einmal: „Die Natur hat dafür gesorgt."

Er trocknete die Augen und lächelte.

X.

Die Koffer waren in einem Winkel stehen geblieben, weil weder Coppa selbst noch ein Anderer daran gedacht hatte, sie auszupacken. Heute erinnerte Coppa sich ihrer, öffnete und schloß sie wieder mit einem Seufzer. Seine Absicht war, sie an diesem Abend heimlich in die Hand zu nehmen und zum Bahnhof zu tragen. Allein Desiderio hatte etwas gemerkt, gesellte sich im rechten Augenblicke zu ihm und begleitete ihn schweigend. Bambina blieb zu Hause, um sich auszuweinen.

Unterwegs erbot sich ein Dienstmann, die Koffer zu tragen, und Coppa überließ sie ihm.

„Ich komme bald wieder," versicherte er dem schweigsamen Freunde gleichsam als Entschuldigung, „Du wirst begreifen, daß ich einer Luftveränderung bedarf; das beste Pflaster, um eine Wunde, die meine Thorheit mir schlug, verheilen zu lassen, daß man auch keine Narbe mehr sieht, war für mich allezeit eine lange Reise. Diesmal aber wird eine kurze Reise genügen. Sobald Du mir schreibst,

daß Bambina und Piero einig sind und sich heirathen wollen, komme ich und zahle die Mitgift. Bist Du einverstanden?"

Desiderio nickte, und Coppa fügte hinzu: „Ich habe schon Alles vorbereitet und besorgt, auch Bambina's Geburtsschein, der für die Adoption und den Ehevertrag erforderlich ist. Du halte Dich wacker, alter Freund, und sage Bambina, sie solle nicht mehr weinen, das kann ich nicht vertragen; sie soll immer lachen."

„Wohin gehst Du?" fragte Desiderio, als Coppa sein Billet gelöst hatte.

„Nach Turin. Ich werde von dort gleich schreiben."

Und er schritt in den Wartesaal, lächelnd, erhobenen Hauptes, geführt von seinem Gepäckträger. Desiderio folgte ihm mit den Blicken und kehrte dann nach Hause zurück, um Bambina's Thränen zu trocknen.

Das Billet gab Coppa das Recht, in einem Zuge bis Turin zu fahren; er konnte sich aber auch unterwegs aufhalten, wo er wollte. Warum sollte er nun durchaus gleich nach Turin fahren, statt etwa nur nach Vercelli, wo er noch nie gewesen war? Er schwankte lange; und als in der Nacht ausgerufen wurde, daß der Zug in Novara angekommen sei, fühlte er sich von einem neuen Zweifel bedrängt? Warum gerade nach Vercelli? Warum nicht nach Novara? Er überlegte bis zu dem Augenblick, da die Thür geschlossen werden sollte, und dann stieg er aus mit seinen Koffern.

Erst als der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, erschien ihm der Pfiff der Lokomotive wie ein langes Hohngeschrei; und während er einen Gasthof suchte, überdachte er sein Schicksal.

„Ja, ich bin ein unentschlossener Mensch geworden, weil ich alt bin und vielleicht weil ich schwach bin; meine Willenskraft erlahmt, weil ich auf dem Wege zur Gleichgültigkeit bin."

„Suchen Sie einen Gasthof?" fragte ihn Jemand.

„Ja, einen Gasthof. — Es war das letzte Mal, daß ich geträumt habe, wieder jung werden zu können. Bambina hätte mir den Frieden gebracht; während eines langen Lebensabends hätte ich ruhevoll dem Glück ins Auge gesehen. Jetzt ist es vorbei."

Doch indem er weiter darüber nachdachte, mußte er sich bekennen, daß Alles, schlechthin Alles, doch noch nicht vorbei sei; noch war zwischen Bambina und Piero nichts entschieden. Und — er wollte gegen sich selbst aufrichtig sein bis zum Aeußersten — wenn er, statt nach seiner ursprünglichen Absicht bis Turin oder weiter zu fahren, in Novara ausgestiegen war, so mußte das eine verborgene innere Ursache gehabt haben: war es vielleicht jenes räthselhafte Ahnungsvermögen, das man Instinct nennt?

In dieser Nacht schloß er kein Auge, obgleich er sich zehnmal gesagt hatte, daß er auf dem Wege zur Gleichgültigkeit sei. Als er das Licht ausgeblasen hatte und den Blick ins Dunkel richtete, bemerkte er die Umrisse eines Möbels, das er beim Eintritt nicht gesehen hatte, es sah aus wie eine riesige Menschengestalt, die einen Arm gegen sein Bett ausstreckte, um dem alten Coppa Furcht zu machen. Allein die Zeit des Gespenstergrauens war für ihn lange vorüber! Mochte das Ding da drohen, so viel es wollte, er fühlte sich so gleichgültig

dagegen, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, sich zu vergewissern, ob es wirklich ein Kleiderständer sei, wie es ihm wahrscheinlich dünkte.

Er schloß die Augen; und da zog der Kleiderständer den Arm zurück und näherte sich geräuschlos dem Bette, bis er dicht vor Coppa's Gesicht Halt machte. Es war eine höhnisch grinsende Fratze — und als er näher zusah, zeigte sie sich ganz von Narben zerrissen.

„Ein hübsches Gesichtchen bist Du ja!" rief Coppa laut; „bleib' doch noch ein bischen und laß Dich betrachten! Ja, ja, Du bist es, der Bambina's Liebe und meine Mitgift gewinnen wird!"

Das Gesicht verschwand; der Alte wollte es noch festhalten und rief ihm nach: „Bleib' noch! Bleib' noch! Nein, hübsch bist Du nicht, aber Du bist jung —"

Als die Fratze völlig verschwunden war, tauchte in Coppa's Gehirn ein neuer Zweifel auf: „Noch hat sie das bindende Wort nicht gesprochen — aber sie wird es morgen sprechen," dachte er, und dieser Gedanke bohrte sich wie ein Nagel in sein Gehirn und ließ ihn die ganze Nacht nicht einschlafen.

Manchmal nahm er sich vor, mit dem ersten Frühzuge nach Mailand zurückzukehren und Piero's Sieg schwerer, die eigene Niederlage qualvoller zu machen. Doch immer wieder nahm er den Vorsatz zurück, um Bambina's Seelenruhe nicht zu trüben. Und dann, welchen Grund der Umkehr hätte er angeben sollen?

Diese stummen Herzenskämpfe dauerten die ganze Nacht hindurch, bis endlich der erste Morgenschein ihm den Kleiderständer zeigte, der ihm treuherzig den einzigen noch nicht abgebrochenen Arm entgegenstreckte: da kam einige Ruhe über seinen Geist, und er schlief ein unter dem Strahl der aufgehenden Sonne.

Um zehn Uhr Morgens sandte er ein Telegramm an Desiderio mit der Nachricht, daß er in Novara geblieben sei und hier „ein Wort" erwarte.

Dieses Wort gelangte am folgenden Tage nach Novara. Es kam von Bambina und lautete: „Vergib mir, lieber Papa, ich glaube, daß ich ihn sehr liebe!"

Eine Stunde später reiste er nach Mailand ab. Dort angekommen setzte er den alten Freund durch seine Unbefangenheit wahrhaft in Erstaunen; „Wo ist Piero?" fragte er ihn heiter. „Wie? Um Mittag ist er noch nicht hier? Worauf wartet er denn? Zu unserer Zeit, nicht wahr, Desiderio, zu unserer Zeit wartete man die Visitenstunde nicht ab, wenn man seine Geliebte besuchen wollte: wenn man nicht angenommen wurde, ging man unter ihrem Fenster so lange spazieren, bis man ein steifes Genick hatte."

Es kam nun gleich die Adoptionsfrage aufs Tapet, und es ergab sich, daß Coppa Alles zu diesem feierlichen Akte vorbereitet hatte. Da, in letzter Stunde, änderte er plötzlich seine Entschlüsse ab, freilich nur in einem Punkte: er verzichtete darauf, Bambina's Vater zu werden.

„Unser erster Gedanke war der richtige," sagte er zu Desiderio, „Du sollst Bambina's Vater sein; ich fühle mich dieser Würde nicht gewachsen."

Und er hatte bei diesen Worten die Miene eines Mannes, der eine edelmüthige Entsagung übt. Der alte Freund warf sich in seine Arme und weinte vor übergroßer Glückseligkeit.

Vor sich selbst aber vermochte Coppa das geheime Gefühl nicht zu verbergen, das ihn abgehalten hatte, die Braut Piero Corruccini's zu seiner Tochter zu machen: er hatte es nicht über sich gewinnen können, zwischen sich und Bambina eine gesetzliche, unüberwindliche Schranke aufzurichten!

Und er bereute diese Vorsicht niemals, auch dann nicht, als Piero sein schönes junges Weib zum Altar geführt hatte. Zwar gestand er jetzt seine Gefühle nicht einmal mehr sich selber ein . . . aber . . . aber . . . ganz im Geheimen. . . . Es war ja wahrhaftig mit aller Bestimmtheit zu hoffen und zu erwarten, daß Piero lange, lange seines Glückes sich erfreuen und den alten Coppa lange, lange überleben werde . . . natürlich . . . indessen, indessen . . . ganz unmöglich war auch nicht das Gegentheil. . . . Und dann? . . .

Nein, eine Hoffnung war es nicht, ein Wunsch noch weniger. . . . Und dann? . . .

Und dann? . . .

Dann würde Coppa die Arme ausbreiten und der armen Wittwe mit allen ihren Kindern an seinem Herzen eine sichere Zufluchtstätte bereiten.

Die heilige Kümmerniß.

Eine Legende
von
Hans Hoffmann.

Gottfried Keller
zum siebzigsten Geburtstage gewidmet.

In den Zeiten, als es noch Heilige gab, wurde einem Bürger der gesegneten Stadt Bozen in Tirol, einem ehrsamen Handwerksmanne, Holzschnitzer seines Zeichens, als einziges Kind eine Tochter geboren, welche von früher Kindheit ihres Gleichen nicht hatte an wunderbarer Schönheit. Ihre strahlenden Augen waren von der Farbe des tiefen Sommerhimmels, und die weichen Locken glichen, wenn der Wind sie leise aufblies und die Sonne hindurchschien, recht deutlich einem goldenen Heiligenscheinchen. Ihr Gang war so leicht und heiter, als würde jedes ihrer Gliederchen von einer frischen Welle getragen, und wenn sie tänzelnd durch die Gassen schwebte, blickten die Leute ihr nach mit reiner Erquickung, wie man ein Frühlingswölkchen über den Himmel ziehen sieht, und ihre Mienen behielten auch inmitten der Arbeit noch lange den Ausdruck, als hätten sie eben einen goldenen Traum gehabt.

Die Kleine, welche Notburga hieß, wuchs heran in ungemischter Fröhlichkeit, wie es denn gemeiniglich ergeht, daß sehr schönen Kindern unter Jedermanns stiller Beihülfe alle Wege leicht gemacht werden. Auch mußte sie das wohl fühlen, daß alle Welt ihr freundlich gesinnt war und ihr nach Kräften Liebes that; und weil ihr Niemand mit Worten sagte, das sei allein um ihrer Schönheit willen, so wußte sie es nicht anders, als daß sie die Menschen überhaupt von Hause aus für gute und liebevolle Geschöpfe hielt, und das vergalt sie ihnen durch eine sorglos zutrauliche Heiterkeit, welche hinwiederum ohne ihr Wissen ihre Anmuth noch um ein Beträchtliches erhöhte.

Sie wuchs so leise heran, und Niemand achtete recht darauf, daß ihre Glieder im Stillen sich kräftigten und die Art ihrer Schönheit langsam verwandelt ward, indem ihre reinen Züge größer und freier sich bildeten. Ihre herrlichen

Augen nur blickten auch dann noch immer so klar und zuthulich wie in den ersten frommen Jahren.

Als nun einmal wieder Frühling geworden war und am ersten Mai die Bozener ihr schönes Blumenfest feierten, geschah etwas Neues, das ihnen wie zu einer Offenbarung wurde. Es war Sitte damals, daß an diesem Tage alle Gärten der Stadt und weit umher den jungen Mädchen zum Pflücken und Plündern offen standen, und Niemand durfte ihnen wehren, an Blumen mitzunehmen, so viel jede zu tragen vermochte, Rosen, Goldlack, Maienglocken, Nelken, Tausendschön und Reseda, und was sonst an Duft und Farbe noch dies reiche Land erzeugt, das wie eine breite lichte Schale voll Weinlaub zwischen seinen schirmenden Bergen liegt. Solchen ihren holden Raub brachten die schönen Kinder zu Markte auf den Obstplatz und verkauften öffentlich Alles für so viel Geld, als jede ihren Käufern mit List und Lachen abzugewinnen vermochte. Die Käufer sammelten sich reichlich aus der männlichen Jugend und auch wohl dem heiteren Alter der Stadt und der glücklichen Thäler weit bis hinauf nach Meran oder Brixen und hinab bis ins wälsche Gelände. Den Erlös des Tages aber brachten sie Alle ohne Abzug Abends der heiligen Jungfrau dar, welche den reichen Gewinn zu einem besonderen Zwecke bestimmt hatte, nämlich zu einem Heirathsgute für arme und zugleich häßliche Mädchen, indem sie meinte, daß der freie Ueberschuß, den die Lust der Männer an der Schönheit der Blumen und weit mehr noch ihrer Verkäuferinnen ergeben hatte, auf solche Art am allerfeinsten verwendet wäre. So kam es, daß durch dieses Fest in jedem Jahre eine erkleckliche Zahl von Hochzeiten erzielt wurde und zwar fast mehr noch häßlicher als schöner Mädchen. Und daran hatte die barmherzige Gottesmutter ihre Seelenfreude.

In diesem Jahre nun stand die holdselige Notburga zum ersten Male als eine erblühte Jungfrau unter den Blumenverkäuferinnen am Obstplatz. In ihrer sorglosen Bescheidenheit hatte sie nicht allzu viele Blumen gesammelt, denn sie ahnte nicht, wie groß der Begehr nach ihrer Waare auf dem Markte sein werde. Es erfand sich aber sogleich, daß ihre Blumen vor denen aller Anderen so emsig gekauft wurden, daß sie schon in der ersten Morgenstunde auf die Neige gingen, und jetzt erhub sich um ihre letzten Veilchen und Vergißmeinnicht ein so gewaltiger Wettstreit und fast ein Raufen, daß jede einzelne Blüthe bezahlt wurde nicht anders, als wenn sie aus lauterem Golde gewesen wäre.

Als das die armen Häßlichen bemerkten, welche auf dem Platze und von den Fenstern her mit sorgendem Fleiße umherwitterten, machten sie sich eilig hinaus in die Gärten und in die Weinberge, rupften und zupften, was sie fassen konnten, bis herab auf die Gänseblümchen und schäbigen Butterblumen, am allermeisten aber draußen von den Hecken die wilden Rosen, welche in duftiger Fülle an allen Wegen wuchsen und sonst für keinen Menschen irgend den geringsten Werth hatten: die rafften sie alle zusammen, ohne der Dornen zu achten, schleppten sie herbei auf den Obstplatz und häuften sie über den Markttisch der schönen Notburga. Aber je reicher die Waare ward, desto größer schien nur die Zahl und Lust der Käufer zu wachsen; kaum war es der munteren Jungfrau möglich, sie Alle nach Wunsch zu befriedigen.

Die armen Häßlichen rannten nun immer hitziger durch den weiten Thalboden und bis hoch an den Bergen hinauf, rissen im Eifer gleich ganze Zweige herab und Sträucher mit der Wurzel heraus, schleppten und kamen mit blutenden Händen und warfen ihre Last vor Notburga nieder. Und als ihr Tisch überfüllt war und andere Tische auch, die man eilig herangeschoben, da fielen die Rosen und Ranken nach allen Seiten in reichem Gedränge zur Erde, sich höher und höher um sie häufend wie eine wildgewachsene prächtige Hecke. Ueber den Blumenwall hinweg aber funkelten und klirrten die Goldstücke wie ein Wetterfall von goldenen Hagelkörnern.

Notburga ward zuletzt von dem Getöse und der Wirrniß dieses Festes, sowie auch durch den übermäßig starken Duft der unzähligen Blumen so sehr betäubt, daß sie zur Seite auf die Rosen sank wie auf ein Bette, nicht zwar krank, noch einer Ohnmächtigen ähnlich, sondern wie eine sänftlich Schlummernde, einem Kinde gleich, das mitten im Spiel und Plaudern in Schlummer fällt. Da machten die Jünglinge andringend aus ihrem Tische eine Bahre, legten die Schlafende mit allen Blumen und Zweigen darauf und trugen sie also köstlich gebettet in das Haus ihres Vaters.

So bewirkte die Schönheit eines einzigen jungen Weibes, daß nach diesem Feste eine ganze Schar ihrer häßlichen Mitschwestern trefflich konnte ausgestattet und für freiende Männer verlockend gemacht werden.

Als nun am anderen Morgen Notburga zum Nachdenken kam und in sich mit leisem Schauder gewahr ward, mit wie seltsamer Ehre sie ohne ihr Verdienst über alle ihre Genossinnen und über die vornehmsten Fräulein war erhöht worden, und wie das doch so vielen Anderen herrlich zu Gute kam, da ward sie ganz stillen Herzens, und eine feierliche Demuth drückte die junge Seele übermächtig darnieder.

So erschien sie plötzlich Aller Augen wunderbar in ihrer Art verwandelt: wo sie sonst treuherzig und keck wie ein zahmes Vögelchen hindurchsprang, da wandelte sie nun schüchtern und gesenkten Hauptes vorüber, als ob eine unsichtbare harte Krone allzuschwer ihre Stirn bedrücke. Und wenn sie ja einen Blick zu einem Begegnenden aufhob, so lag es darin wie ein trübes Flehen, ihr nun nicht mehr so fremder Ehren anzuthun.

Es konnte aber trotzdem nicht anders werden, als daß die Augen der Männer durch diesen neuen Liebreiz der Demuth nur noch mehr angelockt wurden, und daß die Dreisteren unter ihnen ernstlich daran gingen, mit feurigen Lobpreisungen, Schmeicheleien und auch Geschenken sie überschwänglich zu feiern und um ihre Gunst zu werben. Sie aber schritt durch alle diese schädlichen Dünste gelassen und rein hindurch, wie die Morgensonne rein über schleichende Gewölke hinwegscheint. Und wo sie Geschenke empfing, die übermachte sie alle ohne eigenes Begehren der gnadenreichen Jungfrau Maria.

Es gab aber auch in jenen Zeiten schon das seltsame Geschlecht der Gevatterinnen, Klatschbasen, Spürnasen, Unheilsdohlen oder wie man den Greuel sonst benennen mag, das blödsinnig scharfsichtige Gezücht, welches in allen Winkeln das Böse und Niedrige herauszuspüren vermag und so lange schnatternd

daran herumstöbert, bis es recht lebendig wird, aufflattert und umherstäubend weithin seinen Gestank verbreitet.

Diese Art Betteln waren es, welche zuerst an den Ehren, die man der reinen Schönheit anthat, von Herzen ein Aergerniß nahmen.

„Wie?“ raunten sie, „diese armselige Puppe, eines Holzschnitzers Kind, soll so sehr über Ihresgleichen erhoben werden, bloß weil ihr der liebe Herrgott einen schönen Leib und ein zartes Gesicht gegeben hat, dafür sie nichts kann, und das sich auch, wie man weiß, mit einem schlechten Herzen sehr gut verträgt? Ja, und wenn sie vielleicht auch jetzt noch ganz guten und schlichten Sinnes sein mag, was Niemand bestreitet, so muß sie doch in kürzester Frist mit aller Nothwendigkeit verderbt werden, theils durch die unzähligen Fallstricke, die man ihrer weiblichen Tugend legt, theils durch die unvermeidlichen Laster der Eitelkeit, Hoffart und des greulichen Spiegelguckens. Daß dies mit ihr so kommen muß, ist gar kein Zweifel.“

Nachdem sie solcher Art sich unter einander in ihrer Meinung und Voraussicht gefestigt hatten, fingen sie an, auch die schöne Gute selbst damit zu bedrängen. Wenn ihrer Zwei oder Drei sie vorübergehen sahen, so falteten sie die Hände mit jämmerlichen Beileidsmienen, wackelten kläglich mit den verschrumpelten Köpfen und stöhnten unter sich, aber doch laut genug, daß Jene es hören mußte: „Ach, du Arme! Ach du Arme!“

Es konnte nicht fehlen, daß die arglose Notburga aufmerksam ward auf dies verrückte Gebahren und sich heimlich darum zu ängstigen begann. Doch als sie sich endlich mit vieler Mühe und Scheu entschloß, zu fragen, was jene Klageweiber etwa meinten, schüttelten diese abermals geheimnißvoll und schrecklich die Köpfe, sagten durchaus nichts und ließen nur dunkel merken, es sei ein ganz schweres, jedoch leider nicht unverdientes Schicksal, das sie für die Aermste fürchteten.

Hierdurch ward sie alsbald so schwer verängstigt, daß sie sich nicht einmal mehr getraute, weiter zu forschen, sondern voll düsterer Ahnungen von dannen ging und in ihrer Kammer die Einsamkeit suchte, um zu beten und nachzusinnen. Es ward ihr aber nicht leichter in der Stille, sondern nur noch verworrener und trüber; sie vermochte ihr Herz nicht rein emporzuheben zum Gebet, sondern es schien ihr, daß eine verborgene tiefe Schuld wie ein Nebel aus ihrem Busen qualmend sich emporballe zu einer Wolke, die schwarz und schwer sich zwischen sie selbst und die selige Himmelskönigin schiebe.

So bohrte die heimliche Angst sich tiefer und tiefer; sie fühlte wie eine schwere Luft es um sich lagern, und meinte, sie müsse ersticken an dem unbekannten Schreckniß. Da that sie leise die Läden auf, um im Freien ihr Angesicht zu kühlen. Es war nun Nacht geworden und ganz leer auf der Gasse; sie vernahm das Rauschen der unterirdischen Wasser, die von den Bergen herabsprudelnd die Stadt durchspülen, gleich dumpfen murmelnden Stimmen, sie zu warnen oder zu verklagen, und die funkelnden Sterne des Nachthimmels blickten hernieder wie leidvolle Augen.

So verging ihr die Nacht in bitterer Noth, und am Morgen eilte sie hastig zu denselben Weibern und flehte herzlich, ihr endlich zu offenbaren, welches Unheil ihr drohe oder was sie Uebles möge begangen haben.

Da erweichten sich die Betteln und standen ihr endlich Rede; indem sie mit schreckbar feierlicher Richtermiene ihr zuriefen: „Laß ab, Dich Deiner Schönheit zu überheben! Es hat auch Schönere gegeben, die doch in Elend und Schande zu Grunde gingen. Wer mag überhaupt wissen, ob solche verblendende und herzbethörende Schönheit eine Gabe des Himmels sei oder nicht vielmehr des Bösen, da sie Dir doch selber nichts Besseres einbringt als hundert Versuchungen Deiner Tugend, denen Du nimmermehr lange wirst widerstehen können, Anderen aber viel sündige Begierde, Sehnsucht, Jammer, Wirrniß und Herzenspein? Oder glaubst Du, es sei unter all' jenen reichen Jünglingen, die Dich umtänzeln, auch nur Einer, der Dich als sein ehrliches Ehegemahl heimzuführen irgend gewillt sei? Du betrügst Dich selbst mit so unberathenem Ehrgeiz und wirst die Wahrheit bald mit Schrecken erkennen! Und da dies so ist, wem wird nun diese Deine übermäßige Schönheit zum Segen, daß Du Dich ihrer berühmen und in Eitelkeit und Hochmuth Dich blähen solltest? Vielmehr müßte solche Person nur erst recht fleißig an ihre Brust schlagen und sprechen: Gott, sei mir Sünderin gnädig!"

Als Notburga diese Reden vernahm, wich die dunkle Beklemmung von ihr, als wenn ein Schleier fiele, und es wuchs eine neue Kraft des Stolzes in ihr auf. Denn sie empfand genau, wie bittere Ungerechtigkeit aus den Weibern sprach, und daß geheimer Neid allein es war, der sie so verunglimpfte. So ging sie anders davon, als sie gekommen war, und neue Gedanken keimten in ihrer Seele. Denn jetzt allererst war es ihr zu einem Wissen geworden, daß sie schön sei über alle Anderen und daß ihr in der Schönheit allein eine Macht gegeben über die Herzen der Menschen. Und sie begann hinfort die Stirne höher und freier zu tragen.

Doch indem sie der Versuchungen gedachte, die ihr voraus verkündet worden, lächelte sie und sprach: „Wer soll mir schaden?" Denn sie fühlte sich stolz und wehrhaft in ihrer Reinheit, und nur ein herber Trotz erregte sie gegen die Männer, daß sie Unreines je wagen dürften von ihr zu erhoffen.

So trat sie künftig keck und zuversichtlich hin, begegnete den feurigen Bedrängern mit trotzig scherzender Heiterkeit und ließ die Schmeichelreden lachend an sich vorüberrauschen wie plätschernde Wellen, die viel plaudern und doch nichts Neues sagen.

Mit dieser neuen Art bezwang sie erst die berauschten Herzen ganz, und wen ihre Demuth nicht ergriffen hatte, den entflammte jetzt der freudige Blitz ihrer herrschenden Augen. Und wo sie nun auf einem Tanzfest sich zeigte, was sie fortan gern that, und sich munter umherschwang, da gab es des Jubels die überschwängliche Fülle und taumelnder Seligkeit, hinterher aber in den Nächten viel Seufzen und Sehnen und das schmerzliche Rasen ungestillten Verlangens.

Notburga aber schritt gelassen hindurch, und all' die lärmvollen Liebesklagen vermochten ihre trotzende Seele zu keinem Erbarmen noch zu einer Schwachheit zu rühren.

Da geschah es eines Tages, daß ein junger Handwerksmeister von der Zunft ihres Vaters, Namens Gotthart, sich den Muth nahm, ehrbar mit ihr zu reden und sie für sich zum Weibe zu begehren. Er that das mit stillen und ernsten

Worten, indem er nicht allein von seiner redlichen Liebe sprach, sondern auch bescheiden darauf hinwies, es möge für sie selber ein rechtschaffeneres Loos sein, wieder im Frieden eines traulichen Hauses zu leben als draußen so viel vor der lauten Bewunderung der Leute.

Sie meinte jedoch aus dieser schlichten Rede ein wenig herauszuschmecken von dem öden Sinne der unkenhaften Gevatterinnen und dachte in hastigem Aufflammen: „Glaubt dieser täppische Ehrenmann meine Tugend besser verwahren zu können, als ich selbst es immerdar ohne Noth vermochte? Und soll ich die edle Gabe der Schönheit darum empfangen haben, daß in der Enge der Werkstatt etliche Lehrbuben daran Freude haben?"

In solchen Gedanken des Zornes sprach sie ein kühles, hartes Nein und ging ihres Weges. Sogleich aber, wie der Hauch ihres Mundes verklungen war, empfand sie ein dumpfes Weh in ihrem Herzen, als ob sie ein Glück unachtsam verloren habe, das nun nicht wiederkomme; und es war wie eine Sehnsucht nach den Tagen ihrer Kindheit. Und doch vermochte sie ihr Wort weder zurückzunehmen noch zu bereuen, sondern sie sprach nachdenkend zu sich selber: „Ich konnte nicht anders."

Am selben Abend tanzte sie auf dem Rathhause mit dem jungen Grafen von Eppan, und als dieser ihr heiße und süße Worte genug ins Ohr raunte, dachte sie gelassen: „Wenn dieser solche ehrliche Frage an mich thäte wie der gute Gotthart, ich würde nicht Nein sagen. Denn es würden in seinem Schlosse viele Menschen mich sehen und an mir Freude haben."

Der Graf von Eppan that aber diese Frage nicht, sondern vertobte seine Gluth in wirren Liebesreden, die nicht an ihre Seele rührten.

Am andern Morgen, als sie zur Messe ging, traf sie einen jungen Mönch, der hastig zur Seite trat und sich in der Thür eines Hauses barg. Und als sie nach ihm hinblickte und freudig lächelte, empfing sie aus glühenden Augen einen Blick voll Qual und hinsterbend in Leidenschaft, und es stand in dem Blicke wie mit Flammen geschrieben: „Sprich ein Wort, und ich werfe für Dich mein Leben dahin, mein Gelübde und meine ewige Seligkeit."

Da erbebte sie bis ins Herz und begann sich zum ersten Male vor ihrer Schönheit zu fürchten. Sie schritt in Eile vorüber und vermochte sich nicht zum rechten Gebet zu sammeln; denn die glühenden Augen standen fort und fort über ihrer Seele.

Als sie in das Haus ihres Vaters zurückkam, vernahm sie, daß der junge Meister Gotthard die Stadt und all' sein Gut und Geschäft verlassen habe und nordwärts gezogen sei, um über den Bergen ein neues Glück zu suchen. Bei dieser Kunde ward ihr Herz bewegt von tiefer Trauer, und es war nicht anders, als ob ihr soeben ein Bruder gestorben sei.

Doch als es Abend wurde, standen die ganze Nacht hindurch im Wachen wie im Traum die gewaltigen Augen des Mönches über ihrer Seele.

Und wieder am andern Tage kam der junge Graf von Eppan in heißem Ritte herangesprengt, sprang ab vor ihrem Hause, stürmte herauf und begehrte Notburga mit heftigem Dringen zu seinem ehelichen Weibe.

Sie aber ward blaß, wich einen Schritt zurück vor seinem Ungestüm und schüttelte leise und zagend das Haupt. Zu reden aber zögerte sie noch, denn sie erwog im Herzen die Gedanken, die sie wenige Tage zuvor über ihn gehegt hatte. Indem sie ihn ängstlich ansah, fand sie seine Augen brennend von trotzigem Wollen und trunkenem Verlangen: aber sie fand nicht den ertrinkenden Blick unerbittlicher Leidenschaft, den sie jüngst bei dem Mönche gesehen. Da fand sie den Muth und sagte fest und still: „Ich kann es nicht. Ich kann es nicht.“

Der Graf fuhr auf, als hätte ihn ein Pfeil getroffen, und rief in zornigem Schmerze: „So ist ein Anderer mir zuvorgekommen, den Du liebst, und willst Dich ihm zu eigen geben. Ich aber werde den Feind zu finden wissen.“

So stürmte er in Wildheit von dannen und warf sich in den Sattel.

Notburga blieb und wußte in dieser Stunde: „Und käme ein Mann zu mir mit den Augen jenes Mönches, er möchte begehren von mir, was ihm gefiele, ich stünde hülflos vor ihm, und weder Tugend noch Stolz, noch Zittern könnte mich schützen.“

Und neue dunkle Angst befiel sie vor der Uebergewalt ihrer Schönheit, die keine Grenzen kannte sie selbst und Andere zu verderben. Sie hörte wieder die Wasser murmeln wie klagende Stimmen, und die Wolken des Himmels stiegen auf vor ihr gleich drohenden Gestalten.

Am andern Morgen, da sie zur Messe ging, fand sie die Stadt voll Rufens und Staunens, und Glocken dröhnten, und als sie aufhorchte und mit den Augen fragte, vernahm sie: „Der junge Graf von Eppan ist im Zweikampf gefallen; ein Nebenbuhler erschlug ihn, den er vors Schwert gefordert.“

Notburga floh zur Kirche und sah mit ihren Augen den Todten aufgebahrt, von Weihrauch umwirbelt, und die Orgel hub eben an zu tönen mit einer furchtbar herrlichen Gewalt, und das weite Gewölbe erfüllte sich wie mit einem Sturmwinde.

Notburga entwich, von Grauen umwittert, und eilte dem Thore zu; denn sie meinte, daß die Enge der Gassen sie erdrücken müsse. Als sie an dem letzten Kloster vorüberglitt, ertönte von innen her ein dumpfes, qualvolles Schreien eines Menschen; von Schrecken und Mitleid erschüttert blieb sie stehen und lehnte sich schaudernd wider die Mauer.

Dort ersah sie der Bruder Pförtner, der im Thürbogen stand, und sprach zu ihr mit düsterer Stimme: „Bruder Aloisius ist es, der drinnen gegeißelt wird. Er hat die Augen begehrend zu einem Weibe erhoben und hat sich selber reuevoll der Sünde bezichtigt.“

Notburga stöhnte laut auf und floh zur Stadt hinaus und am Talferflusse hinauf, bis sie in eine friedliche Einsamkeit kam, wo am Bergesfuße ein Kapellchen stand, das der heiligen Jungfrau insonderheit geweiht und mit einem schönen Holzbilde derselben geschmückt war. Indem sie noch stand und einzutreten zauderte, gingen ihre Blicke zurück über das schimmernde Thal mit seinem Segen, als ob sie in ein lachendes Antlitz voll Lieblichkeit und Freude sähe; doch hoch über den zackigen Zinnen des Berges, welcher der Rosengarten heißt, schwebte schwer eine schwarze Wolke, und in der Wolke zuckte es leise wie in einem zornigen Auge.

Da floh sie in das heilige Gewölbe, warf sich nieder vor dem Gnadenbilde und flehte laut aus zerknirschter Seele: „Allerheiligste Gottesmutter, thu an mir die Gnade und nimm diese Schönheit von mir, die mein Verderben ist. Ich wandle daher wie eine goldne Wolke, die hundert Ungewitter in ihrem Schoße birgt; und die Blitze, die von mir gehen, schlagen alle auf mich zurück und verzehren mich selber. Reiß die Schönheit von meinem Leibe; ich bin zu schwach, ihre Last zu tragen und ein Gefäß des Schreckens zu sein. Laß mich häßlich werden wie jener Häßlichsten eine, auf daß ich in Frieden lebe mit einem guten Manne in bescheidener Tugend und ohne Versuchung. Ist es nicht besser, Einem zum Segen zu sein als Vielen zum Unsegen?"

Die gnadenreiche Jungfrau vernahm diese seltsame Bitte, deren Gleichen sie noch niemals gehört hatte, und schüttelte ungesehen leise das Haupt, davon ein Duft sich in dem stillen Raum erhob, wie wenn ein Frühlingswind durch Orangenblüthen streift. Jedoch war dies Kopfschütteln nur ein groß Verwundern und kein Versagen; denn die Madonna ist von Hause aus so gutmüthig, daß sie selbst thörichte Bitten nur ungern abschlägt. Notburga's Wunsch aber schien ihr auch nicht thöricht, sondern sie sprach gedankenvoll zu sich selber: „Als Gott die Schönheit schuf, hat Satan das Erkennen ihrer selbst ihr beigegeben. Schönheit, die von sich selber weiß, ist eine allzu gewaltige Gabe für das Herz der unglückseligen Menschenkinder und mag leichter Vielen zum Unheil werden als Wenigen zum Segen. Darum ist es besser, dies fromm verlangende Herz von solcher Schwere zu erlösen."

Also goß sie einen Schlaf über das Mädchen, nahm einen der Nägel, mit denen einst ihr göttlicher Sohn gemartert worden, und bohrte ihn hastig durch die beiden blühenden Wangen der Schlummernden, vermeinend sie solcherart gründlich zu entstellen und ein garstiges Mal ihr aufzuprägen, das all' ihre andere Schönheit vernichten sollte. Doch siehe, als sie ihr Werkzeug bei Seite gelegt und ihre Arbeit beschaute, da lachte Notburga im Traum, und es erfand sich, daß sie nur noch ein gut Theil anmuthiger geworden war, als zuvor; denn sie trug in den Wangen zwei Grübchen, die ihr so wunderreizend zu Gesichte standen, daß die Madonna selbst einen leisen Ruf des Vergnügens nicht unterdrücken konnte. Sie besann sich aber alsbald ihres Vorhabens und kränkte sich, daß es mißlungen war. Auch wußte sie sogleich zu erklären, was ihr umwandelnd im Wege stand. „Es war von jeher freilich meine Art," sprach sie verdrießlich, „daß ich nichts Häßliches erschaffen und nichts Geschaffenes zerstören kann. Dieses Beides ist des Teufels rechte Arbeit, daran er auch seine Freude hat. Mir aber formt sich, was ich nur leise berühre, zu lauter Licht und Schönheit, und wenn ich Dornen säe, so wachsen Rosen daraus. Das Andere müßte ich erst von dem Widersacher lernen."

Indem sie diese Worte sprach, ward ihr selbst jene ihre Kraft und Unkraft allererst zur Gewißheit: denn jedes Wort, das durch den Mund der heiligen Jungfrau geht, ist ihr alsbald eine neue Offenbarung.

Sie mochte aber doch nicht abstehen von dem Werke, das sie angefaßt hatte, und das ihr gut und freundlich schien um des bekümmerten Mädchens willen.

Auch gibt es keine gute Frau im Himmel und auf Erden, die nicht ein wenig eigensinnig wäre.

Nun wußte sie sich keinen andern Rath, als daß sie es unternahm, dem Teufel heimlich nachzugehen und ihm seine Geheimnisse abzulauschen, wie er es mache, Häßliches zu schaffen und Schönes zu verderben. Also nahm sie selbst die Gestalt eines jungen Teufelchens an und suchte die Gesellschaft des alten Meisters.

Als dieser den jungen zierlichen Kerl erblickte, der in seinen Fußstapfen glitt, ward er für eine Secunde seelenvergnügt, so schwer ihm das wird, und lächelte fast: und diese Secunde ward für die Welt ein Jahr des überschwänglichsten Wachsthums und aller Glückseligkeit.

Hiernach fuhr der alte Beelzebub das Etschthal hinab, und als er in das wälsche Gebiet kam, ärgerte er sich über die feine Sprache der Leute dort, und daß sie so schön zu schreiten und sich zu tragen wußten, und im Zorn stieß er mit den Hacken an einen Berg, daß der in Trümmer ging und eine ungeheure Masse wüsten Gesteines niederprasselte, dadurch eine Stadt verschüttet und eine breite Strecke des blühenden Thals für alle Zeiten mit scheußlichem Felsgebröckel roh und widrig übersäet ward.

Als nun die heilige Jungfrau sah, wie gemächlich dieser höllische Werkmeister mit einem leichten Fußstoße eine wunderschöne Landschaft in eine grauenvolle Wüste verwandelt hatte, versuchte sie alsbald zu ihrer Uebung ein Gleiches zu thun. Doch wollte sie keinem Lebendigen einen Schaden zufügen, darum fuhr sie zurück hinter Bozen in eine einsame Gegend, in der Niemand wohnte, ein schlichtes Waldthal zwischen sehr hohen Bergen, das Sarnthal geheißen.

Hier machte sie sich hurtig an ihre Arbeit, streifte die Aermel auf und riß und schmiß in heiliger Wuth die Felsen wild umher, daß auf hundert Meilen hin die Alpen erdröhnten und erzitterten bis in ihre Wurzeln und eine ungeheure Wildniß entstand mit himmelhoch starrenden Wänden und zackig gethürmten Riesenblöcken, durch die ein rasendes Wildwasser seine schreckliche Bahn sich riß.

Als aber das Alles vollbracht war und die Göttliche neugierig sich umschaute, die Augen an dem erzeugten Greuel zu weiden, siehe, da hatte sie wiederum eine wunderbare Herrlichkeit erschaffen, nämlich ein großmächtiges Wildthal, dessen schaurige Schönheit bis auf den heutigen Tag des Wanderers Blicke mit staunender Lust begeistert.

Als die Jungfrau das sah, was sie angerichtet hatte ganz wider ihren Willen, da seufzte sie laut, daß die neuen Felsen hallten, und sprach zu sich selber: „Wie klein ist die Macht, die mir gegeben ist, daß ich nicht schaffen kann, was ich will, sondern schaffen muß, was von selbst und ungewollt aus meinen Händen quillt! Und will ich des Teufels eigene Werke treiben, es wird doch immer nur Schönes daraus."

Von einem leisen Zorne durchwallt, fuhr sie jäh über hangende Wolken hinauf zu Gott Vater und klagte gelinde schmollend, daß dem Teufel eine größere Macht gegeben sei als ihr selber: „Denn er kann Häßliches schaffen und Schönes nach eigener Willkür; und auch die Schönheit, die er tobend hinwirft, ist mächtiger über die Menschen als die Schönheit, die sanftströmend sich in meinen Händen formt."

Sie hauchte diese Worte nur mit unendlicher Zartheit und zagender Furcht vor der großen Nähe des Allerhöchsten: auf der Erde aber wurden sie dennoch kund als ein ungeheures Donnergewitter, davon die Berge erbebten und die Thäler schauerten, als sollten sie im Schrecken ersäuft werden.

Gottvater reckte die Hand aus und schlang eine Schicht von Wetterwolken um sie Beide her, die kein Auge der Engel noch der Erzengel zu durchdringen vermochte, und sprach zu ihr mit einem schauerlichen Flüstern: „Was klagst Du, Maria, daß Deine Schaffensgewalt umschränkt ist? So vernimm denn eine furchtbare Kunde, die sonst keiner der Sterblichen ahnt und keiner der Unsterblichen, weil dies Geheimniß allzu gewaltig ist für ihre Seelen alle: auch die Allmacht Gottes, des Vaters, ist in geheime Grenzen gebannt, die kein Wollen durchbricht: auch Gott der Vater vermag nie und nimmer das Kleinste zu schaffen und zu wirken, das nicht am letzten Ende das Gute wäre, das ewig Gute. Gottes Arme sind machtlos, Böses zu vollbringen. Die Allmacht hat Einer allein und die Freiheit, Böses und Gutes zu wirken nach seiner Willkür: und dieser Eine ist tausendmal unselig und hunderttausendmal. Und siehe, hier ist eine ewige Schranke gesetzt auch für Gottes Erkennen: auch Gott der Vater vermag nicht das arme Herz des Teufels in seinen öden Tiefen zu durchdringen und das Unmaß des Elends zu ermessen, das darinnen wohnet. Dies Elend ist weltentief gebunden in Satans Brust, sein Antlitz darf ewig nichts zeigen als Grinsen und höhnisches Lachen: denn dränge ein einziger Tropfen vom Gift des verborgenen Leides hinaus in die Welt, der Tropfen genügte, Millionen Welten in einem Aethermeer von Qualen zu ersticken und zu vernichten für alle Zeiten. Und wenn Du fragst, wie solches Elend seines schwarzen Busens heißt, so höre: es heißet Allmacht und Freiheit."

Als Gottvater diese Worte sprach, rissen die Wolken um ihn her auseinander und zerstoben in namenlose Fernen von dem Donner seines Mundes, da er doch flüsterte und raunte; und der Donner seines Mundes ward auf der Erde vernehmbar als ein weites Schweigen des Entsetzens.

Und die Sonne verfinsterte sich, und das Leben des Lichts erlosch; aber ein Nordlicht schoß grausige Strahlen über die schwarzen Weiten des Himmels.

Die Jungfrau verhüllte ihr Haupt vor dem Auge Gottes und sank schwebend hinab und kam in die tieferen Lüfte und wagte nun wieder zu athmen und um sich zu schauen. Und alsobald auch lächelte sie wieder, und wiederum so ging es wie ein ungeheurer süßer Sonnenschein über alles Land, wo sie wandelte, und die Sonne selber that ihr leuchtendes Auge auf, und die Lüfte erwachten und tummelten sich in Jubel, und das Schweigen verschwand in seligem Recken und Regen.

Und als sie ins Bozener Thal zurückkam und ein Weilchen ruhte, floß ein Strom des Duftes und Segens von ihr aus und lagerte sich über die Ebene; und es ist etwas hängen geblieben von solchem Duft zwischen jenen Bergen bis auf den heutigen Tag.

Die Jungfrau kam nun heim in ihr Kapellchen und fand Notburga wie zuvor in zartem Schlummer; denn es war seit ihrer Ausfahrt nicht mehr Zeit

vergangen als der hundertste Theil einer Secunde. Sie beugte sich über das schöne Mädchen und ließ eine Thräne des Mitleids auf ihre Stirne fallen.

Mit dieser Thräne aber erwachte in der Gottesmutter die innere Urgewalt des Schaffens und ward unwiderstehlich in ihr voll stürmischer Seligkeit; ein Strahlen ging von ihr aus wie ein Strom gluthflüssigen Goldes, und die Wölbung des Kirchleins zerbarst von dem Drange und zersplitterte in Millionen Goldfunken, die über den Himmel sprühten und sich sammelten und fügten zu einem feurigen Bande; das schwang sich hinüber wie ein Regenbogen bis zu dem Berge, der am allerhöchsten dort seine Zinnen gegen den Himmel streckt und starr von ewigem Schnee und Gletschern umlagert ist: und mitten aus eisigem und ewig todtem Stein erwuchs an diesem Tage eine überschwängliche Fülle rothblühender Rosen. Die sind nun wieder verwelkt und verwittert seit vielen hundert Jahren; aber der Berg heißt Rosengarten bis auf den heutigen Tag, und manchmal noch, wenn die Sonne sinkt, flammt er tiefinnerlich in Rosenfarbe glühend auf, als ob eine träumende Erinnerung an jenen Wonnetag ihn heimlich durchwärmte.

So wunderbar entquoll die Schaffensfülle der allerseligsten Jungfrau ohne ihr eigenes Wollen, und sie stand starr hingegeben wie in heißem Traume und ließ die ungeheuren herrlichen Kräfte sanft leidend leise von sich widerstrahlen. Und als das Wunder vollbracht war, löste sich der wallende Ueberschwang ihrer Seele auf in Thränen still nachquellender Wonne.

Da war sie befreit von allem Druck mitfühlender Qual, denn sie wußte auch ohne zu sehen, daß sie etwas Großes an ihrem Schützling gethan hatte. Und als sie den ersten Blick auf die Schlummernde warf, da sah sie, daß deren Schönheit mächtig über sich selbst gesteigert war und ein Abglanz göttlicher Herrlichkeit über ihr reines Antlitz floß.

Die göttliche Jungfrau weckte sie leise mit der Hand, segnete sie und sprach: „Siehe, Dein Gebet ist erhört worden, nur anders, als Du gedacht hast. Deine Schönheit ist nicht von Dir genommen, aber sie ist in sich selbst verwandelt und zu so strenger Herrlichkeit erhöht, daß kein Begehren mehr an sie zu rühren vermag. Du wirst fortan in Heiligkeit unter den Männern wandeln; sie werden Dich sehen mit ruhigem und reinem Auge, wie sie mein eigenes Gnadenbild beglückt betrachten. Gehe hin und wirke künftig neue Wunder unter den Menschen. Doch wirst Du selbst hinfort nichts mehr von Deinen Wundern wissen."

Notburga ging und kam zur Stadt zurück und wandelte in gelassenem Frieden unter den Menschen. Und die sie erblickten, hoben die Augen nur wie in zagendem Traum gegen die übermächtig reine Schönheit dieses Angesichts; die Leidenschaft versank wie ein heißer Wind in Abendkühle, und neuer Friede drang voll Kraft und Andacht ernst in ihre Seelen. Und wer sie erblickt hatte, der vermochte an demselben Tage keinen bösen noch unreinen Gedanken mehr zu denken; und er sah auch die übrige Welt und alle ihre Wesen vielmal schöner als zuvor, weil eine innere Heiterkeit ihm nun die Welt verklärte.

So lebte Notburga und that im Stillen und ohne ihr Wissen eine Fülle beglückender Wunder an ihren Mitmenschen. Sie selbst aber verfiel binnen Kurzem in eine Schwermuth, die je größer und größer ward und wie ein heimliches Fieber an ihrem zarten Leben zehrte. Denn es ist einem irdischen Leibe

nicht gegeben, die Last der reinen Himmelsschönheit zu tragen, und keine geschaffene Seele erträgt es, in den Herzen der Menschen nur Ehrfurcht zu wecken und Andacht und niemals Liebe. Solch eine Seele muß böse werden oder in sich selbst vergehen.

In so heiliger Herzenseinsamkeit schwand Notburga dahin wie eine Waldblume auf schattenloser Höhe. Doch die Schönheit ihres bleichen Angesichts ward nur immer süßer und edler, und der Segen, den sie ausströmte über tausend Herzen, ward täglich reicher. Sie selbst aber wußte von ihrer Gabe nichts und kannte auch nicht den Grund, warum sie trauerte. Und obgleich niemals eine Klage über ihre Lippen kam, so stand der Kummer doch allzu sichtbar in ihren Augen und auf der müden Stirn geschrieben. Die Leute nannten sie drum „die heilige Kümmerniß."

So starb sie bald an ihrer einsamen Schönheit, wie eine Flamme, die den Andern leuchtet, sich selbst verzehrt. Der Tag, an dem sie bestattet ward, war wiederum der Tag des Blumenfestes am ersten Mai, und alle die Blumen, die man sonst auf dem Markt verkaufte, wurden auf ihre Bahre gehäuft und weit um die Bahre her verstreut wie eine Fluth von glänzenden Wellen. Und wieder strömten die Tausende herbei aus allen Thälern und Städten, und Jeder, der einen Blick auf das selige Antlitz werfen durfte, war für sein Leben gefeit, daß nie mehr das Unglück ihn ganz übermeisterte, auch wenn ihm das Liebste starb und genommen ward. Das war das letzte und größte Wunder, das die arme Heilige wirkte.

Zu Gottfried Keller's siebzigstem Geburtstag.

Unter den zahlreich Glückwünschenden, welche sich zum 19. Juli am Zeltweg von Zürich-Hottingen einfinden werden, darf die „Deutsche Rundschau" nicht fehlen, welche Gottfried Keller mit Stolz zu den Ihrigen zählt; und wie wohl der vertraute Freund, zu früherer Stunde als die anderen alle, seine Wünsche überbringt, so fügt es sich, daß auch wir mit herzlichen Wünschen schon dem Dichter ins Haus gezogen kommen, während der Morgen dieses festlichen Tages noch heraufdämmert. War doch seit mehr als einem Jahrzehnt Gottfried Keller's fröhlich fortblühende Production mit dem geistigen Sein unserer Zeitschrift im engsten verknüpft; und was immer der Meister aus seinem Reichthum der Nation zu schenken bereit war, — an dieser Stelle zuerst konnte es den Deutschen übermittelt werden, zu unserer Freude.

Gottfried Keller ist den 19. Juli 1819 in Zürich geboren worden, wo er den größten Theil seines Lebens verbracht hat. Der Heimath des Knaben ist der Mann und der Greis treu geblieben; und der Staatsschreiber von Zürich hat, auch da er sein Amt verließ, an keinem anderen Orte als in der Stadt am blauen Zürichsee sein Leben beschließen mögen. Zwischen beschaulicher Muße und behaglicher Production theilt er nun seine Existenz, ein seßhafter Mann; niemals ist er nach Italien gelangt, wie nahe auch die neuen Völkerstraßen ihm das Land poetischer Sehnsucht rückten, und nur in der Jugendzeit war er, ein eifrig Lernender, nach Deutschland einst gezogen und hatte in München, Heidelberg, Berlin anregungsreiche, ernste Wanderjahre verbracht. Gern denkt er dieser Zeiten nun, gern denkt er zumal an Berlin zurück, wo sein Schriftstellerthum sich reicher entwickelt hat, wo der „Grüne Heinrich" vollendet worden, — „Berlin 1853" so unterschreibt sich das Vorwort — wo die Gestalten von „Romeo und Julia auf dem Dorfe" dem Dichter erschienen sind und das Problem des „Sinngedichts" ihm, ein erstes Mal, emporstieg. Die unmittelbare Berührung mit dem deutschen Geistesleben, welche Keller damals erfuhr, war keine zufällige gewesen, sie war gefordert aus innerem Drang; und wie sein grüner Heinrich, so war auch der Dichter mit bewegtem Herzen der Rheinfluth näher gezogen, dem Grenzstrom, der Deutschland von der Heimath schied: „über diese Wellen war gekommen, was ihm in seinen Bergen Herz und Jugend bewegt hatte. Hinter jenen Wäldern wurde seine Sprache rein gesprochen. Hinter diesen stillen, schwarzen Uferhöhen lagen alle die deutschen Gauen mit ihren schönen Namen, wo die vielen Dichter geboren sind, von denen jeder seinen eigenen, mächtigen Gesang hat, der sonst keinem gleicht, und die in ihrer Gesammtheit den Reichthum und die Tiefe einer Welt, nicht eines einzelnen Volkes auszusprechen scheinen."

Aber wie nahe auch dem Dichter die deutsche Cultur damals getreten ist — Schweizer ist er dennoch, Schweizer vor Allem geblieben. Mit allen Fasern seines Wesens haftet er an der heimathlichen Erde. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft; und wie der Mensch in ihm dem Schweizer Gemeinleben mit dem unmittelbarsten seelischen Antheil zugewendet ist, wie er in diesen Zürcher Bräuchen und Sitten, diesen helvetischen

Festen und Erinnerungstagen mit warmer Pietät lebt und webt, so sind auch dem Dichter die reinsten Wirkungen aus der Betrachtung der heimischen Zustände erwachsen, aus der liebenden, zürnenden, spottenden, preisenden Betrachtung der Zustände „irgendwo in der Schweiz". Gleichviel, ob er, in den „Leuten von Seldwyla", ein ideales, Schweizer Abdera auf den Bergnebel malt, oder ob er, im „Grünen Heinrich", eine zwischen Wirklichkeit und phantasievoller Umbildung die Mitte haltende Schilderung jener Städte gibt, „welche an einem See und einem Flusse zugleich liegen"; ob er, mit bestimmterer Anschauung, in den „Züricher Novellen" die Limmatstadt sogleich beim rechten Namen nennt — überall fußt er auf dem festen Boden vertrauter, heimischer Zustände, und seine schöne „Landskraft" wächst ihm von da empor. Einen äußersten Winkel deutscher Cultur stellt er so dar, nicht ihr Centrum; und er gewinnt aus ihm das Beste, ein eigenes und einziges Colorit, und gibt dafür zum Lohne der Heimath schön verklärtes Bild zurück: in diesen Schilderungen, diesen Liedern erkennt der Schweizer sich mit frohem Staunen wieder, und nicht mehr die Worte des deutschen Sängers nur, auch die Worte Keller's erschallen zur festlichen Stunde, und in seinen Klängen tönt es durch die Reihen:

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes ehrenwerth,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh'
Und wand're rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen, nicht von Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort.
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Ein freies Wort! Der Dichter hat es oft gerufen, unerschrocken und mit kräftiger Stimme; und wie sein politischer Freiheitssinn, an den Kämpfen der vierziger Jahre, gegen Pfaffen und Sonderbündler erstarkt, ihn zur Poesie zuerst geführt hat, so hat er auch gegenüber den socialen Zuständen der Heimath den freien Blick stets bewahrt, das freie Wort stets gesprochen. Der jugendliche Haß gegen die „Spinne von Rom" der Fanatismus des Parteimanns, sie haben sich im Laufe der Zeiten abgeschliffen; aber noch lebt in Keller der alte Demokrat, und mit froher Ueberzeugtheit sprach er sich aus im „Martin Salander". Ein treuer Patriot, ein überzeugter Republikaner mahnt hier vor selbstzufriedenem Pharisäerthum, vor dem Glauben an die Musterhaftigkeit der heimischen Zustände, und er ruft den toll speculirenden und in allen zweifelhaften Finanzkünsten wohlerfahrenen Landsleuten zu: Auch bei euch, o ihr weisen Republikaner, wird mit Wasser gekocht, gleichwie draußen in den Monarchien! Er ruft es, als ein Satiriker und als ein Humorist; und in so lebendig geschauten, in so plastisch geformten Gestalten spricht er diese Stimmungen aus, daß die Getroffenen selbst lachend, bewundernd die Wahrheit der Schilderung erkennen müssen und erstaunt rufen: Seht nur, wie gut er — den Nachbar Hinz und den Vetter Kunz uns dargestellt. So, mit liebendem Spott das Leben seiner „Seldwyler" umkleidend, hat Keller unsterbliche Heiterkeit geweckt, und der Beifall der Nahen und der Fernen, der Schweizer und der Deutschen begleitete ihn, stetig wachsend durch die Folge der Jahre. An seinem Lebensabend grüßt ihn nun herzhaft der Ruhm; und die getreue Liebe seiner Landsleute, die Verehrung ungezählter Tausender überall, die aus diesen Werken voll befreienden Humors, voll tiefer Seelenkunde und poetischer Klarheit, Erquickung gezogen und Genuß, naht sich bewundernd, von Herzen Gutes wünschend, dem Meister Gottfried. . . . .

Dem literarhistorischen Betrachter läßt die Frage nach dem Woher? keine Ruhe, auch am Festtage; und so sucht er denn die Linie flüchtig nachzuziehen, welche Keller, den Humoristen, mit seinem größten deutschen Vorgänger verknüpft: mit Jean Paul. Feuriger Bewunderung voll, hat einst Keller selbst dem Dichter des „Titan", dem „unsterblichen Propheten", den Lorbeer aufs Haupt gedrückt und mit seinem grünen Heinrich ausgerufen: „Mag ihn die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ihn werde ich nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet! In ihm schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und gesucht, oder unruhig und dunkel empfunden: gefühlerfülltes und scharf beobachtetes Kleinleben und seine Spiegelung des nächsten Menschenthums mit dem weiten Himmel des geahnten Unendlichen und Ewigen darüber; heitere, muthwillige Beweglichkeit des Geistes, die sich jeden Augenblick in tiefes Sinnen und Träumen der Seele verwandelte, lächelndes Vertrautsein mit Roth und Wehmuth, daneben das Ergreifen poetischer Seligkeit, welche mit goldener Fluth alle kleine Qual und Grübelei hinwegspülte." Indem der Dichter hier pietätvoll sein Vorbild feiert, hat er zugleich eigene Ziele seines Schaffens beredt umschrieben.

Vischer hat einmal gemeint, im „Auch Einer": es müßte Jemand kommen, der das ganze, weite, versunkene Reich Jean Paul'schen Humors von Neuem emporhöbe. Die maßlose Subjectivität des Mannes von Wunsiedel sei zu überwinden, und ein neuer, objectiv gewordener Jean Paul solle auferstehen. Nun, dieser wiedergekommene, objectivirte Humorist, dieser echte Erbe des Verfassers vom „Siebenkäs" ist unser Keller; nicht eine echte Perle jenes Schatzes hat er zu Boden fallen lassen, und in der ganzen Ausdehnung beherrscht er das Reich: er kündet das Grausige und Scurrile, er dringt in das Leben der Kleinen und schmückt mit genrehaftem Reize die Existenz der Armen im Geiste aus, der närrischen Käuze und seltsamen Originale; er ist ein tiefer Herzenskündiger, dem keine Falte menschlichen Empfindens sich verschließt, und der dennoch mit jenem unbezwinglichen Optimismus, welcher aus dem Innersten eines kerngesunden Temperamentes kommt, zu einem fröhlichen Ende gern seine Darstellung führt: aus der derben oder tollen Cur entläßt er die Patienten, geheilt durch die Thorheit der Welt von eigener Thorheit. Alles dieses aber schildert er, nicht als ein subjectiv Theilnehmender, sondern mit classischer Objectivität, mit bewußter Kunst: Jean Paulisch ist seine Erfindung, aber seine Technik und seine Sprache ist G o e t h i s ch. Er ist der ruhige, beschauliche Erzähler, der sich auch mit der Dame Caprice getrost einlassen kann; denn er wird sie in Zucht nehmen, als ein fester Mann und Künstler.

Und nun lassen wir die literarische Beobachtung, wie unvollkommen und der Ergänzung bedürftig sie auch sein mag, fahren; und ziehen, Mann für Mann, dem Dichter vor das Haus. Die Straße ist eng, und wir müssen uns eilen, hinaufzukommen vom See an das stille Eckhaus, denn noch Viele werden nach uns nahen, mit Wünschen und guter Meinung. Daß wir den Meister nicht daheim finden, brauchen wir nicht zu befürchten; in seinem mit Büchern und Kunstwerken emsig gefüllten Arbeitszimmer treffen wir ihn den lieben, langen Tag, gebeugt über eine alte Schweizer Chronik, über ein gelehrtes oder literarisches Werk, oder auch — nicht allzu oft vielleicht, aber stets zur Freude der Deutschen — über ein eigenes Manuscript, das sich mit deutlichen, zierlichen Lettern schnell bedeckt. In diesem behaglichen Heim, das mehr das stille Thun eines Gelehrten zu umschließen scheint, als das eines Poeten und Humoristen, und das von allem äußeren Brimborium des „Dichterzimmers" so völlig entfernt ist, empfängt uns Keller, mit freundlicher Miene, wenngleich etwas schweigsam zunächst; von den lang verschlossenen Lippen wollen sich die Worte nicht gleich lösen, und es ist gut, fleißig neue Kohlen unterzulegen, auf daß das Feuer dieser Unterhaltung nicht verlöscht. Aber doch geht ein breites Behagen von dem stillen Manne aus, wie er so dasitzt in seiner rundlichen Fülle, die Hände ineinandergelegt, das Haupt gesenkt; und es überträgt sich auf den Besucher der innere Friede und die

geistige Heiterkeit dieser Existenz, auch ohne daß noch im eifrigen Gespräch die Lippen sich regten. Zuletzt aber, wenn am Abend sinkt die Sonnen

Und man in sich geht, und denkt:
Wo man einen Guten schenkt?

verlegt sich die Scene ins Wirthshaus; zwar in die „Meise", den alten schönen Züricher Bau, den schon — laut dem „Landvogt von Greifensee" — die jungen Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts zu schätzen wußten und den unsere Keller und Böcklin nicht minder schätzten — können wir nicht mehr wandern, die neuere Entwicklung hat den lieben, vertrauten Raum uns verschlossen; aber es findet sich wohl noch ein stiller Ort, wo bei kühlem Trunke ein gutes Wort zu reden ist. Denn nun erwacht sie doch in Keller, die Lust zu vertraulicher Rede, und er beginnt zu erzählen und zu schildern, daß es eine Art hat. Keine Reflexionen, keine präparirten geistreichen Betrachtungen gibt es, sondern aus der Fülle der Erinnerungen, aus dem Reichthum seiner Anschauung löst sich los, was die Stimmung des Augenblickes eben gibt. Dabei entwickelt er, ganz unwillkürlich, eine Kunst der Vergegenwärtigung, um die mancher Schauspieler ihn beneiden könnte: bis auf Mimik und Geste stellt er die Menschen, von denen er redet, deutlich vor uns hin und offenbart nun eine im Moment geborene Komik der Situation zum Erstaunen. Wenn er dann so dasitzt, stundenlang verharrend im zwanglosen Geplauder, wenn er die wohlgeformte Hand schildernd durch die Luft fahren läßt oder sie bedächtig an den prächtigen weißen Bart lehnt, in dem jedes Haar so adrett und zierlich sich reckt, dann könnte man fast vergessen, daß man einem unserer ersten Poeten gegenübersitzt; man sieht nur noch den wundervollen Menschen sich gegenüber und denkt bei sich: man müßte den alten Herrn lieb haben — auch wenn er nicht der Gottfried Keller wäre.

Kann man Besseres zu diesem Tage sagen? Fern von aller herausgeschraubten Poetenwürde, ein echter, herzlicher, reiner Mensch ohne alle Zier und Falsch, so lebt er unter seinen Landsleuten, so kennen und so lieben sie ihn; ihn hat der Ruhm, der sein Alter vergoldet, nicht um Haaresbreite abführen können von der Einfachheit einer behaglichen Existenz, und sein Bestes trägt dieser Mann in sich: die Heiterkeit der Seele. Und so können denn wir, die wir uns vor seinem Heim versammelt haben in Verehrung und Liebe, nur das Eine ihm wünschen: daß sein schön erfüllter Lebensabend alle die Güter ihm bewahren möge, die er besitzt im eigenen Innern; und wir können die Hoffnung aussprechen, die nicht frei von Eigennutz bleibt: daß der Trieb zur Production, der sich langsamer wohl, leiser, aber doch vernehmlich in ihm regt, zu neuem Schaffen ihn erquickend führen möge, — auch jenseits jener Schwelle der Siebzig, welche er mit so rüstigem Sinne, ein ewig jugendfrischer Geist, nun überschreitet.

Otto Brahm.

Die Entwicklung der öffentlichen Sammlungen der Kunst des Mittelalters und der Renaissance in Deutschland seit dem Kriege 1870—71.

Das Sammeln von Kunstwerken ist wohl fast ebenso alt wie die Kunst und die Kunstwerke selbst; das Kunstsammeln in systematischer, wissenschaftlicher Weise ist aber erst eine Errungenschaft der Neuzeit, ein Ausfluß der historischen Richtung unseres Jahrhunderts. Unter Napoleon I. und durch denselben wurden im Musée français (französische Sculpturen) und im Louvre die ersten großen Kunstsammlungen in diesem Sinne geschaffen, während bis dahin die Kunstwerke vereinzelt in den wenigen fürstlichen Kunst- und Raritätensammlungen und als Ausstattung der Kirchen und Schlösser ihren Platz hatten. Jenes großartige Vorbild wurde nach der Zertrümmerung der Napoleonischen Herrschaft und nach und durch die Rückführung der aus allen Gegenden Europa's in den Louvre zusammengerafften Kunstschätze auch in Deutschland die Anregung zur Bildung einer Reihe von namhaften Kunstsammlungen. Aber das mit Eifer und selbst Begeisterung Begonnene wurde, bei den politischen Verhältnissen in Deutschland, nicht mit gleichem Eifer fortgesetzt oder gerieth vollständig ins Stocken. Man begnügte sich damit, die alten Schätze der fürstlichen Kunstkammern und säcularisirten Kirchen einfach aufzuspeichern und, wo man überhaupt weitersammelte, nicht auf Qualität und Erhaltung, sondern auf historische Merkwürdigkeit zu sehen; es fehlten fast überall die Mittel, meist aber auch das Verständniß für das wirklich Gute. Unsere Bildersammlungen, unsere Statuengalerien wurden nur zu häufig Magazine, in denen die herrlichsten Kunstwerke in großen Prachträumen ohne Geschmack, ohne Rücksicht auf vortheilhafte Wirkung lagerten.

Erst seit wenigen Jahren, erst durch den Aufschwung, den Deutschland auf allen Gebieten seit dem französischen Kriege genommen hat, ist auch hier ein vollständiger Wandel eingetreten. Seit etwa fünfzehn Jahren herrscht eine früher nicht gekannte Rührigkeit an allen Orten Deutschlands: überall bringt man zusammen, was an Kunstwerken aller Art zerstreut und versteckt war; man baut Museen dafür, ordnet und katalogisirt die Gegenstände und macht sie dadurch dem Publicum allgemein zugänglich und verständlich. Ebenso gilt bei der Aufstellung der Kunstsachen jetzt fast allerorten die geschmackvolle Anordnung, die erst den vollen Genuß und die richtige Erkenntniß des künstlerischen Werthes möglich macht, als oberstes Erforderniß.

In dieser neuen Art der Aufstellung alter Kunstwerke sind freilich unsere deutschen Sammlungen denen des Auslandes nicht vorangegangen: im Gegentheil müssen wir bekennen, daß wir hier dem Beispiele des Auslandes, namentlich dem einzelner großer Privatsammlungen gefolgt sind. Aber wenn wir die Resultate dieser neuesten Entwicklung in Deutschland überblicken, haben wir doch allen Grund, stolz auf dieselbe zu sein: in der Zahl seiner öffentlichen Kunstsammlungen, in dem Werth ihrer Kunstwerke verschiedenster Art und in der Aufstellung derselben steht Deutschland jetzt allen anderen Ländern entschieden voran. Freilich hat Frankreich im Louvre ein Museum, so reich und so viel-

seitig, wie Deutschland keines aufzuweisen hat. Aber wie dieses eine Museum in der Aufstellung seiner Kunstwerke und in der Katalogisirung derselben seit beinahe vier Jahrzehnten sich nicht an den Anforderungen und Fortschritten der neuen Zeit betheiligt hat, so steht es andererseits in Frankreich vereinzelt da: der erste Napoleon hat in seinem Bestreben, alles Gute dem Louvre zuzuwenden, die Provinzialstädte mit Kunstwerken (vorwiegend Gemälden) untergeordneten oder sehr zweifelhaften Werthes beglückt; und die so geschaffenen Sammlungen sind, soweit überhaupt von einer Entwicklung die Rede sein kann, in derselben Richtung vermehrt worden. Erst in neuester Zeit ist, meist durch Zuwendung von Privatleuten in einzelnen Museen, eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten; so in Lyon, Lille und Rouen. Aehnlich steht es in England: Die National Gallery, das British Museum und das South Kensington Museum in London sind zwar in ihrer Art ganz einzige Sammlungen, die alle ähnlichen Museen in Deutschland übertrifft; aber außerhalb Londons beginnt erst allmälig in einigen wenigen Städten des Vereinigten Königreichs eine gedeihliche Entwicklung der Kunstsammlungen, namentlich in Dublin, Edinburgh, Cambridge und in neuester Zeit in Oxford.

In Deutschland haben die verschiedenen Gründe, die zu einer günstigen Entwicklung der Museen zusammengewirkt: das Bestehen fürstlicher Kunstkammern in den zahlreichen Residenzen, die Begründung städtischer Kunstsammlungen, namentlich in den freien Reichsstädten und die Fülle alter Kunstwerke an manchen Plätzen, die sonst Sitze blühender Kunst und blühenden Kunstgewerbes gewesen sind, zugleich eine sehr eigenartige und mannigfaltige Entwicklung zur Folge gehabt. Wie diese sich im Einzelnen gestaltet, welche Vorzüge, welche Mängel sie gehabt hat, wie den letzteren abzuhelfen wäre und welche Aufgaben daraus unseren Kunstsammlungen in Deutschland für die Zukunft erwachsen, das soll der Gegenstand der folgenden kurzen Betrachtungen sein.

I.

Mit der Ausbildung des modernen Staatsgedankens und dem Erwachen des nationalen Bewußtseins war auch in Deutschland das Gefühl groß geworden, daß die Werke alter Kunst ein Gemeingut der Nation seien und daß dieselben daher zur Erziehung und zum Genusse des Volkes allgemein zugänglich sein müßten. Die Regierungen verschlossen sich diesem Gedanken am wenigsten, und aus der eigensten Initiative einer Reihe von Fürsten ist die Entstehung der großen Museumsbauten hervorgegangen, die im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts in Berlin, München und Dresden eröffnet worden sind. In Berlin ist aus dem echt staatsmännischen Gefühl eines der Kunst selbst ferner stehenden Königs, durch die freigebigste Hingabe der Kunstschätze aus eignem Besitze und durch großartige Erwerbungen das Alte Museum geschaffen worden. In München hat Deutschlands kunstsinnigster Fürst, der zuerst den Plan zur Schöpfung von Museen im modernen Sinne gefaßt hatte, in der Glyptothek und in der alten Pinakothek Mustersammlungen für alle Zeiten aufgestellt; und seinem Nachfolger gebührt der Ruhm, zuerst und in großartigstem Stil ein Museum für deutsches Kunstgewerbe geschaffen zu haben. In Dresden, wo ältere fürstliche Palastbauten schon im vorigen Jahrhundert leidlichen Platz zur öffentlichen Ausstellung der reichen Kunstschätze geboten hatten, fanden dieselben erst mehrere Jahrzehnte später in Semper's Neubau eine würdige Stätte.

Dem Beispiele der großen Residenzstädte folgten nach und nach mehrere der freien und sonstigen größeren Städte und verschiedene kleinere Residenzen mit kunstsinnigen Höfen: die großartigen Stiftungen von Städel in Frankfurt a. M. und von Wallraf und Richartz in Köln, das Museum in Leipzig, die Museen in Karlsruhe und Weimar, die Kunsthallen in Hamburg und Bremen. In der Aufstellung, in der Einrichtung zeigten dieselben zum Theil Vorzüge vor jenen größeren Sammlungen, welche auf diese hätten zurückwirken können. Aber die Stürme des Jahres 1848 hatten, wie fast auf allen Gebieten, so namentlich für die Pflege der Kunst in Deutschland die schwersten Folgen: fast ein viertel Jahrhundert ist verloren gegangen, ohne daß, mit ganz wenigen Aus-

nahmen, nennenswerthe Fortschritte gemacht worden wären. Bei den Sammlungen, die auf Vermehrung angelegt waren, namentlich bei den Berliner Sammlungen, sind dadurch Versäumnisse eingetreten, die nach manchen Rücksichten hin nicht wieder gut zu machen sind. Denn gerade damals hatten die politischen und sozialen Umwälzungen eine solche Zahl von hervorragenden Kunstwerken aus Privatbesitz und zum Theil selbst aus öffentlichem Besitz auf den Markt gebracht, wie nie vorher, und die Preise waren durch die Menge der ausgebotenen Sachen meist außerordentlich niedrig.

Erst die Nachwirkungen der Kriege von 1864, 1866 und 1870 haben eine gründliche Aenderung auch auf diesem Gebiete hervorgerufen. Am augenfälligsten ist dieselbe in den kleineren Städten, da hier entweder gar nichts geschehen oder da man doch in den Anfängen stecken geblieben war.

In vorderster Reihe müssen die großen Handelsstädte genannt werden, wo sich ein werkthätiger Gemeinsinn längst entwickelt hatte und wo die Mittel reichlicher vorhanden waren. Die Hamburger Sammlungen, seit beinahe dreißig Jahren unter Dach und Fach, werden erst jetzt unter ihrer neuen Leitung Gemeingut der Bevölkerung und wachsen und entwickeln sich in erfreulichster Weise. Die großartige Schwabe'sche Schenkung moderner englischer Gemälde hat den Anstoß zu einem Neubau gegeben, und durch diesen ist Platz zu einer völlig neuen Aufstellung gewonnen, in der alle Theile der Sammlung zu vortheilhaftester Geltung kommen. Der große öffentliche Sinn, der die Anlage dieser Sammlung durch Commeter und Harzen hervorgerufen hat, ist heute der herrschende in Hamburg: was an hervorragenden oder für die locale Kunstentwicklung interessanten Kunstwerken sich noch in Hamburg befindet, wird durch Schenkung oder Kauf über kurz oder lang einmal in der Kunsthalle seinen Platz finden. Eine ähnliche, wenn auch langsamere Entwicklung hat die kunstgewerbliche Sammlung schon seit ihrer Eröffnung im Jahre 1876 aufzuweisen: beide Anstalten sind heute in jeder Beziehung Vorbilder für ähnliche Kunstsammlungen in Deutschland. Im Gegensatze zu Hamburg ist die Kunsthalle in Bremen in ihrer ersten Entwicklung beinahe stehen geblieben: die wenigen guten Bilder verschwinden bei jeder Ausstellung moderner Bilder auf Monate; die Schätze der Handzeichnungensammlung (namentlich der herrlichen Dürer-Zeichnungen aus Klugkist's Vermächtnisse) sind nur im kleinsten Kreise bekannt. Möge der Wettstreit mit Hamburg sich endlich auch auf dem Gebiete der Kunst einigermaßen geltend machen! Da ist selbst in Lübeck jetzt ein regeres Leben, obgleich leider der Rückgang der Hauptstadt des Hansabundes seit Jahrhunderten die Kunstwerke bis auf die reich ausgestatteten Kirchen empfindlich hat zusammenschmelzen lassen. Aber was an Schnitz-Altären und Figuren, was an kirchlichen Alterthümern aller Art in Lübeck und Umgegend erhalten ist, wird jetzt mit Sorgsamkeit gesammelt und soll demnächst in einem Neubau eine würdige Unterkunft finden.

Eine der ältesten Sammlungen, reicher ausgestattet und großartiger angelegt als alle vorgenannten, die Städel'sche Stiftung in Frankfurt a. M., hat in ihrem mehr als siebenzigjährigem Bestehen, mit Ausnahme des Jahrzehntes, in dem ihr Bestand durch den bekannten Prozeß bedroht war, immer ihre stetige Entwicklung gehabt; die Verwaltung ist in ihren Erwerbungen, in der Wahl und weisen Beschränkung derselben, in dem seit zehn Jahren vollendeten schönen Neubau von O. Sommer und der Aufstellung im Allgemeinen so glücklich gewesen, daß sie in ihrer Art in Deutschland obenan stand. Diese Entwicklung ist zu alt und ruht auf zu guter Grundlage, als daß die Anstalt nicht auch die Krisis glücklich überwinden sollte, in die sie vor einigen Jahren eingetreten ist.

Das Städtische Museum in Leipzig hat eine ähnliche Entstehung und Entwicklung gehabt und hat die gleiche Vielseitigkeit wie die Sammlungen in Frankfurt und Hamburg: durch die Freigebigkeit der Bürger in Leipzig gebildet, wird es auch jetzt noch von dem Gemeinsinn derselben getragen und gefördert, wie die Thieme'sche Schenkung altholländischer Gemälde, die v. Ritzenberg'sche Stiftung und ähnliche großmüthige Zuwendungen und der Umbau des Museums beweisen. Die Verwaltung wird gewiß Mittel und Wege finden, um — wie in Hamburg — den weiteren Aus-

bau der verschiedenen Sammlungen durchzusetzen und die Schätze im Privatbesitze von Leipzig auf die Dauer für das Museum zu sichern, ohne daß dadurch die Aufgabe der Sammlung moderner Kunstwerke beeinträchtigt zu werden braucht.

Die Entwicklung der Kunstsammlungen in den kleineren Residenzstädten ist meist von der in den genannten Städten wesentlich verschieden; wieder einen anderen Charakter trägt dieselbe in den Provinzialstädten. Beide stimmen jedoch darin überein, daß der Kunstbesitz in der Regel nicht wesentlich vermehrt wird. In den Residenzen hatte man anfangs nur die ihrem künstlerischen Werthe nach zum Theil sehr beachtenswerthen Sammlungen alter Gemälde berücksichtigt und dem Publicum in den Schlössern, ausnahmsweise auch in neuen Museumsbauten, zugänglich gemacht. Als aber vor etwa dreißig Jahren das Interesse an der alten Kunst sich allmälig auch der Kleinkunst zuwandte, wurde man aufmerksam auf die reichen Schätze, welche an manchen Orten versteckt und unbeachtet in den Schlössern und in Magazinen verborgen waren. Bei den Neubauten, die hier meist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren fast überall entstanden sind, ist, wenigstens in Norddeutschland, neben den Gemälden und den Sammlungen von Nachbildungen gerade auf diese kunstgewerblichen Sammlungen besondere Rücksicht genommen worden. Der Eindruck dieser Museen, die meist praktisch gebaut und mit Geschmack eingerichtet sind, ist daher ein sehr mannigfaltiger und vielfach anregender. Dies gilt namentlich von dem Museum in Gotha und von den etwas jüngeren Museen in Schwerin und Braunschweig. Weniger mannigfaltig sind die älteren Museen in Weimar und namentlich in Oldenburg. Alle diese Sammlungen tragen auch durch ihre guten Führer und Kataloge zur Ausbildung des Kunstverständnisses im Publicum in glücklichster Weise bei; insbesondere besitzt Schwerin in seinem Galeriekatalog eine für die Kunstgeschichte hervorragend wichtige Arbeit. Nur in Gotha, dessen reichhaltige Sammlungen ganz besonders geschmackvoll aufgestellt sind, scheint irgend eine sonderbare Bestimmung das Festhalten an dem dürftigen und kritiklosen alten Verzeichnisse zu verschulden. Bei dieser raschen und gedeihlichen Entwicklung, zu der Fürsten und Regierungen gemeinsam beigetragen haben, erscheint uns Dessan mit seinen Kunstsammlungen wie ein vergessener Posten aus dem vorigen Jahrhundert! Besser sah es selbst in Mecklenburg aus, noch ehe der verstorbene Großherzog den Entschluß faßte, die Schätze ans den verschiedenen Schlössern des Landes in Einem Museum zu vereinigen. Freilich gehören mehrere der Dessauer Sammlungen adligen Stiftern: die gewählte kleine Sammlung in Mosikgau und die sehr gemischte Galerie des Amalienstiftes in Dessau; aber was hindert, die Gemälde des Schlosses in Dessau, die an Gemälden der ältesten Zeiten sehr reiche Sammlung des Gothischen Hauses in Wörlitz, die Bilder und trefflichen Glasgemälde des Wörlitzer Schlosses, die Gemälde in Georgengarten u. s. f. in einer Auswahl des Besten in einem Bau zu vereinigen?

Weimar hat, wie ich nachholen muß, in neuester Zeit ein Kunstmuseum ganz eigener Art bekommen, das im Goethehaus mit großem Geschick aufgestellte Goethemuseum. Die Vielseitigkeit der Gegenstände, der Geschmack und die Wahl derselben geben ein glänzendes Zeugniß dafür, wie der große Dichter und Gelehrte auch nach dieser Richtung hin seiner Nation voranging und das leuchtende Beispiel gab.

In einem besonders ungünstigen Zustande, obgleich in einem Museum vereinigt, befanden sich bis vor Kurzem die Sammlungen in Darmstadt, die neben den alten Gemälden namentlich in den Elfenbeinsculpturen, den Emails, einzelnen deutschen Silberarbeiten, in den Zeichnungen seltene Schätze älterer Kunst besitzen. In einem Neubau werden in kurzer Zeit diese Sammlungen zu würdigerer und vortheilhafterer Aufstellung kommen können. Hessen hat neben Darmstadt Sammlungen alter Kunstwerke noch an zwei verschiedenen Orten, in Mainz und Worms. Die Gemäldegalerie in Mainz, eine Sammlung von Napoleon's Gnaden, enthält nur wenige gute Bilder; aber der Sammeleifer und das Interesse unter den Bürgern von Mainz, durch welche verschiedene sehr achtbare Privatgalerien, namentlich von altholländischen Bildern zusammengebracht worden sind, bürgt dafür, daß auch diese Galerie einer besseren Zukunft

entgegengeht. Fast ausschließlich der opferwilligen Thätigkeit mehrerer Privatsammler verdankt das Paulusmuseum in Worms seine Entstehung, das in seiner weisen Beschränkung auf das, was der Boden der alten Stadt noch gelegentlich bietet und was auf dieselbe Bezug hat, in seiner geschmackvollen, malerischen Aufstellung ein Muster für kleine Localmuseen abgibt.

Die süddeutschen Kunstsammlungen sind meist schon früher zu geordneten Verhältnissen, damit aber auch zu einer Art Abschluß gekommen, der nicht von günstiger Wirkung auf die Städte ist, in denen sich die Sammlungen befinden. Es gilt dies sowohl von Karlsruhe, dessen neue „Kunsthalle" schon seit beinahe einem halben Jahrhundert fertig ist, wie von Stuttgart, dessen reiche Galerie hoffentlich bald eine kritische Sichtung erfahren und einen wissenschaftlichen Katalog erhalten wird. Die Stuttgarter Alterthümersammlung mit ihrem reichen Besitz an schwäbischen Sculpturen und Ludwigsburger Porzellan ist kürzlich in einem würdigen Neubau aufgestellt worden. Die Mannheimer Galerie hat noch immer den Charakter eines zufällig entstandenen Magazins ausrangirter Bilder. Sigmaringen dagegen besitzt in seinem fürstlichen Museum, der jungen, großartigen Schöpfung des verstorbenen Fürsten Karl von Hohenzollern, eine der vielseitigsten Sammlungen Deutschlands, die durch Geschmack in der Auswahl der Gegenstände wie in der Aufstellung und durch ihre trefflichen Kataloge als Muster für alle kleineren Museen gelten dürfte. Auch werden hier die Lücken nach und nach durch weitere Ankäufe ausgefüllt.

Die Museen in den Reichslanden besaßen vor 1870 die Schwächen der französischen Provinzialmuseen in vollem Maße; und die Belagerung von Straßburg hat die kleine Kunstsammlung daselbst noch stark decimirt. Jetzt wurde in Straßburg im gesunden Anschluß an die neue Universität ein neues Museum zu schaffen gesucht. In Colmar beschränkt man sich mit Recht auf die Pflege der alten localen Kunst, namentlich des M. Schongauer. Das Museum in Metz besitzt eine kleine Zahl interessanter holländischer Gemälde.

II.

Ich habe bisher die Sammlungen der beiden größten deutschen Staaten, Baiern und Preußen, noch nicht genannt. Hier ist die Entwicklung eine wesentlich andere gewesen als in den übrigen deutschen Staaten, aber bis vor etwa einem Jahrzehnt keineswegs im Allgemeinen eine ebenso glückliche. Die Sammlungen der Hauptstädte München und Berlin hatten hier das Interesse vorzugsweise in Anspruch genommen, die Provinzen und Städte aber nicht die Energie oder nicht die Mittel, selbständig vorzugehen. An Sammlungen fehlte es zwar nicht; aber nur wenige waren gut aufgestellt oder gar in das Bewußtsein des Publicums übergegangen. Erst in neuester Zeit ist an verschiedenen Orten eine Wendung zum Bessern eingetreten, welche in erster Linie der unverdrossenen Fürsorge der Regierungen zu verdanken.

In Baiern sind, mit Ausnahme einiger kleiner städtischer Sammlungen (wie der interessanten Galerie in Nördlingen), die Galerien der Provinzialstädte aus den Magazinen des kolossalen Kunstbesitzes der Krone gebildet. Diese waren bisher als Decorationen in den Schlössern vertheilt, meist ohne jede Rücksicht auf ihren Werth, ohne Kataloge und in ganz ungenügender Beleuchtung. Die an Zahl der Bilder theilweise außerordentlich reichen Sammlungen, namentlich zu Schleißheim und Augsburg, besitzen darunter manche interessante, gute und selbst ausgezeichnete Bilder; aber das Studium derselben war sehr erschwert, ein Genuß derselben fast unmöglich. Noch mehr ist dies der Fall in den Sammlungen zu Bamberg, Würzburg, Speyer, wo dieselben, meist an mehreren Stellen zerstreut, als Wandschmuck der Schlösser verwendet werden. Mit der Reorganisation der Sammlungen in München, die unter der neuen Direction seit mehreren Jahren begonnen hat, steht auch für diese, der Münchener Centralleitung unterstellte Galerien eine Aenderung zum Bessern bevor. Der Anfang ist mit Schleißheim und Nürnberg gemacht. Die Galerie in Schleißheim ist neu aufgestellt und katalogisirt worden; die Galerie in Nürnberg ist

mit dem Germanischen Museum verbunden und nach dessen Principien als culturgeschichtliche deutsche Sammlung umgestaltet worden. Dem Germanischen Museum gebührt der Ruhm, daß dasselbe in den Zeiten, als deutsche Kunstsammlungen wie in einem Winterschlafe lagen, geplant, gegründet und stetig ausgebaut wurde und für alle ähnlichen kunstgewerblichen und culturgeschichtlichen Sammlungen als Vorbild gedient hat, obgleich die starke Pflege des Museumsbaues verhältnißmäßig nur beschränkte Mittel für die Anschaffungen zur Verfügung stellte.

In Preußen war der Boden zum Anbau der Sammlungen älterer Kunstwerke außerhalb der Hauptstadt meist wenig günstig. Nur wenige Provinzen Preußens haben eine bedeutende ältere Kunstblüthe gehabt; daher waren nur an einzelnen Orten, namentlich in Köln, die Bedingungen für die Bildung von Kunstsammlungen aus den daselbst aufgehäuften Kunstwerken gegeben. Seitens der Regierung wurde daher in ähnlicher Weise wie in Frankreich unter Napoleon der Versuch gemacht, künstlich eine Basis dafür zu schaffen, indem wiederholt aus den Beständen der Berliner Museen, namentlich der Bildergalerie, Kunstwerke an die Provinzialstädte abgegeben wurden. Diese Bemühungen sind lange ohne wesentlichen Erfolg geblieben, theils wohl weil man anfangs nicht die richtigen Kunstwerke auswählte, theils weil man wenig Entgegenkommen in den Provinzen fand. Die Regierung hat trotzdem ihre Bemühungen unverdrossen fortgesetzt; dieselbe hat in neuerer Zeit, neben wiederholter Abgabe besserer Gemälde und kunstgewerblicher Gegenstände, nach eigener Wahl der Vorstände der Provinzialsammlungen, für die Zusammenbringung der Kunstwerke, für deren würdige Aufstellung in Neubauten und eine geeignete Verwaltung das Mögliche gethan. Und dieses Vorgehen der Regierung hat jetzt bereits an verschiedenen Orten auch die Initiative der Provinz oder der Städte geweckt und dadurch die Bürgschaft für eine weitere gedeihliche Entwicklung gegeben.

Den Anstoß hat der Neubau einer Galerie für Cassel gegeben, den die Regierung bald nach dem Kriege in Angriff genommen. Als die herrlichen Werke der niederländischen Schulen in der neuen Galerie in vortheilhafter und geschmackvoller Weise zur Ausstellung kamen, als die mannigfachen kunstgewerblichen Schätze aus dem Besitze des hessischen Kurfürsten hier ihren würdigen Platz fanden und durch eine glücklich ausgewählte Sammlung von Gipsabgüssen nach Bildwerken des Mittelalters und der Renaissance die Lücken an Originalen nach dieser Richtung ausgefüllt wurden; als dadurch gleichzeitig für die Antike, Originale wie Abgüsse, in dem Alten Museum hinreichender Platz zu vortheilhafter Aufstellung frei ward: da war (vor etwa fünfzehn Jahren) ein großartiges Vorbild geschaffen, nach dem auch in den andern Provinzialstädten die vorhandenen Kunstschätze zur Aufstellung und Ordnung kommen konnten.

Die Nachfolge ist bisher freilich nur eine langsame und vereinzelte gewesen. Am günstigsten dafür waren, durch die Mannigfaltigkeit und den Werth ihrer Kunstschätze, die zerstreuten Sammlungen in Hannover. Durch das Entgegenkommen von Provinz, Stadt und Regierung und die Liberalität eines bekannten hannoverschen Sammlers hat Hannover jetzt ein Provinzialmuseum mit vielseitigen Sammlungen und wird etwa in Jahresfrist in seinem Kestner-Culemann-Museum ein zweites ebenso reichhaltiges und vielseitiges Museum erhalten. Es wird die Aufgabe des Directors dieser letzteren Anstalt sein, durch die Ordnung ihrer Sammlungen auch auf die Reorganisation des Provinzialmuseums vortheilhaft einzuwirken. Denn hier hat der Anschluß an die älteren Bestände, namentlich die Verbindung mit dem Kunstclub und dessen Räumen, sowie das Fehlen einer eigenen Verwaltung, manche Unzuträglichkeiten für die Aufstellung und Fortentwicklung der Sammlungen.

Im Gegensatz zu Hannover zeigt Hildesheim, was die Energie und Begeisterung eines einzelnen Mannes schaffen kann: wie der Senator Römer seine Vaterstadt gewissermaßen in ein deutsches Architekturmuseum verwandelt hat, so hat er auch, neben seinen großen naturhistorischen Sammlungen, aus dem Nichts ein reichhaltiges Kunstmuseum geschaffen und in seinen Mitbürgern Freude und Verständniß für alles Das geweckt.

Die Provinz Hannover hat außerdem in Emden, Osnabrück und Göttingen noch kleinere Kunstsammlungen, vorwiegend von Gemälden. Die erstere ist sorgsam gepflegt; die letztere, obgleich im Besitze einer Anzahl guter holländischer Bilder und mit einer interessanten Sammlung von alten Handzeichnungen und Kupferstichen verbunden, verdiente grade als Universitätssammlung eine ganz andere Berücksichtigung.

Kiel und Wiesbaden hat der Umstand, daß hier die fürstlichen Familien ihre Kunstschätze theils nach Kopenhagen und Oldenburg, theils nach Holland abgegeben haben, die Bildung nennenswerther Provinzialsammlungen verhindert. In Kiel ist ein erster Grund gelegt in der dankenswerthen Thaulow-Stiftung; in Wiesbaden kommen die wenigen beachtenswerthen Kunstwerke in ihrer unübersichtlichen Mischung mit werthlosen Gegenständen nicht zur richtigen Geltung.

In unsern östlichen Provinzen ist Breslau durch die Vereinigung seiner umfangreichen Provinzialsammlungen in einem stattlichen Neubau und durch vortheilhafte Aufstellung und Katalogisirung vorangegangen. An die Sammlungen der Originale, vorwiegend schlesischer Herkunft, schließen sich die zahlreichen und trefflich aufgestellten Nachbildungen in Gipsabgüssen und Photographien.

Danzig, das in den Schätzen seiner Marienkirche ein wahres Museum besitzt, hat keine Sammlung, die der künstlerischen Bedeutung und handelspolitischen Stellung der Stadt entspricht. In höherem Maße gilt dies von Königsberg und Stettin, obgleich die Regierung schon früh grade in Königsberg Bestrebungen nach dieser Richtung auszubilden oder zu fördern gesucht hat, und Stettin durch Schenkung in seiner Galerie mehrere sehr gute alte Gemälde (besonders zwei große Frans Hals) aufzuweisen hat. Für Ostpreußen ist das Fahrenheit'sche Museum in Beynuhnen bedeutender und erfreulicher als das Museum Königsbergs. Aus eigener Initiative und mit mehr Glück sind seit Kurzem in Halle und Erfurt städtische Museen begründet worden. In Brandenburg hat die Schenkung des Bildhauers Wredow durch eine ansprechende Sammlung von holländischen Gemälden und von Kupferstichen den Grund dazu gelegt. Auch Magdeburg ist endlich durch die Schenkung eines seiner Mitbürger in den Stand gesetzt worden, den Anfang mit einer städtischen Kunstsammlung zu machen, die gerade in dieser großen Handels- und Industriestadt besonders am Platze ist.

Wenn in den Städten der östlichen Provinzen nur ausnahmsweise oder in beschränktem Maße eine ältere Blüthe der Kunst Gelegenheit zur Bildung namhafter Sammlungen aus dem Kunstbesitz an Ort und Stelle gegeben hat, so sind die größeren Städte der westlichen Provinzen in einer weit günstigeren Lage gewesen. Namentlich gilt dies für Köln, das seit römischer Zeit fast ununterbrochen ein Sitz blühender Kunst gewesen ist. Die großartige Schenkung von Wallraff hatte hier frühzeitig einen Grund gelegt, auf dem leider nicht weitergebaut wurde. Erst nach Jahrzehnten konnten die trefflichen Sammlungen der Kölnischen Kunst, wieder nur durch die Gabe eines Bürgers, eine würdige Statt finden; und die großartigen Sammlungen anderer Bürger der Stadt, von den Brüdern Boisserée bis auf Ruhl und Disch, ließ man aus Köln fortziehen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie der Stadt zu erhalten, während fast Alles, was aus dem alten Culturboden an Alterthümern römischer Zeit in Hülle und Fülle herausgefördert wurde, in das Ausland wanderte. Der alte Besitz aber ist auch in den neuen stattlichen Räumen nicht richtig zur Geltung gebracht, die Mittel der Stadt und patriotischer Kunstfreunde sind zumeist in wenig glücklichen Ankäufen verzettelt worden. Das weiß man aber heute in Köln gut genug; und daß man den besten Willen hat, hier Wandel zu schaffen, beweist die Gründung des Kölner Kunstgewerbemuseums und die außerordentliche Entwicklung desselben unter seinem Director schon in der Frist eines einzigen Jahres! Bei der Einsicht und dem Entgegenkommen der Behörden, bei der Opferfreudigkeit und dem Kunstsinn der reichen Bürger der Stadt werden die Kölner Kunstsammlungen unter einer guten Verwaltung zweifellos in wenigen Jahren schon eine solche Entwicklung genommen haben, daß sie mit in vorderster Reihe genannt werden müssen.

In den kleineren Sammlungen der Rheinprovinz, in Bonn, Düsseldorf und Coblenz ist kaum der Anfang zu einem systematischen Ausbau oder einer vortheilhaften Geltendmachung der vorhandenen Kunstwerke gemacht worden. In Coblenz ist z. B. die kleine Galerie alter Gemälde, die manche recht gute und interessante Bilder aufzuweisen hat, in einem Winkel des Theaters untergebracht! Dagegen besitzt Düsseldorf in den Sammlungen des Centralgewerbevereins für Rheinland und Westphalen, denen es leider noch immer an einem Museum fehlt, eine Anstalt von so außerordentlichem Nutzen für die Wiederbelebung unseres Kunstgewerbes, daß dieselbe allen Kunstgewerbemuseen und Gewerbevereinen als Vorbild hingestellt zu werden verdiente. Auch in Aachen hat der großartige Sammelfleiß und der patriotische Sinn eines Einzelnen, dessen erste berühmte Sammlung durch die Einverleibung in die Berliner Galerie zehn Jahre früher den Anstoß zu der neuen Entwicklung derselben gegeben hatte, in kurzer Zeit in dem Suermondt-Museum ein in der Wahl der Gegenstände, in der geschmackvollen Aufstellung und in der Katalogisirung für eine Stadt von der Bedeutung Aachens geradezu musterhaftes Museum geschaffen, dessen wichtigste Sammlung die Gemäldegalerie ist. In Trier und Bonn werden die neuen Museumsbauten die Gelegenheit bieten, neben der Pflege der hervorragenden Sammlungen römischer Alterthümer auch den Kunstwerken des Mittelalters und der Renaissance der Provinz hier eine Stätte zu bereiten. Das Museum in Crefeld hat mit Unterstützung der Regierung im Anschluß an die dortige Industrie vor Allem eine Vorbildersammlung von älteren Stoffen angestrebt und besitzt darin jetzt schon eine der wichtigsten Sammlungen ihrer Art. Daneben sind auch andere Theile des Kunstgewerbes, namentlich des Porcellans, schon gut und selbst reichlich vertreten.

In Westfalen hat Münster sich das Sammeln der Kunstwerke aus der Blüthezeit der Kunst Westfalens nach verschiedenen Richtungen hin mit Erfolg angelegen sein lassen; jedoch bedürfen die Kunstwerke dringend besserer Räume zur Aufstellung.

III.

Das ist in großen Zügen heute der Stand unserer Sammlungen älterer Kunstwerke in Deutschland. Welches wird nun die weitere Entwicklung derselben sein? Welche Ziele werden dieselben in absehbare Zukunft zu verfolgen haben? Fast in jeder einzelnen Stadt, bei jeder einzelnen Sammlung werden dieselben mehr oder weniger verschiedene, individuelle sein; doch lassen sich für sämmtliche Sammlungen, sowie für die einzelnen Kategorien derselben gewisse allgemeine Bedingungen und Erfordernisse für eine gedeihliche Weiterentwicklung aufstellen, die hier zum Schlusse kurz hervorgehoben werden mögen.

Das was heute von jeder, auch von der kleinsten Sammlung von Kunstwerken verlangt werden kann, ist die geschmackvolle Aufstellung in angemessenen und gut beleuchteten Räumen, sowie die Etikettirung und Katalogisirung der Kunstwerke, wodurch im Publicum die richtige Freude an ihnen und das Verständniß für dieselben geweckt werden. Das ist eine Anforderung, die selbst für die Aufstellung der Kirchenschätze und der an kleinen Orten im öffentlichen Besitz befindlichen Kunstwerke gilt. An größeren Orten, wo die Sammlungen in erster Linie für die Einwohner der Stadt und ihrer Nachbarschaft da sind, treten noch andere wesentliche Erfordernisse hinzu. Vor allem die, daß die Leitung der Sammlungen in berufene Hände gelegt wird. Es ist dazu gar nicht nöthig, daß jedesmal ein Kunsthistoriker von Fach der Vorstand sei: dazu werden oft weder die Mittel vorhanden, noch die geeigneten Persönlichkeiten zu finden sein. Aber nothwendig ist, daß der Director ein Mann von feiner Empfindung für die Kunst, von Geschmack, Initiative und praktischem Sinn sei; dann kann er fehlende Fachkenntnisse für seinen Posten möglichst durch Bücher, Studien, und namentlich auf Reisen durch Anschauung nachholen. An jeden Sammlungsvorstand kann die Anforderung gestellt werden, daß er das

Interesse des Publicums in jeder Weise für die Sammlungen zu wecken sucht; nicht nur durch gute Aufstellung und Katalogisirung derselben, sondern durch gelegentliche Vorträge in den Sammlungen und über dieselben, durch Gewinnung der Privatsammler für die Interessen der Sammlungen, unter Umständen selbst durch eine gewisse Betheiligung an der Leitung, sowie durch Heranbildung neuer Sammler. Nur dadurch wird ein anderes Ziel erreicht werden: das Festhalten und das allmälige Aufgehen der werthvolleren Privatsammlungen in die Museen desselben Orts, sei es durch Schenkung, Nachlaß oder Ankauf derselben. Daß die Sammlungsvorstände darauf ihr ganz besonderes Augenmerk richten, ist um so nothwendiger, da das Aufgehen der Privatsammlungen in öffentliche Sammlungen sich seit etwa zwei Jahrzehnten im Ausland vor unseren Augen in ganz außerordentlicher Geschwindigkeit vollzieht, wodurch die käufliche Erwerbung guter Kunstwerke täglich schwieriger und kostspieliger wird. Eine Forderung, die an die Kunstgewerbesammlungen gestellt werden muß, umsomehr als die meisten derselben (mit rühmlicher Ausnahme einzelner, namentlich des Düsseldorfer Centralgewerbevereins) bisher nur wenig Rücksicht darauf genommen haben, ist der Anschluß derselben an die Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes: die Beschaffung solcher Vorbilder aus alter Zeit, die für unsere heutigen Bedürfnisse mustergültig sind, oder an denen der Arbeiter auch technisch sich bilden kann.

Wo zu weiterem Ausbau der Sammlungen irgend welche, wenn auch nur beschränkte Mittel vorhanden sind (und solche lassen sich durch Gewinnung reicher Kunstfreunde fast überall beschaffen), da werden bei Provinzialsammlungen in erster Linie stets die Leistungen der alten heimischen Kunst und des Kunstgewerbes, wo solche geblüht haben, in Betracht kommen müssen; was der Platz selbst noch bietet, soll man festhalten, was nach außen gelangt ist, thunlichst zurückzubringen suchen. Ebenso wichtig ist, daß da, wo noch heute Kunst und Kunstindustrie in lebendiger Uebung sind, die Sammlungen gute Vorbilder für die Kunst schaffen, welche am Platze geübt wird.

Allerorten soll und kann man sodann, bei den geringen Unkosten, Sammlungen von Nachbildungen anlegen: von Gipsabgüssen nach plastischen Bildwerken und von Nachbildungen aller Art von Kunstwerken in Photographien. Eine Beschränkung pflegt bei den Gipsabgüssen, wenn richtig gewählt wird, nur von Vortheil zu sein, da sich der Geschmack am besten bildet vor den edelsten Werken und bei einer beschränkten Auswahl auch das Studium erleichtert wird.

Wo größere Mittel für die Vermehrung der Sammlungen zur Verfügung stehen und nicht schon durch eines der oben genannten Ziele in Anspruch genommen werden, wird eine Beschränkung auf besonders gute, gut erhaltene und womöglich auch leichter verständliche Kunstwerke zu empfehlen sein. Die Zeiten, in denen man nur darauf bedacht war, einen „Namen" in den Sammlungen vertreten zu haben, sind vorüber oder sollten vorüber sein: lieber ein namenloses, wirkliches Kunstwerk, als ein schwaches oder ruinirtes Werk eines namhaften Künstlers!

Für die großen Museen der Hauptstädte Deutschlands treten daneben noch neue Anforderungen bei der überall jetzt begonnenen Fortbildung derselben in den Vordergrund. In erster Linie die weitere Ausscheidung des Mittelgutes oder des Schlechten, wo solches noch vorhanden. Weder in Dresden noch in Berlin oder München ist man darin bisher weit genug gegangen; am wenigsten in den kunstgewerblichen Sammlungen, bei denen der Platzmangel und die unvortheilhafte Wirkung gerade aus der Unmasse gleicher oder ähnlicher Gegenstände von geringerem Kunstwerth erwachsen. Die Nationalgalerie in London unter den öffentlichen Sammlungen und manche der großen Privatsammlungen in Paris und London (theilweise auch in Wien und Berlin) geben das Vorbild, dem man nachstreben soll. Was also ausgeschieden wäre, würde meist zur Begründung und Vervollständigung der Sammlungen der Provinzialstädte oder der Vorbildersammlungen von Kunst- und kunstgewerblichen Schulen mit Nutzen verwendet werden können. Die Mittel für Anschaffungen sollten dagegen auf die Ausfüllung der Lücken durch Erwerbung einiger weniger ganz hervorragender Werke verwendet werden. In der Aufstellung wird man für die Kunst-

gewerbemuseen, insbesondere in Berlin, die Einrichtung von einzelnen Zimmern für jede Epoche weit strenger zur Durchführung bringen und dabei nicht auf decorative Wirkung, sondern auf ein treues Abbild der Zeit durch Beschaffung bester und doch möglichst einfacher Einrichtungsstücke jeder Art Bedacht nehmen müssen: nur dadurch kann sich der Geschmack des Publicums wirklich läutern, kann unser Kunsthandwerk die Sicherheit und das Maß gewinnen, welche die französische und die englische Industrie theilweise schon seit längerer Zeit auszeichnen.

An die Berliner Gemäldesammlung und die Sammlungen von Originalsculpturen (und Abgüssen) aus dem Mittelalter und der Renaissance wird bei dem projectirten Neubau eines „Renaissancemuseums", welches dieselben aufnehmen soll, eine ganz neue Aufgabe herantreten. Hier sollte bei der Aufstellung eine theilweise Mischung stattfinden: in der Weise, daß die Meisterwerke aus den verschiedenen Blüthenepochen der Kunst je in Einem Raume vereinigt werden, der schon als solcher durch seine Form wie durch die Ausstattung mit einigen wenigen ausgezeichneten gleichzeitigen Möbeln, Gobelins u. s. w. den Beschauer bis zu einem gewissen Grade in die Stimmung zurückversetzt, welche jene Kunstwerke an ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte hervorgerufen haben. Man wird also nicht eine einzige „Tribuna", sondern eine Reihe von solchen Ehrensälen schaffen, in denen ausgewählt große Meisterwerke der Malerei mit den besten Büsten, Statuen und Reliefs der gleichen Zeit und Schule derart zusammengestellt sind, daß sie annähernd in ihrer beabsichtigten Wirkung zur Geltung kommen. Dabei wird zugleich gegen die großen Gründer und Mehrer des preußischen Staates, welche sich die Pflege der Kunst angelegen sein ließen und die den Grund einer heimischen Kunst gelegt haben, eine Ehrenpflicht abgetragen werden können, indem ihrem Andenken verschiedene dieser Elitesäle gewidmet werden. In einer Rococogalerie wird in den Statuen und Gemälden und durch deren Aufstellung Friedrich dem Großen ein Denkmal für seine großartige Förderung der Kunst seiner Zeit setzen; in einem Prachtsaal für die Aufnahme der Meisterwerke eines Ruben, van Dyck, Rembrandt und Schlüter wird die Erinnerung wach gehalten werden an die Pflege, welche der Große Kurfürst den Künstlern und Kunstwerken der Barockzeit angedeihen ließ; und den Raum, den die besten Werke der altdeutschen Kunst schmücken, widme man Kurfürst Joachim und Cardinal Albrecht, den eifrigen Gönnern eines Dürer, Cranach und Vischer.

Berlin, im Februar 1889.

W. Bode.

Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

Vortrag,

in der vierten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 13. Juni 1889 gehalten

von

Bernhard Suphan.

Der Goethe-Gesellschaft, als dem nächstbetheiligten Kreise, soll nach dem Willen Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen in ihrer festlichen Versammlung die erste öffentliche Mittheilung gemacht werden von einer Erweiterung Höchstihres Goethe-Archivs, welche in diesen Tagen sich vollzogen hat. Ich bin ermächtigt, Ihnen zunächst den Wortlaut der bezüglichen Urkunde zur Kenntniß zu bringen. Sie lautet in ihren drei Paragraphen, wie folgt[1]):

1. Der Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm zu Weimar und der Freiherr Alexander von Gleichen-Rußwurm zu Darmstadt übergeben das Schiller-Archiv, derzeitig zu Greifenstein ob Bonnland, enthaltend Schiller's handschriftlichen Nachlaß und Bibliothek, der hohen Besitzerin des Goethe-Archivs, der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, Königlichen Prinzeß der Niederlande, zu Besitz und Eigenthum, der Fürsorge und dem hohen Sinne Ihrer Königlichen Hoheit Schutz und Obhut dieses bisher von ihnen gehüteten idealen Erbschatzes des deutschen Volkes anvertrauend.

2. Der Inhalt des Schiller-Archivs wird dem Goethe-Archiv zu Weimar angeschlossen. Zum Zeichen unzertrennlicher Vereinigung führt letzteres von da ab den Namen

Goethe- und Schiller-Archiv.

Sollte für das vereinigte Archiv nachmals, in Folge fortschreitender Erweiterung, eine andere Bezeichnung gewählt werden, so haben die hinsichtlich des Goethe-Archivs in diesem Betracht getroffenen Bestimmungen auch für das Schiller-Archiv zu gelten.

3. Die Frau Großherzogin von Sachsen, Königliche Hoheit, Höchstwelche diese Stiftung in voller Würdigung ihres Werthes dankend entgegennimmt, bekennt sich, Bewahrung und wissenschaftliche Benutzung des Schiller-Archivs betreffend, zu den nämlichen Pflichten, welche Höchstdieselbe dem Goethe-Archiv gegenüber, in Anbetracht seiner nationalen Bedeutung, ausübt, und überträgt diese Pflichten, wie dies hinsichtlich des Goethe-Archivs bereits geschehen ist, auf ihre Erben und Rechtsnachfolger.

Zu Urkund dessen ist gegenwärtiger Vertrag vollzogen worden.

Weimar, den 7. Mai 1889.

Sophie,
Großherzogin von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande.

Wartburg, den 7. Mai 1889.

Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Königl. bayr. Kämmerer.

Darmstadt, den 10. Mai 1889.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.
Lieutenant im Großherzoglich Hessischen Leib-Dragoner-Regiment.

[1]) Die Erlaubniß zum Abdruck obiger Urkunde ist von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin ausschließlich für diese Stelle gnädigst bewilligt worden.

Ein zweites Schriftstück, unterzeichnet auf Schloß Greifenstein in Unterfranken am 2. dieses Monats, beurkundet, daß an diesem Tage die Uebergabe der Stiftung erfolgt ist. Der Freiherr Ludwig von Gleichen überwies mir zunächst den gesammten umfänglichen Bestand des Schiller-Archivs, sodann die Bibliothek Schiller's, dazu die Bücher aus dem Nachlaß seiner Gattin Charlotte und der nächsten Angehörigen nebst der beträchtlichen Schiller-Literatur, welche sich um diesen Kern angesammelt hat; schließlich die wohlgeordnete und besonders verwahrte Sammlung von Schriften, Drucken, Bildern und sonstigen Andenken, auf die nationale Feier von Schiller's hundertstem Geburtstag bezüglich.

Schon am 4. Juni war der gesammte Inhalt des Schiller-Archivs in den Räumen des Weimarer Schlosses geborgen. Zum Wiederaufbau des Ganzen hat die Zeit nicht ausgereicht. Aber es ist möglich gewesen, eine Anzahl der werthvollsten Stücke zur Ansicht auszulegen, und so dem Besucher eine Vorstellung zu geben, wo nicht von dem bedeutenden Umfang, so von dem inneren Reichthum der Stiftung. Die letzte und großartigste Arbeit des Dichters, das herrlichste aller Fragmente: Demetrius, sehr Vieles von den übrigen dramatischen Fragmenten und Entwürfen, Blätter von „Luise Millerin" und „Don Carlos", Gedichte, Schiller's Briefwechsel mit Lotte nebst Briefen von Caroline v. Wolzogen an Beide, Anderes aus Schiller's Correspondenz; Kalender und biographisch merkwürdige Stücke — das Alles liegt nun zum ersten Male neben den Heften und Blättern von Goethe's Hand, und neben solchen Handschriften, welche in der Vereinigung der Hände Beider ihr einträchtiges Zusammenwirken anschaulich darstellen, in dem Hauptraume des Archivs beisammen, welches von heute ab die beiden verheißungsvollen Namen in seiner Benennung verbindet. —

Dies ist die Thatsache, über welche ich im Auftrage der hohen Besitzerin des „Goethe- und Schiller-Archivs" zu berichten habe. Den Genossen der Goethe-Gesellschaft gegenüber bedarf es keiner Erläuterung ihrer Wichtigkeit, den edeln Stiftern gegenüber, die sich unserem Danke entziehen, bedarf es keines Panegyrikus. Aber die Empfindung, die sicherlich Sie Alle mit mir hegen, daß sich hier etwas Außergewöhnliches, „Ungemeines" vollzogen hat, sie verlangt, um ihrer selbst willen, einen Ausdruck.

Hervorgegangen ist die Stiftung aus dem Wunsch und Gedanken, daß die beiden Großen von Weimar vereinigt sein sollen auch an der Stätte, welche begründet ist, um die unmittelbaren, nächsten Zeugnisse großartigen geistigen Lebens und Wirkens für Mit- und Nachwelt aufzubewahren. So wie Beide vereinigt uns hier in Weimar leibhaft vor Augen stehen im Lichte des Tages, und vereinigt hier bei einander ruhen als Fürsten bei den Fürsten. Vereinigt sollten sie nun auch sein in dem Schutze des Burgfriedens, der nach letztwilliger Bestimmung von Goethe's letztem Nachkommen seit dem Frühjahr 1885 den literarischen Nachlaß Goethe's umschließt, unter der Hand der Fürstin, welcher jener Goethe'sche Schatz zugefallen ist, und mit ihm die Ausführung großer nationaler Aufgaben.

Schiller's Enkel und Urenkel haben über ihren Schatz in der Vollkraft des Lebens verfügt, und im vollen Bewußtsein des Opfers, das sie der nationalen Sache bringen, haben sie ihr Haus und Heim des edeln Schmuckes entkleidet, an dem sie sich bisher, an dem sich ihre nächsten Vorfahren erbaut haben, und der im Laufe der Jahre manch' tüchtigen Mann ihnen zum Gastfreunde gemacht hat. Es ist eine That, in Schiller's großem Sinne gedacht und ausgeführt, ein Zeugniß, daß des Ahnherrn Gemüth und Gesinnung in ihnen fortlebt, eine Frucht jener Bildung zum Schönen-Guten, welche wir mit Schiller „ästhetische Erziehung" nennen, ein Beispiel, das nachwirken und Nachfolge erwecken muß überall, wo noch „schöne Seelen schön empfinden", überall, wo man sich noch dessen bewußt ist, daß auch mit dem literarischen Adel Verpflichtungen verknüpft sind, und daß diese auf die Nachkommen übergehen.

Jedoch nicht lobpreisen will ich sie und ihre That. Laudabunt alii, darf ich mit dem römischen Dichter sagen: Andere werden es thun. Mich drängt es, zu bekennen,

daß es zu den erhebendsten Momenten meines Lebens gehört, zu meinen theuersten Erinnerungen gehören wird, unmittelbar und in nächster Nähe an dem Hergang und Vollzug dieser Stiftung Theil gehabt zu haben. Mir ist der späte Abend unvergeßlich, an dem, nach kurzer Zwiesprache, der Gedanke, längst schon von dem Enkel Schiller's gehegt, zum Beschlusse reifte; die Stunde der Vorberathung, in welcher ich, bevollmächtigt von der Fürstin, die Erklärung abgeben durfte, es sei bis in die fernsten Zeiten Vorsorge getroffen, daß, wie Goethe's Erbe, so nun auch das Schiller's dem deutschen Volke erhalten bleibe. Unvergeßlich die Stunde in Schiller's Garten zu Jena, da wir im Vorgefühl dieses Tages, dieser Stunde beisammen standen vor dem Denkmal, das die Universität ihrem berühmtesten Lehrer an einem festlich schönen Tage weihte. Die jüngst auf Schloß Greifenstein verlebten Tage: die Einführung in das Schiller-Archiv mit seinen treu gehegten Reliquien und Erinnerungszeichen; die Stunde, da wir die Urkunde der Uebergabe unterzeichneten und besiegelten unter dem mittäglichen Sonntagsgeläute. Und endlich der sonnig klare Morgen, da ich aus dem gastfreundlichen Schlosse schied, mit dem herrlichsten Gastgeschenk ausgestattet, das je gestiftet ward, und der Herr des Hauses mir, dem Entführer seines Schatzes, zum Abschiede die Hand reichte in edler männlicher Rührung.

Nicht loben will ich; der Erfolg wird die That loben. Ich stehe ihr, wir alle stehen ihr noch zu nahe jetzt, um sie in ihrer ganzen Tragweite ermessen zu können. Ich kann nur hindeuten auf die nächstüberſehbaren Folgen; ich hebe dabei einige Momente hervor, die zur Vorgeschichte gehören.

Es ist im Anfange dieses Jahres zu Berlin in der neubegründeten Gesellschaft für Literaturgeschichte ein Vortrag gehalten worden über „Archive für Literatur“[1]). Der Vortragende, einer der ersten Lehrer der Berliner Hochschule, Wilhelm Dilthey, erklärte, es gebe bis jetzt in Deutschland, in der Welt nur ein derartiges in großem Maßstabe angelegtes Institut: das Goethe-Archiv in Weimar. An die Schätze dieses Archivs müßten sich die Nachlässe aller Schriftsteller, die dem classischen Weimar angehören, anschließen. Mit Erich Schmidt, dem Vorsitzenden der Gesellschaft, zusammen habe ich dieser Forderung aus voller Ueberzeugung beigestimmt. Manches war in meinem Bereich zu solchem Zwecke in der Stille schon geschehen. Und vorschauend hatte bereits in der Zeit der Begründung des Goethe-Archivs die hohe Besitzerin desselben den Grund auch zu einem solchen Ausbau gelegt. Insbesondere zu einem Weimarischen Schiller-Archiv. Schon im Jahre 1885 ist der Eckstein zu diesem gesetzt mit der Erwerbung des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels. Im Spätherbst des vorigen Jahres, an Schiller's Geburtstag, habe ich diesen Schatz, den der frühere Besitzer, Freiherr Carl v. Cotta, vertragsmäßig bis zu seinem Tode in Verwahrsam gehalten hat, in Stuttgart übernommen, um ihn in das Goethe-Archiv überzuführen. Fast tausend Briefe sind es, durch Schenkung und Kauf alsbald um etliche schöne Nummern vermehrt. Bedeutsam sind schon in die Vorgeschichte die Namen von Schiller's Verwandten verflochten. Es waren besonders die umsichtigen Bemühungen der Frau Mathilde v. Schiller in Stuttgart und des Freiherrn Ludwig v. Gleichen, durch welche die Erwerbung angebahnt wurde: sie haben die Vorverhandlungen mit dem Freiherrn v. Cotta geführt, und so geziemt es sich heute zumal, auch dieser förderſamen Mitwirkung zu gedenken.

Auch die erste Vermehrung des Schatzes kam von dieser Seite. Im Hochsommer 1888 schenkte der Freiherr Ludwig v. Gleichen, kurz nachdem das Schiller-Archiv von Professor Jacob Minor aus Wien (der eine wissenschaftliche Biographie des Dichters vorbereitet) vortrefflich geordnet war, die sämmtlichen Briefe Goethe's an Lotte v. Schiller und ihre Söhne, zugleich die Abhandlung über Epos und Drama, die sein gelehrter Gast ebenfalls aufgefunden und als zum Briefwechsel mit Schiller gehörig erkannt hatte. Es waren die Erstlinge, die Vorboten der jetzigen Stiftung.

[1]) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau“, 1889 (März), Bd. LVIII, S. 360 ff.

Noch von anderer Seite aber ist im Anfange dieses Jahres eine Stiftung an das Goethe-Archiv erfolgt, die zielgebend ist im Sinne einer Erweiterung desselben auf den ganzen literarischen Sprengel des classischen Weimar.

Der Briefwechsel **Herder's** mit seiner Braut wurde der Frau Großherzogin von Herder's Enkel, dem Großherzoglichen Staatsminister Dr. **Stichling**, dargebracht, dieser Briefwechsel, der in seinem reichhaltigen, bisher unvollständig und sehr unvollkommen veröffentlichten Bestande (159 Nummern) zu den wichtigsten literarischen Denkmälern der beginnenden Siebziger des vorigen Jahrhunderts gehört. Auch dies ein bisher sorglich gehüteter Familienbesitz. So ist auch hier schon ein starker Ansatz zu weiterem Wachsthum vorhanden. Wir besitzen die wichtige Reihe von **Knebel's** Tagebüchern. Auch **Wieland** wird sich herzufinden, und so fort; es ist das nur eine Frage der Zeit. Denn es waltet auch hier das Gesetz der Gravitation und Anziehung. Die Anziehungskraft des vereinigten „Goethe- und Schiller-Archivs" ist mächtiger als diejenige, welche Goethe's Nachlaß allein schon geübt hat. Das **classische Archiv** von Weimar wird sich, das kann ich mit Bestimmtheit voraussagen, erweitern zu einem literarischen Mausoleum für die Fürsten und Ritter deutschen Geistes allzumal: für die, welche in Goethe und Schiller ihre Meister verehrt haben und verehren. Wer möchte sich nicht gern zu diesen Vätern versammeln? Es werden die Besten das Beste und Reifste darbringen, was sie geschaffen haben und als ihr Eigenstes anerkennen, damit man einst auch ihre Art und Kunst in deren ersten und nächsten Manifestationen, in den ersten Abdrücken ihrer dichtenden, sinnenden Seele (denn das sind die Handschriften) erkenne und den Spuren ihres Kunstfleißes, ihrer bildenden Hand sinnig nachzugehen im Stande sei.

Doch dies gehört der Zukunft an. Es wird sich verwirklichen in Formen und Weisen, die ich jetzt noch nicht anzugeben vermag. Auf die kostbaren Schätze aber, die gegenwärtig schon im „Goethe- und Schiller-Archiv" vereinigt sind, sei nun in freudiger Zuversicht die Hand gelegt:

Dies ist unser, so laßt uns sprechen, und so es behaupten!

Und nun füge ich sofort zu Goethe's vaterländisch-tüchtigem Wort ein gleiches von dem Andern im Bunde. Ein Wort des hochgemuthen Mannes, für den wir von Jugend auf einen Raum hatten in dem Archiv unseres Herzens. In Gedanken darf ich den Kreis Derer, die gehobenen Sinnes Theil nehmen an dem, was uns bewegt, weit über uns Anwesende ausdehnen. Unserem Bunde ist, wie wir mit Freude und Stolz vernommen haben, beigetreten der hehre **Schirmherr des Reiches**[1]. In unserer Mitte sind die Glieder des ruhmvollen Herrschergeschlechts, dessen Name genannt wird, wo in der Welt von den Mehrern des Reiches an geistigen Gütern die Rede ist. Wir tagen unter der Leitung des verehrten Mannes, der an oberster Stelle des Rechts im Reiche waltet. Wir haben alle, wenn anders ein beständig redliches Bemühen um das, was Deutschen Geistes, was Deutschem Geiste verwandt ist, wenn dies den Werth bestimmt, so haben wir Alle keinen Grund, uns an unserm Orte gering zu schätzen. So sei denn, was ich meine, frei herausgesagt mit unseres Schiller's Worten:

Wir stehen hier statt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk!

In diesem Sinne gebe ich unserm gemeinsamen Danke an die Stifter des Schiller-Archivs, die Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm, den Enkel und Urenkel Schiller's, an dieser Stelle Ausdruck, als Beauftragter der Durchlauchtigsten Herrschaften von Weimar, als Sprecher der Deutschen Goethe-Gesellschaft. So weit die deutsche Bildung reicht, wird man den Werth dieser Gabe erkennen und schätzen.

[1] Die Beitrittserklärung Kaiser **Wilhelm's** II. erfolgte am 26. April 1889 bei der ersten Anwesenheit Seiner Majestät im Goethe-Hause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die Begeisterung, mit welcher der König und der Kronprinz von Italien, sowie der italienische Conseilpräsident Crispi von Seiten der deutschen Bevölkerung in Berlin und anderwärts begrüßt wurden, hat in den Herzen der Italiener einen lebhaften Widerhall gefunden. Im Senate und in der Deputirtenkammer, im römischen Gemeinderathe und in zahlreichen anderen städtischen Vertretungen Italiens gelangte der Dank für die Aufnahme, welche dem König Humbert in der deutschen Reichshauptstadt zu Theil ward, zum charakteristischen Ausdrucke. Wohl erkannten alle einsichtigen italienischen Politiker längst, wie werthvoll für ihr Land das Bündniß mit Deutschland ist; bei der großen Masse der Bevölkerung galt diese Allianz jedoch zumeist gewissermaßen als eine „Vernunftheirath", während jetzt erst durch die spontanen Kundgebungen in Berlin und Rom festgestellt ist, wie tief die Solidarität der beiden Nationen in den Herzen der Italiener und der Deutschen wurzelt. So durfte auch Kaiser Wilhelm in dem an den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung von Berlin gerichteten Dankschreiben insbesondere darauf hinweisen, wie die vieltausendstimmigen Zurufe beim Einzuge des Königs von Italien beredtes Zeugniß abgelegt hätten von den innigen Sympathien der deutschen Bevölkerung für den mächtigen Bundesgenossen und sein gesegnetes Land. Die freudige Genugthuung, mit welcher die Meldungen über die Festlichkeiten in Berlin von allen Freunden des europäischen Friedens aufgenommen wurden, entspricht durchaus dem ganzen Charakter der Tripelallianz, deren Zweck vor Allem die Aufrechterhaltung des Friedens ist. Freilich kommt bei dem deutsch-italienischen Bündnisse noch in Betracht, daß die beiden Nationen dieselben Existenzbedingungen haben, während ihre Interessen einander in keinem Punkte widerstreben.

Wie aber das nationale Interesse Italiens mit demjenigen Deutschlands in vollstem Einklange steht, wird auch in beiden Ländern der Kampf für die Geistesfreiheit mit denselben Waffen geführt. Dies zeigte sich von Neuem bei der am 9. Juni vollzogenen Enthüllung des Giordano Bruno-Denkmals in Rom. Sicherlich darf es als ein Act der ausgleichenden Gerechtigkeit bezeichnet werden, wenn dem Märtyrer der Geistesfreiheit auf demselben Platze, auf dem er im Jahre 1600 verbrannt wurde, nunmehr ein Denkmal errichtet worden ist. Muthiger noch, als Galileo Galilei sich später erwies, lehnte Giordano Bruno vor dem Inquisitionstribunale ab, seine Lehre zu widerrufen, indem er betonte, daß er nicht gegen sein Gewissen handeln könne. Als er dann in der üblichen Form der weltlichen Behörde mit dem heuchlerischen Ersuchen übergeben wurde, den Ketzer „ohne Blutvergießen" zu bestrafen, rief Giordano Bruno dem Inquisitionstribunale die, im Gegensatze zu dem legendenhaften Ausspruche Galilei's: Eppur si muove! historisch beglaubigten Worte zu: „Ihr zittert beim Ausspruche des Urtheils mehr als ich bei dessen Anhörung." Deshalb gilt Giordano Bruno mit Recht als Märtyrer der Geistes- und Gewissensfreiheit, der durch seinen

auf dem Campo dei Fiori erlittenen Tod der freien wissenschaftlichen Forschung die Bahn geebnet hat. Wie eine Anzahl deutscher Universitäten, die mit Recht als die bedeutsamsten Stätten dieser freien wissenschaftlichen Forschung angesehen werden, dem römischen Festausschusse ihre Glückwünsche aus Anlaß der Denkmalsenthüllung übermittelten, ließ sich auch der Vorstand des deutschen Protestantenvereins durch dieselben Erwägungen leiten. Daran anknüpfend, daß das deutsche Volk noch unter dem Eindrucke der glänzenden Festtage steht, da die hochgestellten Vertreter der glorreichen italienischen Nation inmitten der deutschen Reichshauptstadt verweilten, daß ferner das Gefühl aufrichtigster Freundschaft für das freie und glückliche Italien, welches in dem Jubel jener festlichen Tage zum Ausdrucke kam, durch die Feier in Rom aufs Neue wachgerufen wird, faßt der deutsche Protestantenverein seine Glückwünsche dahin zusammen: „Mit Ihnen fühlen wir uns Eins in der Verehrung des Mannes, dem heute Pietät und Freiheitssinn dort ein Monument errichtet, wo ihn priesterliche Intoleranz zum Tode geführt, als des großen Philosophen, der, die Bahnen des modernen Geistes ahnend, den Bann des mittelalterlichen Denkens brechen half, als des Kämpfers für religiöse Freiheit, der in unserem Luther einen Genossen seines Strebens fand, als des frommen Dichters, der mit kühner Phantasie das Weltall umspannte und ahnungsvoll den Spuren der Gottheit nachging in den Gebilden der Natur, als des charakterstarken Märtyrers, der den Tod auf sich nahm, da er zu wählen hatte zwischen ihm und der Verleugnung der Wahrheit. Mit Ihnen glauben wir an ein kommendes Zeitalter der religiösen Freiheit und der Humanität, mit Ihnen hoffen wir auf eine Zeit, da das Band des Friedens und der Freiheit alle Nationen umschlingen wird."

Wie sehr bereits das Band der Humanität alle civilisirten Nationen vereinigt, das zeigt sich regelmäßig, sobald durch erschütternde elementare Ereignisse oder durch verschiedenartige Katastrophen über einen Theil der Bevölkerung einzelner Staaten das Unheil hereinbricht. Es braucht nur an das furchtbare Erdbeben auf Ischia oder an die Ueberschwemmungen in Ungarn, Spanien und Deutschland erinnert zu werden, um zu zeigen, wie solidarisch damals die Völker diesseits und jenseits des Oceans sich fühlten, indem sie miteinander in werkthätiger Nächstenliebe wetteiferten. So erschien es auch jüngst angesichts der erschütternden Vorgänge in Pennsylvanien, denen Zehntausende von Menschenleben zum Opfer fielen, als unabweisbare Pflicht, der Opferwilligkeit zu gedenken, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stets an den Tag gelegt wurde, sobald es sich um Hülfe in der Noth und um die Bekämpfung von Elend in unserem deutschen Vaterlande handelte. Noch lebt, wie mit Recht hervorgehoben wurde, in unser Aller Erinnerung das Andenken an die reichen Spenden, die von Amerika eintrafen, als zu wiederholten Malen verheerende Wasserfluthen in unseren Niederungsgebieten Leben und Besitz deutscher Familien bedrohten und vernichteten. Wenn die amerikanischen Bürger deutscher Abkunft ihrem neuen Vaterlande in Liebe und Treue dienen, so blieben sie doch stets der alten Stammesgemeinschaft eingedenk, wenn es galt, den Brüdern diesseits des Oceans die helfende Hand darzubieten. Es bedurfte, wie mit Recht betont wurde, nur einer derartigen Anregung, um das Gefühl inniger Sympathie für die von schwerem elementaren Unglück Betroffenen in Pennsylvanien zu wecken, sowie Herz und Sinn der Deutschen mit der Empfindung zu beseelen, daß die räumliche Entfernung heute nicht mehr die Völker trennt, wenn die Erfüllung der Pflichten werkthätiger Menschen- und Nächstenliebe in Betracht kommt.

Mag nun der Wunsch, alle civilisirten Nationen in Werken der Humanität vereinigt zu sehen, der Verwirklichung näher gerückt sein, so darf es doch nur als ein pium desiderium bezeichnet werden, wenn in den an das Festcomité in Rom gerichteten Glückwünschen des deutschen Protestantenvereins auch die Hoffnung auf eine Zeit betont wird, da das Band des Friedens alle Nationen umschlingen wird. Trotzdem soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bestrebungen der Staatsmänner in unseren Tagen vor Allem darauf gerichtet sind, die Ursachen zu Conflicten zu beseitigen. Hierzu

kommt, daß das Bündniß Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens darbietet, zumal da auch England die Tendenz dieses Bündnisses durchaus billigt. So mußte es denn wiederum den berufsmäßigen Schwarzsehern am politischen Horizonte überlassen bleiben, den Trinkspruch, welchen der Zar bei einer militärischen Feier auf den Fürsten von Montenegro als seinen „einzigen" aufrichtigen und treuen Freund ausbrachte, im kriegerischen Sinne zu deuten. Mit demselben oder vielmehr mit noch größerem Rechte darf dieser Toast jedoch dahin interpretirt werden, daß die Fata Morgana eines französisch-russischen Bündnisses, diese Phantasie der chauvinistischen Organe, jenseits der Vogesen, sowie der panslawistischen Blätter in Rußland von dem Zar keineswegs in Betracht gezogen wird, wenn er den Fürsten Nikolaus von Montenegro als seinen einzigen Freund bezeichnet. Nur im Falle eines französisch-russischen Bündnisses aber könnte der europäische Frieden gefährdet erscheinen.

Sollte der Hinweis des Kaisers Alexander III. auf den Fürsten von Montenegro eine den Regierungen der übrigen Balkanstaaten ertheilte Verwarnung darstellen, so lassen andererseits die gegenwärtigen politischen Aspecten auf der Balkanhalbinsel keineswegs auf eine nahe bevorstehende Action schließen. Wurde nach der Abdankung König Milan's von Serbien vielfach angenommen, daß der Einfluß Rußlands nunmehr in Serbien der weit überwiegende sein würde, so wird durch das Verhalten der Regentschaft deutlich erwiesen, daß diese sich keineswegs ins Schlepptau nehmen lassen, vielmehr selbständig vorgehen will. Hiervon legt die Sequestrirung der von der französischen Gesellschaft betriebenen Eisenbahnlinien vollgültiges Zeugniß ab. Mißwirthschaft und Nichterfüllung eingegangener Verpflichtungen sind die von Seiten der serbischen Regierung angegebenen Gründe ihres entschiedenen Vorgehens gegen die französische Gesellschaft. In der officiellen Begründung der vollzogenen Sequestrirung wird auf ein umfangreiches Beweismaterial hingewiesen; zahlreiche Vertragsbrüche, deren die französische Betriebsgesellschaft sich schuldig gemacht haben soll, die Nichtbeachtung und Umgehung der Landesgesetze, sowie der bahnpolizeilichen Verordnungen, die Nichtberücksichtigung der Interessen des reisenden Publicums und eine lange Reihe von Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen stellen das Beweismaterial dar. Die französische Betriebsgesellschaft wird beschuldigt, obgleich sie in der Lage war, eine sehr hohe Dividende zu vertheilen, lediglich dahin gestrebt zu haben, einen unverhältnißmäßig großen Nutzen aus dem Unternehmen zu ziehen und zu diesem Zwecke dem Bahnpersonale theils offene, theils geheime Weisungen zu ertheilen, welche den bestehenden Bestimmungen zuwiderlaufen. Die von Seiten des serbischen Verkehrsministeriums erhobenen Proteste blieben unberücksichtigt, ja, die französische Betriebsgesellschaft fühlte sich häufig nicht einmal veranlaßt, eine Antwort zu gewähren. Um die Gehälter der Bahnbeamten nach Möglichkeit herabsetzen zu können, hob die Gesellschaft den Nachtdienst zum Theil auf, zum Theil reducirte sie ihn wesentlich. So ergibt sich aus den protokollarisch aufgenommenen Aussagen des Bahnpersonals, daß die Beamten durch eine geheime Verordnung von der Pflicht des Nachtdienstes enthoben und dessen Besorgung dem untersten Dienstpersonale überwiesen wurde. Ebenso liegen zahlreiche Beweise dafür vor, daß die französische Betriebsgesellschaft der staatlichen Controle die verschiedenartigsten Hindernisse bereitete und diese zu hintergehen suchte. Hiernach würde die serbische Regierung in der Lage sein, alle Reclamationen von Seiten des französischen Gouvernements durch den Hinweis auf die offenkundigen Rechtsverletzungen der Betriebsgesellschaft zu entkräften.

Nicht übersehen werden darf, daß die französische Regierung augenblicklich nicht die geringste Neigung hat, internationale Verwicklungen hervorzurufen. Die Pariser Weltausstellung erweist sich immer mehr als ein bedeutsamer Erfolg der Republik, so daß es bei Gelegenheit der Rundreise des Präsidenten Carnot in Nordfrankreich nicht überraschen konnte, daß dieser überall mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Andererseits unterließ der Präsident der Republik nicht, den friedlichen Charakter der Weltausstellung sowie der französischen Politik zu betonen. Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Zusammenhange die Thatsache, daß gerade in demjenigen Département, in welchem

nunmehr Carnot eine so begeisterte Aufnahme fand, nach den Versicherungen der boulangistischen und monarchistischen Organe der seit seiner schimpflichen Flucht immer mehr in Vergessenheit gerathende „brav' général" sehr viele Anhänger zählen sollte. Inzwischen ist der Proceß gegen den General Boulanger vor der „Haute Cour de justice", wie in der republikanischen Presse hervorgehoben wird, in ein neues Stadium getreten. In der Nacht zum 7. Juni wurde nämlich der Unter-Intendant Reichert verhaftet und nach dem Pariser Militärgefängnisse der Rue du Cherche-Midi transportirt. Diesem höheren Militärbeamten wurde zur Last gelegt, daß er einmal vor der Untersuchungscommission eine später als falsch erkannte Aussage gemacht, ferner aber die Herausgabe von Schriftstücken verweigert habe, welche der Ausschuß von ihm verlangte, um die vor ihm geführte Untersuchung zu vervollständigen. Vor der Commission erklärte der Unter-Intendant Reichert nach seiner Verhaftung sich bereit, die für wichtig gehaltenen Documente auszuliefern, indem er zugleich angab, daß ein Theil derselben in der Wohnung des Capitäns Flachat, eines ehemaligen Hülfsarbeiters im Cabinet des Generals Boulanger, sich befände. Die Commission ordnete unverzüglich eine Haussuchung bei dem früheren „attaché au ministère de la guerre" an, welche das Ergebniß hatte, daß Flachat der Aufforderung, die in seinem Gewahrsam befindlichen Schriftstücke auszuliefern, entsprach, so daß der Unter-Intendant Reichert entlassen werden konnte. Nach den vorliegenden Mittheilungen darf im Gegensatze zu den Ankündigungen der monarchistischen und boulangistischen Blätter angenommen werden, daß die mit einem so außerordentlichen Apparate eingeleitete und durchgeführte Untersuchung gegen den früheren französischen Kriegsminister keineswegs ergebnißlos verlaufen wird.

Wäre die „Haute Cour de justice" zu dem Resultate gelangt, daß das vorliegende Beweismaterial nicht ausreichte, um eine Verurtheilung des Generals Boulanger wegen Attentates gegen die bestehenden republikanischen Institutionen herbeizuführen, so müßte in einem solchen Beschlusse ein harter Schlag gegen die Republik erblickt werden. Boulanger, der auf englischem Boden Gefahr läuft, seine Popularität in Frankreich vollständig einzubüßen, sowie die Geldquellen, aus denen die Propaganda für ihn unterhalten wird, versiegen zu sehen, würde unverzüglich nach Paris zurückkehren und, von seinem Generalstabe umgeben, das alte Intriguenspiel von Neuem beginnen. Erscheint doch ohnehin nicht ausgeschlossen, daß die im Herbste bevorstehenden Wahlen den republikanischen Parteien trotz dem unzweifelhaften Erfolge der Weltausstellung mannigfache Ueberraschungen bringen. Die Ersetzung des Listenscrutiniums, bei welchem sämmtliche auf ein Département entfallenden Deputirten mittelst derselben Liste gewählt werden, durch Arrondissementswahlen, bei denen jedes Arrondissement je einen Abgeordneten ernennt, wird zwar verhüten, daß der Name des Generals Boulanger an der Spitze zahlreicher Listen figurirt; wohl aber kann es geschehen, daß Royalisten, Orléanisten und Boulangisten in denjenigen Arrondissements, in denen sie über die Stimmenmehrheit verfügen, den „Zukunftsdictator" wählen, wäre es auch nur, um gegen die Republik eine neue Demonstration in Scene zu setzen. Von Seiten der Republikaner wird deshalb geplant, ein solches Plebiscit durch ein besonderes Gesetz zu verhindern; nur wird es schwer sein, die Modalitäten festzustellen, unter denen einmal die Freiheit der Wahlen gewahrt bleibt, ferner aber auch die gegen die republikanischen Institutionen gerichteten Intriguen der mit den Monarchisten verbündeten Parteigänger Boulanger's unmöglich gemacht oder doch wenigstens erschwert werden.

Inzwischen hat sich am 6. Juni ein parlamentarisches Ereigniß vollzogen, dessen Tragweite sich noch nicht übersehen läßt. Jules Ferry, seit dem Tode Gambetta's der hervorragendste Staatsmann im opportunistischen Feldlager, ist wieder in die politische Arena eingetreten, nachdem er sich in letzter Zeit lediglich darauf beschränkt hatte, in seinem Wahlkreise, dem Vogesen-Département, von Zeit zu Zeit den ihm in alter Treue anhangenden Wählern Bericht zu erstatten. Viele Franzosen können es dem bewährten Staatsmanne, dessen Competenz in allen Fragen des öffentlichen Unterrichtes

besonders anerkannt zu werden verdient, immer noch nicht verzeihen, daß er, als er in dem von ihm gebildeten opportunistischen Ministerium das Portefeuille des Auswärtigen übernahm, nicht davor zurückscheute, mit Deutschland nicht bloß die üblichen guten Beziehungen zu unterhalten, sondern ein Einvernehmen herzustellen, welches bei längerer Dauer der auswärtigen Politik Frankreichs sicherlich die besten Dienste geleistet hätte. Das günstige Ergebniß der Berliner Congo-Conferenz hätte auch die hartnäckigsten principiellen Widersacher Deutschlands in Frankreich belehren müssen, wie verfehlt es ist, immer nur hypnotisch starr die Blicke nach der vermeintlichen Bresche in den Vogesen zu richten, darüber aber alle wirklichen Lebensinteressen des eigenen Landes aus den Augen zu verlieren. Die Position Frankreichs in Aegypten hätte sich unzweifelhaft vortheilhafter gestalten lassen, wenn die französische Deputirtenkammer nicht auf eine Entfremdung gegenüber Deutschland hingedrängt hätte. So war es denn auch für diese, staatsmännischen Erwägungen wenig zugängliche parlamentarische Körperschaft nur eine willkommene Gelegenheit, als sie den Sturz Ferry's herbeiführen konnte, nachdem ungünstige Nachrichten aus Tongking eingetroffen waren. Obgleich sich sehr bald herausstellte, daß die Lage der französischen Expeditionstruppen in Tongking keineswegs eine so pessimistische Auffassung rechtfertigte, wie die politischen Gegner Jules Ferry's aus Rücksichten der Parteitaktik glauben machen wollten, wird der hervorragendste Führer der Opportunisten heute noch als „le Tonkinois" bezeichnet, so oft Ultraradicale und Monarchisten ihm ein Epigramm anheften wollen.

Als Jules Ferry am 6. Juni in der Deputirtenkammer die Generaldebatte über das Budget des öffentlichen Unterrichtes begann, tönte ihm denn auch sofort außerhalb jedes logischen Zusammenhanges der Ruf entgegen: „Et le Tonkin?" Freilich stellte sich der Redner sogleich im Beginne seiner Ausführungen ein Beweisthema, dessen Begründung den Clericalen wenig genehm erscheinen mußte. Jules Ferry erbrachte nämlich den Nachweis, daß die auf die Einführung des obligatorischen, unentgeltlichen, von Laien, das heißt nicht von geistlichen Congregationen, zu ertheilenden Unterrichts abzielenden Bestrebungen nach ihrer Verwirklichung ein Werk darstellten, welches neben der Erneuerung der Streitkräfte des Landes den hauptsächlichen Rechtstitel der dritten Republik auf Anerkennung von Seiten Frankreichs und der Geschichte bezeichnen soll. Die Verdienste, welche die französischen Republikaner seit dem Jahre 1873 um die Befreiung des Schulwesens von dem geistlichen Joche sich erworben haben, sind in der That unbestreitbar. Auf diese Thatsache darf aber um so mehr Gewicht gelegt werden, als von Seiten der Monarchisten regelmäßig gegen die dritte Republik der Vorwurf erhoben wird, daß sie, aller schöpferischen Ideen bar, jeder Initiative ermangele, so daß sie schließlich an Marasmus zu Grunde gehen müßte. Deshalb war es ein glücklicher Gedanke Jules Ferry's, gerade im Hinblick auf die bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer zu zeigen, welche Resultate auf dem bedeutsamen Gebiete des Schulwesens erzielt worden sind. Ein ebenso reiches wie zuverlässiges statistisches Material setzte den opportunistischen Parteiführer, nachdem er sich durch sein unerschrockenes Auftreten Gehör erzwungen hatte, in den Stand, seine Widersacher gründlich ad absurdum zu führen. Mit vollendeter Klarheit entwickelte Jules Ferry, daß das gegenwärtig maßgebende System nationaler Erziehung ohne Monopol in einem gewaltigen, aber doch elastischen Rahmen die Elementarschule mit den am meisten entwickelten Theilen des menschlichen Wissens verknüpfe. Das System, dessen Aufschrift besagt, daß der Unterricht von Seiten der Gesellschaft eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen die Bürger ist, und zwar stufenweise vom Nothwendigen an bis hinauf zu jenen Graden, zu denen die Fähigsten berufen werden sollen, und die Geltendmachung des geistigen Capitals der Nation sind nach der Darstellung Jules Ferry's die Verwirklichung des von den Besten gehegten Traumes. Allerdings verhehlt der opportunistische Parteiführer nicht, daß diese Verwirklichung kostspielig ist, wie denn auch die Gegner der Republik insbesondere dieses Argument bei der ländlichen Bevölkerung Frankreichs vorbringen, von der Hoffnung erfüllt, daß die bereits erzeugte Unzufriedenheit dann um so eher sich wirksam zeigen werde, zumal

die Opposition sehr wohl wisse, wie leicht in Frankreich solchen Regierungen beigekommen werden könne, die bereits eine Dauer von achtzehn bis zu zwanzig Jahren aufweisen. Mit vollem Rechte wurde die wesentliche Umgestaltung und Vervollkommnung des höheren Unterrichtes als ein Verdienst der dritten Republik bezeichnet. Nicht minder bedeutsam war der Nachweis, daß die öffentlichen Schulen einen Zuwachs von 920 000 Zöglingen in den Jahren von 1876 bis 1886 erhalten haben, so daß im Ganzen nur noch achtzig französische Gemeinden einer öffentlichen Schule entbehrten.

Weniger glücklich war der Theil der Rede Jules Ferry's, worin er der Rechten Zugeständnisse machen wollte, um die Herbeiführung des religiösen Friedens zu ermöglichen. So war es durchaus überflüssig, daß die Nothwendigkeit des Cultusbudgets eingehend motivirt wurde; bei den Radicalen wurde dadurch die Wirkung des ersten Theiles der Rede abgeschwächt, während die Monarchisten versicherten, daß sie auf die Mitwirkung Jules Ferry's gern verzichteten. Mag es auch zutreffend sein, wenn dieser betont, daß die religiösen Streitigkeiten, weit entfernt, durch die Beseitigung des Cultusbudgets aus dem Wege geräumt zu werden, vielmehr bis in die kleinsten Dörfer Frankreichs getragen werden würden, so lag doch für Jules Ferry keine Veranlassung vor, diesen Punkt zu berühren. So aber konnte es geschehen, daß der opportunistische Parteiführer, unmittelbar nachdem er den Unwillen der Radicalen herausgefordert hatte, durch eine neue Wendung bei der Rechten den entschiedensten Anstoß erregte. Erst am Schlusse nahm die Rede wieder einen von den Republikanern mit großem Beifall aufgenommenen Aufschwung, als Jules Ferry betonte, daß der Staat gegenüber der Kirche eine Duldsamkeit an den Tag gelegt habe, die wohl beherzigt zu werden verdient. Er wies darauf hin, daß die religiöse Propaganda der katholischen Kirche in Frankreich unbeschränkt, daß diese mit einem Budget ausgestattet sei, welches alle diejenigen der Restauration und der Juli-Monarchie bedeutend übersteige. Wenn daher die Katholiken, die solche Vorrechte genießen, sich als Opfer eines Religionskrieges bezeichneten, so befinden sie sich nach der Auffassung Jules Ferry's im entschiedenen Widerspruche zur offenkundigen Wahrheit, da sie nicht so sehr die Verfolgten, wie nahe daran wären, selbst die Rolle der Verfolger zu spielen. In der Sitzung vom 11. Juni gelangte die Generaldebatte des Cultusbudgets zum Abschlusse.

Einen für die Clericalen sehr ungünstigen Verlauf hat der Socialistenproceß in Mons genommen; ging doch aus den Verhandlungen bis zur Evidenz hervor, daß das ultramontane Ministerium in Belgien nicht verschmähte, mit den unlautersten Elementen im anarchistischen Lager directe Beziehungen zu unterhalten. Die Brüsseler Wählerschaft gab denn auch ihrer tiefen Entrüstung über das Verhalten des Ministeriums unzweideutigen Ausdruck, indem sie bei der am 11. Juni vollzogenen Stichwahl für die Repräsentantenkammer den Candidaten der „liberalen Vereinigung“, Janson, mit einer Mehrheit von 1937 Stimmen wählte, während der clericale Candidat De Becker unterlegen ist. Bemerkenswerth ist, daß der Präsident der gemäßigten Liga, der Bürgermeister Buls, seinen Parteigenossen die Wahl Janson's mit dem Hinweise empfahl, es käme jetzt vor Allem darauf an, einen Mann in die Kammer zu bringen, dessen großes Talent Gewähr dafür leiste, daß er „die clericale Regierung mit fürchterlichen Keulenschlägen vernichten“ werde. Das Wahlergebniß in Brüssel wird vielfach als ein Symptom für den Niedergang des ultramontanen Regierungssystems in Belgien betrachtet; die Vorgänge in Mons haben eben deutlich gezeigt, an welchen Abgrund ein alle moralischen Rücksichten mißachtendes Régime führen muß.

Literarische Rundschau.

Literatur und Kunst.

1. D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Von Georg Heinrici. Berlin, Wilhelm Hertz. 1889.

Es ist eine schwierige Sache, den Nachlaß eines bedeutenden Mannes richtig zu behandeln. Die Pietät verbietet, selbst Kleinigkeiten zu vernichten, die Rücksicht auf das Publicum zwingt, sogar das Inhaltreiche einzuschränken. Wieviel nach beiden Seiten hin geschehe, wird von der Macht der Persönlichkeit abhängen, deren Reliquien man mittheilt.

Im vorliegenden Falle wird offen eingestanden, daß es sich nicht um den Lebenslauf eines Bahnbrechers handle, und dies Geständniß kommt dem Buche zu Gute. Man geht unbefangener an die Lectüre und entdeckt, daß die Verhältnisse, unter denen die Wirksamkeit Twesten's ihren Verlauf hatte, und sein Verhalten innerhalb ihrer Grenzen gleich lehrreich seien. Als Schüler Schleiermacher's hatte er sich an sehr exponirter Stellung aufrecht zu erhalten. Seine Aufgabe war, Dinge zu lehren, an die er nicht mit der Festigkeit glaubte, mit der doch seinem Wunsche nach seine Schüler an sie glauben sollten. Sein Standpunkt wird völlig klar, wenn wir lesen, wie sein Freund Niebuhr einmal schreibt, er wolle seinen Sohn Marcus im vollen Glauben an die Dinge erziehen, die er selbst leider nicht mit der gleichen Sicherheit zweifellos in der Seele trage. Twesten's und Schleiermacher's Briefwechsel gegenüber, soweit wir ihn hier empfangen, fühlt man, wie beide in manchen Fällen durch die literarische Form, in die sie ihre Gedanken denn doch zu bringen genöthigt waren, zur festeren Formulirung theologischer Anschauungen geführt (oder verführt) werden, die sie ohne diesen Zwang vielleicht unentschieden auf sich hätten beruhen lassen. Wir sehen, daß Twesten mit unschuldigem philologischem Skepticismus begann, mehr und mehr dann in fremde Fahrgeleise gerieth und sich endlich als ehrlicher Mann dadurch zu retten suchte, daß er Bücher nicht vollendete, weil deren Abschluß im Sinne des Beginns ihn vielleicht zu Consequenzen geführt hätte, die auszusprechen er Scheu trug.

Wir sind weit entfernt, damit tadeln zu wollen, sondern gelangen gleich zu folgenden allgemeineren Resultaten. Die officielle evangelische Lehre wird immer abhängen von der geistigen Herrscherkraft verschiedenartig angelegter Individualitäten, die an die Spitze der Bewegung gelangen. Sind es gewaltsam gläubige Naturen, so wird Opposition von der einen, sind es mehr rationalistisch angelegte Ingenia, Auflehnung von der anderen erfolgen. Bei den hieraus unfehlbar entstehenden Streitigkeiten wird eine Partei stets die andere mißverstehen und ihr Unrecht thun. Diesem schwankenden Wesen irgendwie aber einen Halt zu geben und alle theologischen Herren unter einen Hut bringen zu wollen, wird nie gelingen. Im Gegentheil, dieser Zustand des Kampfes ist der einzig mögliche, der natürliche, der wünschenswerthe und der allein

Gedanken erweckende. Twesten's Aeußerungen sind hierfür treffliche Beweise, und in diesem Sinne haben wir das Buch aufmerksam, mit Belehrung und mit historischem Genusse durchgelesen.

Es zerfällt in zwei Partien: die ausführlichere Jugendentwicklung, culminirend in den Tagebüchern, und die Lehrthätigkeit in Kiel und Berlin mit einer Anzahl ausgewählter eigener und fremder Briefe als Unterlage. Die Tagebücher des Studenten bilden einen werthvollen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Man wird da in das kleine und kleinliche Berlin eingeführt, wie es bei Gründung der Universität aussah. Man empfängt Urtheile über die damals wirkenden Koryphäen. Alles die Anschauungen eines vernünftig und hell denkenden Anfängers. Die Correspondenz der zweiten Periode dagegen muthet uns oft wunderlich an durch die Geschicklichkeit, mit der scheinbar gleichgestimmte Freunde zugleich einzugestehen und doch zu verschweigen wissen, wie sehr ihre Meinungen und ihr Glaube auseinandergehen. Dies ist lehrreich. Man war, um nicht aufeinanderzuplatzen, genöthigt einen modus vivendi zu finden. Schleiermacher war hier ein hochbegabter Meister, er umsegelt mit Glück und Eleganz Riffe, an denen Andere rettungslos gescheitert wären. Man fühlt recht, wie unentbehrlich solche Männer im Bereiche der Wissenschaften sind.

Sehr wohlthuend wird das die Familie Betreffende in diese Dinge hineingewebt. Eins der schönsten Stücke ist zu Anfang Twesten's eigene Erzählung seiner Kindheit und nicht minder werthvoll am Schlusse der Brief an seinen Sohn Karl, als dieser die Universität bezieht. Diesen Brief wird Niemand kennen lernen ohne ergriffen zu sein. Die wenigen Stellen, welche über Twesten's Frau, seine Kinder, die ihm zum Theil früh geraubt wurden, seine Enkel und schließlich seine Urenkelchen kurze aber stets inhaltreiche Mittheilungen bringen, liest man nicht ohne innige Theilnahme. Es wird dadurch eine eigene Anmuth über das Buch ausgegossen.

2. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, — Siebenten Bandes Zwölfte Lieferung. Preßverordnung — Quurren. Bearbeitet von Dr. M. v. Lexer. Leipzig, Hirzel. 1889.

Mit dieser Lieferung findet der N. O. P. Q. enthaltende Band seinen Abschluß. Der Verfasser sendet eine Vorrede voraus, worin er, im Sinne längst abgekommener Bescheidenheit, seine eigene Arbeit herabsetzt und seinen Mitarbeitern Schmeichelhaftes sagt. Sicherlich ist dieser seiner Arbeit entstammende VII. Band ein schönes Zeichen seiner Gelehrsamkeit, lexikalischen Tactes und treuer Hingabe an die Gedanken der beiden Gründer des Unternehmens. Uns scheint, als werde heute bei den Besprechungen der einzeln erscheinenden Hefte des Wörterbuchs, soweit sie uns zu Augen kamen, das Persönliche der Mitarbeiter nicht immer mit derjenigen Gerechtigkeit berücksichtigt, deren es hier um so mehr bedürfte, als dem großen Publicum die Schwierigkeit der Sache weniger klar ist, als man denken sollte. Es hat uns wahrhaft erfreut und beruhigt, in Lexer's Vorwort einige Worte über die Art des Bearbeiters der Buchstaben G und K zu hören, den wir, weil er weniger rasch arbeitet als wünschenswerth scheint, gerade in letzter Zeit unwürdig behandelt gefunden haben. Mag er sich, so lange er noch arbeitet, zu seinen Artikeln ja die nöthige Zeit nehmen: G und K enthalten Wortmonographien vom höchsten Werth. Desgleichen, wenn es nicht bloß dem Gebrauche schnellfertiger Mittelmäßigkeit dienen soll, muß mit der gehörigen Ruhe behandelt werden. Spätere Generationen werden es an Worten des Dankes für diese Ausführungen nicht fehlen lassen; möge heute schon die Voransicht eines solchen Dankes den Verfasser, der unbeirrt seiner Eigenart folgt, über die Verunglimpfungen hinwegheben, denen er ausgesetzt war.

Wir besprechen dieses Heft wie ein Buch für sich aus einem besonderen Grunde. In der Vorrede sagt Lexer: „In den fremdwörterreichen P und Q wird man vielleicht die Aufnahme mancher unberechtigter Lehnwörter tadeln; eine Grenze war da um so schwerer zu ziehen, als viele derselben, die ich wohl ausgeschlossen hätte, von J. Grimm selbst zur Aufnahme bereit gestellt waren."

Um zu wissen aber, wie Jacob und Wilhelm Grimm, die denn doch deutsche Männer waren und deren Absicht nicht dahin ging, unsere Muttersprache zu schädigen, die diese Sprache auch wohl kannten und sie zu schreiben wußten, um zu wissen also, wie die beiden Begründer des Deutschen Wörterbuches über Fremdworte dachten, braucht man nur die beiden Artikel PURISMUS und PURIST zu lesen, wie Lexer sie hier gefaßt hat und deren Hauptbelegstellen wir folgen lassen.

Purismus, aus neulateinisch purismus, Sprachreinigungseifer, übertriebenes Streben, die Sprache von fremden Wörtern zu reinigen.

„Ohne an der Schönheit und Fülle einer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus das Fremde, wo er seiner nur gewahr werden kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen.“ Jacob Grimm.

„Man nehme in unsere Sprache nur hinein, was eben geht, alles Unpassende stößt sich von selbst wieder aus, wie geschichtlich in einer Menge von Beispielen zeigen läßt. Wir sind einmal modern, und unser Gutes ist es auch, warum soll, was unsere Zeit errungen, sich nicht äußern dürfen, und ist es möglich, sich zu verleugnen?“ Wilhelm Grimm.

Purist., neulateinisch purista.

„Pedanten und Puristen, was eigentlich eine Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmanne zu Aerger auf Grund und Wiese ihre Hügel aufwerfen und blind in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.“ Jacob Grimm.

„Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten.“ Jacob Grimm.

„Auch die, welche sich Puristen nennen, haben mehr verdorben als gefördert.“ Wilhelm Grimm.

Lexer sagt, wie wir sahen, er selbst würde einige dieser Lehnwörter ausgeschlossen haben. Welche aber, sagt er nicht. Wir wollen nun von der ersten Seite des Heftes beginnend die hier vorhandenen aufzählen: Priamel, Primaner, Primär, Primas, Primat, Prime, Primel, Princip, Principal, Principiell, Prinz, Princeß und Prinzessin, Prinzregent, Prior, Prisma, Privat, Privileg, Probat, Probe, Probieren, Procedieren, Procedur, Procent, Proceß, Processieren, Procession, Procurieren, Producieren, Profan, Professor, Professorin, Professur, Profil, Profit, Profitieren, Profos, Programm, Project, Proletarier, Promovieren, Prompt, Proper, Prophet, Prophetisch, Prophezeiung, Proponieren, Proportion, Prosa, Proselyt, Prosit, Prosodie, Prospect, Prosperieren, Prostituieren, Protection, Protest, Proviant, Provinz, Provision, Provisor, Provocieren. Dies der Ertrag von Spalte 2113 bis 2180 (weniger als 70 Spalten also), während das gesammte Heft noch über 200 Spalten mehr zählt.

Nun bedenken wir wohl, daß das Grimm'sche Wörterbuch nicht darauf gerichtet ist, sämmtliche aus dem Latein oder Griechischen abgeleiteten Worte zu geben, sondern nur die, die innerhalb der Deutschen Sprache eine historische Stellung haben. Was ich in der obigen Liste nicht aufführte, waren die Zusammensetzungen. Prinz gewährt deren zwei Spalten voll, Privat deren so viele, daß man sie kaum zählen kann. Fast ebenso viel Probe. Man überfliege noch einmal die Liste: man wird sich selbst sagen, daß es sich, wenn man diese Worte verbannen wollte, nicht um sie selbst, als Klänge, sondern um Begriffe handeln würde, die man aus dem geistigen Bewußtsein des Volkes ausmerzen würde, ohne im Stande zu sein, etwas an ihre Stelle zu setzen. Das Grimm'sche Wörterbuch bietet die herrliche Gelegenheit, die Laufbahn jedes dieser Worte kennen zu lernen. Sie sind so durchaus in unsere Gedankenwelt hineingewachsen, daß man sie nicht aus ihr herausreißen kann. Sobald man die Geschichte eines dieser Worte verfolgt, erkennt man seine Unentbehrlichkeit.

Ich verlasse einen Augenblick das vorliegende Heft, um einen anderen, im Wörterbuch noch nicht enthaltenen Buchstaben anzuziehen. Unter seiner Herrschaft wird einst das Wort Sauce behandelt werden. Es gibt Worte, die man verfolgte nennen könnte. Allen Fremdwörterfeinden ist Sauce verhaßt, und gleich nach dem Kriege von 1870 begannen erneute Versuche, sie mit Tunke zu ersetzen. Viele werden sich des patriotischen Menus unserer ersten Hôtels erinnern, von denen die meisten längst still zu Sauce zurückkehrten; neuerdings aber hat die Verfolgung sich erfrischt, nur daß nun auch Tunke gefallen und Salse dafür auf den Schild gehoben worden

ist. Nun ist Sauce französisch, Salse neulateinisch und italienisch, beide Worte jedenfalls keine deutschen, so daß man **Brühe** vorziehen dürfte, wenn dies Wort nicht schon für Bouillon in den Dienst gestellt worden wäre. Man vergißt bei Sauce aber, daß es sich hier nicht allein um die Bezeichnung einer beim Mittagsessen erscheinenden flüssigen Zugabe zum Braten handle, sondern daß Sauce ein in den allgemeinen Gebrauch eingedrungener Begriff ist, mit dem man eine Flüssigkeit bezeichnet, die einen Geschmack oder eine Färbung verleiht, die einen Fleck hinterläßt und die in vielen Fällen auch irgendwie etwas Unangenehmes hat. So spricht man von Jemand, der bittere Dinge in einer süßen Sauce gibt, der eine Sauce von angenehmen Redensarten über Jemand ausgießt, von Jemand, der tüchtig in die Sauce gerathen ist, der in der Sauce steckt, von Thauwetter, das den Schmutz in eine wahre Sauce verwandelt hat, von einem Maler, der durch eine braune Sauce (Firniß) seinem Gemälde coloristisch die fehlende Einheit zu verschaffen sucht, oder dessen Landschaft eine Abendröthe habe, die wie Himbeersauce aussehe, einem Bildhauer, der mit dieser oder jener Sauce den Marmor tönt, von einem Cigarrenfabrikanten, der den Tabak in verschiedene Saucen legt. Goethe gebraucht das Diminutiv **Sößchen**, während die Verba **versoßen**, **einsoßen**, **besoßen** &c. hier und da dem Volksmunde geläufig sind. Von Sauce ist auch das Wort **Saucière** abhängig, so eminent französisch, daß man es nicht einmal Fremdwort nennen kann, und doch der eigenthümlichen Form wegen, die es bezeichnet, überall bei uns verständlich. Wie eine Saucière sieht kein anderes Gefäß aus. Und deshalb, Sauce und die damit verbundenen Begriffe aus der deutschen Sprache herauszuschaffen, wäre ein schwieriges Unternehmen. Und hier handelt es sich um ein Wort von geringer Machtsphäre.

Die heute eingetretene Fremdwörterverfolgung hat bereits eine bedeutende Literatur hervorgebracht, meist von denen ausgehend, die sich hier für berufen ansehen, auf dem Gebiete der Sprache für das Deutsche Volk zu arbeiten. Diese Herren betrachten und bezeichnen die, welche für die Fremdwörter eintreten, als ihre Gegner. Hier liegt ein Irrthum vor. Warum hat nicht einer dieser patriotischen Männer sich folgende Preisaufgabe zu privater Bearbeitung gestellt: nachzuweisen, wie Goethe (oder Schiller, oder Herder, oder Jacob Grimm, oder Ranke, oder Gervinus, oder Wilhelm von Humboldt, oder welchen Namen von literarischer Bedeutung man irgend für Goethe hier setzen wolle) sich den Fremdwörtern gegenüber verhalten, so daß untersucht werde, ob in den vorhandenen Manuscripten, oder in den sich folgenden Ausgaben der Schriften, nicht an Stelle eines sogenannt undeutschen Wortes ein deutsches, oder, umgekehrt, an Stelle eines deutschen ein undeutsch klingendes zu finden sei. Daß ferner genau untersucht werde, was Goethe jedesmal habe sagen wollen und aus welchen Gründen er (oder die Anderen) kein anderes Wort angewandt haben. Es kommt hier zuweilen auf fast unmeßbare Unterschiede an, Unterschiede aber, die dem Autor bedeutend waren, und die er berücksichtigte. Wie zart in dieser Richtung das Gehör eines Autors ersten Ranges sei, läßt sich oft erst durch viele Vergleichungen ermessen. Man muß seine Schreibweise von deren Anfängen an studirt haben, um hierüber urtheilen zu können. Wohlwollenden Menschen von nicht überströmendem Gedankenvorrath, die sich vaterländischer Gesinnung trotzdem bewußt sein dürfen, kann leicht eingeredet werden, es bedürfe nur des einstimmigen guten Willens der gesammten Nation, um die deutsche Sprache zu einem vorzüglichen Werkzeuge sonder Lug und Trug zu erhöhen. Der gute Wille aber genügt nicht. Einem wissenschaftlich denkenden Menschen muß als unmöglich erscheinen, in der sog. Fremdwörtersache die Stimme zu erheben, ohne mühsame Untersuchungen, unsere classische Literatur betreffend, hinter sich zu haben. Soweit wir uns umgesehen haben, nirgends war bei Berichten über Versammlungen der Sprachfreunde dergleichen zu entdecken. Würde die literarhistorische Bearbeitung der Anwendung von Fremdwörtern jetzt erfolgen, so scheinen uns zwei Resultate derselben von vornherein als sicher. Erstens, daß bei all unseren deutschen Schriftstellern ersten Ranges stets ausreichender Grund vorhanden war, gerade das Wort zu brauchen, das sie gebrauchten. Und zweitens, daß, wenn man unsere vorhandene classische Literatur im Sinne der

heutigen Sprachreiniger so umschreiben sollte, daß die sogenannten Fremdwörter verschwänden, dieselbe dem Wortverbrauch nach um ein ganz Erhebliches in die Breite gehen würde. —

Wo es sich um allgemeine Bewegungen handelt, liegt immer jedoch etwas Berechtigtes zu Grunde. Ohne Zweifel glauben die Mitglieder unserer Sprachvereine etwas Gutes zu fördern und an redlicher geistiger Arbeit betheiligt zu sein. Sie sind es auch, nur nicht genau in dem Sinne, wie sie meinen.

Das, wogegen sie sich stemmen, ist weniger der Gebrauch von Worten, deren Ursprung in den der unseren stammverwandten griechischen und lateinischen, französischen und englischen Sprachen sich nachweisen läßt, als die Benutzung inhaltreich klingender fremder Worte, die, obgleich sie gar keinen für uns brauchbaren Sinn haben, so gebraucht werden, als besäßen sie ihn. Wir stehen heute mehr, als wir wissen, unter der Herrschaft des Bombastes, d. h. des tönenden Geredes in großen Worten. Jedermann empfindet die Herrschaft der Phrase, mit der scheinbar Alles erschöpft und zugleich Nichts gesagt wird, und weil die Franzosen als Meister in dieser Kunst bei uns so gelehrige Schüler gefunden haben, wendet man sich in einem natürlichen Irrthume gegen ihre Sprache, weil diese das offenbarste Werkzeug für diesen Mißbrauch ist. In der französischen Sprache aber liegt es nicht, sondern in der Gesinnung mancher heutigen Wortführer. Das, was die Sprachvereine bekämpfen, wird ebensosehr in echt deutschklingenden Worten, als in fremdklingenden auf den Markt gebracht: Worten, denen man künstlich eine Stellung zu geben versteht, daß sie, wenn es darauf ankommt, so oder so ausgelegt werden können. Die Gefahr, die dem öffentlichen Wesen von dieser Seite droht, glaubt man bekämpfen zu müssen.

Ein Segen wird diesen Vereinsbestrebungen sicherlich entwachsen: das Gefühl, daß man, um einen Schriftsteller zu verstehen, so daß er wirklich als verstanden gelten könne, Arbeit aufwenden müsse. Daß jedes Wort, klinge es wie es wolle, seine geistige Herkunft habe. Und daß ein Wort in all den Möglichkeiten seiner Bedeutung zu kennen, nicht leicht sei.

3. Emerson in Concord. A Memoir written for the „Social Circle" in Concord Massachusetts by Edward Waldo Emerson. Boston and Newyork, Houghton, Mifflin and Co. 1889.

Emersons Sohn schreibt über seinen Vater für eine Gesellschaft seiner Vaterstadt, deren Mitglied der Vater war. Ein Buch für die nächsten Ortsfreunde und Nachbarn. Dinge, die nur Concord betreffen, wo die Emersons seit Generationen zu Hause sind. Wie er denen erschien, die ihn täglich sahen und wie sie ihm erschienen. Er und die Seinigen. In dem Häuschen, das er dort bewohnte, in dem Garten gelegen, den er selbst zusammengekauft und bepflanzt hatte. Auszüge aus Tagebüchern und Briefen, Erinnerungen an Gespräche und Erzählungen derer, die ihn kannten. Täglicher intimer Verkehr mit Menschen und Dingen. Verkehr mit Wald und Wiese, mit Fluß und Himmelsgewölk.

Solche Bücher können nur über Menschen geschrieben werden, die zu den allergrößten gehören, die, wie Produkte der Natur, je tiefer man in sie eindringt, immer weitere Anschauungen gewähren. Das Leben dieses Mannes ist wie das eines kraftvollen Baumes gewesen, der, bis der alles gleichmachende Sturm seinem Dasein ein Ende machte, sich frisch fortentwickelte und selbst in der letzten Phase des Absterbens den Anblick der Kraft und weihevollen Würde darbietet. Eine Buche ist bis in jede Blätterspitze hinein eine Buche, eine Linde eine Linde, eine Kornähre eine Kornähre: jede gestaltet sich voll zum Abbilde der einzigen Art, der sie angehört und nicht das kleinste an ihnen, das der Aufgabe untreu wäre, Buche, Linde und Aehre zu sein. So ist Emerson in allen seinen Gedanken und Thaten und Worten ein Produkt der schaffenden Natur gewesen, das nur er war und dessen einheitlicher Lebenstrieb sich niemals untreu ward. Von wie viel Seiten wird dieser einzige Mann in den folgenden

Jahrhunderten noch dargestellt werden, wie viel Erinnerungen an ihn werden noch laut werden, wie viel Briefe, oder auch nur abgerissene Worte, die irgend ein Ohr auffing, und die ein Echo in ihm hervorriefen, werden noch zum Vorschein kommen. Und alles wird organisch zu ihm gehören und kein Anderer so gedacht und gesprochen haben können.

4. Diego Velasquez und sein Jahrhundert. Von Carl Justi. I. II. Bonn, Max Cohen. 1888.

Was wir über dieses schöne, mit Recht prachtvoll ausgestattete Buch hier sagen, will keine Recension sein, sondern nur eine Anzeige. Ein paar Worte der Ueberraschung und des Dankes für diese Arbeit. Justi hat einen Theil seines Lebens in Spanien zugebracht und Velasquez zur Mitte dessen gemacht, was er dort sehen sollte. Eine Geschichte der spanischen Malerei gab es im höheren Sinne bisher nicht: hier haben wir sie. Wir glauben auch nicht, daß, nachdem das Buch nun einmal da ist, eine bessere je erscheinen werde. All das ist erlebt und lebendig. Justi steht in seinem Stoffe drin, wie der mit seinen Kameelen zurückkehrende Nathan unter den Ballen, die er aus Damaskus mitgebracht. Ein wahrer Schatz von Studien. Ein buntes Gewühl von Charakteren und Verhältnissen. Jedes Capitel enthält Neuigkeiten, jedes hat seinen eigenen Stil, jedes erweckt andere Bilder in unserer Phantasie. Aber man gebraucht einige Zeit, das Alles zu genießen.

Doch wie wenig ist damit noch gesagt. Nicht bloß die Geschichte der spanischen Malerei ist in dem Werke enthalten, sondern die gesammte künstlerische Entwicklung des 17. Jahrhunderts darin gegeben. Nicht bloß Spanien wird uns vorgeführt, sondern auch Italien. Wie lange erwarteten die Jahrzehnte — die kein Ende nahmen — des Bernini den Schriftsteller, der uns in sie versetzte, und wie hat Justi auch das gethan. Glänzender konnten die Römer und Neapolitaner nicht charakterisirt werden, als von ihm geschieht. Den ganzen ungeheuren Wust des italienischen Kunsttreibens in dem dem Jahrhundert Winckelmann's vorhergehenden Saeculum hat Justi jetzt ebenso intensiv durchschaut und zu Papier gebracht, als dieses selbst vor nur dreißig Jahren. Nichts fehlt. Er bemerkt Alles, deutet Alles an, formt Alles zu Capiteln. Er hat in seiner Behandlung und Darstellung etwas, das an die Manier des Velasquez selber erinnert, und nur das Eine schadet dem Buche vielleicht, daß bei der ungemeinen Fülle des Stoffes und dem Hervorquellen der Nachrichten, die wir hier empfangen, einem der Gedanke kommen könnte, Jeder, der nur die Augen aufmache, Bibliotheken durchlese, und die Feder in die Hand nehme, vermöchte ähnliches zu leisten. Aber wer mit einiger Erfahrung liest, empfindet bald die Massen unbenutzten Materiales, das bei Seite geschoben wurde, und die Kunst, mit der das Gegebene scheinbar nachlässig hingeworfen worden ist.

Wir sagen nichts von Velasquez selbst, dessen Leben eine eigenthümliche Tragik bietet, wie sie hier zum ersten Male erkannt und beschrieben worden ist.

Wir empfehlen die beiden Bände Liebhabern einer kunsthistorischen Lektüre, die historisch gefördert zu werden wünschen. Diese Dinge müssen mehrfach gelesen werden und erfordern Erinnerung und Nachdenken. Auch nicht ein Satz in dem Buche, den der Autor nicht aus eigenem Wachsthume darbietet. Welch eine Beruhigung, daß in Deutschland heute noch Bücher dieser Art geschrieben und gedruckt werden.

5. Weltgeschichte von Leopold von Ranke. Neunter Theil. Herausgegeben von Alfred Dove und Georg Winter. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Ranke's Weltgeschichte wird in allen Zeiten als ein Denkmal deutscher schaffender genialer Kraft dastehen. In den hohen Jahren, in denen Andere, die doch auch etwas waren oder sind, sich mit beruhigtem Blick auf das Geleistete zurückziehen oder wenigstens ihrer Thätigkeit gewisse Grenzen zu ziehen beginnen, breitet Ranke wie in dem behaglichen Gefühle nun erst völlig erlangter Kraft sich nach allen Seiten aus. Zu

lange hat er sich mit dem Einzelnen befaßt: sein Wille geht jetzt auf die Zusammenfassung der Geschicke der ganzen Menschheit. Die „Mär der Weltgeschichte" möchte er erzählen. Uralt hebt er mit frischer Stimme von Neuem an, Band auf Band dictirt er bei blinden Augen, was er zu schreiben nicht im Stande ist, Jahrhundert auf Jahrhundert liefert er von der großen Arbeit Jahr auf Jahr getreulich ab und erst beim neunten Bande versagt ihm endlich der Athem und seine Lippen umfängt das große Schweigen, das uns allen bevorsteht. Diese Weltgeschichte ist einzig in ihrer Art. Von der Notizengelehrsamkeit, die das nur todt Interessante vom lebendig Wirklichen nicht mehr zu unterscheiden weiß, ist Ranke immer in hohem Grade frei gewesen: hier verliert sich die Neigung dafür völlig. Er faßt die Dinge im Großen. Er betrachtet sie aus einem einzigen Gesichtspunkte. Hierin liegt das Geheimniß des Erfolges, den das Werk gehabt hat. Man fühlt, alle diese Thatsachen dienen einem Gedanken, sie sollen dem Leser die Ereignisse nahe bringen als Thatsachen, denen ein geistiger Werth innewohnt. Man hat nie das oft bei guten Büchern so unerträgliche Gefühl, daß ihr Autor die Dinge auch deshalb so genau darstelle, um uns zu zeigen, daß er mehr als Andere wisse. Ranke gibt sich diesen Anschein niemals, wohl aber spricht er so, als wisse er in der That Alles, was zu wissen möglich sei, und das wieder flößt dem Leser Vertrauen ein, statt ihn zurückzuscheuchen.

Von welchem Gesichtspunkte aber erzählt Ranke die Schicksale der Menschheit? Für den, der seine Schriften gelesen oder gar ihn persönlich gekannt hat, ist das klar genug, auch hielt er nicht damit zurück. Nun aber empfangen wir im neunten Bande der Weltgeschichte, der, nach seinem Tode von Schülern und Mitarbeitern zusammengestellt, eben als letzter erschienen ist, ein Zeugniß dafür, das von hohem Werthe für die Freunde des großen Geschichtsschreibers ist. Im Jahre 1854 war Ranke bei seinem einstigen Schüler, dem Könige Max von Bayern, als Gast auf einem der am Fuße der Alpen gelegenen Königlichen Schlösser. Dem Könige kam der Gedanke aus Ranke's Munde hier eine Reihe von Vorlesungen über die gesammte Weltgeschichte zu hören. (Wir umgehen die Details, die in dem Buche selbst nachzulesen sind.) Ranke hatte nichts von Material bei sich, sondern war auf das angewiesen, das sich seinem Geiste darbot. Diese Vorlesungen sind stenographirt und nach einem der so gewonnenen Manuskripte im vorliegenden Bande abgedruckt worden.

Es ist nun nicht anzunehmen, daß Ranke alle Geheimnisse seiner Anschauung in diesen, dreißig Jahre vor seinem Tode gehaltenen Vorträgen offenbart habe. Und ferner, es lagen die Deutschland umgestaltenden Ereignisse damals noch in weiter Zukunft. Auf der anderen Seite aber hat er ein erleuchteteres Publicum als das seines hohen Schülers auch später kaum vor Augen gehabt, dem er seine Gedanken enthüllte. Und in der That, wenn wir den Umfang seiner gesammten historischen Lehre und Anschauung in Betracht ziehen: unbefangener und klarer hat er sein System niemals aufgebaut. Dies der Grund, weshalb diese Vorträge, die Mancher veraltet nennen könnte, so wichtig sind. Hier tritt hervor, wo der Höhenpunkt liegt, von dem aus er seine Augen nach vorwärts und rückwärts richtete.

Diejenige Epoche, die Ranke's untersuchendem Geiste am gemäßesten und am bequemsten lag, war das Jahrhundert von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17., die Zeiten der romanischen Gegenreformation. Man würde ihm Unrecht thun mit der Behauptung, er habe auf Seiten der Romanen gestanden: überwiegendes Interesse aber nahm er an ihnen. Von ihnen aus wendet er die Blicke auf das Uebrige. Die Machtstellung, die durch das Emporkommen der französischen Monarchie geschaffen wurde, war das Lieblingsproblem seiner jüngeren Jahre: das Davorliegende sah er als Vorstufen zu diesen Verhältnissen an, das Nachfolgende als Consequenzen derselben. Er verfolgt vom 16. Jahrhundert rückwärts die Geschichte der europäischen Machtstellungen. Ueber die große römische Monarchie gelangt er auf diesem Wege zu der Alexander's und weiter zurück; von den Glanzzeiten der romanischen Welt im 17. Jahrhundert schreitet er bis zu unseren Tagen vor. Ein merkwürdiger Beweis für das eigentliche Vaterland seiner historischen Interessen ist sein Stil, der nur für das Jahrhundert

seiner Vorliebe zu voller natürlicher Blüthe und Beschaulichkeit sich entfaltet, bei Darstellung der früheren und späteren Verhältnisse diesen mehr adaptirt als aus ihnen herauswachsend.

Durch diese Weltanschauung wird Ranke in Stand gesetzt, die Massen zu bilden, deren er gerade für den Aufbau einer Weltgeschichte bedurfte. Auch scheint uns, daß die Stellung, die er zwischen den beiden großen Zeitmassen einnimmt, nicht sowohl seinem Charakter, als auch dem seiner Epoche entsprach. Er kommt dadurch in die günstige Lage, von der Gegenwart (1854 gab es noch keine rechte Gegenwart für uns, sondern nur erst eine Erwartung derselben) abstrahiren zu können und seine bekannte Auffassung des Krieges von 1870 „wir führten ihn gegen Ludwig XIV." erklärt sich daraus auf das Natürlichste. Er darf seiner Neigung nachgeben, vom gesprochenen Worte und dem Leben und Geist der Massen absehend, mehr den geschriebenen Bericht und das Leben und den Geist der die Macht repräsentirenden oberen Minorität in Betracht zu ziehen. Wie sehr er überall bestrebt war, die Massen zu umgehen, zeigt seine Auffassung der Reformation.

Wir wissen aus Ranke's letzten mündlichen Aeußerungen, von denen ja in den Zeitungen vielfach Authentisches berichtet worden ist, wie ihn die Gegenwart und die Zukunft erfüllten und wie geistvoll, klar und ausführlich er seine Ansichten zu erkennen gab. Immer aber sind seine Aussprüche die eines betrachtenden Gelehrten, der einem ungeheuren Vorrathe von Erfahrungen das entnimmt, was das Gegenwärtige und Kommende zu erklären und vorherzusagen als geeignet erscheint. Auch auf das gewaltige Unbekannte, das jeder Zeit bevorstand und das so auch wir erwarten, nimmt er Rücksicht; stets aber nur als Wissender, der, außerhalb der Dinge stehend, sie begreift und zerlegt, nie als Jemand, der die Hände rühren möchte, um Gegenwart und Zukunft selbst eingreifend mitzugestalten. Wo König Max, dessen Bemerkungen mit Ranke's Erwiderungen einzelnen Vorlesungen beigefügt sind, auf das kommt, was denn nun eigentlich zu thun sei, sucht Ranke auszuweichen. Es war, darüber Meinungen zu haben, seine Aufgabe nicht.

Uns aber, scheint es, stehen Zeiten bevor, die zu begreifen der Besitz von Gelehrsamkeit vielleicht bald eher hinderlich als vortheilhaft sein dürfte. Zeiten, wo man sich losmachen wird von überkommenem Wissen, weil das persönliche Gefühl für das, was der Tag bedarf, dadurch beeinträchtigt werden könnte. Dazu kommt, daß ein immer größeres Mißtrauen gegen die historischen Quellen und gegen die Methode, mit der man sie behandelte, Platz zu greifen beginnt. In nicht zu langer Zeit wird vielleicht Ranke's „Mär der Menschheitsgeschichte" als ein Märchen in der That erscheinen und überhaupt das nur als Geschichte gelten, was Geschichte der Gegenwart ist.

B. K. F.

65. **Berliner Neudrucke.** Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger, Prof. Dr. B. A. Wagner und Dr. Georg Ellinger. Berlin. Gebrüder Paetel. 1888. — I. II. Friedrich Nicolai's kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. III. Nicolaus Peuckers Wolklingende Paucke (1650—1675) und drei Singspiele Christian Reuters (1703 und 1710).

Bei Berliner Neudrucken wird es nicht darauf ankommen, daß ältere Berliner Verlagsartikel, sondern daß charakteristische Urkunden des Berliner Wesens, die mit Unrecht vergessen oder die schwer zugänglich sind, wiederum vor das Publicum treten. Bewährte Männer stehen an der Spitze des Unternehmens. Die drei ersten Hefte verdanken wir der unermüdlichen und nie oberflächlichen Mühwaltung Ellinger's. Zur Eröffnung wurde passend jene seltene zweiteilige Volksliedersammlung (leider ohne die Melodien) gewählt, mit welcher der Berliner Erzrationalist Nicolai, die Maske eines Schusters vorbindend, Bürger's verzückte Lobpreisung der Volkspoesie und alle verwandten Ideale der schwärmenden Geniezeit aushöhnen wollte, die aber trotz stumpfsinniger Polemik und parodistisch alterthümelnder Orthographie das karikirte Interesse nur förderte. Die mit grinsendem Behagen hervorgesuchten rohen Pöbelreime verschwinden darin doch gegen die Fülle des herrlichen Erbgutes, das der verblendete Nicolai in hämischer Absicht aus Einzeldrucken, Büchern, Handschriften selbst oder durch seine Freunde gewonnen hat. Während Lessing dem alten Genossen scharfe Wahrheiten sagte, stimmte ein josephinischer Dichterling, Gebler, wohlgemuth in Nicolai's Ton ein: „O des thörigten Geschmacks, dem dergleichen Trebern behagen ... Volkslieder, Gespenster-Romanzen, empfindsame Tändeleyen, mit den gröbsten Zolen abwechselnd": so greinten Berliner und Wiener Literaten in demselben Jahre, da Herder, die weite Welt durchschweifend, den ersten Band seiner „Volkslieder" herausgab. Nicolai's Almanach ist eines der hervorragendsten Denkmäler antipoetischen Geistes und doch zugleich ein höchst wichtiges Hülfsmittel aller dem deutschen Volkslied zugewandten Studien. Über die Entstehung, Tendenz, Quellen, einen parodistischen Nachdruck und eine bisher übersehene Nachahmung handelt Ellinger in den Einleitungen und angehängten Anmerkungen. Das Musikalische vernachlässigt er ganz. Er berichtet im Eingang des 3. Heftes über Berlins geringen Antheil an der Dichtung des 17. Jahrhunderts und macht uns durch eingehende Charakteristik und geschickte Auslese mit dem aus Schlesien eingewanderten Köllnischen Advokaten und Rathskämmerer Peucker bekannt, der die Kunst nach Brot gehen ließ. Seine Gelegenheitsgedichte zu frohen Ereignissen am Hofe des Großen Kurfürsten, zu Hochzeiten u. s. w., gehören aber zu den genießbarsten jenes reimsüchtigen Zeitalters, theils durch eine naive Komik, wenn Peucker's Pauke den Herrscher mit dem Refrain „Bom, bom di bi di bom" begrüßt, theils durch mancherlei Lokalbeziehungen, eine volksthümliche Auflehnung gegen den steifen Pomp der Alexandriner und eine brave Naturfreude, die in der „Märzen-Lust" auch der Radieschen und Spargel nicht vergißt. Man sieht, die Musen und Grazien waren schon lange vor dem Pastor Schmidt von Werneuchen in der Mark heimisch. Reuter's ganz schablonenhafte Festspielchen mögen als Proben der Berliner Hofpoesie und Lohnarbeiten des genialen Schöpfers eines „Schelmuffsky" passiren.

Versprochen ist uns zunächst „Der gelehrte Artikel der Vossischen Zeitung während Lessing's Leitung (1748—1755)", den Wagner als berufenster Kenner herausgeben wird.

67. **Philipp II. von Frankreich und Ingeborg.** Von Dr. Robert Davidsohn. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1888.

Am 14. August 1193 heirathete Philipp II. August von Frankreich die dänische Königstochter Ingeborg, weil er das „alte Recht der Dänen auf England" sich bei seinem Angriff auf das damals von dessen Könige Richard Löwenherz verlassene Land zu Nutze machen wollte. Er hatte mit aller Kraft nach dieser Ehe gestrebt, und um so unbegreiflicher war es, daß er gleich anderen Tags, am 15. August, als er in Amiens mit Ingeborg gekrönt wurde, einen tiefen Widerwillen gegen die schöne und jugendliche Gemahlin an den Tag legte und sie sogar alsbald nach Dänemark zurücksenden wollte. Da die Königin an wahrnehmbaren Uebeln nicht litt, ihre Tugend nicht ernstlich angezweifelt werden kann und politische Gründe für die sofort von ihrem Gemahl betriebene Scheidung nicht erfindlich sind, so bleibt als Erklärung bloß ein verborgener Schaden übrig, der den König mit unüberwindlichem Widerwillen erfüllte. Damit begann eine lange Leidenszeit für die Königin, welche, von ihrem Gemahl verstoßen, selbst am Nothwendigsten Mangel litt, „eine Perle, die von den Menschen getreten, aber von den Engeln geehrt wurde," und erst nach zwanzig leidensvollen Jahren ist sie im Jahre 1213 mit ihrem Gemahl wirklich ausgesöhnt worden. Ingeborg überlebte ihren Gemahl, mit welchem ein inniges Verhältniß indeß kaum eingetreten sein kann, um vierzehn Jahre; sie starb im Juli 1237, äußersten Falls 1238. Papst Innocenz III. hat sich bekanntlich ihrer angenommen und am Ende sogar das Interdict über den König und sein Land ausgesprochen; aber er hat, wie Davidsohn in seiner gründlichen Untersuchung nachweist, eigentlich nichts erreicht: die schlimmste Zeit begann für Ingeborg gerade, als sie angeblich in ihre Würde wieder eingesetzt wurde und obwohl Innocenz dies wußte, so hat er doch es nicht mehr gewagt, für sie nochmals das Aeußerste zu thun. Er benutzte die Eheangelegenheit wiederholt, um Philipp II. in politischen Dingen mürbe zu machen; daß aber am Ende eine wirkliche Wiederaussöhnung erfolgte und die äußerlichen Beziehungen des Königs zwar regelmäßige wurden, daran hat der Papst jedenfalls nur einen sehr bescheidenen Antheil. Den wahren Grund findet Davidsohn scharfsinnig darin, daß Philipp sich im April 1213 zum Angriff auf den vom Papst gebannten Johann ohne Land anschickte: in diesem Moment brauchte er wieder „das alte Recht der Dänen auf England"; namentlich für den Fall, daß Johann sich mit dem Papst verständigen sollte, und deshalb nahm er Ingeborg aus denselben Gründen

wieder an, aus denen er sie vor zwanzig Jahren geheirathet hatte.

K. **Histoire de l'Éducation dans l'ancien oratoire de France.** Par Paul Lallemand, Professeur à l'Ecole Massillon. Paris, Ernest Thorin, éditeur.

Mit Vergnügen zeigen wir ein Werk an, welches gewiß ist, auch in Deutschland Beachtung und Anerkennung zu finden. Es bildet einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Geschichte der Pädagogik und kommt um so gelegener, als man gerade gegenwärtig bei uns mit der Sammlung des urkundlichen Materials für die Geschichte des modernen Erziehungs- und Studienwesens beschäftigt ist.

Seit den Tagen Heinrich's IV. lag die Erziehung in Frankreich zum größten Theil in den Händen der Jesuiten. Das Geschick, mit welchem der Orden in einer Zeit, welche von den Idealen der Renaissance erfüllt war, die classischen Studien zur Grundlage seines Unterrichtssystems gewählt und manche andere Vorzüge sicherten ihm sofort das Uebergewicht über alle älteren Genossenschaften wie über den Weltklerus. Aber die Herrschaft der Jesuitenschule blieb nicht lange unbestritten. Das 1611 durch Berulle begründete, 1613 durch Paul V. approbirte „Oratorium", ein Zweig der von dem heiligen Filippo Neri gestifteten Congregation, machte ihr bald Concurrenz. Der Glanz, welchen Namen wie Malebranche, Lamy, Houbigant, Massillon dem neuen Institut gewannen, erhob die Oratorianer-Collegien rasch zu großer Blüthe, zog ihnen aber auch die Verfolgung seitens der Jesuiten und der ihnen verbündeten oder zur Verfügung stehenden Hofpartei zu. Der Antheil, welchen einzelne Oratorianer, wie Malebranche, an der Philosophie des Cartesius nahmen, die Betheiligung anderer Mitglieder des Oratoriums, wie des berühmten Quesnell, an jansenistischen Händeln dienten allerdings zu willkommenen Vorwänden, um die Schulen der Congregation im Allgemeinen der Ketzerei zu verdächtigen und den unliebsamen Rivalen zu unterdrücken. Nachdem die Kraft Frankreichs sich in diesen Kämpfen verzehrt, sehen wir, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, auch das französische Oratorium zerfallen. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt des Buches. In eingehendster Weise werden dann die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des oratorianischen Studienplans erörtert. Es ist, glaube ich, erlaubt zu behaupten, daß zwischen 1613 und 1730 Frankreich keine besseren Gymnasien hatte als diese, und daß, hätten sie sich auf ihrer Höhe gehalten, die Generation von 1789 eine etwas verschiedene Physiognomie gehabt haben würde.

ϛv. **Dramaturgie der Oper** von Heinrich Bulthaupt. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Das Buch gehört zu den werthvollsten Erscheinungen der neueren musikalischen Literatur. Der Verfasser — zugleich dramatischer Dichter und geistvoller Kritiker — ist vor Vielen berufen, gerade diesen Zweig der Kunstliteratur zu pflegen und zu heben. Hatte er schon in seiner (bereits in dritter Auflage vorliegenden und in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift angezeigten) „Dramaturgie der Classiker" bewiesen, daß er mit der Poetik und der Technik der Bühnenkunst gründlich vertraut ist und über eine ungewöhnliche Literaturkenntniß verfügt, so zeigt er sich in der „Dramaturgie der Oper" zugleich auch als tüchtig geschulten Musiker. Das findet man selten vereint. Gegenüber so manchen oberflächlichen Salonplaudereien über dramatische Musikwerke (auf die meistens das Wort paßt: „in bunten Bildern wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit") thut es wohl, einem Kunsthistoriker zu begegnen, dessen Geschmack und Urtheil auf sichere technische und ästhetische Gründe gestützt ist. Bulthaupt's Buch wendet sich an die Gebildeten unter den Theaterfreunden, denen es eine Fülle von Anregung und Belehrung bietet. Seine Methode bei Besprechung und Schätzung der Opern unterscheidet sich von der bisher befolgten darin, daß er zunächst das Dramatische und Theatralische ins Auge faßt und dann erst den musikalischen Inhalt prüft, — gewiß der einzig richtige Weg, die schwankenden Begriffe des Publicums über das Wesen des Dramatischen zu festigen und zu klären. Sicherlich wird das Buch seinen Zweck erfüllen: „alle, die sich dem Genuß eines musikalisch-dramatischen Kunstwerkes mit offener Seele und erschlossenen Sinnen hingeben, an den Quell ihrer Freuden zu führen und durch die künstlerische Betrachtung die Lust ihres künstlerischen Empfangens zu erhöhen". Aber nicht die Hörer allein, auch die Fachleute, z. B. die Regisseure, werden von dem Verfasser, dessen große Vertrautheit mit dem vielgestaltigen Organismus des Theaters überall zu Tage tritt, Vieles lernen. Wir bekennen offen, erst durch Bulthaupt's Andeutungen darauf aufmerksam geworden zu sein, wie manche traditionelle Verkehrtheit man sich bezüglich der Inscenierung einiger unserer Meisteropern so kritiklos hat gefallen lassen. — Der Verfasser beschränkt sich auf die dramaturgische Betrachtung der deutschen Oper, wie sie durch Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer und Wagner sich gestaltet hat. Die weniger einflußreichen und daher nur vorübergehend erwähnten Operncomponisten (Spohr, Marschner u. A.) werden hoffentlich, wie der Verfasser in Aussicht stellt, in einer neuen und erweiterten Auflage seines Buches etwas ausführlicher behandelt werden. — Die „Dramaturgie der Oper" wird ohne Zweifel eine weite Verbreitung finden. Obwohl sie auf wissenschaftlichem Boden steht, so haftet ihr doch nichts von trockenem Lehrton an; sie ist vielmehr von warmer Kunstliebe durchweht und von einer Schönheit der Sprache, die sich oft zu wahrhaft dichterischem Schwunge erhebt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Jalousie de jeune fille, par Mme. Adam (Juliette Lamber). Paris, Librairie de la Nouvelle Revue. 1889.

Amyntor. — Für und über die deutschen Frauen. Neue hypochondrische Plaudereien. Von Gerhard von Amyntor. Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Ballestrem. — Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld). Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Baltz. — Der Engel der Barmherzigkeit. Dichtung von Johannes Baltz. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 1889.

Baranzewitsch. — Die Sklavin. Roman von K. S. Baranzewitsch. Dresden, Heinrich Minden. 1889.

Baroni. — Tito Livio nel Rinascimento. Di Alberto Baroni. Pavia, Frat. Fusi. 1889.

Beyerlen. — Die deutsche Schnellschrift. Eine allgemein verständliche Stenographie für private und geschäftliche Zwecke von A. Beyerlen. Stuttgart, Konrad Wittwer. 1889.

Bliemchen-Schumann. — Der lustige Baedeker. II: Vollständiger humoristisch-poetischer Führer durch Dresden. Mit Beiträgen von Fritze Bliemchen in Dresden herausgegeben von Gustav Schumann. Illustrirt mit einem Orientirungsplan. Stuttgart, Levy & Müller.

Brand. — Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von H. Brand. Kassel, Georg H. Wigand. 1889.

Bruhnsen. — Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen von Otto Bruhnsen. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Byron. — Lord Byron's Don Juan. Uebersetzt von Julius von Eden. 1. Gesang. Frankfurt a. M., Druck von Moritz Schauenburg.

Canstatt. — Drangsale der Stadt Worms und ihre Zerstörung durch die Franzosen am 31. Mai 1689. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet von Oskar Canstatt. (Wormser Zeitung, Mai 1889, Extra-Beilage 1—15. — Auch als Buch erschienen.) Worms, Verlag der „Wormser Zeitung".

Debats. — Le livre du centenaire du Journal des Débats. 1789—1889. Paris, Librairie Plon. 1889.

Deutsche Litterarische Volkshefte. Herausgegeben von Leo Berg. Nr. 1: Leo Tolstoi und der slawische Roman von Paul Ernst. Berlin, Brachvogel & Ranft (Kurt Brachvogel).

Die Künstler von Friedrich Schiller. An der Hand des Textes gemeinverständlich erläutert von Alfred Fleck. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1889.

Die Nordseebäder auf Sylt, Westerland und Wenningstedt. Herausgegeben von der Seebade-Direction. 6. Aufl. Hamburg, Otto Meißner. 1889.

Die Versammlungen der Freien Vereinigung zur Wahrung und Förderung der Eisenbahn-Verkehrsinteressen im Gebiete der Oldenburgischen Staatseisenbahnen. Mit graphischen Fahrplänen und 1 Uebersichtskarte der Oldenburgischen Bahnen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandl. (A. Schwartz). 1889.

Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. 11. Aufl. Neu bearbeitet von Dr. M. Wilhelm Meyer unter Mitwirkung von Dr. B. Schwalbe. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Vollbildern und Sternkarten. Lf. 1. Berlin, Emil Goldschmidt. 1889.

Dostojewski. — Der Idiot. Roman in drei Bänden von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1889.

Duboc. — Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand. 1889.

Dukmeyer. — Joseph und Arvid. Gedichte von Friedrich Dukmeyer. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1889.

Dukmeyer. — Pietro Aretino. Drama in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1889.

Dukmeyer. — Spurius Carvilius Ruga. Drama in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1889.

Ebner-Eschenbach. — Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 2. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Eggers. — Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen von Karl Eggers. Berlin, F. Fontane. 1889.

Ein Preisausschreiben. — Künstler-Novelletten von Hieronymus Lorm, Paul Block, Otto Baisch, Ernst Remin, Prof. C. E. Edler, H. R. Schaefer, Clara Laudener, W. v. Wartenegg, J. Fink, Rud. Czerny. Herausgegeben von G. Ramberg. Berlin, S. Fischer. 1889.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Fünfter Jahrgang. Bd. 20: Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Feilmann. — Sturm und Stille. Novellen von Johanna Feilmann. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Frankl. — Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild von Ludwig August Frankl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Führer durch Bulgarien in Wort und Bild. Würzburg, Leo Woerl.

Gairdner. — Henry the Seventh. By James Gairdner. London, Macmillan & Co. 1889.

Gebeschus. — Ueber Musik und Musiker. Citate von Dichtern, Schriftstellern und Musikern, gesammelt und allen Freunden der Tonkunst gewidmet von Ida Gebeschus. Stralsund, E. Bremer.

Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. 1. Band. Charlottenburg, F. Mahler. 1889.

Georgov. — Montaigne als Vertreter des Relativismus in der Moral. Von Ivan Georgov. Leipzig, Gustav Fock. 1889.

Gesellhofen. — Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesellhofen. Großenhain, Baumert & Ronge (H. Ronge).

Geyer. — Die Urwelt und ihre Bewohner. Eine Volksschrift zur Belehrung und Unterhaltung. Von Heinrich Geyer. 3. Aufl. Lf. 1—3. Hamburg, H. W. Lehsten. 1889.

Gopcevic. — Makedonien und Alt-Serbien. Von Spiridon Gopcevic. Mit 67 Original-Illustrationen (14 Tafeln, 2 Doppelbilder, 51 Textbilder) und 1 ethnographischen Karte in 5 Blättern und fünfzehnfachem Farbendruck. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1889.

Hager. — Deutschlands Beruf in Ostafrika. Von Carl Hager. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1889.

Hamerling. — Ein Schwanenlied der Romantik. Von Robert Hamerling. 3. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Hamerling. — Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Hamerling. — Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen. Von Robert Hamerling. 3. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Hammer. — Jagdbilder und Geschichten aus Wald und Flur, aus Berg und Thal von Guido Hammer. 2. Auflage. Glogau, Carl Flemming.

Heiberg. — Apotheker Heinrich. Von Hermann Heiberg. Neue, durchgesehene Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heidt. — Zwei Seelen. Gedichte von Karl Maria Heidt. Großenhain, Baumert & Ronge (H. Ronge).

Henry. — Cercle chromatique de M. Charles Henry, présentant tous les compléments et toutes les harmonies de couleurs. Avec une introduction sur la théorie générale du contraste, du rythme et de la mesure. Paris, Charles Verdin. 1888.

Henry. — Rapporteur esthétique de M. Charles Henry, permettant l'étude et la rectification esthétique de toute forme. Paris, G. Séguin. 1888.

Herzka. — Die Sanne des Lebens. Novellen von Oskar Herzka. Wien, Verlag von Moritz Perles.

Heyse. — Dramatische Dichtungen. 20. Bdchn.: Weltuntergang. Volks-Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Heyse. — Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. 1: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Ibsen. — Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen. Deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin, S. Fischer. 1889.

Jensen. — Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, Max Roman u. A. Lf. 1 (mit 3 Vollbildern). Berlin, H. Reuther's Verlag. 1889.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wil-

helm Jensen. 4. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Israëls. — „Wat de Kiewit sprook." Döntjes un Rimels in ostfrys' Plattdütsch von Louis Victor Israëls. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1889.

Judas Iscariot. — An old type in a new form. New-York, Press of the Minerva Publishing Company.

Kaemmel. — Deutsche Geschichte von Dr. Otto Kaemmel. 1. Heft. Dresden, Verlag von Carl Höckner. 1889.

Kilian. — Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen" vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des „Götz". Nach dem Mannheimer Soufflierbuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Eugen Kilian. Mannheim, J. Bensheimer. 1889.

Kleinschmidt. — Charakterbilder aus der französischen Revolution von Dr. Arthur Kleinschmidt. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Kniest. — Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Pd. Kniest. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1889.

Kohler. — Aesthetische Streifereien. Neue Aphorismen von Josef Kohler. Mannheim, J. Bensheimer. 1889.

Kürschner. — Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1889 herausgegeben von Joseph Kürschner. Elfter Jahrgang. Stuttgart, W. Spemann.

Land. — Die am Wege sterben. Von Hans Land. Berlin, Alfred H. Fried & Co. 1889.

Lange. — Lothar. Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Von Friedrich Lange. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

La première République Française en XLVI gravures. Reproduction de l'édition du commencement de ce siècle. Leipzig, A. Twietmeyer. 1889.

Laverrenz. — Unter Kameraden. Humoresken von J. L. V. Laverrenz. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Laverrenz. — Wir von der Kavallerie. Heitere und ernste Bilder aus dem Ulanenleben von Victor Laverrenz. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger (Hammer & Runge).

Leonhard. — Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht. Ein Ueberblick über die Geschichte des römischen Staates in ihrem Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Rechtsleben. Eine Festschrift von Dr. Rudolf Leonhard. Leipzig, Veit & Comp. 1889.

Litzmann. — Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1889.

Lohmeyer-Geselschap. — Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studienblätter in Lichtdruck von F. Geselschap. Breslau, C. T. Wiskott. 1888.

Loening. — Die strafrechtliche Haftung des verantwortlichen Redakteurs von Dr. Richard Loening. Jena, Gustav Fischer. 1889.

Löwenberg. — Ueber Otway's und Schiller's Don Carlos. Dissertation von Jacob Löwenberg. Hamburg, A. Goldschmidt.

Marshall. — Die Spechte (Pici). Von William Marshall. Mit 1 Karte. Leipzig, Richard Freese. 1889.

Massarani. — Diporti e Veglie. Di Tullo Massarani. Milano, Ulrico Hœpli. 1889.

Merbot. — Forschungsreisen der Literatur-Wissenschaft insbesondere dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorie von Dr. Reinbold Merbot. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag.

Meyer's Reisebücher. Paris und Nord-Frankreich. 3. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1889.

Meyers Reisebücher. Unter-Italien und Sizilien von Dr. Th. Gsell Fels. 3. Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1889.

Michelis. — Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste von Arthur Michelis (Adolf Gumprecht). 4. Aufl. Leipzig, H. Haessel. 1889.

Möser. — Deutsche Kaiserlieder von Albert Möser. Dresden u. Leipzig, H. Klemm's Verlag. 1889.

Müller-Bohn. — Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann Müller-Bohn. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Lf. 1—3. Berlin, Paul Kittel. 1889.

Münsterberg. — Gedankenübertragung. Vortrag von Dr. Hugo Münsterberg. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr's Verlag (Paul Siebeck). 1889.

Nathusius. — Ausgewählte Schriften von Marie Nathusius. Volks-Ausgabe. 1. Lf. Leipzig, Gustav Fock. 1889.

Naturalistische Unterhaltungs-Bibliothek. Herausgeg. von A. Zapp und V. Laverrenz. Bd. 6. Sodom. Berliner Geschichten und Sittenbilder. Von Reazlav. Berlin, J. L. V. Laverrenz. 1889.

Neue Litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marineofficier in Ost-Afrika. Nr. 2: Die preußische Ader in der deutschen Litteratur. Berlin, Richard Eckstein's Nachf. (Hammer & Runge).

Neumann. — Von einer eigenen Roß'. Wiener Bilder von Jeany Neumann. Mit einem Vorworte von V. Chiavacci. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Oelzelt-Newin. — Ueber Phantasie-Vorstellungen. Von Anton Oelzelt-Newin. Graz, Leuschner & Lubensky. 1889.

O'rell. — Bruder Jonathan und sein Land. Die amerikanische Gesellschaft von Max O'rell und Jack Allyn. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Paarmann. — Die Schöpfung und das Geistige in derselben. Eine naturwissenschaftliche Studie von R. Paarmann. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1889.

Panduro. — Historisches über die Kunst, Taubstumme die Schrift- und Lautsprache zu lehren. Von Hervas y Panduro. Uebersetzt von Dr. C. Renz. Friedberg, Carl Bindernagel. 1889.

Papkoff. — L'esclavage au centre de l'Europe. Par Alexandre Papkoff. St.-Petersbourg, W. Besobrasoff & Co. 1889.

Pasig. — Unter dem Rautenkranz. Historische Erzählungen aus dem Sachsenlande von Gustav Pasig. Leipzig, Georg Böhme's Nachf. (E. Ungleich). 1889.

Paulsen. — Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchh.). 1889.

Petersen. — Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von Marie Petersen. 24. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Petrucci. — Machiavelli e Tacito. Di Gualtiero Petrucci. Con prefazione del Prof. Camillo Antona-Traversi. Recanati, Alessandro Simboli. 1889.

Pollak. — Französischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch für Reise und Haus von Emil Pollak. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Post. — Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen von Jul. Post. Bd. I: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim. 1889.

Raasloff. — Aphorismen von H. J. A. Raasloff. Kopenhagen, Gyldendal'sche Buchh. 1889.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 2551—2552: Niels Lyhne. Roman von J. P. Jacobsen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. R. Borch. Mit einer biographischen Einleitung von Th. Wolff. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Rieß. — Nach Dänemark und Schweden. Eine vergnügliche Touristenfahrt von Otto Rieß. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Dritte Serie. Heft 71: Franz von Holtzendorff. Ein Nachruf von Dr. Stoerk. Mit dem Bildniß von Holtzendorff's. Heft 72: Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. Von Dr. Dondorff. Heft 73: Unser Kalender. Von Dr. Rudolf Thommen. Heft 74: Erdbeben. Von Rudolf Röttger. Heft 75: Der Reichstag zu Speier 1526. Von Julius Ney. Heft 76: Aus dem Strafen- und Gefängnißwesen Nordamerikas. Von Dr. P. F. Aschrott. Heft 77. Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht. Von Dr. Georg Cornet. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Schlögl. — Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten. Von Friedrich Schlögl. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Schmidt-Cabanis. — Nervöse Humoresken. Von Schmidt-Cabanis. Mit Illustrationen von Wilhelm Sprenger. Berlin, Hermann Lazarus. 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Wahrheit.

Novelle
von
Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

III.

In den nächsten Tagen dämpften ein trüber Himmel ohne jeden Sonnenschimmer und häßliches, kaltes Regenwetter die Reisestimmung. Ringsum sah Alles so trüb und verdrießlich aus, daß ich gar keine Neigung verspürte, mein behagliches Heim mit einem Eisenbahnwagen zu vertauschen. Ueberdies hatte ich eine ausreichende Beschäftigung, die meine Aufmerksamkeit an das Nächste fesselte. So vollgepfropft waren die Zimmer, die meine Tante innegehabt, mit nützlichen und unnützen Sachen, mit schadhaftem Kram und werthvollem Geräth aus der Zopfzeit, daß hier Luft geschafft werden mußte. Möglicherweise kehrte ich von meiner Reise doch hierher zurück . . der Gedanke, ein wohnlich eingerichtetes Heim zu haben, würde mich auf meinen Fahrten mit einer gewissen Beruhigung erfüllen . . es war in der Ordnung, wenn ich mir in dem alten Hause ein paar Gemächer nach meinem Geschmack ausstattete und von dem vorhandenen Hausrath auswählte, was mir brauchbar und gefällig erschien, das Uebrige verschenkte oder versteigerte.

Rüstig ging ich an die Arbeit und kramte, ordnete, schied aus, jeden Tag bis spät in den Abend. Genug des Moders und des Staubes wurde aufgewühlt, zu einem Scherbenberg, wie Fritzlaw ausrief, häufte sich in der einen Stube der Trödel an, dafür aber ward in den anderen Raum und Licht. Manches fand sich, was den Freunden und Freundinnen der Verstorbenen als Erinnerungszeichen willkommen sein mochte; mit nützlichen Dingen sollten, nach dem Vorschlag Ursula's, Arme bedacht werden; Einiges, meinte sie, könne für Hilde zurückgestellt werden, einmal würde sie ja doch heirathen. Der Vorschlag hatte meine Billigung, und bald war, wie die Alte versicherte, eine Ausstattung zusammen, um die sie manche Bürgerstochter beneiden würde: sie hatte nur abzuwehren, daß ich in meiner Freigebigkeit des Guten nicht zu viel that. Aber ich war noch so jung in meinem Reichthum und empfand ein eigenes Ver-

gnügen daran, Hilde zu beschenken: ein um so größeres, da sie keine Ahnung von meiner Absicht hatte und nur selten aus der Küche zum Vorschein kam . .

Endlich am Gründonnerstag, gegen Abend, als alle Glocken der Stadt die Charfreitagsfeier einläuteten, klärte sich das Wetter auf, und die Luft wurde wärmer. „Morgen wollen wir aufs Land," rieth Fritzlaw, der die Ferien wie ein richtiger Schüler trotz seiner weißen Haare genoß, „Brust und Seele vom Staube zu reinigen. Verbinden Nützliches mit dem Angenehmen. Habe da schon seit vier Wochen eine Einladung nach Pritzwalk, will der Gutsherr der Erbtheilung wegen eine alte Sammlung von Bildern und Kupferstichen und anderen Alterthümlichkeiten unter den Hammer bringen lassen . . Fordert vorher ein sachverständiges Urtheil . . Habe nun einmal zehn Meilen in der Runde den Ruf eines Kenners . ." Vergebens wandte ich ein, daß ich dem Besitzer unbekannt sei und im Schlosse nichts zu suchen hätte . . „Hm," entgegnete der Alte, „wer weiß! Vielleicht sind Musikinstrumente unter dem Gerümpel, irgend eine kostbare Geige, die müssen Sie als Sohn Ihres Vaters schon am Klange erkennen und abschätzen können . . Oder sind ein Liebhaber von altem Delfter Geschirr . . Einer, der hunderttausend Thaler geerbt hat, ist überall willkommen, wo es Mädchen von siebzehn Jahren gibt." Weder diese Behauptung noch sein sonstiges Zureden würden meinen Widerstand gebrochen haben, aber eine andere Betrachtung beseitigte ihn. Ich schämte mich im Grunde, sie mir einzugestehen: die Erwartung, dort auf dem Gutshofe den Mann zu entdecken, der Hilden eine so unbändige Leidenschaft eingeflößt . . .

Heiterer Sonnenschein und die muntere Laune Fritzlaw's verscheuchten am nächsten Morgen alle Bedenken, die etwa in mir aufsteigen mochten, fremden Leuten so ins Haus zu fallen. Auf leichtem Wagen fuhren wir die Fahrstraße dahin; der Alte war unerschöpflich in seinen Neckereien, als ich mich bei dem Kutscher erkundigte, ob ich im Dorfkruge übernachten könnte. „Glauben Sie, daß Ihr Köfferchen in dem Schlosse keinen Platz hat?" spottete er. Ich aber, als echter Großstädter, haßte es ebenso sehr, Logirbesuche zu empfangen, wie Logirgast zu sein. Zum Glück fand ich im Kruge ein Stübchen mit sauberem Bett, und so, meiner Freiheit und der Sicherheit meines Rückzuges gewiß, folgte ich Fritzlaw mit größerer Ruhe nach dem Schlosse. Es war ein schmuckloses, doch stattliches Gebäude, etwa aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts; eine Pappelallee führte vom Dorfe grade darauf zu. Eine Rampe davor, eine kleine Kuppel über dem mittleren Theil des zweistöckigen Hauses, die runden Fenster im oberen Geschoß zeichneten das eigentliche Schloß schon von Weitem von den sich daran schließenden Wirthschaftsgebäuden aus. Auf das Freundlichste wurden wir von dem Freiherrn und seiner Gattin empfangen. Fritzlaw machte, indem er mich vorstellte, seine Sache über Erwarten gut. Leider vermag ich nicht zu sagen, ob mir seine Empfehlung und mein gutes dummes Gesicht allein den wiederholten Händedruck des Freiherrn und das wohlwollende Lächeln der Dame eingebracht hätten. Denn das Gerücht hatte auch schon zu ihnen die Kunde meines Reichthums getragen, ich war auch für sie der Erbe. Daß wir über Nacht bleiben würden, verstand sich von selbst; die Sammlung, die der Urgroßvater angelegt und der Großvater eifrig vervollständigt, erfordere doch eine

gründlichere Besichtigung. Darüber, daß ich mich im Kruge einquartirt, gab es zunächst das herzlichste Gelächter, aber da ich artig bei meinem Willen beharrte, beruhigte man sich. Mir kam Alles noch einmal so gefällig vor, und noch einmal so ungezwungen verkehrte ich mit den Herrschaften, seit ich meinen Rücken gedeckt wußte. Auch mit der Siebzehnjährigen, die mir Fritzlaw prophezeit hatte . . .

In der Sammlung bildeten die Kupferstiche den werthvollsten Theil: Fritzlaw fand die schönste Gelegenheit, seine Kenntnisse leuchten zu lassen. Außer vielen Seltenheiten zeichneten sich die meisten Blätter durch ihre tadellose Erhaltung aus. Mich reizten besonders zwölf Landschaften von Claude Lorrain; sie erschienen mir wie Grüße aus dem Süden, und es war für meine Börse gut, daß an einen augenblicklichen Verkauf der Sachen nicht gedacht werden konnte, ich hätte sie sicherlich viel zu theuer bezahlt. Den Freiherrn versetzte unser Lob in die heiterste Stimmung: nicht, daß er ein Freund und Kenner von Bildern und Kupferstichen, altem Geschirr und alter Bronce gewesen wäre, aber er entnahm aus unserer Bewunderung die tröstliche Hoffnung auf einen ansehnlichen Erlös bei der Versteigerung dieser Dinge.

Während sich Fritzlaw in das Studium des Katalogs vertiefte und hier und dort eine Angabe änderte und eine Bemerkung hinzufügte, führten mich die Damen durch das Schloß und den Park. Aber weder ihre Liebenswürdigkeit noch die mancherlei neuen Eindrücke, die ich empfing, vermochten meine Gedanken dauernd von der Suche nach dem Manne abzulenken, den Hilde geliebt und vielleicht noch liebte. Wie ich indessen auch unter den Dienern im Hause und unter den Knechten, die uns im Hofe und im Garten begegneten, nach ihm ausspähte ich entdeckte Niemand, der meiner dunklen und unbestimmten Vorstellung entsprach. Das Gespräch auf sie zu bringen, verbot schon die Gegenwart des jungen Fräuleins, und da überdies die Freifrau mit ihrem Gatten damals nicht auf dem Gute, sondern in der Hauptstadt gelebt hatte, wären meine Nachforschungen, selbst wenn ich sie gewagt, schwerlich von einem Erfolge gekrönt worden. Ich mußte mich also darein geben, die Entdeckung dem Zufalle zu überlassen, und diese Entsagung wurde mir leichter gemacht, da ich an der Mittagstafel einem Manne gegenüber zu sitzen kam, der bald meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Mir war er völlig fremd, allein Fritzlaw erinnerte sich seiner noch und hatte ihn einige Male in dem Hause meiner Tante gesehen. Er selbst stellte sich mir als den treuesten Bewunderer und den dankbarsten Schuldner des Fräuleins Paulsen vor. „Wäre sie ein Mann gewesen," sagte er, „welch' ein Freundespaar hätten wir abgegeben; Orestes und Pylades wären wieder in uns aufgelebt!" Und er schüttelte mir mit einem eigenthümlichen Drucke die Hand; es war, als ob er mich durch ein geheimnißvolles magnetisches Fluidum an sich ziehen wollte.

Er stand im Anfang der fünfziger Jahre, eine hochaufgeschossene, hagere, aber muskelkräftige Gestalt, ein gebräuntes, lederfarbenes, rothfleckiges Gesicht, mit grauem, militärisch geschnittenem Schnurrbart, Form und Ausdruck des Antlitzes wie der Kopf eines großen Raubvogels, eine Mischung von einem Soldaten und einem Weltreisenden, wie ich ihrer einige in unserem Bankhause kennen gelernt hatte.

Adalbert Graf Bodin war denn auch das Eine und das Andere. Als Officier in dem Regiment der Gardedragoner war er bei Mars la Tour gefährlich verwundet worden, hatte als Rittmeister 1872 seinen Abschied genommen, war im Sommer darauf zum letzten Male in Pritzwalk und in der Stadt gewesen und dann auf Reisen gegangen. „Jahrelang ein verschollener Mann," sagte der Hausherr. Seit dem vorigen Winter lebte er wieder in der Hauptstadt; einer Einladung des Freiherrn war er vor wenigen Tagen nach dem Gute gefolgt. „Die Nachricht von dem Tode Ihrer Tante," erzählte er mir, „erfuhr ich erst aus der Zeitung, einen Tag nach der Beerdigung; ich hätte sonst nicht in dem Trauergeleit gefehlt. In den nächsten Tagen wollte ich zu ihrem Grabe wallfahren und wäre in der Dämmerung wie der richtige romantische Narr an dem alten Hause vorübergegangen und hätte nach den Fenstern geblickt, um ihr gutes Gesicht dort zu suchen . . ." Mit der Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen war er die Seele der kleinen Tischgesellschaft. Doch war nichts Aufdringliches und Geschwätziges in ihm; er wußte im Gegentheil auch die Anderen zum Reden zu bringen. Sogar Fritzlaw, der anfangs sich gar nicht von seinem verdrossenen Erstaunen über die unerwartete Begegnung erholen konnte. „Herr Fritzlaw," meinte der Graf gutmüthig, „grollt mir noch immer in alter Eifersucht; er hat es mir noch nicht vergeben und vergessen, daß ich auch ein Stück von dem schwesterlichsten der Herzen besaß."

„Der Geck!" brummte der Alte, als wir Beide nach der Aufhebung der Tafel eine Weile in dem ihm angewiesenen Zimmer allein saßen. „Hält sich noch immer für unwiderstehlich. Ist ein Allerweltskerl, Magnetiseur, Geisterbeschwörer, Afrikaforscher, schneidiger Officier — kenne das von früher! Neue Form für den Adelshochmuth! Sind wir anderen Lumpe dagegen, Thierseelen."

„Lassen Sie es gut sein," lachte ich, „er thut uns nichts, sondern unterhält uns."

„Thut uns nichts? Warten Sie es ab! Wo Der den Fuß hinsetzt, gibt es ein Unglück."

Da er aber seine Behauptung ins Blaue hinein nicht beweisen konnte oder wollte, sondern nur sein Mißtrauen gegen den Grafen vorschützte, übten sein Aerger und seine Warnungen die entgegengesetzte Wirkung auf mich aus. Statt mich von dem merkwürdigen Mann abzuschrecken, lockten sie mich stärker zu ihm hin. Wie ich ihn so vor mir sah in seiner ruhigen Ueberlegenheit, seinen Erzählungen lauschte, die niemals seine Person in den Vordergrund stellten, sondern immer auf das Sachliche gerichtet waren, seine geistreichen, originellen Bemerkungen und Ansichten mit stiller Zustimmung aufnahm, hatte ich die Empfindung, einem so bedeutenden Manne noch nie begegnet zu sein. Das war freilich kein Gradmesser für den wirklichen Werth des Grafen, denn ich war ein Neuling in der Welt und unter den Menschen, allein ich beobachtete doch auch, mit welcher Theilnahme der Freiherr und seine Gattin, denen Männer wie der Graf in der Berliner Gesellschaft nicht fremd geblieben sein konnten, seiner Unterhaltung folgten, wie erfreut sie über seine Anwesenheit waren. Da schmeichelte es doppelt meiner jungen Eitelkeit, daß er öfters das Wort vorzugsweise an mich richtete

und mich mit einer Rücksicht behandelte, als ob ihm an meiner guten Meinung Besonderes läge.

Die Stunden flogen uns nur so dahin. Zehn Uhr hatte es geschlagen, und wir saßen noch um den Abendtisch. Zuletzt war es ihm geglückt, auch noch den mürrischen Fritzlaw zu erwärmen und die Italia-Saite in ihm erklingen zu lassen. Als ich mich, um das Gespräch nicht zu stören, mit kurzem Abschied empfehlen wollte, und er so erfuhr, daß ich mich für die Nacht im Kruge einquartiert hätte, blitzte er mich mit seinen dunklen Augen, unter dichten Brauen hervor, zwischen Anerkennung und Verwunderung an, lobte lachend meinen fanatischen Unabhängigkeitssinn und erklärte, mich selbst dahin begleiten zu wollen, damit ich in der Dunkelheit den Weg nicht verfehle. Meine verlegene Bitte, sich nicht zu bemühen, rührte ihn nicht, und unsere Wirthin, die an seine Art gewöhnt sein mochte, versuchte gar nicht, ihn zurückzuhalten. Feierlich mußte ich versprechen, am nächsten Morgen den Frühstückstisch um elf Uhr nicht zu versäumen, dann wurden wir Beide mit einem herzlichen „Gute Nacht!" entlassen. Fritzlaw aber raunte mir beim Abschiednehmen zu: „Seien Sie auf Ihrer Hut, Hand aufs Herz!"

Das häßliche Wort summte mir noch im Ohre nach, als wir über den Hof gingen und in die Pappelallee einbogen. Es war eine klare, frische Frühlingsnacht, der volle Mond am Himmel, ein eigenes Rauschen umher, als ob sich der Athem der Erde mit dem Brausen der Luft vermähle. Unter den kahl und starr aufragenden Bäumen lag der Weg blank und glatt, wie von mildem Kerzenglanz beschienen, vor uns. Sich hier zu verirren, war unmöglich. Der Graf bemerkte es zuerst und sagte: „Es war nur ein Vorwand, um hinauszukommen. Es herrschte eine solche Schwüle im Zimmer. Ich hatte das Bedürfniß nach Bewegung im Freien. Mich sucht der Schlaf immer erst lange nach Mitternacht auf. Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich Ihnen aufgedrängt."

Ich konnte auf seine Artigkeit nur erwidern, wie dankbar ich ihm für seine Begleitung und den Genuß seiner lehrreichen und anregenden Unterhaltung sei. Mit der Theilnahme und dem eingehenden Verständniß des gereiften Mannes, das dem jüngeren so leicht Vertrauen abgewinnt, forschte er nach dem bisherigen Gange meines Lebens, nach meinen Ab- und Aussichten. Aus meinen Antworten mochte er merken, daß ich mich in einer Krisis der Stimmung wie des Willens befände, aber er fühlte sich nicht berufen, mit seinem Rath einzugreifen. „In Ihrem Alter hatte ich denselben Drang in die Ferne," sagte er, „allein ich konnte ihn erst viel später befriedigen. Und da ging ich halbwegs aus Unmuth fort." Er sei mit Leidenschaft Soldat gewesen, seine schwere Verwundung habe ihn zur Aufgabe des Dienstes genöthigt. Erst ein langjähriger Aufenthalt im Süden habe seine Gesundheit wiederhergestellt. „Ich hätte nie daran gedacht," fuhr er fort, „hierher zurückzukehren. Diese Stätten sind das Grab meiner Jugend. Ich war eng befreundet mit den beiden Pritzwalk's, der Freiherr ist nur um wenige Jahre jünger als ich, und seine Eltern betrachteten mich wie ihren Sohn. Vielleicht hofften sie, daß ich eine der Töchter heirathen würde. Ein großes Majorat im Mecklenburgischen mußte mir nach dem Tode des Besitzers, meines Vetters, zufallen. Das Geschick hat es anders gefügt. Erst als die Mädchen

verheirathet waren und ich für einen aufgegebenen Mann galt, starb der Majoratsherr . . In den Achtzigen! Denken Sie nur, achtzig Jahre die Bürde des Lebens zu schleppen, in dem unergründlichen Einerlei eines Gutshofes, in der Quälerei der Gicht! Mich schaudert! Für ihn und mich und noch einen Anderen wäre es besser gewesen, wenn . . Aber das ist die Weisheit der Schulknaben . . Und nun bin ich doch wieder hierher gekommen. Zu lauter Gräbern, wirklichen und idealischen. Es ist nicht gut, ich merk' es schon, ich hätte dem Drängen des Freundes nicht nachgeben sollen . . Die Dinge verketten sich ohne menschliches Zuthun aus eigener Kraft der Anziehung und des Gegensatzes . . oder unter der Leitung einer unsichtbaren Gewalt . . Ist es der Erdmagnetismus, der auch in ihnen wirkt? Irgend ein feiner, von uns noch nicht erkannter ätherischer Strom? Oder eine moralische Macht? Vorsehung, Wahrheit? Ach! was wissen wir, Herr Paulsen, was wissen wir!" Und er drückte mir wieder in seiner eigenthümlichen Weise die Hand.

Darüber waren wir bis zu den ersten Häusern des Dorfes gelangt. Aus den Fenstern des Kruges schimmerte noch Licht und lautes Stimmengewirr ward in der Stille vernehmlich. In der Schenkstube saßen einige verspätete Gäste.

„Die Freiheit," scherzte der Graf, „hat immer etwas Unbequemes; der Lärm wird Sie am Einschlafen hindern, während Sie im Schlosse die Ruhe der Seligen genossen hätten."

„Ohne Kosten kann man nicht glücklich sein," entgegnete ich, „daran bin ich als Kaufmann gewöhnt."

„Mir geht es wie Ihnen, ich fühle mich nur behaglich, wenn ich eigenen Boden unter den Füßen habe. So neckt mich denn auch Pritzwalk beständig wegen des Raubes, den seine Gastfreundschaft an meiner Freiheit begeht, und hat mir gerathen, das verfallene Häuschen zu kaufen, das hier im Dorfe dem Superintendenten Wahrmund gehört . ."

„Dem Superintendenten? Es ist das erste Mal, daß ich von diesem Besitze sprechen höre."

„Er hat es ein wenig unverantwortlich verfallen lassen . . Ich zeige es Ihnen, in zwei Minuten sind wir dort . ." Er hatte eine Art, der man nicht gut widerstehen konnte. Ich nun gar nicht, da mich das Plötzliche und die Neuheit seiner Mittheilung überrascht hatte.

Und da waren wir auch schon, am Ausgange des Dorfes, vor einem verwilderten Garten, der durch einen halb zerbrochenen Bretterzaun und eine Dornenhecke rings umschlossen war. In der Mitte erhob sich eine Baumgruppe — wunderlich knorrige Eichen, die mit ihren schwarzen, seltsam verdrehten Aesten, in ihrer traurigen Kahlheit, bei dem Schimmer des Mondes, unheimlich und gespenstisch aussahen. Das Bauwerk, ein Mittelding zwischen Mooshütte und Blockhaus, mochte im Sommer, im Schatten der dann dichtbelaubten Bäume, im Glanz des Abendroths, ein idyllisches Bild gewähren. Jetzt, wo dem grauen, harten, zerrissenen Erdboden noch der leiseste grüne Anhauch fehlte, erschien es mit seinem von dem Schnee und den Stürmen des Winters arg mitgenommenen Schindeldach, seinen dunklen, kleinen, von fahlem Moos eingerahmten Fenstern, seiner eingesunkenen Thür als eine wüste, längst von ihren Bewohnern verlassene

Behausung. Hätte sie nicht in einem friedlichen pommerschen Kirchdorfe gestanden, würde man einen Unterschlupf für Diebe oder Schmuggler darin vermuthet haben. Damit uns nichts von dem Genuß des Abenteuerlichen und Grauslichen vorenthalten bliebe, fing es jetzt in dem Hause oder in den Bäumen unter den Stößen des Windes zu knarren und zu stöhnen an . .

„Einladend ist es gerade nicht," meinte der Graf, während wir Beide über Zaun und Hecke in die Oede schauten, „und Pritzwalk konnte meine einsiedlerische Laune nicht besser verspotten, als mir diesen traurigen Ort zur Herberge vorzuschlagen . . Aber wenn ein Gedankennagel einmal eingeschlagen ist, bohrt er sich immer tiefer . . Mir ist der Einfall nicht aus dem Kopfe gekommen . . Der Garten ist groß genug, auch für ein geräumigeres Haus . . Ganz verstummt, Herr Paulsen?"

„Ich schwärme nicht für Einsiedeleien, Herr Graf, und dieser wüste Fleck Erde nun gar . . Ich entsinne mich nicht, daß der Superintendent oder sein Fräulein Tochter je ein Wort darüber verloren haben. Freilich, was hätten sie auch hier suchen sollen?"

„Pritzwalk sagte mir, daß der Besitz aus der Erbschaft der Frau Predigerin stamme. Deren Vater hätte den Eichbusch von der Dorfgemeinde gekauft und sich das Häuschen gebaut, um ungestört darin seinen Studien und Betrachtungen nachzuhängen, in der Pfarre hätte die Frau ein allzu geräuschvolles Regiment geführt."

„Dann würde es dem Fräulein Maria gehören . . und die . ."

„Sie kennen die junge Dame?" fragte er.

Warum mußte ich in diesem Augenblick an Fritzlaw's Warnung denken? Die Frage war so natürlich und der Ton, in dem sie gethan wurde, so weltmännisch leicht.

„Wie man ein junges Mädchen kennt, mit dem man sich oft in der gemeinsamen Sorge für eine liebe Kranke zusammengefunden hat . . Fräulein Wahrmund ist eine treue und aufopfernde Pflegerin meiner Tante gewesen."

„Das wollten Sie mir ursprünglich nicht sagen, sondern —"

Warum sollte ich hinter dem Berge halten? „Daß Fräulein Maria angenehm überrascht sein dürfte," antwortete ich, „wenn plötzlich ein Käufer vor sie hintreten würde. Ich mußte selbstverständlich ein und ein anderes Mal von den Wintervergnügungen in der Hauptstadt erzählen, und ich merkte, wie gern sie dieselben einmal mitgemacht."

„Ist der Superintendent nicht ein Mann, der seiner Tochter einen so bescheidenen Wunsch leicht erfüllen könnte?"

„Das wohl. Aber vielleicht haben es die Umstände nicht erlaubt."

„Wenn dem so wäre, wenn der Verkauf nicht von vornherein abgelehnt würde . . Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erweisen, Herr Paulsen? Klopfen Sie einmal behutsam — oh! das brauch' ich einem Kaufmann nicht zu sagen! — bei dem Vater und der Tochter an. Sie sind in Pritzwalk gewesen, Sie haben das Häuschen, die Eichengruppe gesehen . ."

Sollte das die Kralle des Versuchers sein? Wie würde der mißtrauische Fritzlaw triumphirt haben! „Wäre die Angelegenheit nicht besser in Ihren eigenen Händen aufgehoben, Herr Graf?"

„Ich habe keine Anknüpfung mit dem Pastor. Finden Sie bei ihm eine gewisse Geneigtheit zum Verkaufe, kann ich freier mit meinem Antrage vortreten. Also eingeschlagen, Herr Paulsen? Ihnen kostet es ein Wort, das Sie zu nichts verpflichtet."

Mit einer solchen Offenheit und Höflichkeit hielt er mir seine Rechte hin, daß ich, auch wenn er mir gleichgültiger gewesen, schon aus Artigkeit hätte einschlagen müssen. Auch verpflichtete ich mich in der That, wie es mir damals schien, nur zu einer Anfrage, die weder für ihn noch für mich Verbindlichkeiten herbeizuführen drohte .. Ach, von welchen geringfügigen Zufällen und Anstößen hängt unser Schicksal ab! Oft ist es ein Sandkorn, das den Gang unseres Lebens bestimmt ...

Einen Klügeren als mich hätte vielleicht die leidenschaftliche Hast stutzig gemacht, die der Graf in einer so nichtigen Angelegenheit zeigte. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, ich danke! Und nun lassen Sie uns unsern Handel mit einem Glase Grog beschließen. Mich fröstelt, und der Nachtwind wird es auch Ihnen angethan haben. Vordem braute die Wirthin im Kruge ein vorzügliches Getränk — hoffentlich hat sich die Tradition nicht verloren. Es ist nützlicher, daß sich gute Recepte zu Speise und Trank, als metaphysische Grillen erhalten."

Im Wirthshause hatte man mich schon erwartet, auch der Graf war den Leuten bekannt. Das laute Gespräch, das die vier späten Gäste bei ihrem Skatspiel geführt, verstummte bei unserem Eintritt. Zweien von ihnen mochte die Erscheinung des Grafen in der Gaststube besonders verdrießlich sein: wie ich nachher erfuhr, waren es junge Leute im Dienste des Freiherrn, die in der Verwaltung und in der Brennerei beschäftigt waren. Obgleich der Graf sie nicht bemerkte und sich still mit mir in einer anderen Ecke des Gemaches niedersetzte, wechselten sie noch ein paar Worte halblaut mit ihren Genossen, schoben die Karten zusammen und gingen hinaus. Die Anderen blieben sitzen, schweigsam, bei ihren Biergläsern, der Eine, ein Bauer in mittleren Jahren, aus langer Pfeife dampfend, der Zweite, im städtischen Rock, eine Cigarre im Munde, kehrte mir den Rücken zu: das Kartenspiel schien ihnen gleichfalls langweilig geworden zu sein. Der Graf hatte von alledem kaum eine Wahrnehmung. Wie mit verschleierten Augen saß er auf der Bank, den grauen, leichten Filzhut hoch in die Stirn zurückgeschoben, den Kopf an die Wand gelehnt, die Beine vorgestreckt, die Hände auf dem Tisch .. er schien seine Umgebung vergessen zu haben und für alle Sinneseindrücke unempfindlich zu sein. Als das dampfende Getränk vor ihm stand und er davon gekostet, kehrte er wie aus einem Traum allmälig zu der Wirklichkeit zurück. Wir stießen miteinander an, „auf gute Verrichtung," sagte er mit einem halben Lächeln. Aber ein Gespräch wollte nicht mehr in den rechten Fluß kommen, und nachdem er einige Züge gethan, erhob er sich: „Ich bin müde und mir fallen die Augen zu." Er litt nicht, daß ich ihn hinaus begleitete, sondern drückte mich auf die Bank nieder, wickelte sich dichter in seinen grauen Mantel und ging. Hinter meinem Glase, den Kopf auf den Arm gestützt, blickte ich noch eine Weile unverwandt auf die Thür, aus der er entschwunden. Wäre ich abergläubischer gewesen, würde mich eine gewisse Furcht vor dem übermächtigen Einfluß, den der Graf über mich zu gewinnen schien, angewandelt

haben, so blieb mir, als das dumpfe Staunen gewichen, nur eine lebhafte Erregung über die merkwürdige Bekanntschaft, die ich an ihm gemacht, zurück; er erschloß mir eine Welt, die ich bisher einzig dem Namen nach und aus Romanen gekannt, und unwillkürlich knüpfte die gesteigerte Phantasie seltsame Hoffnungen an diese Begegnung.

Unangenehm wurde ich aus diesen Träumen durch den Fremden aufgeschreckt, der bisher stumm oder im leisen Gespräch, nach dem unterbrochenen Skatspiel, mit dem Bauer zusammengesessen hatte. Plötzlich stand er vor mir, an der anderen Seite des Tisches; der Bauer hatte die Gaststube verlassen, ohne daß ich es bemerkt.

„Es ist formlos, sich so vorzustellen, Herr Paulsen," redete er mich an, „aber Sie werden es entschuldigen, einmal weil wir in dieser vortrefflichen Herberge Nachbarn sind und dann wegen der Verwandtschaft . ."

„Bitte," erwiderte ich, ihn mit großen Augen messend . . Eine schlanke, jugendliche Gestalt, ein ausdrucksvolles, bewegliches, bartloses Gesicht, mit übernächtigen tiefliegenden Augen . .

„Sie wundern sich?" lachte er kurz und heiser. „Und denken vielleicht, ich meine die allgemeine Menschenbrüderschaft — nein, etwas näher gehören wir doch zu einander . ." Er hatte sich einen Schemel an den Tisch gezogen und saß mir nun gegenüber, aufrecht, hell von der Lampe beschienen . . „Die Mutter Ihrer vor Kurzem verstorbenen Tante hatte einen Bruder, dieser Bruder war mein Großvater — ich spreche ein großes Wort gelassen aus."

„Ich bin Ihnen für Ihre Auskunft sehr verbunden, allein ich bin so wenig in unserem Geschlechtsregister belesen . ."

„Daß Sie mich nicht unterbringen können? Natürlich! Es wäre auch zu arg, wenn wir alle unsere zärtlichen Verwandten mit Namen zu nennen wüßten . . Ich heiße Richard Mind . ."

Mind? Richard Mind? Jetzt hatte ich ihn, er war in dem Testamente Ulrikens mit einem Legat bedacht . . Selbstverständlich schärfte sich darüber mein Blick . . Nach seinem Aussehen zu urtheilen, mußten ihm die dreitausend Mark gelegen kommen; er trug einen fadenscheinigen Rock und glanzlos gewordene Papierwäsche . .

„Herr Richard Mind . . Gewiß, meine Tante hat sich Ihrer erinnert . ."

„In einem alten Zeitungsblatte habe ich die Todesanzeige gelesen, weit hinten in Westpreußen . ."

„Und haben sich zu uns aufgemacht —"

„Nicht so ganz, wie Sie es verstehen, Herr Paulsen, in allerlei Hoffnungen auf ein Vermächtniß. Obgleich ich nicht der Knopf auf Fortuna's Mütze bin, hab' ich doch Ehrgefühl. Und die Selige hatte mir vor Jahren unsanft die Thür gewiesen."

„Um so sanfter streckt sie Ihnen die Hand über das Grab entgegen. In den nächsten Tagen würde Sie der Herr Testamentsvollstrecker davon in Kenntniß gesetzt haben."

„Also auch mich bescheint einmal die Sonne! Der Wirth hat mir mitgetheilt, daß Sie der glückliche Universalerbe sind. Aber wer wie ich den Ueber-

muth der Aemter und die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ertragen hat, der ist auch mit der Brodkrume zufrieden, die von dem reichen Tische fällt."

„Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück," recitirte ich nun auch, mich in seine Redeweise schickend. „Sie haben sich offenbar der Kunst gewidmet, Herr Mind —"

„Und die Kunst geht nach Brot, mein Prinz! Wie Sie mich sehen, bin ich von dem Karren des Thespis herabgeschleudert worden. In Westpreußen warf der Karren um, in einem Marktflecken. Der Director verließ uns, und wir verstoben in alle Winde. Aufgescheuchte Wildgänse. Jeder nach der Richtung, wo er Futter witterte. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Ja, wenn wir nicht Speise und Trank gebrauchten — Wetter! welche Götter wären wir! Ich richtete meinen Flug hierher, weil in Stettin meine Wiege stand. Den letzten Stoß gab mir das Zeitungsblatt, wie ich Ihnen schon sagte. Für uns moderne Menschen ist die Zeitung das Schicksalsbuch der Sibylle. So hat Ihr Scharfsinn für diesen Augenblick meine Larve erkannt, allein in Wahrheit ist sie nur ein Gehäuse für ein Gehäuse . . Sie verschmähen das wässerige Bier und haben sich ein edleres Getränk bestellt. Mit Ihrer Erlaubniß folge ich Ihrem Beispiel. Wirth, einen steifen Grog!"

Daß ich mich von dem abenteuerlichen Gesellen angezogen fühlte, trotz alledem, mußte ich wohl zugeben. Der Humor, mit dem er sein Mißgeschick zu ertragen schien, nahm ebenso wie sein Gesicht, das bei aller Verkommenheit einen gewissen feineren Zug bewahrte, für ihn ein. In der Beleuchtung der Bühne mochte er mit seinem feurigen Blick, seinem dichten, leicht gelockten, braunen Haar, seiner breiten und kraftvollen Gebärde für einen schönen Mann gelten. Ich hatte auf den Bühnen der Hauptstadt so manchen unbedeutenden Schauspieler in Heldenrollen sich abquälen gesehen, daß ich mich eigentlich verwunderte, ihn, den seine Erscheinung schon empfehlen mußte, ohne Beschäftigung, in so fragwürdiger Gestalt in einem Dorfkruge zu finden. Das trieb mich an, mehr von seinen Schicksalen zu erfahren.

„Und was steckt denn hinter all' den Gehäusen?" fragte ich auf seine letzte Aeußerung hin.

„Wüßt' ich es nur selbst!" entgegnete er mit einem Tone, der überlegene Ironie ausdrücken sollte, „ein Thier, das Hunger hat, oder Genie ersten Ranges. Die Unruhe steckt mir von dem Vater, der höhere Schwung von der Mutter im Blut. Die Ursache zu beiden war der Mangel am Gelde. Im Wohlstande, in gesicherten Verhältnissen wären meine Eltern Honoratioren gewesen wie der Großvater und die Großmutter, und ich, als das Geschöpf ihrer Moralität und Langenweile, steuerte gemüthlich auf eine Professur der Chemie zu. So aber war ich das Kind ihrer Leidenschaft, ihrer Sorge und Verlegenheit. Ich war erst auf der Universität, dann auf der landwirthschaftlichen Akademie . . Gelegentlich hatte ich später auch eine Beschäftigung, auf den Gütern, im Pferdehandel, bei Wettrennen . . Indessen, wie Schiller sagt, dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur. Auch ich sank, wenn ich mich kaum erhoben, wieder von dem Mittelpunkt der Erde angezogen, zurück . ."

„Jetzt hatten Sie es mit der Schauspielkunst versucht?"

„Ja, ich hatte immer Talent zum Komödienspiel. Vielleicht auch Beruf. Wenn ich früher zur Bühne gegangen wäre, würde ich es weit gebracht haben. Man braucht nur den Weibern zu gefallen und zu imponiren, das ist das ganze Geheimniß. Und es lernt sich leicht. Ich habe mich zu meinem Unglück zu spät entschlossen. Aber was ist eine verfehlte Unternehmung mehr in meinem Leben!"

„Wenigstens drückt sie Ihren Muth nicht nieder."

„O, ich habe auch meine melancholischen Stunden wie Hamlet. Nur daß ein Prinz, für den der Tisch immer gedeckt ist, sich ihnen eher hingeben und sie behaglicher ausgenießen kann als Einer, der seine besten Gedanken darauf verwenden muß, Nahrung und Obdach aufzuspüren. Mit dem Witz, den der Arme dazu in einer Woche verbraucht, könnte die Welt einen Monat lang vortrefflich regiert werden."

„Wenn wir Alle in Schlaraffenland lebten, wie bald würde aller Witz verschlemmt und vertrunken sein!"

„Etwas Wahres finde ich in diesen Worten," sagte er mit dem Wesen König Philipp's und that darauf einen tiefen Zug. „Aber es ist die Philosophie der Bienen, die ohne Arbeit und Ordnung nicht zu leben verstehen. Ich bin eine geborene Drohne; meine Natur ist die Freiheit und der Raub . . Da ist mir das Herz wieder mit der Zunge durchgegangen; ich rede zu Ihnen, als wenn wir schon einen Scheffel Salz mit einander verzehrt hätten."

„Bei mir hat es keine Gefahr, denn wir hängen nicht von einander ab, und Keiner erwartet von dem Anderen etwas Besonderes."

„Sie nichts von mir — das ist selbstverständlich; ich nichts von Ihnen — hm!"

„Könnt' ich Ihnen helfen? Ich wüßte nicht, worin."

„Ich auch nicht, seit Sie mir das schmeichlerische Bild eines Legats vorgegaukelt haben."

„Wenn Sie sich an den Herrn Justizrath Möller wenden wollen —"

„Ich danke Ihnen, Herr Paulsen, und werde nicht verfehlen . . Sie wohnen in dem Hause des alten Fräuleins . . Sie gestatten, daß ich in den nächsten Tagen, im hochzeitlichen Gewande, Ihnen den gehorsamen Besuch eines armen Verwandten mache . ."

„Sie sollen mir willkommen sein —" ich dachte mir, daß es mit ihm und dem alten Fritzlaw einen lustigen Abend bei einer Bowle geben müsse.

So schieden wir. Während er noch sitzen blieb, führte mich der Wirth in mein Stübchen hinauf. „Er wohnt über Ihnen in der Dachkammer, Herr Paulsen," sagte er, wie um sich zu entschuldigen. „Nehmen Sie es nicht krumm, ich konnte ihn nicht gut abweisen. Er kam am Abend an, todtmüde und halb verhungert. Er hat früher in seinen guten Tagen etwas bei mir daraufgehen lassen, man hat eben auch ein Herz . . Daß er sich gleich an Sie machen mußte! Ihr Name war mir so über die Zunge geschlüpft. Er ist ein verschmitzter Bursche und hat eine Witterung wie der beste Jagdhund."

„Lassen Sie ihn jagen, das hat bei mir keine Noth. Sie kennen ihn genauer?"

„Werde ich Richard Mind nicht kennen! So lange ist es noch nicht her, daß er den Gutshof verlassen. Wenig über drei Jahre.“

„Hat er denn auf dem Gutshofe gedient?“

„Als Unterinspector. Damals sah er stattlich aus und klimperte mit dem Gelde in den Taschen. Der alte Freiherr mochte ihn leiden, weil er ein Pferdekenner war und allerlei Schnurren zu erfinden wußte. Bei dem Erntefest ließ er die Burschen und Mägde sich bunt ausstaffiren und Verse aufsagen, er Allen voran. Er ist immer in Bewegung und pruftet und pustet wie eine Dampfmaschine. Aber der Pferdefuß kam bald darauf zum Vorschein. Er hatte Schulden über Schulden und auch mit den Büchern, die er führte, soll es nicht in Ordnung gewesen sein. Ich will nichts gesagt haben, ich bin kein Ehrabschneider. Ueber Nacht war er weg, Keiner wußte wohin. Der Freiherr mochte ein Auge zugedrückt haben; er lebte noch auf seine alten Tage und ließ leben. Bei dem jetzigen Herrn wäre der Mosjöh Mind schlimmer gefahren . .“

Er ist's, sagte ich mir nach diesen Eröffnungen des Wirths, kein Zweifel, er ist der Liebhaber und Verführer Hildens. Warte, nun hab' ich Dich! drohte ich mit dem Finger nach der Decke herauf. Ich hörte ihn über mir mit schleichenden Schritten seine Schlafstatt aufsuchen. Alles stimmte zusammen. Zur selben Zeit waren Beide auf dem Hofe gewesen. Er war ganz die Persönlichkeit, um ein Mädchen wie Hilde zu bethören. Vielleicht hatte es für ihn dazu nicht einmal des Eheversprechens bedurft. Auch ihr hartnäckiges Schweigen wurde mir nun erklärlich. Nachdem er so schmählich das Gut verlassen hatte, mochte sie sich doppelt geschämt haben. Wenn er in der That den Herrn betrogen, welchen Schatten mußte ihr Bekenntniß, mit einem solchen Menschen ein Liebesverhältniß gehabt zu haben, auf sie werfen. Daß er auf den Schauplatz seiner früheren Abenteuer zurückgekehrt war — Noth und Hoffnung hatten ihn getrieben und Ehrgefühl und Gewissen ihn nicht gehindert. Schwerlich vermuthete er Hilde noch in der Stadt; sie wird längst das Weite gesucht haben, hatte er sich wohl getröstet.

Ja, nun hatte ich ihn, nun wußte ich die Wahrheit, aber glücklicher oder ruhiger war ich nicht darum. Meine Einbildung hatte um Hildens Liebesabenteuer einen romantischen Dunst gewoben, den die Wirklichkeit unbarmherzig verscheuchte. Die Arme sank in meiner Achtung, seit ich die Windigkeit und Leichtfertigkeit ihres Liebhabers durchschaute und die baare Alltäglichkeit des Verhältnisses offen vor mir lag. Was ging mich im Grunde die alte Geschichte an, die nicht mehr zu ändern war? Und doch beschäftigte sie meine Gedanken eine geraume Weile. Was war meine Pflicht? Sollte ich als Richter und Rächer auftreten, Beide wieder zusammenbringen, versöhnen, verheirathen, ausstatten? Oder die Dinge laufen lassen, wie sie wollten, und meine Finger nicht zwischen Baum und Borke stecken?

Zum Glück beendete der Schlaf den thörichten Streit und hielt mich über die Gewohnheit lange in seinen Banden. Mit dem Morgenkaffee brachte mir die Magd einen schönen Gruß des Herrn Inspectors Mind. Schon vor zwei Stunden war er aufgebrochen, ahnungslos, welche Ueberraschung seiner in der Stadt wartete. In das Herrenhaus zu gehen, war es noch zu früh, und ich beschloß,

mir bei Tageslicht das seltsame Grundstück anzuschauen, für dessen Verkauf ich die Wahrmund's stimmen sollte. Als ich die Treppe hinunterstieg, traf ich auf den Wirth.

„Was liegt denn am Ende des Dorfes für ein verwahrlostes Häuschen unter den Eichen?" fragte ich. „Ich kam gestern Abend daran vorüber; es sah im Mondschein so wunderlich aus."

„Glaub's wohl, es verschimpfirt das ganze Dorf. Wir nennen's die Vogelscheuche. Der Herr Superintendent Wahrmund sollte es wieder herstellen oder abreißen lassen. Und vor Jahren nahm es sich doch so schmuck aus. Die Frau Superintendentin kam jedes Jahr heraus und blieb über Nacht. Sie sorgte für den Garten und die Einrichtung ihres Vogelbauers, so nannte sie das Häuschen. Nach ihrem Tode ist es mehr und mehr verfallen. Wollen Sie es sich ansehen, Herr Paulsen? Ich habe den Schlüssel."

„Sie —"

„Ja, Einer muß doch ab und zu nach der Ordnung schauen, hat der Superintendent gesagt und mir den Schlüssel übergeben. Nach der grauslichen Geschichte vor drei Jahren hat weder er noch das Fräulein den Fuß über die Schwelle gesetzt."

„Welcher Geschichte?"

„Ja, haben Sie die Geschichte der Hilde Gollnow nicht gehört? In der Vogelscheuche hat sie ihr Kind geboren, da haben wir sie im hitzigen Fieber und das Kind todt gefunden. Wie sie hineingekommen? Vor Gericht hat sie gesagt, sie hätte gewußt, wie man den Riegel fortschieben könne und verschlossen sei die Thür nicht gewesen. Das mag ja wahr sein, als junges Ding ist sie oft mit der Pastorin und noch nachher mit dem Fräulein dahin gekommen."

„Davon haben sie mir in der Stadt Dies und Jenes erzählt. Also hier ist es geschehen!"

„Ja, hier! Und da begreift es sich, daß der Herr Superintendent sich nicht mehr um das Häuschen kümmert. Die alten Weiber sagen, zuweilen höre man das Kind noch darin wimmern."

„Zu einem Kinde gehören doch Zwei, wer war denn der Vater? Hatte man Niemanden im Verdacht?"

„Gar Manchen, hinter der schönen und schnippischen Hilde waren sie Alle her, Alte und Junge, aber man hat's ihr nicht zugetraut; sie schien zu Jedem zu sagen: blas mir den Staub weg —"

„Nun, wenn ich an den Nachbar über mir denke —"

„An Mosjöh Mind? Nein," grinste der Wirth lachend über das ganze Gesicht, „da wären Sie hineingefallen, Herr Paulsen. Der trug damals den Kopf viel zu hoch, um eine Magd zu bemerken, und machte ganz Anderen verliebte Augen. Aber ich hole Ihnen den Schlüssel."

So leicht ließ ich mich indessen nicht von meiner Ansicht abbringen und war Willens, auf meiner Fährte zu bleiben. Die Vogelscheuche selber konnte mir freilich das Geheimniß nicht enthüllen. Der Name, den das unglückselige Mädchen hier in ihrer Verzweiflung vergeblich gerufen hatte, ihr Hülfe und Rettung zu bringen, wurde von keinem Echo wiederholt. Wie der Garten verwildert, war das

Innere verfallen. Es bestand aus einem größeren und einem kleineren Raum, das Ganze ein Holzbau, der ursprünglich nach außen bunt bemalt gewesen. Innen waren die Wände mit großblumigem Kattun bekleidet. Allein das Zeug war verschlissen, die Farben waren ausgeblaßt, die dürftige Ausstattung, ein Schrank und ein wackliger Tisch, ein paar Strohstühle, die leere Bettstatt in der Kammer mit dem Strohsack, ein irdener Krug . . Alles elendiglich der Zerstörung durch Zeit und Wetter preisgegeben. Auf den morschen Dielen stand das Wasser in kleinen Lachen, das in den vergangenen regnerischen Tagen durch das schadhafte Dach heruntergeflossen . .

Der Schauplatz paßte zu dem kläglichen Geschick, das sich hier abgespielt. Arme Hilde! sagte ich halblaut für mich hin. Wie grausam mußte sie schon in dieser Verlassenheit, in Elend und Schmerz ihre Verschuldung gebüßt haben! Und es war erst der Anfang ihrer Heimsuchung gewesen. Wieder gewann das Mitleid für sie, das mir im Hinblick auf jenen Vagabunden schon zu entschwinden gedroht, in meinem Herzen die Oberhand.

Was die Grille des Grafen betraf, den wüsten Erdenfleck zu erwerben, so glaubte ich nach der Besichtigung der Oertlichkeit und den Mittheilungen des Wirths, daß sie sich ohne Schwierigkeit würde erfüllen lassen. Wie der Augenschein zeigte, war das Besitzthum den Wahrmund's nicht nur gleichgültig, sondern verhaßt geworden. Je eher, je lieber würden sie sich desselben entäußern wollen, sobald ein Käufer erschien. Diese Aussicht stimmte mich froh und verscheuchte bald den traurigen Eindruck, den der Anblick der Vogelscheuche in mir hervorgerufen. Doch beschloß ich vorsichtig, dem Grafen nichts von meinen Erkundigungen und Hoffnungen mitzutheilen und nicht durch voreiliges Triumphiren die Tücke des Zufalles zu reizen.

So schritt ich sorglos nach dem Schlosse, einem schönen Tage entgegen.

IV.

Es war mir schwer gefallen, die liebenswürdige Aufforderung der Freifrau, auch die Osterfeiertage mit ihnen zu verleben, ablehnen zu müssen. Aber mich band ein früheres Versprechen. Der Superintendent pflegte am ersten Feiertage ein Mittagsessen zu geben und hatte mich einer Einladung für würdig gehalten. So fuhr ich denn in abendlicher Dunkelheit am Sonnabend in einem freiherrlichen Wagen nach der Stadt zurück, allein, da Fritzlaw sich noch nicht von der Sammlung trennen mochte. Mit dem Grafen hatte er sich, trotz seiner Furcht vor dem Hypnotismus, allmälig zurechtgefunden. Meine Leute erwarteten mich schon mit Sorge; Johann stand vor der Thür, als ich endlich gegen elf Uhr vorfuhr. An dem gleichmüthig ruhigen Gesicht Hildens merkte ich, daß sie von der Anwesenheit Richard Mind's noch nichts wußte.

Die Gesellschaft bei dem Superintendenten ließ mich mit ihrer steifen Förmlichkeit nur zu sehr die zwanglose Fröhlichkeit und Heiterkeit auf dem Gutshofe vermissen. Wohl waren die Herren und Damen alle gebildete und angesehene Leute, aber sie schienen mir jedes ihrer Worte behutsam auf die Gold-

wage zu legen. Von den phantastischen Einfällen und Launen, von der Freiheit des Herzens und der Zunge, in denen sich der Graf und der alte Fritzlaw ergingen, konnte hier nicht die Rede sein. Alles mußte nach der Weise des Hausherrn und der Tochter auf Wahrheit und Klarheit gestimmt sein. In ihrem schwarzen Seidenkleide, mit dem Rubinenschmuck der Tante um den feinen Hals, machte Fräulein Marie die äußerlich anmuthige, aber innerlich kalte Wirthin. Sie übersah Niemand, sie vernachlässigte keinen ihrer Gäste, sie war in ihrer Haltung und ihrem Betragen so tadellos, wie der Tisch reich und tadellos gedeckt war, wie sich die Bedienung kein Ungeschick zu Schulden kommen ließ, ja noch mehr, von allen anwesenden Frauen und Mädchen war sie weitaus die schönste, klügste und bescheidenste. Mir indessen schien es, als müsse Jeder, wie ich, ihr anmerken, wie gleichgültig das Fest und die Unterhaltung ihr wären, wie Niemand ihre Aufmerksamkeit erregte. Meine Fahrt zu den Pritzwall's bildete bald den Untergrund des Gesprächs. Der Freiherr, seine Gattin und seine Tochter weilten noch nicht lange genug auf dem Gute, um schon engere Beziehungen zu den Herrschaften in der Stadt angeknüpft zu haben, sondern waren noch neue Leute, von deren Wesen und Leben man gern erfuhr. Auch die Kupferstich- und Porcellansammlung, von der Wahrmund einige Kenntniß hatte, mußte herhalten. So wurde ich, ohne mein Zuthun, eine Art Mittelpunkt der Gesellschaft, und da ich nur Gutes und Freundliches mitzutheilen hatte und noch unter dem frischen Eindruck des Geschauten und Erlebten stand, vermochte ich die Neugierde und die Fragelust zu Aller Vergnügen zu befriedigen. Fräulein Marie, die mir gegenübersaß, richtete gelegentlich einen wärmeren Blick aus ihren glänzenden, kalten Augen auf mich, als wisse sie mir Dank, daß ich die sonst so förmliche und stockende Unterhaltung belebte.

Glücklich war die Tafel aufgehoben; der Kaffee wurde herumgereicht, ein Spieltisch zu einem würdigen Whist hergerichtet; die Damen bereiteten sich vor, im geschlossenen Kreise über die Dienstboten zu klagen und die lieben, nicht anwesenden Freundinnen durchzuhecheln . . Nicht aus Absicht oder einer dunklen Regung hatte ich des Grafen bisher nicht erwähnt, seine Persönlichkeit stimmte so gar nicht zu dieser ehrbaren Gesellschaft, daß ich keine Veranlassung gehabt, auch nur seinen Namen zu nennen. Jetzt hatte mich der Superintendent bei Seite genommen, und fragte nach einem Lobe, das er meinen Schilderungen gespendet: „Waren außer Ihnen noch Gäste auf dem Schlosse?" „Ein Weltreisender," antwortete ich gelassen, „ein Graf Bodin, der durch seine Erzählungen . ." Wahrmund hatte sich entfärbt, und die Tasse zitterte in seiner Hand: „Bodin? Adalbert Bodin?" Ich mußte wohl seine Ergriffenheit gewahren und erwiderte: „Vergebung, aber meine Mittheilung . ." „Sie kömmt mir so unerwartet, Herr Paulsen," entgegnete er und wurde allmälig wieder Herr über sich selbst, „wenn man viele Jahre lang nichts von einem Menschen gehört und ihn wie einen Verschollenen betrachtet hat . . In seinen jüngeren Jahren bin ich dem Grafen öfters auf dem Gute und in der Stadt begegnet . ." „Er hat seine Beziehungen zu Ihnen kaum berührt . ." „Es lohnte sich auch nicht, sie waren der flüchtigsten Art; ein junger Officier und ein Prediger gehen eben aneinander vorüber." Wobei nicht ausgeschlossen ist, dachte ich, daß sie einmal

hart zusammenstoßen können. Denn obgleich er seine gemessene Haltung wieder gewonnen hatte, fühlte ich doch, daß meine Nachricht einen Sturm in seinen Gedanken aufgewühlt, und es schien mir ein Versuch, mich oder sich selbst darüber zu täuschen, als er zu dem Bürgermeister sagte: „Graf Adalbert Bodin ist wieder in Pritzwalk, Herr Paulsen erzählt es mir. Der tolle Bodin!“ Bei dem älteren Theil der Gäste erregte die Kunde allgemeine Verwunderung: keine angenehme; Herren und Damen schienen keine freundlichen Erinnerungen von dem Grafen zu haben, den Jüngeren war er unbekannt; so wurde nach einer Weile über ihn zur Tagesordnung gegangen, in der Hoffnung, welcher der Bürgermeister Ausdruck gab, daß der Graf nun wohl der Thorheiten und der Jugendstreiche müde und ein gesetzter Mann geworden wäre. Ich entnahm aus dem Allen, daß die Absicht Bodin's, die Vogelscheuche zu erwerben, vermuthlich auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde, und ersparte ihm in meinem Inneren den Vorwurf der Hinterlist nicht. Warum hatte er mir nicht reinen Wein über sein Verhältniß zu dem Pfarrer eingeschenkt? Sicherlich war ich in meinem Recht, wenn ich mich nicht voreilig in eine so dornige Angelegenheit stürzte. Marie hatte, als ihr Vater den Namen des Grafen so laut und mit einer gewissen Betonung ausgesprochen, nachdenklich vor sich hingeblickt, wie in der Bemühung, den eben vernommenen Klang mit früher gehörten und halb vergessenen zu verbinden. Dann trat sie auf einen Augenblick an mich heran. „Sie müssen an dem Grafen eine interessante Bekanntschaft gemacht haben . .“ „Gewiß, Fräulein . .“ „Und wollen Sie mir gelegentlich mehr von ihm erzählen?“ „Gerne, trotzdem er, wie ich höre, hier in keinem guten Rufe steht. Ihnen ist er freilich völlig unbekannt“ — „Doch nicht. Ihre Tante hat öfters von ihm gesprochen. Als ich noch ein Kind war“ — und fort war sie.

Dabei war nichts Verwunderliches. Aus seiner Freundschaft für Ulrike hatte Bodin kein Geheimniß gemacht und schwerlich Ulrike aus der ihrigen zu ihm. Sie mochte ihn damals gegen seine Widersacher vertheidigt haben, und sein Name war in dem Gedächtniß Mariens haften geblieben. Dennoch bestärkte mich die hingeworfene Aeußerung des Fräuleins noch mehr in meiner Abneigung, mich tiefer in diese Dinge einzulassen . . .

Aber ich hatte vergessen, in welchem engen Kreise sich hier Alles bewegte, und daß Menschen und Verhältnisse wie an derselben Schnur aufgereiht waren. Im Hause setzte mir Hilde die Lampe auf den Tisch; Johann war von seinem Spaziergange noch nicht zurückgekehrt. „Er wird nicht erwartet haben, daß Sie so früh aus der Gesellschaft kämen, Herr Paulsen,“ sagte sie mit einem spitzbübischen Blick, als erriethe sie, daß mich die Langeweile vertrieben. Seit sie mir ihre Geschichte erzählt, war ein Alp von ihr genommen, und ihre ursprüngliche Natur, eine Mischung von Frohsinn, Keckheit und Trotz hatte das Uebergewicht gewonnen.

„Ich spiele keine Karten,“ erwiderte ich kurz, „und bin gegangen.“

„Der Herr Superintendent wird es nicht gern gehört haben, daß Sie zwei Tage in Pritzwalk gewesen sind,“ fuhr sie hartnäckig fort und ließ die Vorhänge der Fenster nieder.

„Hat er es Ihnen vielleicht vertraut?“

„Nein! Allein das liegt in der Luft.“

Ich sah sie scharf an, so daß sie ihrerseits in Verwirrung gerieth und sich schnell und leise entfernen wollte.

„Was liegt in der Luft?“ fragte ich. Ihre Weise, mich auszuforschen, hatte mich gereizt. „Wohl habe ich in Pritzwalk erfahren, warum Herr Wahrmund nicht mehr hinausgekommen ist, nach seinem Häuschen zu sehen, allein Sie wissen recht gut, daß dies nichts mit mir zu schaffen hat.“

Sie war dunkelroth geworden und zusammengefahren. . „Sie, Herr Paulsen, Sie wissen . .“

„Ich war an dem Unglücksort. Zufällig. Darauf also wollten Sie nicht hindeuten, sondern auf etwas Anderes.“

„Natürlich, auf etwas Anderes,“ antwortete sie zwischen Trotz und Spott. „Und nur Sie scheinen es nicht gemerkt zu haben.“

„So sagen Sie es doch!“

„Ich werde mir keinen Dank damit holen. Aber wenn Sie es hören wollen, Herr Paulsen, und es ist ja nichts Böses. Der Herr Superintendent soll Sie schon für seinen zukünftigen Schwiegersohn halten . .“

„Wer hat Ihnen die Grille in den Kopf gesetzt?“ brauste ich auf. „Ich verbiete Ihnen, solche Thorheit zu äußern.“

„Das thue ich auch nicht. Allein die Ohren kann ich mir nicht zuhalten, und die halbe Stadt spricht davon, an dem Brunnen und auf dem Markte.“

„Dann faselt die halbe Stadt; Sie sollten ihre Dummheit nicht nachschwatzen. Weder der Superintendent noch seine Tochter denken daran.“

„Ich bin schon still. Verzeihen Sie mir. Sie sahen so verdrießlich und mißvergnügt aus, als Sie in das Haus traten, daß ich glaubte, Sie hätten sich geärgert —“

„Und da wollten Sie erfahren, was es gegeben? Ich danke Ihnen, die Sorge war unnöthig. Die Brautleute haben sich nicht gezankt, da sie weder verlobt noch verliebt sind. So, sind Sie jetzt beruhigt?“

„Ich habe es gut gemeint, und Sie lassen es mich büßen. Ich werde künftig nicht wieder so fahrig und vorlaut sein.“ Das thörichte Gerede hatte mir über Gebühr die Galle erregt. Ich hätte sie nicht so hart anfahren sollen. Selbst wenn die Neugier aus ihr gesprochen, war sie verzeihlich. Aber warum sprach „die halbe Stadt“ von dieser Verlobung? Ich mochte hin und hersinnen, wie ich wollte, ich fand nicht den geringsten stichhaltigen Grund für dies Gerücht und Niemand, der ein Interesse an seiner Verbreitung hätte haben können. Schwebte es in der Luft, weil Marie und ich jung waren und wir uns häufiger gesehen hatten, als es die Schicklichkeitsbegriffe der Stadt erlaubten? Oder wurde Fritzlaw's Vermuthung, Mariens Mutter und meine Tante hätten unsere Verheirathung beabsichtigt, auch von Anderen getheilt? O, über diese Kleinstädter, über die Schwatzsucht und die Verleumdung der Menschen! Hatte sie es doch glücklich dahin gebracht, daß ich mich mit ihrem Phantasiegebilde zu beschäftigen anfing. Niemals hatte ich mich bisher auf den Wunsch einer wärmeren Annäherung an Marie ertappt; von unserer ersten Begegnung an war sie für mich vielmehr die Tochter ihres Vaters, zu dem mich keine Sympathie hinzog,

als die Tochter ihrer Mutter gewesen, für deren Schönheit ich knabenhaft geschwärmt. Daß sie das einzige junge Mädchen aus der Stadt geblieben, mit dem ich öfters verkehrt, hatte der Zufall gefügt. Sie so wenig, ich war davon überzeugt, dachte an eine Heirath wie ich. Alle diese Wochen hindurch hatten wir Beide uns unbefangen gegenübergestanden, und ich empfand es peinlich, daß es mit dieser kühlen Höflichkeit vorbei sein sollte. So wie früher sie zu betrachten, würde mir fortan nicht möglich sein. Bei meiner angeborenen Schüchternheit mußte der Gedanke, daß man mich auf Freiersfüßen wähnte, mich unablässig in meiner Bewegung, bei jedem Worte hindern. Und noch unerträglicher, wenn auch ihr das Gerücht zu Ohren gekommen! Aus reiner Geschwätzigkeit hatten die Klatschsüchtigen und die Geschichtenträger einmal wieder ein harmloses Verhältniß getrübt. Die Erbschaft und wieder die Erbschaft verstrickte mich tief und tiefer in die Maschen eines Netzes . . Wessen Hand hatte es ausgeworfen, wer hielt es? Ein schadenfroher Dämon oder ein willen- und absichtsloser Zufall?

— — „Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen!" rief ich mir mit Wallenstein zu und setzte mich vor den Schreibschrank der Tante. Ich mußte so schnell, als es sich thun ließ, meine Geschäfte in Bezug auf die Ordnung des Nachlasses beendigen und mein Heil in der Flucht suchen. Mochten sie dann über den Abwesenden nach Herzenslust reden, schmähen und geifern.

Es war ein Meisterstück ehemaliger Schreinerkunst, aus der Großväterzeit, mit künstlich eingelegten Hölzern, blanken messingnen Schlössern, Griffen und Verzierungen, mit einer Fülle von kleineren und größeren, sichtbaren und verborgenen Kästen und Schubfächern, dieser „Secretär", wie ihn Ulrike mit einer gewissen Feierlichkeit nannte. Für sie war er Archiv, Geldschrank, Schreibtisch und Reliquienschrein zugleich gewesen. Aus einer geheimen Furcht vor dem Moderduft, der nach des Pfarrers Meinung mir daraus entgegenströmen würde, hatte ich die Untersuchung und Entleerung des Schrankes von einem Tage auf den anderen verschoben. Jetzt wollte ich in dieser Nacht mit der Arbeit fertig werden. Allen Geistern der Vergangenheit zum Trotz!

Aber zunächst kamen keine Geheimnisse und keine Offenbarungen zum Vorschein, sondern ein Haufen alter bezahlter Rechnungen, Steuerzettel und Vereinskarten, die Ulrike sorgsam aufbewahrt; dann die Familienbriefe, die meines Vaters von seiner ersten Künstlerfahrt her wohl zusammengeheftet, die meinen, mit dem unbeholfenen Glückwunsch des neunjährigen Knaben zum Geburtstag der „besten Tante" beginnend, ein paar Schreiben der Stiefmutter . . Ein Album mit den verschiedensten Photographien ihrer Eltern, der übrigen Verwandten, zwei oder drei Concertprogramme, in denen mein Vater als Wunderkind mit vollem Namen aufgeführt war, eine Anzahl Haarlocken, die Taschenuhr ihres Vaters, und mehr solchen heiligen Trödels . . Dinge, denen sie eine Art Cultus gewidmet . . Eins und das Andere verschloß ich wieder, weitaus das Meiste verdammte ich zum Feuertode. Darunter auch ein Schreiben meines neu entdeckten Vetters Richard Mind, aus der Zeit, wo er in Pritzwalk als „Gutsverwalter" gelebt, so hatte er sich unterzeichnet . . er sprach von einem kühnen Unternehmen, das der Ausführung nahe sei, von dem Herzen eines edlen

Mädchens, das er gewonnen zu haben glaube, wenn die Tante ihm noch einmal die nöthigen Mittel „zum standesgemäßen Auftreten, frei und ritterlich als Gentleman," bewilligen wolle . .

Gerade diesen Brief hatte ich in den Papierkorb geworfen, als Johann eintrat. Ob ich etwas zur Nacht wünsche? Eben sei er heimgekommen und bäte um Entschuldigung, daß er sich verspätet. Dabei war ihm anzusehen, daß ihn nicht bloß der Diensteifer zu mir geführt, eine Neuigkeit brannte ihm auf der Seele . . „Was haben Sie, Johann?" fragte ich darum. „Spukt es bei Ihnen auch wie bei der Hilde?"

„Nein, die kann es nicht wissen, und es geht sie auch nichts an. Aber er ist wieder da, leibhaftig . . der Vagabund, wie ihn unser seliges Fräulein nannte . ."

„Richard Mind? Das ist mit natürlichen Dingen zugegangen, den hab' ich am Charfreitag in Pritzwalk getroffen und zu unserem Justizrath geschickt . . Seines Erbes wegen . . Da erspart er uns eine schöne Schreiberei . ."

Ueber das erstaunte Gesicht des ehrlichen Alten! Es bedurfte der Weile und einer bedächtigeren Erzählung, bis er den Zusammenhang der Dinge begriffen. Er war Mind in einer Bierwirthschaft begegnet, wo er einen Kreis von Zuhörern mit seinen Schnurren und Abenteuern unterhalten. „Ganz wie früher," setzte Johann hinzu, „er lügt wie gedruckt; man merkt's wohl, aber man kann nicht los; es ist ein Teufelskerl."

„Ist er denn bei Lebzeiten der Tante hier im Hause gewesen?"

„Ein paar Mal rechne ich mir schon heraus. In der Stadt war er öfters, der Geschäfte wegen; der alte Freiherr vertraute ihm viel. Ich verspürte immer eine gelinde Furcht, wenn er zu uns kam. Bei uns war es so still, und er hatte ein so lautes Wesen und verführte stets ein wildes Gelärme. Das letzte Mal, ich erinnere mich noch, wollte ich ihn gar nicht hereinlassen; es war schon spät, sieben Uhr Abends, im November; im Schneetreiben war er vom Gute hereingeritten. Er machte ein so verzweifeltes und grimmiges Gesicht, daß man sich des Aergsten von ihm versehen konnte. Wie ein Dieb und ein Räuber. Mich stieß er bei Seite und stürmte zu der Seligen. Ich hinterher, um ihr im Nothfall beizustehen. Allein das Fräulein war eine resolute Dame, die sich nicht einschüchtern ließ. Trotz all' seiner rasenden Redensarten. Gott sei Dank, daß ich sie alle wieder vergessen habe! Nicht einen Groschen konnte er ihr abpressen. Eine kleine Vase, die auf ihrem Tische stand, zertrümmerte er, um sie in Schrecken zu setzen . . Da rief ich Herrn Fritzlaw, er aber polterte uns schon die Treppe hinunter entgegen und schwur uns Mord und Tod . . Ich glaube, von uns ist er noch zu dem Herrn Superintendenten gelaufen; der hat ihm indessen auch die Thüre gewiesen, und in der Nacht noch soll er fortgeritten sein. Keiner hat dann mehr von ihm etwas gehört. Hui, auf und davon! Und nun steht er wieder vor mir, wie ein Auferstandener, funkelnagelneu gekleidet, daß es nur so eine Art hat."

„Von unserem sauer ersparten Gelde, Alter!" lachte ich. „Nächstens wird er sich bei uns zu Gaste laden; wenigstens hat er mir seinen Besuch versprochen."

„Weisen Sie ihn ab, Herr Paulsen, er führt so gottlose Worte im Munde

und hängt den Menschen so lästerliche Dinge an. Damals brachte er allerlei schändliche Behauptungen gegen den Superintendenten vor und wollte geheime Dinge wissen . . Mir stehen noch die Haare zu Berge! Bei dem seligen Fräulein verschlug das nichts, die kannte die Sache besser als er und sah bis in den tiefsten Brunnen. Ihnen aber könnten die frechen Reden das Herz mißmuthig machen und Mißtrauen darin säen . ."

„Wider Herrn Wahrmund? Was habe ich Großes mit dem Manne zu theilen? Oder halten Sie mich auch schon für seinen angehenden Schwiegersohn wie die halbe Stadt?"

„So weit wird es ja wohl noch nicht sein, aber es könnte doch werden. Und darum schenken Sie dem Vagabunden kein Gehör; es ist Alles erstunken und erlogen."

„Beruhigen Sie sich, Johann; gehen Sie nicht um die Wahrheit wie um einen heißen Brei herum, sondern sagen Sie mir lieber, was Richard Mind gegen den Pfarrer hat?"

„Ja, wer das zu sagen vermöchte! Er ist viel zu pfiffig, sich festnageln zu lassen. Heute deutet er hierhin, morgen dahin. Vielleicht ist gar nichts dahinter, denn der Pfarrer hat ihn hart zurückgestoßen. Aber hängen bleibt doch Etwas. Wie ein Oelfleck, der immer größer wird. Und das Alles, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, das Fräulein Marie zu heirathen."

„Was? Richard Mind Fräulein Wahrmund!" Ich war von meinem Stuhl aufgesprungen zwischen Lachen und Aerger. Der verkommene, verlotterte Gesell und die kalte Schönheit! War sie das edle Mädchen, von dem er der Tante geschrieben? Das streifte schon an den Hanswurst, wenn es nicht eine Ausgeburt der Kleinstadt war, und was diese erhitzte Phantasie leisten konnte, hatte ich an mir selbst erfahren. „Glauben Sie denn im Ernst solche Tollheiten? Sie war ja damals noch ein Kind" — „Siebzehn Jahre, Herr Paulsen!" entgegnete er bedächtig. „Und sie sah wie ein Engel aus, als sie damals bei dem schönen Erntefest in Pritzwalk, der Freiherr wurde gerade siebzig Jahre alt, die Roggensee darstellte. Und das Stücklein hatte der Mind gemacht. Geschickt ist er, in allen leichtfertigen Künsten, und ein hübscher Mensch war er obendrein, und der Freiherr hatte seinen Narren an ihm gefressen. Das muß ihm der Neid lassen."

Meine Tante hatte dem Feste beigewohnt und er sie begleitet, so konnte er mir noch Einiges davon erzählen. Bei dem Aufzuge der Gutsleute waren verschiedene Paare aufgetreten und hatten Verse zu Ehren der Herrschaft, zum Segen der Wirthschaft declamirt. Marien war dabei die Hauptrolle zugefallen, Hilde hatte nicht mitgespielt. Des Abends hatte ein lebendes Bild und der übliche Tanz den Erntekranz beschlossen. Befriedigt verließ mich der Alte, der seinem Herzen Luft gemacht, während ich mit einem Stiche im Gemüth die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. Es wurmte mich, daß mir die Klatschsucht die Nachfolge eines Richard Mind in der Bewerbung um die Pfarrerstochter zuschrieb. Offenbar war Marie Etwas wie die Helena dieser Stadt, deren Schicksal auch die trägste Einbildung in Bewegung setzte. Merkwürdig, daß ich dagegen an dem Ver-

hältniß Hildens zu Mind nicht eine leise Fährte entdeckte. Immer, wo ich sie suchte, traf ich auf die Andere . . .

Ein Kasten des Schreibschrankes nach dem anderen war geleert. Nach den Familienbriefen war ich auf die Bittgesuche und Schuldscheine gestoßen; eine langjährige Correspondenz mit einer Jugendfreundin, die nach Cöln geheirathet, schloß sich daran, ein Dutzend Briefe Fritzlaw's, drei oder vier Zeitungsblätter, welche die Proceßverhandlung gegen Hilde ausführlich wiedergaben und von der Tante mit Randbemerkungen versehen war. . . Ein Zeichen, daß auch ihr das Unaufgeklärte in der traurigen Sache durch den Sinn gegangen . . Auffällig war es mir, daß außer wenigen Zetteln Gerda's sich kein Brief dieser theuersten Freundin Ulrikens vorfand, und doch hatte sie mehrfach ihrer Kränklichkeit wegen das eine und das andere Bad gebraucht. Waren während dieser Trennungen keine Briefe zwischen ihnen gewechselt worden, oder hatte Ulrike die Schreiben nicht aufgehoben? Ich bin überzeugt, daß ich über das Fehlen dieser Briefe nicht weiter nachgedacht hätte ohne die Reden Hildens und Johanns über den Pfarrer. Unter diesem Eindruck jedoch durchwühlte ich den Schrank mit einem Eifer und einer Ungeduld, als gälte es einem Schatz; nun waren auch alle geheimen Fächer geöffnet — umsonst, kein Brief Gerda's war mehr vorhanden. Die Annahme, daß Ulrike dieselben vernichtet, gewann an Wahrscheinlichkeit, und dahinter erhob sich das Fragezeichen: Warum? Darüber hätte ich lange ohne Erfolg grübeln können, hätte nicht ein anderer Fund meinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Zum Vortheil für meine Nachtruhe. Im innersten Fache lag ein wohlverschnürtes und mit dem Siegel der Tante versehenes Paket, mit der Aufschrift von ihrer Hand: „Eigenthum des Herrn Grafen Adalbert Bodin. Jetzt auf Reisen." Und darunter, später geschrieben, mit zitterigen Buchstaben: „Wenn der Besitzer, von dem ich seit sechs Jahren ohne jede Nachricht bin, nicht mehr am Leben sein sollte, uneröffnet zu verbrennen." Nun, das war nicht nöthig, in den nächsten Tagen sollte der Graf wieder in den Besitz seines Eigenthums — vermuthlich der Briefe, die er an Ulrike geschrieben, oder der Papiere, die er ihr anvertraut — sein. Ich war erfreut, da ich ihm in der Angelegenheit wegen des Ankaufes der Vogelscheuche nicht nützlich sein konnte, mich auf andere Weise, durch eine Gabe, auf die er schwerlich gerechnet hatte, seiner Freundschaft zu empfehlen. Und auch das hob meine Stimmung und erleichterte mir das Herz, daß dieser wegen seiner Geheimnisse beinahe wie die Büchse Pandorens von mir gefürchtete Schrank seines Inhalts entleert war und offen und unschuldig vor mir stand. Mit den aufgezogenen und aufgeschlossenen Schubkästen, die inwendig mit buntem Glanzpapier tapeziert waren, gefiel mir das alte Möbel noch einmal so gut. Wenn ich vergnügt in seine Leere schaute, war es mir, als hätte ich einen großen Schritt nach meinem Ziele gethan. Du hinderst mich nicht mehr, nach Italien zu reisen, damit schied ich für diese Nacht von ihm.

Am nächsten Morgen wurde das Autodafé feierlich in Gegenwart Johann's vollzogen. Ein kleines Feuer ward im Ofen angezündet und ein Päckchen nach dem anderen sorgsam verbrannt. Bald war Alles ein Häufchen Asche. Dann reinigte Hilde den Schrank, und ich verschloß ihn. Es war verdrießlich, daß Fritzlaw nicht im Hause war; ich hätte ihm so gern meine Freude über die

glückliche Vollendung einer Arbeit mitgetheilt, die mir eine unbestimmte und doch quälende Sorge bereitet. So mußte ich der Stillvergnügte bleiben und Nachmittags auf einem Spaziergange mit meinen eigenen Grillen mich belustigen. Seifenblasen steigen lassen, mit seinen Gedanken Fangball spielen, ist der ergötzlichste Zeitvertreib für den Einsamen und Beschaulichen.

Ehe ich zur Stadt hinaus war, begegnete ich dem Justizrath. Richtig hatte sich in der Frühe des Sonnabends Richard Mind bei ihm eingestellt, seine Papiere vorgezeigt, von unserem Zusammentreffen im Pritzwalker Kruge erzählt und schließlich um einen Vorschuß gebeten — „den ich ihm in Ansehung seiner Erbärmlichkeit und unserer früheren Bekanntschaft nicht verweigert habe," setzte der Rath hinzu und lachte herzlich, als ich ihm geschildert, wie rasch sich Mind aus der häßlichen Raupe damit in einen glänzenden Schmetterling verwandelt habe: „Der richtige Nichtsnutz und Flunkerer; er würde den trefflichsten Wanderlehrer der Socialdemokratie abgeben; nur Geduld, Sie sehen ihn noch im Reichstag."

Trotz des zweiten Feiertags war es vor dem Thore nach Wussow zu nicht sehr belebt. Das Wetter war nicht günstig, je zuweilen ein kalter Aprilschauer und darauf ein bleiches Sonnenlicht. In der Schenke saßen ein Dutzend Kleinbürger und Arbeiter aus der Vorstadt; ungegrüßt und ungestört konnte ich mein Glas Bier trinken und die Bilder der jüngsten Tage an mir vorüberziehen lassen. Das innerliche Behagen und die Ruhe der Seele mochten sich auch in meinem Gesichte widerspiegeln; zutraulich kamen die Kinder, die im Garten spielten, zu mir heran und boten mir die Hand; ich kaufte ihnen von den buntbemalten Eiern, welche die Wirthin in ihrem Korbe auf dem Schenktisch ausgelegt hatte, und half ihnen, sie zu verstecken. Als ich das Haus verließ, färbte die Abendsonne den Himmel goldig und röthlich, ein Frühlingsschauer ging über die Erde hin, über die graubraunen Furchen der Felder, die knospenansetzenden Büsche, bis hinauf zu den Kronen der Pappeln — oder strömte er nur aus meinem Herzen? Nicht weit ab von dem Hause traf ich auf den Pfarrer. In seinem langen, schwarzen, bis an die weiße Cravatte zugeknöpften Gehrock, einen schweren Stock mit breitem goldenen Knopf fest auf den Boden setzend, schritt er nachdenklich daher, in sich gekehrt, ohne Acht auf die Welt umher. Dennoch erwiderte er meinen Gruß nicht wie Einer, der sich ungern aus seinen Betrachtungen gerissen sieht, sondern wie Einer, der sich der Begegnung freut.

„Ueber die Brücke hinaus pflege ich meinen Spaziergang nicht auszudehnen," sagte er, „und so, wenn Sie Ihren jugendlichen Schritt ein wenig nach meinem langsameren einrichten wollen, Herr Paulsen, bleiben wir zusammen."

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Im Gegentheil — sollte das Gespräch das leidige Stadtgerücht streifen, so war eine Auseinandersetzung mit dem Vater leichter als mit der Tochter.

Es machte sich zwanglos, daß er sich entschuldigte, bei der Last, die ihm gerade die Osterzeit mit Einsegnungen, Predigten und Abendmahlsfeiern auferlege, meinen Besuch noch nicht erwidert zu haben, und nachher fragte: „Und wie weit sind Sie in der Ordnung des Nachlasses Ihrer seligen Tante vorgerückt?"

Mit Genugthuung berichtete ich ihm, wie leicht die Arbeit mir von Händen

gegangen, wie sich zum Glück seine Besorgniß nicht erfüllt und die Voraussicht Ulrikens Alles zerstört habe, was mir oder Anderen Ungelegenheit oder eine peinliche Empfindung zu bereiten im Stande gewesen wäre. „Leider ist sie in ihrem Zerstörungseifer rücksichtsloser verfahren als es vielleicht für Sie und Ihr Fräulein Tochter wünschenswerth sein mochte: nicht ein Brief, nicht das kleinste Erinnerungszeichen von der Frau Predigerin hat sich zu meinem Erstaunen vorgefunden."

„Nichts, gar nichts?" Er stand still, durchforschte mit einem raschen Aufschlag seiner mächtigen graublauen Augen mein Gesicht, holte tief Athem .. „Allerdings seltsam, bei der Freundschaft, die Beide verband! Aber die Selige erkannte wohl, daß die Geheimnisse der Freundschaft nicht für die Ohren der Unbetheiligten bestimmt sind und daß manches Wort, dessen wahrer Sinn von der Freundschaft leicht gefaßt wird, fremden Ohren dunkel oder gar mißtönig klingt." Ihm bereitete ersichtlich die Vernichtung der Briefe seiner Frau keinen Kummer, und nach einer Pause sagte er noch einmal: „Nichts, gar nichts! Es war vielleicht das Beste, die Vergangenheit auszulöschen."

„Liegen in dem Leben einer Mutter nicht so viele bildende und erziehende Elemente für die Tochter?" wandte ich ein.

Er unterbrach mich. „Gerade diesen Einfluß fürchtete ich. Unter welchem Vorwande hätte man Marien den Briefwechsel ihrer Mutter vorenthalten können? Ohne mir je eine leiseste Andeutung ihres Entschlusses mitzutheilen, hat die Selige in meinem Sinne gehandelt. Es ist ein letzter, mir erwiesener Freundschaftsdienst. Wir Beide, sie und ich, standen uns eben den Jahren, den Lebenserfahrungen und dem Temperament nach näher, als ich und meine selige Frau. Sie haben sie ja auch als eine Heilige oder eine Fee verehrt," betonte er mit einem halb frostigen, halb melancholischen Lächeln.

„Es war eine meiner wärmsten und reinsten Empfindungen . ."

„Ja, sie war etwas wie die Jugend und die Poesie. Selbst ihr Leiden that ihr keinen Abbruch. Wer sie in ihren guten Stunden sah, erlag dem Zauber. Aber in einem ehelichen Zusammenleben — Sie werden mich nicht mißverstehen, denn Sie sind nicht mehr jung genug, die Bedürftigkeit des Irdischen aus Ihrer Daseinsrechnung auszustreichen — in so vielen Jahren dauert der Zauber nicht. Der Unterschied der Jahre zwischen uns war zu groß, sie eine Siebzehnjährige, weltfremd, wie Dornröschen in der einsamen Beschaulichkeit eines Pfarrhauses, unter Blumen, am Clavier aufgewachsen, in der nachsichtigen Zucht eines Vaters, der die Dichtung der Wahrheit vorzog, und ich ein Mann an die Vierzig!"

Und ein starrer, unbeugsamer Mann des Gotteswortes, setzte ich bei mir hinzu; laut sagte ich — und ich durfte es, weil ich nur den Anderen nachsprach: „Und dennoch haben Sie der Stadt so lange das Beispiel einer glücklichen und zufriedenen Ehe gegeben."

„Haben wir?" fragte er zurück. Mit einer eigenen Schroffheit des Tones. „Ja, wir lernten entsagen, sie im elegischen, ich im christlichen Sinne, lernten uns ineinander schicken und mit Nachsicht unsere Schwächen und die unausbleibliche Enttäuschung ertragen, die allen irdischen Genüssen und Hoffnungen folgt. Allein den Aufschrei des Herzens — wer kann ihn verbieten? Wer darf

ihm grollen? Ich nicht, ich bin ein sündiger Mensch! Löke ich nicht auch wider den Stachel? Von solchen Kümmernissen, von solchen Irrungen, die keiner Ehe erspart bleiben, mag mancher Brief Gerda's erzählt haben. Ueber ihrer Seele lag zeitweise, schon von ihrer Krankheit heraufbeschworen, ein Schatten, und doppelt düster malte sich ihr darunter die Welt. Jede Ehe hat ein Soll und ein Haben; mußte mich als Vater, als Gatte und Prediger nicht ein schmerzliches Gefühl bei dem Gedanken beschleichen, daß die Schuldseite meiner Ehe allein gleichsam documentarisch aufbewahrt sei?"

„Sie konnten im Ernste doch nicht glauben, Herr Wahrmund . ."

„O, von Ihnen befürchtete ich keine Unbescheidenheit und keine Rücksichtslosigkeit" — und er drückte mir mit besonderer Freundlichkeit die Hand. „Wäre ich Ihres Vertrauens nicht sicher, würde ich Ihnen mein Herz öffnen, wie ich es thue? Allein Briefe sind Blätter im Winde; Niemand vermag dafür zu bürgen, daß sie nicht in unrechte Hände fallen. Und solche Hände wären die Mariens gewesen."

„Ihr Fräulein Tochter erscheint so ruhig und so verständig, daß fremde Leidenschaft und Klage kaum ihre Klarheit trüben dürfte."

„Was liegt auf dem Grund des Menschenherzens? Wer hat die Sonde für seine Tiefen? Vererbung ist das Wort, das noch am tiefsten reicht. Marie hat den phantastischen Sinn ihrer Mutter geerbt, die irren und wirren Gedanken über die Möglichkeit eines idealischen Glücks. In der Stille unseres Hauses, in strenger Pflichterfüllung ist der verderbliche Trieb gebändigt worden, aber ein Zufall, ein Anstoß von außen kann ihn entfesseln. Das Beispiel der Hilde Gollnow ist ihr eine heilsame Warnung gewesen."

„Das arme Geschöpf hat seine Verschuldung hart büßen müssen."

„Und wird doch wieder der Sünde anheimfallen. Es sitzt im Blute. Die Lehre von den Verworfenen und den Auserwählten Gottes bleibt bestehen, nur daß die Naturwissenschafter einen anderen Ausdruck dafür gefunden haben. Das schlechte und verdorbene Blut der Eltern, der Großeltern, eines ganzen Geschlechtes bricht in Eiterbeulen und Geschwüren bei den letzten Sprößlingen aus; schon vor der Geburt sind sie gezeichnet und zu einem elenden Tode bestimmt. Früher verdammte uns der Zorn Gottes, jetzt verstößt die Zuchtwahl die Einen und erhebt die Anderen."

„Aber soll der Einzelne nichts thun, den Zorn Gottes zu beugen oder das Gesetz der Vererbung einzuschränken?" entgegnete ich. „Ist es nöthig, daß der Sohn eines Säufers wieder ein Trunkenbold wird? Das Kind eines Selbstmörders seinem Leben ein Ende macht? Gerade der Hinblick auf die Verirrungen stärkt unsere Kraft, sie zu vermeiden oder zu bekämpfen."

Mit einem beinahe mitleidigen Lächeln maß er mich von dem Kopfe bis zu den Füßen. „Ja, das ist die Hoffnung und die Weisheit der Paulsen. Der Mäßige und der Leidenschaftslose hat eine glatte Bahn durch das Leben; er ist frei von der Seekrankheit und dem Schwindel."

In solchem Gespräche waren wir auf den Platz bei der Marienkirche vor seinem Hause angelangt. Die Abenddämmerung floß in die Dunkelheit über. Ich wollte mich verabschieden, er indessen hielt mich fest. „Sie sind einsam in

Ihrem Hause, und ich bin es auch," sagte er. „Meine Tochter ist zu einer Freundin geladen. Lassen Sie uns noch weiter reden, bitte, treten Sie ein."

Woher hätte ich den Muth nehmen sollen, seine Freundlichkeit abzulehnen? Dazu hatte der Gegenstand der Unterhaltung die Lust sich auszusprechen und Gründe und Behauptungen gegen einander auszutauschen zu mächtig angeregt, als daß sie so ohne jeden Nachklang hätte enden können.

„Entsinnen Sie sich noch, daß Sie hier öfters als Knabe mit meinem kleinen Mädchen gespielt?" sagte er, als wir in seinem Arbeitszimmer saßen. „Manchmal fühlten Sie sich in Ihrer Tertianerwürde verletzt, wenn Sie dem launischen Dingelchen bei der Ordnung der Puppenstube helfen oder im Garten mit ihr den Ball werfen sollten. Doch Frau Gerda brauchte Sie nur anzusehen, und Sie flogen. Gute Zeiten damals! Mir ist es, als wäre das Haus damals sonniger gewesen und die Luft leichter."

„Sie haben eben die Todte noch nicht vergessen."

„Das werd' ich nie. Ueber ihren Verlust hab' ich mich als Christ gefaßt. Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Aber kein Glaube und keine Ergebung vermögen die Erinnerungen auszurotten. Und hier ruft sie jedes Geräth, jeder Tag zurück. Mehr als sechs Jahre sind seit ihrem Tode vergangen, und zuweilen bedarf ich meiner ganzen Willenskraft, um mich vor dem Wahne zu behüten: ich brauche nur diese Thür zu öffnen, sie am Fenster sitzen zu sehen."

Dabei war er aufgesprungen und hatte in unwillkürlicher Bewegung die Tapetenthür aufgerissen, durch die bei meinem neulichen Besuche Marie eingetreten war.

„Dort pflegte sie zu sitzen," sagte er sich besinnend und deutete im Halbdunkel nach dem Fenster. „Auf dem Tritt, in dem Korbstuhl, den Kopf an die gestickte, über die Rücklehne gebreitete Decke gestützt, das Buch oder die Handarbeit im Schoß, die Augen auf die Lindenbäume, hinauf zu den Wolken des Himmels gerichtet, oder noch weiter in die Ferne — wer weiß, wohin diese unergründlichen Augen schauten!"

Mein ganzes Mitleid hatte er gewonnen. Wie Wachs im Feuer war sein priesterlicher Stolz, seine geistige Ueberlegenheit unter der Gluth der Erinnerungen hinweggeschmolzen. Seine Haltlosigkeit mochte den Gleichgültigen und Denen, die wie Fritzlaw ihm nicht wohlwollten, wie eine Störung seines Verstandes erscheinen, für mich hatte sie etwas Rührendes und Verehrungswürdiges; der Mensch sprengte die harte Schale seines Standes.

Ob er die Trostesworte, die ich ohne Glauben an ihre Wirkung, nur um ihm meine aufmerkende Theilnahme zu bezeugen, zu ihm sagte, für mehr als einen leeren Schall hielt, bezweifle ich: mit schweren Schritten ging er im Zimmer auf und ab, mit leisem Gemurmel, zuweilen aufseufzend . . „Finden Sie es nicht dunkel hier?" fragte er plötzlich. „Ueberall Finsterniß, und wir tappen wie Blinde darin." Er zündete noch eine Lampe und die Kerzen auf einem dreiarmigen Wandleuchter an und trug die Lampe in das Nebenzimmer. „So sind wir wenigstens der Schatten ledig. Die Zweifel freilich . ."

Er hatte wieder neben mir Platz genommen und sagte bedachtsam, mit einiger Anstrengung, als zöge er die Zügel seiner Gedanken fester an: „In Ihrem

glücklichen Alter begreift man die Liebe einzig als seligen Rausch, als paradiesischen Traum oder süßeste Schwermuth, und es ist die Frage, ob der Schmerz unerwiderter Liebe dem Herzen nicht noch feiner schmeichelt als die Zärtlichkeit der Geliebten. Schade, daß der Traum wie der Schmerz so bald verfliegen! Wie schnell erhitzt sich die sehnsüchtige Schwärmerei zur Leidenschaft, wie rasch verwandelt sich die Nymphe in die Furie! Haben Sie je geliebt?"

„So ernsthaft, wie Sie es meinen," bemerkte ich mit einem halben Lächeln „noch nicht, und da ich ein Paulsen bin, bleibt mir auch wohl die Tragik der Liebe erspart."

„Heirathen Sie bei Zeiten, wenn Sie es thun. Man wird dann gemeinsam alt; gemeinsam schrumpfen die Gesichter, die Hoffnungen und die Gefühle zusammen. Jung und Alt paßt in der Ehe nicht zu einander; sie soll aus zwei Wesen eins machen und entfernt sie weiter von einander, als jede andere Einrichtung. Lebte ich nicht glücklich und einig mit der, deren Schatten jetzt um uns schwebt —"

„Ihre Trauer beweist es ja!"

„Nicht wahr? Und doch" — er zog den Schleier zurück, der das Bild seiner Frau über dem Sopha verhüllte, und hob die Lampe empor, um es hell zu beleuchten — „steht in diesem Gesicht nicht ein schmerzlicher Zug; gibt es dem Betrachter nicht ein Räthsel auf?"

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Wahrmund, wie sehr ich mich auch bemühe, auf Ihre schmerzlichen Empfindungen einzugehen, mir verbergen diese sanften Augen, dieser halb geöffnete Mund, die freie Stirn kein Räthsel. Ein schönes Herz, aus dem eine gütige Seele spricht . . Was Sie darin erkennen wollen, ist wahrscheinlich der leise Hauch des körperlichen Leidens . ."

„So bin ich ein Narr," sagte er und setzte die Lampe wieder auf den Tisch. „Ich leide unter der Vorstellung, daß sie mir etwas zu sagen hatte — Schwerwiegendes, Entscheidendes für uns Beide; daß sie den Muth nicht dazu fand, daß ich das Siegel ihres Mundes nicht zu lösen vermochte; daß sie mit diesem Geheimniß — nein, mit diesem Etwas, für das ich keinen Namen habe, hinübergeschlummert ist."

Was sollte ich ihm antworten? Ich hatte keinen Einblick in seine Ehe gehabt. Erst aus Fritzlaw's Aeußerungen hatte ich ersehen, daß die Kleinstädter sich in ihrer Weise damit beschäftigt. Jetzt war die Frau seit Jahren todt. Hatte sie in Wirklichkeit kein glückliches Leben mit ihm geführt und nur mit heldenmüthiger Geduld und Entsagung den Schein der Zufriedenheit und Eintracht nach außen hin bewahrt, so verdiente sie dafür, wenn der Mann zur späten Einsicht gekommen, seinen Dank; nichts konnte weniger nach dem Sinne der Dulderin sein, als eine spitzfindige Untersuchung ihres Martyriums. Bescheiden hob ich darum diesen Gegensatz hervor, daß sie durch ihr Schweigen jedem seiner Selbstvorwürfe habe vorbeugen, nicht sie hervorrufen wollen.

„Selbstvorwürfe?" fuhr er auf. „Freilich, Niemand ist ohne Schuld hienieden. Sie wird gerechten Grund gehabt haben, über mich zu klagen. Aber war sie fehlerlos? Hatte sie nie eine Abbitte zu leisten, eine Schuld einzugestehen?"

Etwas Unheimliches witterte um ihn, und meine Lage ihm gegenüber wurde bedenklicher. „Wer möchte die Todten um ihre Geheimnisse befragen?“ entgegnete ich; „sie werden von der Offenbarung nicht mehr betroffen, der Frager allein büßt seine Voreiligkeit.“

„Die Wahrheit sucht man um der Wahrheit willen. Auf Kosten seines Glückes, seiner Zufriedenheit, seiner Ideale trachtet und ringt man nach ihr. In tiefer Nacht sieht man einen Schimmer aufleuchten und geht ihm entgegen. Vergebens wehrt die Vernunft ab, das Grauen krallt sich um das Herz, die Ahnung des Verderbens überläuft uns — umsonst, der magische Schimmer der Wahrheit ist stärker als die Lust am Leben und die Furcht vor dem Tode. In ruhigen Stunden sagt man sich, alles Irdische ist ein Traum und eine Spiegelung, und die kalte Verständigkeit setzt hinzu, es gibt keine Süßigkeit, der nicht eine Bitterniß, keine Wahrheit, der nicht eine Lüge beigemischt wäre — wenn aber der Geist über mich kömmt“ — er war aufgestanden, reckte sich zu seiner ganzen Höhe empor und hob die Arme, wie Einer, der sich zu einem Kampfe vorbereitet — „würde ich mit Gott ringen, um die Wahrheit von ihm zu erfahren!“

Wenn es Wahnsinn war, ohne Größe war er nicht. Das Unbestimmte und Wesenlose, das für mich sein leidenschaftliches, selbstquälerisches Forschen hatte, erhöhte den Reiz des Schaurigen; die abenteuerlichsten Gebilde tauchten aus der erregten Phantasie auf.

„Wie der Jüngling von Sais den Schleier von dem Götterbilde entfernte —“

„Ja wohl!“ lachte er bitter, mit geballter Faust nach dem Bildnisse seiner Gattin drohend, „von dem Götzenbilde! Es wird mich einen hohen Preis kosten, aber dann wird Licht um mich sein, das Licht der Wahrheit.“

Geräuschlos hatte sich die Thür geöffnet, auf der Schwelle stand Marie. Sie hatte noch den Hut auf dem Kopfe und den Mantel um die Schultern. „Guten Abend, Vater,“ sagte sie, die bebende Stimme zur Festigkeit zwingend. „Vergebung, wenn ich gestört,“ und sie näherte sich ihm, die Hand zur Begrüßung ihm entgegenstreckend, „ich wußte nicht, daß Du Besuch hattest.“

Ohne ihre Hand zu berühren, verschränkte er die Arme über der Brust. „Herr Paulsen ist so freundlich gewesen, mir Gesellschaft zu leisten. Warum kehrst Du so früh zurück?“

„Ich wollte Dich nicht beim Abendessen allein lassen, und bei den Uhden's vermissen sie mich nicht, sie tanzen.“ Dabei hatte sie mit bewunderungswürdiger Gelassenheit, obgleich sie die Erregung des Vaters, den herabgezogenen Flor von dem Bilde ihrer Mutter, das Licht im Nebenzimmer — Alles wie im Fluge übersah, zusammenreimte und deutete — ich merkte es aus dem hastigen, bangen Blick, den sie mit mir tauschte — Mantel und Hut abgelegt. „So, nun soll es nicht lange dauern, und der Tisch ist gedeckt für einen so willkommenen Gast.“

Es war mein Verhängniß, daß ich blieb. Anderthalb Stunden darauf, als ich nach Hause ging, schalt ich mich selbst meiner Thorheit wegen aus. Ein Vorwand wäre so leicht zu finden gewesen, und auch der unwahrscheinlichste hätte dem Prediger genügen müssen. In jenem Augenblicke indessen fiel es mir gar nicht ein, daß ich die Einladung hätte zurückweisen können: ich war durch Alles,

was ich gesehen und gehört, gleichsam meines Willens beraubt und wie in einen Zauberkreis gebannt. Nicht einmal der Gedanke, daß es grausam wäre, das arme Mädchen mit dem leidenschaftlich aufgeregten Vater allein zu lassen, oder die Befürchtung, daß seine Wuth sich steigern möchte, hafteten in mir; ich hatte einzig das Gefühl, daß ich hierher gehörte, wie irgend ein Geräthstück, das nur mit Gewalt von seiner Stelle zu rücken wäre. Erst allmälig erkannte ich auch, daß meine Gegenwart wohlthätig und beruhigend wirkte. Die Spannung wich aus Wahrmund's Zügen; die Fluth seiner Gedanken ebbte, und Marie bemächtigte sich des Gesprächs. Sie nöthigte mich, von der Hauptstadt, von meinen Reiseplänen zu erzählen, erkundigte sich nach Fritzlaw's kunsthistorischen Studien, ermunterte den Vater, sich doch auch zu dem Entschlusse einer größeren Reise wieder aufzuraffen, und erinnerte ihn daran, wie dringend ihm der Arzt eine solche Aenderung des Aufenthalts und der Lebensweise angerathen habe. So verging der Abend, der so gewitterschwül auf uns gelastet, ohne Blitz und Donner: langweilige Leute, würde Jeder, der uns Drei belauscht, geurtheilt haben. Der Pfarrer begleitete mich bis zur Treppe, artig aber förmlich, als wäre er sich all' seiner seltsamen Reden und Bekenntnisse längst nicht mehr bewußt. War es Zufall, oder hatte es Marie klüglich so eingerichtet, daß keine Dienerin zur Hand war — sie ging mit mir, die Lampe in der Hand, die breite Stiege hinunter. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen," sagte sie halblaut, „Sie haben mir und dem Vater durch Ihr Bleiben einen wahren Freundschaftsdienst erwiesen. Sie haben den Hauch des Geistes gespürt, der bei uns gespenstisch umgeht. Ich habe ein festes Vertrauen zu Ihnen — Sie werden schweigen und uns treu bleiben." Sie hatte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf den Mund gelegt, um mich zur Vorsicht zu mahnen, denn es raschelte oben auf dem Treppenabsatz. In ihrer Stimme schluchzte ein unterdrückter Schmerzenslaut, ihre Augen waren thränenumflort — nie hatte ich sie so gesehen. „Gute Nacht, Fräulein Wahrmund," sagte ich laut. Flüchtig berührten sich unsere Hände.

V.

In der heitersten Stimmung war Fritzlaw zurückgekehrt. Die Aufnahme, die er in der freiherrlichen Familie gefunden, hatte seinem Stolze geschmeichelt. Ueberdies wollte er in einer bisher noch nicht gründlich untersuchten Mappe ein Dutzend herrlicher Handzeichnungen entdeckt haben, die er Rembrandt zuschrieb. Auch mit dem Grafen Bodin schien er auf einen bessern Fuß gekommen zu sein. „Hat sich die Hörner abgelaufen," meinte er, „weiß jetzt das Talent zu schätzen, spielt noch zuweilen den Nachfolger Cagliostro's, hat aber keinen rechten Zuspruch mehr, wie vor fünfzehn Jahren. Einigten uns Beide, daß die Welt sich arg verschlechtert habe seit unserer Jugend." Von dem Freiherrn wie von dem Grafen brachte er mir freundliche Grüße; wie mit einer Stimme hätten Alle mein Lob gesungen; die Freifrau sei von meiner Bescheidenheit und meinem guten Aussehen entzückt . . „Gar nicht adelsstolz, im Gegentheil, bürgerlicher Schwiegersohn mit hunderttausend Thalern, in zwei, drei Jahren Bankdirector, wäre sehr erwünscht . . Bodin's Einfall, der von Ihrem kaufmännischen Genie die höchste Meinung hat . ."

Ach! wie bald würde sie in ihr Gegentheil umschlagen, wenn er erfuhr, daß mein Genie nicht einmal die Verhandlung über den Ankauf der Vogelscheuche anzubahnen verstanden. Einen so beängstigenden Eindruck hatte der Abend in dem Wahrmund'schen Hause in mir zurückgelassen, daß ich meine Klugheit pries, mit keinem Worte diese Sache berührt zu haben. Es war mir schon verdrießlich, daß ich Fritzlaw, der sich erkundigte, wie ich mir in seiner Abwesenheit die Zeit vertrieben, von meinem Besuch bei dem Pastor an beiden Feiertagen erzählen mußte. „Opferlamm!" sagte er achselzuckend. Ich hütete mich wohl, ihm zu gestehen, in welchem Grade ich es gewesen, und er fragte zum Glück nicht weiter darnach. Durch keine Andeutung hätte ich ihm die Reden verrathen mögen, die mir Wahrmund zu hören gegeben, den seltsamen Auftritt zwischen ihm und seiner Tochter, dessen Zeuge ich geworden. Und ebenso unmöglich wäre es mir gewesen, ihm einen Einblick in meinen Gemüthszustand zu gewähren. Ich schämte mich der Unentschlossenheit meines Willens und der Verworrenheit meiner Empfindungen. Keine Stunde verließ mich das Bild Mariens. Wiederholt ertappte ich mich bei der Betrachtung der verschiedenen Photographien, welche die Tante von ihr besessen; keine von allen wollte mit dem Bilde stimmen, das sich mir ins Herz geprägt. Immer sah ich sie vor mir, die Augen in Thränen, den Finger auf den Lippen, eine schutzsuchende, rührende Schöne. Welche Pein mußte ihr der Zustand ihres Vaters bereiten! Sie hatte die Ausbrüche seiner Leidenschaft und die dunklen Drohungen seines Zornes zu ertragen. Ihrem Scharfblicke konnte die Zerrüttung seiner Nerven, der immer heftiger werdende Kampf zwischen seiner Vernunft und finsteren Wahnvorstellungen nicht entgehen. Diese Erkenntniß und die Verantwortlichkeit, welche damit ihrer Seele aufgebürdet ward, hatten ihr Heiterkeit und Jugendlichkeit geraubt. In den glücklichen Jahren, wo andere Mädchen sich ihrer Schönheit auf Bällen und Festen freuen, hatte sie Etwas wie das Amt eines Irrenarztes zu üben. Bis zum äußersten Punkte war es die Pflicht der Tochter, das Geheimniß des Vaters zu bewahren und die Anfälle seiner Krankheit vor neugierigen und frechen Augen zu verbergen.

. . Armes Mädchen, wie bedauerte ich sie! Wie klagte ich die Grausamkeit des Schicksals an, das seinen Reif auf diese Blüthe geschüttelt, und zermarterte zugleich mein Gehirn, nach Mitteln suchend, ihr zu helfen, sie aus ihrer unleidlichen Lage zu retten! Aber was konnte ich thun? Hatte sie mich nicht zum Schweigen verpflichtet? Und wenn ich mich einem Arzte gegenüber nicht für gebunden erachtete, würde er meinen Mittheilungen großen Werth beigelegt haben? Fritzlaw war hinsichtlich der „Tollheit" des Superintendenten meiner Ansicht und kümmerte sich nicht weiter darum. Wie er würde Jeder zum Abwarten rathen. In diesen Betrachtungen war die Erinnerung an ihre Abschiedsworte ein Trost für mich. Sie schien in meiner Anwesenheit eine Art Schutz und Stütze zu sehen. Darin wenigstens sollte sie sich nicht täuschen. Es war Einer da, bereit in das Wasser zu springen, wenn es über ihr zusammenzuschlagen drohte.

Ich hatte von meinem letzten Besuche bei Wahrmund's weder Johann noch Hilden ein Wort gesagt. Schon aus der Besorgniß nicht, dem Stadtgeschwätz neue Nahrung zu geben. Jetzt von meiner Verlobung mit Marien zischeln zu

hören, hätte ich nicht ertragen. Die Eigenthümlichkeit unseres Verhältnisses schloß, wie ich mir einredete, jede alltägliche Bezeichnung aus. Ein tragisches Geheimniß verband uns, eine Art mystischer Seelenverwandtschaft. Durch den Verdacht einer gewöhnlichen Liebschaft durfte sie nicht entweiht werden. Aber vielleicht verrieth mich gerade die Absichtlichkeit meiner Zurückhaltung in Bezug auf Alles, was die Wahrmund's streifte, und mein träumerisches Wesen. Die listige Hilde spähte mich auf Schritt und Tritt aus. Nicht so, daß ich es ihr hätte verweisen können. Sie vermied jedes Alleinsein mit mir. Dennoch spürte ich sie überall. Geräuschlos huschte sie umher, stets mit einer Arbeit beschäftigt, auf den Treppen, in den Gemächern. Wenn ich das Haus verließ, hatte sie eine Hantirung in dem gedielten Flur vorzunehmen; kehrte ich heim, sah ich sie schon von Weitem auf der Schwelle vor der Thür stehen. Eifriger als sonst redete sie mit Johann. „Warte nur," hörte ich sie einmal zu ihm sagen, „kommt der Mai, fliegen wir Alle davon." Ab und zu sang sie ein Liedchen mit einer wohlklingenden Sopranstimme. In meiner Melancholie ärgerten mich die Blicke, die sie auf mich richtete, die heitere Stimme, mit der sie mir den Morgengruß bot. Als ob sie mich herausfordern und zu einer Erklärung meines Trübsinns zwingen wollte! Oft war ich nahe daran, sie über solche Einbildungen, die doch einzig in mir steckten, zur Rede zu stellen, und sie ihrerseits mit dem Namen Richard Mind zu erschrecken . . .

In diesen acht Tagen, seit ich in dem Pritzwalker Kruge mit ihm zusammengetroffen, hatte ich ihn nicht wieder gesehen; er hatte sein Versprechen, mich zu besuchen, nicht eingelöst. Dies bestärkte mich in meiner Ansicht, daß er sich Hilden gegenüber schuldig fühle und mein Haus nicht betrete, weil er eine Wiederbegegnung mit ihr fürchte. Indessen mußte er sich in der Stadt oder in ihrer Umgebung aufhalten: der Justizrath hatte ihn zu dieser Frist beschieden, um ihm sein Legat auszuzahlen. Ich sah der Stunde mit einer gewissen Ungeduld entgegen. Wie übertreibend auch das Gerücht die Beziehungen ausgemalt haben mochte, in denen er zu dem Wahrmund'schen Hause gestanden: Alles, was mir Johann erzählt, konnte nicht erfunden, nicht eine bloße Ausgeburt seiner Furcht und Abneigung gegen den frechen Gesellen gewesen sein; Genaueres von dem Gespenst in dem Hause des Pastors wußte Mind ohne Zweifel. Und ich wollte ihn nicht loslassen, bis er mir reinen Wein eingeschenkt. Der Gedanke trieb mir das Blut in die Stirn, daß er es gewagt habe, seine Blicke zu Marien zu erheben, so große Gemeinheit zu solcher Reinheit! Nichts als die Kenntniß eines traurigen Geheimnisses hatte ihn dazu ermuthigen können. Diese Waffe mußte ihm entrungen oder unschädlich gemacht werden.

Daß meine Abreise darüber wieder ins Stocken gerathen war, schob ich auf den Umschlag des Wetters, wenn Fritzlaw mahnte, die Koffer zu packen. Wind, Kälte und Regen wollten nicht aufhören, und der trüb verhangene Himmel lockte nicht in die Ferne. Aus Norditalien wurden Po-Ueberschwemmungen gemeldet. Mehr Vorwände, als nöthig waren, um meine Zögerung auch in den Augen eines Vorwärtstreibenden zu entschuldigen. Und so eilig, mich zu entfernen, hatte es der Alte nicht. Wie früher die Gegenwart Ulrikens war ihm jetzt die meine zu einer süßen Gewohnheit geworden. In diesen Osterferien wußte er überdies

gar nichts mit seiner freien Zeit anzufangen. Da war ich ihm doppelt willkommen, als Zuhörer seiner Geschichten und als Mitarbeiter bei der Herstellung eines neuen Katalogs der Pritzwalk'schen Sammlung. So wenig ich von den Dingen verstand, reichte meine Wissenschaft doch aus, Bücher nachzuschlagen und Notizen zu vergleichen. Wir pflegten gewöhnlich die ersten Stunden des Abends, nach dem Anzünden der Lampen, an diesem „großartigen" Werke zu arbeiten; bei Fritzlaw ging die Selbstbewunderung immer in die Selbstverspottung über. So trat ich auch heute von meinem Spaziergange heimkehrend, ohne erst in meine Wohnung hinaufzusteigen, bei ihm ein. Es fiel mir nicht auf, daß er auf mein Klopfen nicht sein gewohntes „Salve!" gerufen. Das Vorderzimmer mit den Fenstern nach der Straße war leer, in dem Hinterzimmer gab es ein Geräusch, dann steckte er vorsichtig den Kopf durch die halbgeöffnete Thür: „Wer überfällt denn die Leute so? Ach, Sie sind's, Herr Paulsen! Zug des Schicksals!" Und während er mich einlud, einzutreten, verschloß er die Thür nach dem Flur. „Vor Ueberfällen!" sagte er.

Fräulein Wahrmund war bei ihm. Zeit, die Befangenen und Verlegenen zu spielen, hatten wir nicht zu verlieren. Lange durfte sie von ihrem Hause nicht fern bleiben; sie hatte die Abwesenheit ihres Vaters benutzt, Fritzlaw aufzusuchen. Aber die Sitzung des Vereins für innere Mission und christliches Leben, in der Wahrmund den Vorsitz führte, konnte früher, als sie vermuthet, geschlossen werden und er bei seiner Rückkehr ihre Entfernung bemerken. Alles an ihr zitterte noch vor Schrecken und Erregung nach. Seit zwei Tagen hatte sie ihren Vater kaum zu Gesicht bekommen; er hatte seine Mahlzeiten allein eingenommen, weil er mit einer schwierigen Arbeit beschäftigt sei, in der er nicht gestört werden wolle. Aus Sorge und Angst hatte sie sich nicht getraut, das Haus zu verlassen oder dem Arzte zu schreiben, weil jedes Unerwartete den Zustand ihres Vaters verschlimmern würde. Heute Nachmittag sei er plötzlich bei ihr eingetreten, scheinbar ruhig, in den Augen ein irres, unstätes Gefunkel. Mit den seltsamsten Fragen habe er sie eingeschüchtert, mit grausamen Drohungen, da sie ihm keine befriedigenden Antworten habe geben können, mit Schmähungen gegen ihre Mutter sie erschreckt. Dunkle Worte von einer furchtbaren That, die eintreten müßte, wenn Einer käme, dessen Namen er jedoch in seinem heftigsten Zorn nicht genannt, hätten sie mit Entsetzen erfüllt. So sei sie in ihrer Noth und Rathlosigkeit zu Fritzlaw geflüchtet; es läge ihr eben noch im Blute, in dem Hause Ulrikens Trost und Hülfe zu suchen, wie sie es so manches Jahr gethan.

Wie schmerzlich drängte sich uns in dieser bangen Stunde der Verlust der Guten und Klugen auf! Denn wir Männer konnten das Fräulein nicht über Nacht bei uns beherbergen, sie vor einem Wuthanfall des Vaters zu schützen, und hatten kein Recht, sie ihm zu entziehen. Anderen außer uns sich anzuvertrauen lehnte Marie mit Festigkeit ab. „Es soll von mir nicht heißen," sagte sie in ihrer bestimmten, kühlen Weise, „daß ich das Unglück meines Vaters unter die Leute gebracht. Ich bin sein Kind und muß leiden, was er leidet. Schon fang' ich mich an zu schämen, daß ich im Eindruck des ersten Schreckens von meinem Posten gewichen bin." Unsere Gegenwart ermuthigte sie und gab ihr allmälig Sicherheit und Gefaßtheit wieder.

„Aber den Arzt werden Sie doch benachrichtigen, Fräulein Marie," bat ich. „Sie brauchen dabei ja nicht einmal des letzten Auftritts zu erwähnen."

„Ich will es thun, Herr Paulsen, und ihm schreiben, daß mich der Zustand meines Vaters beunruhigt . ."

„Das genügt. Er wird morgen kommen und klug genug sein, sich von Ihrem Briefe nichts merken zu lassen."

„Morgen . . vielleicht ist dann das Gewitter vorüber. Es ergreift den Vater wie mit übermenschlicher Gewalt. Was ist es? Ich vergrüble mich seit Jahren darüber. Ohne Ihre Tante — wer weiß, ob ich sein seltsames Wesen so lange schweigend ertragen hätte! Ihr Zuspruch beruhigte mich immer wieder. Dein Vater, sprach sie zu mir, hat niemals denken und empfinden wollen, wie wir anderen kleinen Menschen; er hat seiner großen Liebe zu Deiner Mutter die Kraft zugetraut, den Tod von ihr fern zu halten; und da sich der Tod mächtiger erwies, als sein Gebet, wollte er den Beweis seiner geistigen Kraft durch seine Thränenlosigkeit führen; aber weder Gottes noch der Liebe läßt sich spotten und trotzen; sie haben ihn nachträglich mit dem Fluch der Eifersucht und der Selbstvorwürfe gestraft."

„Ein Othello im Priesterrock!" brummte Fritzlaw. „Hat mir längst geschwant!"

„Oh, Sie können mir nicht nachfühlen, welche Seelenqualen ich erduldet," fuhr sie fort. „Eine Tochter ist wehrlos, wenn der eigne Vater das Andenken der verstorbenen Mutter angreift; wenn sie sieht, wie unbeschreiblich er selber unter den Vorwürfen leidet, die er der Todten macht. Hätten sich diese Kämpfe fortgesetzt, wären wir Beide längst daran zu Grunde gegangen. Aber auf Monate und Jahre suchte ihn der Argwohn nicht heim, oder er besaß die Stärke, ihn niederzuzwingen. Der erste Anfall traf ihn unmittelbar nach dem Tode der Mutter, in der Nacht nach ihrem Begräbnisse. Hilde Gollnow mußte mich aus seinen Händen reißen; sie blieb dabei, er hätte mich erwürgen wollen; ich war bei seinem Anblick in Ohnmacht gefallen. Ihre Tante kam und besänftigte den unglücklichen Mann. Lange fraß dann der unselige Wahn nur heimlich an seinem Herzen. Vor drei Jahren ergriff er ihn wieder, grad so plötzlich, aus irgend einem Nichts heraus, wie bei dem ersten Mal. Diesmal war der Ausbruch nicht so heftig, aber er ging auch nicht so schnell vorüber. Mißtrauen und Verdacht wühlten und gruben sich immer tiefer in seine Seele, während er äußerlich in Worten und Gebärden eine ruhige Selbstbeherrschung behauptete. Erst seit dem Tode Ihrer Tante ist sein Zustand wieder so gefährlich und so trostlos geworden." Den Kopf auf den Arm gestützt, blickte sie mich mit ihren schwermüthigen Augen, denen die dunklen Ringe darum einen seltsam vergeistigten Ausdruck verliehen, an und sagte: „Verschwenden Sie Ihre mitleidigen und freundlichen Blicke nicht, Herr Paulsen. Mir kann allein der Tod helfen. Das ist die beste und sicherste Lösung aller Räthsel dieser Welt."

„Welche Gedanken!" rief ich erschüttert aus und ergriff ihre Hand. „Soll ein Wahn auch Ihr Leben vergiften? Sie müssen in andere Verhältnisse, zu anderen Menschen. Eine zeitweilige Trennung ist für Sie und Ihren Vater dasselbe Mittel zur Heilung. Gerade Ihr Zusammenleben, Ihr Anblick, der ihn

beständig an Ihre Mutter erinnert, reizen und erneuern täglich seinen Argwohn und seine Melancholie. Der Arzt kann sich dieser Erkenntniß nicht verschließen, er selber wird es Ihrem Vater vorschlagen und ihn dazu bestimmen." Was ich im Grunde dachte, wagte ich ihr nicht einzugestehen: die Ueberführung des Pfarrers in eine Nervenheilanstalt.

„Das sind Träume," entgegnete sie in gefaßter Entsagung. „Niemals wird mein Vater seine Einwilligung dazu geben. Es ist seine Ueberzeugung, daß ich ohne seine Aufsicht frei in der freien Welt verderben müsse. Einzig seine Hand hält mich noch von dem Abgrunde zurück, in den Verhängniß und Vererbung, der Zufall und meine eigene Leidenschaft mich reißen würden. Er ahnt eben, daß ich mir selbst überlassen andere Wege im Leben wandeln würde, als die von ihm vorgezeichneten. Und wenn ich auch nicht darauf strauchelte — für ihn führen alle diese Wege zur Sünde. Sein Kind aber darf der Eitelkeit und der Sinnlichkeit nicht anheimfallen, eher würde er es zu Tode beten. Nein, dies Band kann nicht gutwillig gelöst, es kann nur gewaltsam zerrissen werden . . durch die Schuld."

„Und Sie wollen die Hände in den Schoß legen und sie nicht zu Ihrer Befreiung rühren?"

„Ausharren muß ich. Je länger ich mit Ihnen rede, desto lebhafter fühle ich es, daß ich keine andere Wahl habe. Verzeihen Sie, daß ich Sie in solche Unruhe gestürzt. Der Schreck war zu unerwartet gekommen; ich werde mich an das Aussehen und an die Reden des Kranken gewöhnen müssen. Ich trüge zu Unrecht seinen Namen, weil ich nicht seinen Glauben und nicht sein Blut hätte, hat er mir vorgeworfen; ich will ihm durch Pflichterfüllung beweisen, daß ich im Geist und in der Wahrheit sein Kind bin."

Ihre Heldenhaftigkeit hatte etwas Hinreißendes; sie schlug jeden Widerspruch nieder. Auch darum freilich, weil weder ich noch Fritzlaw einen andern Ausweg aus der augenblicklichen Verlegenheit zu ersinnen vermochten. Ohne einen sicheren Zufluchtsort, eine Familie zu kennen, die sich ihrer gegen einen Mann wie den Superintendenten würde angenommen haben, waren wir machtlos. Erst nachdem wir diese gefunden, durften wir ihr für den schlimmsten Fall eine Entfernung aus dem väterlichen Hause vorschlagen. Es wird nicht nöthig sein, sagte ich mir mit grausamer Selbstsucht, während sie rasch einige Zeilen an den Sanitätsrath Helfreich aufsetzte; hier wird der Arzt bald Erlösung schaffen, und ich nahm mir vor, durch meine Schilderungen den ungünstigen Eindruck zu verschärfen, den der Doctor bei seinem Besuche von dem Gemüthszustande Wahrmund's empfangen würde. Während sie den Brief schloß, ward ungestüm die Hausglocke gezogen, und gleich darauf klopfte es scheu an der Thür nach dem Gange. Wir Drei glaubten, es wäre der Pastor, und ich hätte beinahe aufgelacht, als Johann eintrat und stammelte: „Er ist da — ganz durchnäßt; er will Sie sprechen, der verwünschte Kerl, der Richard Mind —"

„Wenn er einmal im Hause ist, werden wir ihn nicht abweisen können, Johann. Führen Sie ihn in meine Stube hinauf, bleiben Sie bei ihm; ich käme gleich hinauf, ich hätte ein dringendes Geschäft mit Herrn Fritzlaw."

Als ich die Beiden über mir durch die dünne Balkendecke poltern hörte,

rief ich nach Hilde. Sie mußte aus dem Hause geschafft werden. „Wollen Sie mir einen Dienst leisten, Hilde?"

„Jeden, Herr Paulsen."

„Drinnen" — wir standen in der Thür des vorderen Gemaches — „bei Herrn Fritzlaw ist Fräulein Wahrmund. Sie sollen sie nach ihrem Hause begleiten und ihr nachher einen Brief besorgen. An Herrn Sanitätsrath Helfreich, Sie kennen ihn ja."

Bei der Erwähnung Mariens schütterte sie leicht zusammen, spähte mich mit ihrem schrägen Blicke an und sagte: „Sie haben zu befehlen, Herr Paulsen."

„Nicht so. Es ist ein Vertrauensdienst, der Klugheit und Schweigsamkeit fordert."

Sie nickte. „Ich bin bereit, wenn Fräulein Wahrmund meine Begleitung annimmt."

Indem trat Marie aus dem Zimmer, den Brief in der Hand.

„Hilde soll Sie nach Hause führen, Fräulein Wahrmund."

„Ich könnte auch allein gehen."

„Nein, ich bitte Sie, bei diesem Wetter, in der Dunkelheit!" Und da Hilde nach ihrer Kammer geeilt war, sich Kopftuch und Schirm zu holen, fragte ich sie leise: „Vertrauen Sie ihr nicht? Sie wird im Nothfall mehr Entschlossenheit und Geistesgegenwart haben als Johann."

„Ich weiß es."

Indem kam Hilde ihr entgegen, sie hatte ein schwarzes Wollentuch dicht um den Kopf geschlungen und unter dem Kinn zusammengeknüpft. „Da bin ich, Fräulein Wahrmund," sagte sie bescheiden mit niedergeschlagenen Augen. „Unkenntlich für Jedermann."

„Ich danke Ihnen, Hilde," erwiderte Marie und reichte ihr die Hand.

Hilde sah auf, mit einem raschen Blitz, und dieser Blick in das blasse, gramvolle Gesicht Mariens schien sie, obgleich sie sich des Gegensatzes zu ihrem gesunden und frischen Aussehen kaum bewußt wurde, mit einem Gefühl zwischen Mitleid und Ueberlegenheit zu erfüllen. Wenigstens hatte sie, als sie Marien die Thür öffnete und sich dann jählings noch einmal nach uns umschaute, die Miene einer Beschützerin.

„Die wird sich von dem verrückten Pfarrer nicht einschüchtern lassen," schmunzelte Fritzlaw. „Welcher Besuch hat denn vorhin die Ruhe des Hauses gestört?"

„Eine Ueberraschung!" sagte ich schon auf der Treppe. „Kommen Sie mir nur bald nach."

Oben war Johann noch mit dem Anzünden der verschiedenen Lampen und Lichter beschäftigt und gab einsilbig verdrießliche Antworten auf die Fragen Mind's.

„Ich hätte zu einer schicklicheren Zeit kommen sollen," sagte er mir entgegen, „nehmen Sie es nicht für ungut, Herr Paulsen. Aber der Tag verlief mir so schnell, draußen in Wussow. Es wurde Abend, ehe ich es merkte. Und Sie morgen bei dem Justizrath, in einer Art feierlicher Sitzung, zum ersten Male wieder nach unserer Begegnung in dem berühmten Kruge zu Pritzwalk zu

begrüßen, dünkte mich eines Gentleman nicht würdig. Solche Ehrenschulden, wie es ein Besuch ist, bezahle ich gern."

„Wozu die Entschuldigung? Bei Tage wie bei Nacht sind Sie mir willkommen. Da ich jedoch Ihren Besuch nicht erwartete, war ich unten bei Herrn Fritzlaw . . Sie kennen ihn doch?"

„Wer, der ihn einmal gesehen, könnte sein würdiges Künstlerhaupt vergessen!"

„Ich habe ihn gebeten, nachher die Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern. Er ist gerade bei einer wichtigen Arbeit . ."

„Bei der Sie ihm helfen? Ich habe davon gehört. Die Pritzwalker wollen ihre Sammlung verkaufen. Der Adel sucht sich des Urväterhausraths zu entledigen. Auch eine Witterung der nahenden Revolution. Es muß Platz gemacht werden."

„Waren Sie wieder in Pritzwalk?"

„Die unterbrochene Scatpartie mußte doch zu Ende gespielt werden. Und dann — Jeder hat seinen Ehrgeiz. Ich wollte mich den Leuten in meinem Sonntagsstaat zeigen." Dabei sah er mit lächelnder Miene an sich herunter. „Schade, daß Sie keinen großen Spiegel im Zimmer haben."

„Ich bewundere Sie auch ohne Spiegelbild." Mit seinem klugen, glatt ausrasirten Gesicht, den kräftigen, wohlgeformten Händen, dem sauberen Stehkragen, dem gut sitzenden Jaquet von dunkelblauem Stoff, der Busennadel mit einem Rubin in dem weißen, rothbetupften Halstuch, den breiten Manschetten, die von Tulaknöpfen zusammengehalten wurden, machte er in der That einen durchaus wohlgesitteten Eindruck; man mochte bald auf einen Bereiter, einen Schauspieler, bald auf einen Weinreisenden rathen — immer stand er innerhalb, nicht wie der Abenteurer am Charfreitag außerhalb der Gesellschaft. „Ihre Verwandlungsfähigkeit ist außerordentlich. Man dürfte Sie in Pritzwalk kaum wiedererkannt haben."

„Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt." Und da uns der vorsorgliche Johann, der mit Recht annehmen mochte, daß eine trockene Sitzung mit Richard Mind zu den Unmöglichkeiten gehöre, mit Wein versorgt hatte, hob er artig das Glas: „Ihr Wohl, Herr Paulsen! Ein guter Tropfen! Möge Ihre Großmuth und Ihr Wein erst mit Ihrem Leben enden. Aber wenn mich auch die Leute noch kannten — es ist das alte Genua nicht mehr!"

„Der Freiherr soll ein strengeres Regiment auf dem Gutshofe führen, als sein Vater."

„Er muß wohl. Das schöne Vermögen, das der Vater allein besaß, ist durch vier dividirt. Die natürliche Zersetzung der alten Ordnung; die Menschen nehmen überhand. Und wo ein Gedränge ist, hört die Behaglichkeit und das Vergnügen der Wenigen auf. Ich würde die Pritzwalker nicht mehr wie zu des Alten Lebzeiten nach meiner Pfeife tanzen lassen können. Von dem famosen Erntefest, das ich eingerichtet, haben Sie doch gehört?"

Ich bejahte doppeldeutig: „Sogar in diesem Hause geht die Sage davon um."

Der Gernegroß sonnte sich in der Erinnerung. „Ich entsinne mich, die

Spenderin alles Guten, Ihre selige Tante, war auch zugegen. Gelt, ganz fortgeworfen war ihre Güte doch nicht! Hier" — und er schlug sich an die Stirn — „stecken Ideen! Wäre es nur nicht so schwer, sie an den Mann zu bringen, gäbe es nur keine Concurrenten!"

„Auch in Pritzwalk?" lachte ich.

„Leider, auch in Pritzwalk," bestätigte er. „Der Herr, mit dem Sie zusammen am Freitag den Krug betraten, hatte einen so eigenen Dunst um sich, und sein Mäskchen weissagte verborgenen Sinn . . wer von der Zunft ist, wittert so etwas gleich."

„Der Herr Graf Bodin von der Zunft, von Ihrer Zunft?"

„Nicht wahr, es ist unrecht, daß ein so vornehmer und reicher Mann uns Armen in der Geniesucht Concurrenz macht? Aber es ist so. Er arbeitet in Magnetismus und Spiritismus, in Weltreisen und Abenteuern, im Geheimnißvollen, grad wie wir kleinen Geister, und vergißt, daß er kein ehrliches Spiel spielt, da er uns dabei durch seinen Rang und Namen um drei Pferdelängen voraus ist."

Daß hinter den drolligen Redensarten sich eine Spitzbüberei verbarg, war mir klar; ich wußte indessen nicht, wo er hinaus wollte. „Das sind Alles thörichte Reden, Herr Mind. Wo und wann sollten sich Ihre Bahn und die des Grafen kreuzen?"

„Offen heraus, Herr Paulsen, für einen solchen Aristokraten hätte ich Sie nicht gehalten. Weil er ein Graf und ich ein Garnichts, sollten sich unsere Lebenslinien niemals schneiden? Da lassen Sie mich lieber bei meiner Vermuthung bleiben, daß es an einem entscheidenden Punkt geschehen wird. Wo ein kleines Rinnsal der Vergangenheit in den Strom der Gegenwart mündet. Schon ist es mir im Ohr, das Gemurmel dieses Rinnsals."

„Kennen Sie den Grafen? Hat er Sie gekränkt, daß Sie so eifrig diesem Gemurmel lauschen?"

„Nur dadurch, daß sein Ruhm den meinigen in Pritzwalk ausgelöscht hat. Während sein Name in Aller Munde ist, fürchte ich, daß er den meinigen nie gehört hat." Dabei lachte er so natürlich und so herzlich, als handle es sich um eine seiner Flausen und Schnurren.

Gerade war darüber Fritzlaw eingetreten und näherte sich dem Tische. Bei seinem Anblick erhob sich Mind, das gefüllte Glas in der Hand: „Wie aber kann von Ruhm gesprochen werden, wo Gustav Fritzlaw ist! Vor ihm erbleichen alle Localgrößen; auch dieser Graf Bodin versinkt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle — ein Lebehoch dem Meister! O, Herr Paulsen, hätten Sie das lebende Bild bei jenem Erntefest gesehen."

„Trotzen Sie noch der Langmuth des Himmels?" grollte ihn der Alte an, der unter dem Eindruck der Mittheilungen Mariens für Späße nicht zugänglich war. „Welcher Wind hat Sie hierhergeführt? Meinte, Sie hätten an jenem Novemberabend sich verschworen, diese Schwelle für immer zu meiden, redeten ja Pech und Schwefel auf uns herab. Und sind nun doch wieder da! Schlimm, wenn auch die Vagabunden nicht mehr auf Ehre halten. Was verschafft uns denn das Vergnügen?"

„Wäre ich empfindlich," sagte mit unerschüttertem Gleichmuth Mind, während ich mich bemühte, Fritzlaw zu besänftigen, „wär' ich nur ein Narr. Allein ich schmeichle mir ein Philosoph und ein Lebenskünstler zu sein. Mir thun die Nadelstiche nichts. Ich bin wieder da, würdiger Meister; finden Sie sich mit der Thatsache ab, so gut Sie können. Wegen unserer letzten Begegnung auf dieser Treppe keine Feindschaft. Weder Sie noch ich haben das Genick gebrochen, obgleich ich damals für Ihr Leben so wenig wie für das meine einen Pfifferling gegeben hätte."

„Waren Sie so hart an einander gerathen?" fragte ich, mich unwissend stellend.

„Ich hatte ein erregtes Gespräch mit meiner Wohlthäterin gehabt," entgegnete Mind in einer Mischung von cynischer Frechheit und heiterer Ruhe. „Schelten Sie mich nicht, ich war vier Jahre jünger, noch brausend in der Jugend Ungestüm, in einer seltsamen Lage . ."

„Brauchten Geld, gingen fechten," brummte Fritzlaw halb zu ihm hinüber, halb ins Glas hinein; trotz seines Unmuths hatte er es sich nach seiner Gewohnheit in dem Armstuhl bequem gemacht.

„So mochte es gemeinen Seelen erscheinen", antwortete Mind gelassen auf die Unterbrechung, „aber am Golde hing damals nicht Alles. Was mich in Wuth brachte, ich gesteh' es mit Beschämung ein, war nicht die Verweigerung einer kleinen baaren Unterstützung, sondern die harte Zurückweisung einer Bitte. Ich war von Leidenschaft erfüllt, ich liebte."

„Herr Mind!" rief ich entrüstet und ballte die Faust.

„Es war eine ungeheuere Verblendung und Selbstüberschätzung; ich bin längst zu dieser Ueberzeugung gekommen, Herr Paulsen. Was wollen Sie? Zu den Heiligen können auch die Bettler und die Sünder die Augen erheben. Ich liebte also, und der Weg zu meiner Angebeteten . . "

„Ging über Fräulein Paulsen?" höhnte Fritzlaw. „Flunkerei! Machte der Herr da" — und er deutete zu mir gewandt, mit einer geringschätzigen Gebärde auf Mind — „dem kaum flügge gewordenen Fräulein Wahrmund lächerlicher Weise den Hof; glauben doch nicht, daß Fräulein Paulsen Ihre Faxen ernsthaft nahm?"

„Sie nahm sie ernsthaft, das gerade verbitterte unsere Unterhaltung. Sie verwies mir meine Ueberhebung; sie brauchte schlimme Worte, als ich ihr verrieth, worauf ich meine Hoffnungen zu begründen gedachte, und sie um ihren Beistand bat."

Auf eine solche Aeußerung hatte ich gewartet. „Ist es unbescheiden, sich nach der Grundlage Ihrer Hoffnungen zu erkundigen?"

„Keineswegs. Ich konnte dem Herrn Superintendenten weder durch Rang noch durch Reichthum imponiren; ich gehörte nicht einmal zur Hierarchie; ich bedurfte also anderer Mittel, um seine Zustimmung zu gewinnen. Und ich glaubte eins zu besitzen. Leider war es nur der Stiel des Messers; die Klinge hatte Ihre Tante, Herr Paulsen."

„Nun?" fragte ich in äußerster Spannung. Auch Fritzlaw war bei der Erwähnung des Superintendenten aufmerksamer geworden; der Name wirkte auf

ihn wie ein rothes Tuch; vor seinem Hasse gegen Wahrmund hielt seine Abneigung gegen den leichtfertigen Schelmen nicht Stand; ohne Zögern würde er zu einem Bunde gegen den Pfarrer in Mind's Hand eingeschlagen haben.

„An Ihrer Verwunderung sehe ich, daß die Verstorbene auch Ihnen die Klinge nicht gezeigt hat. Durfte ich auf eine freundlichere Berücksichtigung rechnen?" Sein Gesicht verzog sich zu einem mephistophelischen Ausdruck, und er klopfte leise an sein Glas. „Auch kluge Leute täuschen sich manchmal. Vielleicht hatte ich wie Macbeth nach einem Dolch in der Luft gegriffen."

„So sollen Sie uns nicht entkommen, Herr Mind!" Ich war nahe daran, bei seiner Unverschämtheit meine Ruhe zu verlieren und die Höflichkeit des Wirthes zu vergessen. „Es wäre nicht fein und nicht einmal gescheidt von Ihnen, uns zum Narren zu halten. So ungefähr reime ich mir zusammen, daß Sie etwas aus der Vergangenheit des Superintendenten erfahren haben."

„Einen Betrug, eine Lüge, eine Verrücktheit?" schrie Fritzlaw. „Wir können Alles brauchen!"

„Wozu? Einem Manne wie Herrn Paulsen wird der Herr Superintendent die Hand seiner Tochter nicht verweigern." —

„Darum handelt es sich auch!" unterbrach ihn Fritzlaw. „Wenn wir auf Freiers Füßen gingen, würden wir uns nicht an Sie wenden." Er war außer sich und Mariens Geheimniß schwebte in der größten Gefahr, offenbar zu werden. „Unser Freund wägt seine Ausdrücke nicht," schnitt ich ihm darum das Wort ab, „legen Sie kein Gewicht darauf; er hat eben noch einen alten Span mit dem Superintendenten zu brechen und die Schadenfreude kitzelt ihn."

„Herr Fritzlaw ist auf einer falschen Fährte; ich weiß nicht das geringste Böse aus dem Leben des Herrn Wahrmund; weder bin ich mit einer Anklage oder Drohung wider ihn aufgetreten, noch vermöchte ich es. Die Entdeckung, die ich gemacht zu haben glaubte — feierlich nehme ich sie jetzt als Irrthum zurück — betraf nicht ihn, sondern seine verstorbene Gattin. Das Uebrige erlassen Sie mir."

Obwohl er tiefsinnig in sein Glas schaute, als wolle er es vermeiden, sich an unserer Verstörtheit zu weiden, mußte er doch an dem lautlosen Schweigen, das die so lebhaft geführte Unterhaltung plötzlich abschnitt, unsere Verlegenheit merken. Was uns verstummen ließ, waren natürlich weniger seine Worte, als die Uebereinstimmung seiner Behauptung mit dem Verdachte, der Wahrmund ängstigte.

„Aber Frau Gerda war todt, ehe Sie in diese Gegend kamen," sagte endlich Fritzlaw mit einer beinahe kläglichen Stimme, die unter anderen Umständen im Vergleich zu seiner früheren Heftigkeit Mind gewiß zu einem spöttischen Gelächter gereizt hätte. Der war ihm jedoch in der Schauspielerei und Pfiffigkeit über und erkannte wohl, daß jetzt nicht mehr zu scherzen war. „Ich wußte anfänglich auch so wenig von dieser Dame," sagte er, „daß nur mein Nichtwissen meinen Irrthum verschuldet hat, wie nur meine unsinnige Leidenschaft ihn entschuldigen kann."

„Und Sie hielten Ihre Vermuthung für so gewichtig, um damit dem Pfarrer seine Einwilligung abzuzwingen?"

„Ja, Herr Paulsen. Wenn sich, wie ich schon sagte, die Klinge zu dem Stiel gefunden."

„Und dieser Stiel?"

„Sie quälen mich, Herr Paulsen. Und ich bin es nicht, der dies folternde Gespräch hervorgerufen hat. Sie verfolgen es mit einem so leidenschaftlichen Interesse —"

„Kümmert Sie es? Beständig weichen Sie einer bestimmten Antwort aus und verschanzen sich hinter dem Gebote, nichts Ueb'les von Ihrem Nächsten zu reden; Sie wissen recht gut, daß Sie damit um so sichrer anschwärzen und verdächtigen. Wie theuer ist denn eine Lüge bei Ihnen?"

„Lüge oder Wahrheit, Herr Paulsen, Ihnen könnte sie sehr theuer zu stehen kommen," sagte er und erhob sich. „Herr Fritzlaw ist Zeuge, daß ich zu dieser Erklärung genöthigt werde. Ich hielt damals das Fräulein Marie nicht für die Tochter des Superintendenten Wahrmund."

Er hatte leise, ohne Betonung, für die Erregung, in die wir uns hineingeredet, mit seltener Selbstbeherrschung gesprochen. Mir ging es wie ein Stich durch das Herz. Fritzlaw lehnte sich mit offenem Munde und starren Augen in seinen Sessel zurück.

„Gute Nacht, meine Herren!" sagte Mind, diesmal mit einem unverkennbar höhnischen Klang in der Stimme.

So durften wir ihn nicht ziehen lassen. Ich ergriff seine Hand und preßte sie wie in einen Schraubstock mit der meinen. „Solche Ungeheuerlichkeit darf man nicht ohne Beweise aussprechen."

Vor Zorn stockte mir der Athem. „Kalt Blut," und er suchte seine Hand zu befreien. „Sie wollten eine Lüge haben, und nun getrauen Sie sich nicht, ihr ins Gesicht zu sehen. Wie würden Sie erst erschrecken, wenn es die Wahrheit wäre! Für mich war es eine Hypothese, deren Beweis mir nicht geglückt ist."

„Allein der Wind kann sie Ihnen nicht zugeweht haben; eine Schöpfung aus dem Nichts ist sie nicht" — unwillkürlich hatte ich seine Rechte losgelassen; ich fing an, mich meiner Heftigkeit zu schämen. Mit Gewalt war nichts aus ihm herauszubringen.

„Gewiß nicht. Nehmen Sie an, daß Sie durch Zufall in einem Raume, der seit Jahren nicht betreten worden ist, ein goldenes, verbogenes Medaillon finden, mit dem Miniaturbildniß eines jungen Mannes und einer Haarlocke. Sie erfahren, daß dieser Raum der Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Mutter des Mädchens gewesen ist, das Sie lieben. Zunächst sind Sie so harmlos, daß Sie das Medaillon dem jungen Mädchen zeigen, in der Meinung, es gehöre in die Familie. Sie werden stutzig, als das Mädchen es Ihnen zurückgibt: sie weiß nicht, wessen Bild, wessen blonde Haarlocke in dem goldenen Gehäuse steckt; sie hat es nie gesehen. Das fremde Gut brennt Ihnen in der Hand; Sie wagen es, mit dem Gatten der Verstorbenen darüber zu sprechen; er verlangt das Medaillon zu sehen. Bei dem Anblick verfärbt er sich, sucht nach einer Antwort, faßt sich aber im nächsten Augenblick und weist das Medaillon zurück. Er kennt es nicht; es ist nie in den Händen seiner Frau oder seiner Tochter gewesen; er

vermag nicht zu sagen, wie es an den Fundort gekommen. Nun stehen Sie wieder mit dem Dinge da, das Niemand haben will. Nur daß Sie es jetzt mit anderen Augen betrachten als früher. Sie verbergen es sorgfältig, Sie forschen hin und her in der Geschichte der Verstorbenen. Allerlei lose Fäden flattern auf, hier und dort. Sie verknüpfen dieselben zu einem Gewebe. Aber der rechte Einschlag fehlt. Den suchen Sie bei einer älteren Dame, die allgemein als die vertrauteste Freundin der Todten gilt. Sie erkennt bei dem ersten Blick das Medaillon und begeht die Uebereilung, Ihnen eine Summe dafür anzubieten. Das ist meine Geschichte. Ein bischen Romantik ist alleweil dabei. Gerade wie in der Wirklichkeit und in allen Verwicklungen des Zufalls. Damals erschien mir der Schluß, den ich aus Dichtung und Wahrheit zog, auf Felsen gegründet."

„Damals? Jetzt nicht mehr?"

„Entschuldigen Sie," sagte er, kehrte an den Tisch zurück und schenkte sich ein Glas voll. „Mir klebt die Zunge am Gaumen von der langen Rede. Es war wie ein Verhör vor dem Untersuchungsrichter. Denke, Herr Paulsen, Sie können mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden sein. Jetzt ist meine Stellung zu der Frage wesentlich verändert. Ich habe jeden Anspruch auf Fräulein Wahrmund aufgegeben und . . . ."

„Und jenes Medaillon?"

„Es ist in Elbing in den Laden eines Trödlers gewandert. Für armselige zehn Mark. Ich war ein Dummkopf, daß ich es nicht an Ihre Tante verkauft. Doch Sie erkennen daraus, wie frei ich den alten Hirngespinsten gegenüberstehe. Aller Ballast über Bord, das ist meine Losung, wenn mein Kahn zu sinken droht. Zuerst der sogenannte gemüthliche, weil er der schwerste ist."

„Sie haben das Medaillonbild gewiß lange genug betrachtet, daß Ihnen das Urbild auffallen muß, begegnen Sie ihm einmal?"

„Schwerlich. Das Porträt stellte das Brustbild eines jungen Mannes dar. Wie können ihn zwanzig Jahre seitdem verändert haben! Und ich wiederhole noch einmal, daß dies Alles vergangene Geschichten für mich sind. Schwamm darüber. Außer Ihnen, meine Herren, würde ich Niemand Rede gestanden haben in Dingen, die einzig mich angehen. Ich bin kein Lügner und kein Verleumder; daß ich ein verunglücktes Genie bin, dafür kann ich nicht; ich hab' einmal die Combinationsgabe."

„Die letzte Frage, ehe wir für heute scheiden, Herr Mind. Wo fanden Sie das Medaillon?"

„Hinter einem Schrank, den wir fortrückten, unserer Probe wegen. Zu dem gloriosen Erntefeste; Herr Fritzlaw muß sich noch daran erinnern. Es steckte eingeklemmt zwischen den schadhaften Dielen der Stube. In dem Häuschen, das dem Fräulein Wahrmund im Dorfe gehört."

„In der Vogelscheuche?" rief ich, ihn steif ansehend.

Mein Blick war ihm unangenehm, und er wandte sein Gesicht zur Seite. „Haben sie ihm jetzt den häßlichen Namen gegeben? Damals hieß es freundlicher, das Vogelbauer. Also gute Nacht, meine Herren!"

„Auf Wiedersehen morgen, Herr Mind, bei dem Justizrath. Und nichts für ungut, was auch gesprochen wurde."

„Ich muß für mich dieselbe Nachsicht erbitten," sagte er, sich mit gutem Anstand verneigend. „Besonders bei Herrn Fritzlaw, dessen Ideal ich angetastet. Aber welche Schönheit hält unter der Lupe aus!"

Ich begleitete ihn bis zur Thür und sah, daß er sich in einen grauen Mantel wickelte und einen grauen Filzhut aufstülpte. Von dem Hausflur her dämmerte ein Lichtschein herauf. Johann mochte unten schon ungeduldig warten, daß der ungebetene Gast das Haus verließe.

„Ein gefährlicher Bursche," sagte ich zu Fritzlaw, der wie starr und regungslos in seinem Stuhle saß und sich an dem Ausgange der Unterredung nur noch mit Gebärden, mit Stirnrunzeln und dem Ausstoßen heiserer Töne betheiligt hatte. „Es ist klar, daß seine Reden den schlimmsten Einfluß auf Wahrmund's schon angekränkelte Einbildung ausgeübt haben. Wie leicht bläst die Bosheit einen verglimmenden Funken zur Flamme an!"

„Als ob mich ein Schlag gelähmt!" seufzte er, sich den großen Kopf mit beiden Händen haltend. „Was für eine Welt, wenn sie heucheln konnte! Ein solch' holdes Geschöpf eine Lügnerin!" Er schüttelte sich und trank sein Glas mit einem Zuge leer. „Muß mir die Galle hinunterspülen."

„Wollen Sie denn seinen Vermuthungen Glauben schenken, wie Wahrmund? Ein gefundenes Medaillon . . zugegeben, daß es einen Freund, einen Jugendgeliebten der Frau darstellte, daß es ein Liebespfand war . . daraus baut doch nur eine verdorbene Phantasie gleich eine Treulosigkeit auf."

Der Alte war meinen Einwürfen gegenüber unzugänglich. „Armer Wahrmund!" rief er. „Armer Narr!" Und dies Mitleid mit einem Manne, der ihm stets Abneigung eingeflößt, zeigte mir besser als jede andere Aeußerung seinen Schmerz und die Wendung seiner Gesinnung. „Darüber lohnt es sich, den Verstand zu verlieren! Siebzehn Jahre lang belogen zu werden, von einem Wesen, das geraden Wegs vom Himmel herabgestiegen zu sein schien — oh, über die Teufelei der Ehe! Bist ein kluger Kerl gewesen, Fritzlaw, daß Du ein Hagestolz geblieben! Die christliche Malerei kann Dich nicht so schmählich betrügen — nein, das kann sie nicht! Folgen Sie meinem Beispiel, Verehrtester, heirathen Sie nicht! Denken Sie an diesen Abend, so oft das Herz mit Ihnen durchgehen will. Es ist viel Elend auf Erden, Trug und Enttäuschung, aber mit einem guten Trunke kommt ein ehrlicher Kerl über das Meiste hinweg — darüber nicht! Falschheit und Untreue schienen von ihr so weit entfernt zu sein, wie wir es von den Wesen auf dem Sirius sind — und doch!" Bei alledem hatte der lange Erguß ihn aus seiner Starrheit und Dumpfheit gerissen. Er war aufgestanden und machte einen Gang durch das Zimmer. „Zuletzt behält der Erzlump Recht. Schwamm d'rüber! Wenigstens für heute! Morgen wird's wieder Regen geben. Ich gehe in meine Klause. Ich habe viele Hexen und Teufelinnen unter meinen Photographien, werde sie mir alle ansehen und sie auslachen: ihr habt keine Krallen mehr, ihr nicht!"

Als er die Thür öffnete, trat Hilde herein. Es flammte in ihrem Gesicht, sie athmete hastig, Wind und Regen hatten ihr das blonde Haar zerzaust.

„Nun?“ fragte ich ihr entgegen. „Ist Alles gut abgelaufen?“

„Ich habe den Brief dem Herrn Sanitätsrath Helfreich selbst übergeben und das Fräulein in das Pfarrhaus begleitet. Es ist uns Niemand begegnet, der sie oder mich erkannt. Der Herr Superintendent war noch in seiner Versammlung.“

„Wünschen wir ihm und ihr eine geruhsame Nacht,“ sagte Fritzlaw und ging hinaus.

Hilde hatte sich an dem Tische zu schaffen gemacht, seine Entfernung abzuwarten.

„Ich danke Ihnen, Hilde. Setzen Sie sich, Sie sehen so athemlos aus.“

„Nicht von dem Gange, Herr Paulsen. Ich habe vorhin im Flur mit Richard Mind gesprochen.“

„Oh! Hat Johann nicht erzählt, wer bei mir war? Warum hat er Sie hinausgehen lassen?“

„Ich bin freiwillig gegangen; ich wollte ihn auch einmal wiedersehen.“

„Weil Sie ihn noch immer gern haben?“

Sie lachte bitter. „Weil heute Alles so wunderlich zusammenkam, wie damals! Weil es mir wieder über den Kopf zusammenschlug, und weil ich einmal damit enden wollte, für immer!“

„Ich hatte es gut gemeint, als ich Sie mit dem Fräulein Wahrmund fortschickte; ich wollte Ihnen die Begegnung ersparen.“

„Sie sind ebenso gütig wie klug, Herr Paulsen. Sie haben die Augen Ihrer seligen Tante; die sah durch uns Alle wie durch Glas. Als mir Johann erzählte, daß Richard Mind hier sei, und daß er Sie angesprochen, da sagte es mir mein Gewissen, daß Sie jetzt wüßten, was ich Ihnen verschwiegen, daß er mein Liebhaber gewesen. Am liebsten wäre ich gleich davongelaufen, um Ihnen nicht mehr in das Gesicht sehen zu müssen. Aber mein Herz litt es nicht. Ich hab' es wie eine unsichtbare Kette um den Fuß, die mich festhält. Vielleicht ist es die Furcht vor der Welt und der Gedanke, wie wohl es mir in diesem Hause geworden. So hab' ich ausgeharrt und bin jetzt zufrieden.“

„Haben Sie sich mit ihm versöhnt?“

„Mit ihm? Was denken Sie, Herr Paulsen! Nie wieder soll er meinen Weg kreuzen. Er ist wie gestorben für mich, so will ich es auch für ihn sein. Er setzte zuerst seine übermüthige Miene auf, als er mich so unvermuthet traf. Da hatte er sich jedoch bitter verrechnet. Ich bin die tolle Hilde nicht mehr, die sich ihm an den Hals geworfen. Er merkte es auch gleich, und es war ihm eine Erleichterung. Nun sind wir geschiedene Leute und kennen uns nicht mehr. Wie ein breites Wasser ist zwischen uns.“

„Das haben Sie brav und klug gemacht. Bei diesem leichtfertigen Manne ist weder Segen noch Beständigkeit.“

„Ich muß es eben tragen. Aber nichts wäre doch so schlimm, als seine Frau zu sein. Ja, wenn ich ihn noch liebte! Aber das ist fort, wie in alle Winde geblasen. Nicht einmal ein Aschenhäufchen ist von der Gluth noch da. Woher lodert so etwas lichterloh auf und ist dann spurlos dahin? Als ich Fräulein Wahrmund nach ihrem Hause brachte, ging mir das wirr und wild durch den Kopf. Wie war es nur möglich, daß ich willenlos

an seinem Halse hing, daß er mich heute mißhandeln und morgen liebkosen konnte? Und wenn er jetzt auf den Knieen vor mir läge, würde ich ihn mit den Füßen fortstoßen. Oder war es je nicht die rechte Liebe gewesen, sondern bloß Eitelkeit und Eifersucht?"

„Eifersucht?"

„Ja, weil er plötzlich dem Fräulein Wahrmund nachstellte und mich über die Schultern ansah. Sie sollte die Fee in dem Stück spielen, die er zuerst mir versprochen. Sonst konnt' ich keinen Schritt thun, ohne daß er heimlich hinter mir her war. Im Garten, auf den Treppen, in den Corridoren. Mehr als einmal habe ich seine Zudringlichkeit abwehren müssen. Und nun war es, als ob ich für ihn nicht auf der Welt sei. Darüber bin ich außer mir gerathen. O, ich bin schlecht und jähzornig, Herr Paulsen, ich hätte damals dem Fräulein Marie das Aergste zufügen können. Ich haßte sie längst, da ich ihretwegen von ihrem Vater, als ich noch im Pfarrhause war, Zurücksetzungen und Demüthigungen erfahren hatte. Sie war meiner Ungebärdigkeit immer als Muster der Sittsamkeit vorgeführt worden. Alle zogen sie mir vor, und jetzt auch noch der Mann, der sich früher so verliebt in mich gestellt! Das hat mich dumm und blind gemacht. Ich denke immer, ohne das Fräulein Wahrmund wäre ich nicht in die Schande gefallen."

„Das ist ein gottloser Gedanke, Hilde, denn Fräulein Wahrmund konnte nichts für die Verkehrtheiten und den Leichtsinn des Herrn Mind und wußte ebenso wenig von Ihrer Liebe zu ihm."

„Freilich, ich hab' es mir auch vorhin auf unserem gemeinsamen Gange wieder vorgesagt und ihr im Stillen all' das Böse, was ich ihr angewünscht, abgebeten. Sie ist ja in ihrer Weise mit ihrem Vater übel genug daran. Aber wenn sie nicht nach Pritzwalk gekommen und zwischen mir und Mind wie ein Stern, der vom Himmel schießt, gefahren wäre — ich hätte mich nicht von meiner Leidenschaft hinreißen lassen, eine leichtfertige Thörin, die der Tugend trotzen und spotten wollte. Gott bessere es! Warum hat er mir ein so heißes Herz und so jähes Blut gegeben! Und ihr ein so kaltes und gemächlich fließendes. Ob sie wohl heirathen wird? Ach! verzeihen Sie, Herr Paulsen. Es fuhr mir über die Lippen. Mir wirbelt's im Kopfe, zu viel ist an diesem Abend auf mich eingestürmt. Wie ein furchtbarer Regenschauer, unter dem man sich schütteln muß."

Ging es mir denn anders? Es war gut, daß sie keine Antwort von mir erwartete, sondern hurtig und geräuschlos aus dem Zimmer verschwand.

VI.

Als ich am nächsten Morgen bei dem Justizrath der Auszahlung des Legats an Richard Mind beigewohnt, machte ich mich bangenden Herzens auf den Weg nach dem Pfarrhause. Ich war darauf gefaßt, daß mein Besuch mit verdächtigem Erstaunen von Wahrmund aufgenommen werden würde, aber ich hielt es nicht aus, ohne Nachricht von der Freundin zu sein. Nach dem, was geschehen, fühlte ich es wie eine Verpflichtung, für ihre Sicherheit einzustehen, von der mich kleinliche Rücksichten nicht zurückschrecken durften.

Es kam jedoch anders, als ich erwartet hatte. Jede Wolke schien von Wahrmund's Stirn verscheucht. Wie einer, der über Lesen und Schreiben des Schlummers vergessen, sah er übernächtig aus; sonst war an ihm weder Verstörung noch Ueberspanntheit zu gewahren. Ich traf den Arzt bei ihm. Der wollte noch nach Mitternacht — er sei zu einem Kranken berufen worden und am Pfarrhause vorüber gegangen — Licht in Wahrmund's Studirzimmer gesehen haben, er müsse ernstlich dem Ueberfleiß des Herrn Superintendenten Fesseln anlegen; es sei Zeit für ihn, eine Weile auszuspannen, seine Nerven auszuruhen. Unregelmäßigkeiten in der Herzthätigkeit, Blutandrang nach dem Kopfe hatte der Arzt festgestellt; auch das Aussehen Wahrmund's gefiel ihm nicht, allein aus seinem Wesen, aus den Fragen, die er that, merkte ich doch, daß er den Zustand des Superintendenten nicht eigentlich für einen bedenklichen hielt. Seinerseits ergab sich Wahrmund mit einer gewissen Stille, Behaglichkeit und Liebenswürdigkeit in die Anordnungen des Doctors, und als dieser ein Alleinsein mit ihm zu wünschen schien, sagte er zu mir: „Gehen Sie doch zu meiner Tochter hinüber, lieber Herr Paulsen; sie wird in Sorge um mich sein, da unser trefflicher Sanitätsrath sich so lange um mich bemüht, und beruhigen Sie das Kind."

Durchschaute er uns Beide, ahnte er, wer den Arzt zu ihm beschieden, und verhöhnte uns? Darüber bestand für mich und Marie kein Zweifel. Seine Schlauheit und die Gewalt, die er durch lange Uebung über sich erworben, hatten die Hoffnung, die ich auf den Besuch des Arztes gebaut, zum Theil vernichtet. Immerhin war dessen Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden, er würde öfters vorsprechen, es konnte nicht befremden, wenn Marie zu ihm schickte. „Mit Herzklopfen hab' ich gestern Abend seine Heimkehr erharrt," erzählte sie mir, „ich hatte mich eingeschlossen, um nicht wieder einem plötzlichen Schreck zu erliegen. Aber er hat mich nicht mehr gestört, und ich hatte Muße, Alles ruhig zu überdenken und mich zu prüfen. Wie ich einmal bin, kann ich besser dulden als handeln, besser eine Kette schleppen, als sie zerbrechen. Seit dem Tode meiner Mutter hab' ich gleichsam im Halbdunkel gelebt; jedes kräftigere Licht hat der Vater von mir zurückgehalten. Wie hätt' ich in diesem Hause den Muth der That lernen sollen? Um das romantische Gift, das mir die Mutter vererbt haben sollte, aus meinem Herzen zu entfernen, hat er mir die ganze Nichtigkeit und Dürftigkeit des menschlichen Daseins gezeigt und, was die Mutter ihrer Tochter verschwiegen hätte, mir ohne Scheu enthüllt. Du sollst die Wahrheit der Dinge erfahren und nicht durch Unwissenheit und Schwärmerei sündigen, war die Losung seiner Erziehung. So liegt die Welt reizlos vor mir da; in jeden Trank ist für mich ein Tropfen Wermuth geschüttet. Wozu ist ein Mädchen gut, das weder Illusionen noch Wallungen hat? Zur barmherzigen Schwester."

„Und so sollt' es immer bleiben," brach ich ungeduldig aus, „so wollten Sie sich selbst aus Eigensinn und Opfermuth zu einem freudlosen Leben in der Enge, in der Krankenstube verurtheilen? Sie sind Ihres Vaters Kind, aber doch nicht seine Leibeigene."

„Mein Leib ist ihm viel weniger zu eigen, als mein Wille und meine Seele. Zuweilen, wie gestern, versucht sie sich dem Banne zu entziehen, um gleich wieder darin zu versinken. Zum Fliegen gehört nicht bloß der Wille, sondern auch die

Schwinge. Und was sollt' ich außerhalb dieses Hauses? Ein Leben in der Freiheit führen? Mit der tiefen Gleichgültigkeit im Herzen und dem Widerwillen vor dem Natürlichen? Würde ich nicht schon aus dem Thätigkeitsdrange meines Wesens heraus wieder eine ähnliche Heimstätte aufsuchen? Ich könnte die Leibeigenschaft des Vaterhauses nur mit der Sklaverei unter Fremden vertauschen. Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihr Mitgefühl! Allein mein Schicksal ändern Sie nicht, ich bin ein Dämmerungsgeschöpf."

Durch Vorstellungen war hier nichts zu helfen; die Umstände ebenso sehr wie ihre Stimmung und die Folgen ihrer Erziehung zwangen sie zur Ergebung und ließen sie in der Freiwilligkeit derselben eine Art Linderung sehen. Für den Augenblick wurde überdies jedes weitere Gespräch unmöglich gemacht. Warnend erhob sie die Hand. Mit ihrem durch die Beobachtung des Vaters, seiner Bewegungen, seines Ganges geschärften Gehörsinne hatte sie seinen leisen Schritt auf der Treppe, die aus seinen Zimmern zu den ihrigen führte, vernommen. Mit dem Hute in der Hand, wie bereit, mich zu verabschieden, stand ich vor ihr, als Wahrmund hereintrat.

„Wie gut, daß ich Sie noch treffe, mein lieber Herr Paulsen," sagte er und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. „Solch' eine Sitzung mit dem Arzte, wo der äußere Adam auf allerlei Schäden hin beklopft, behorcht und besiegelt wird, greift stärkere Nerven an als die meinigen. Und doch, was nützt die Gesundheit des Leibes, wenn die Seele Schaden nimmt? Schönheit, Jugend, Kraft sind wie die Blume des Grases zum Welken bestimmt. Nur die Liebe Gottes und die Kraft im Glauben wachsen und blühen beständig. Ein ernsthafter, sorgsamer und gescheidter Mann unser wackerer Helfreich, er führt mit Recht seinen Namen. Mit meiner Muße wird es leider nun vorbei sein; er wird mich öfters besuchen und verschreibt mir zunächst Müßiggang und Zerstreuung. Bist Du's zufrieden, Marie? Riethest mir ja neulich auch eine große Reise an. Vielleicht kann es dazu kommen. Ich bin ein wenig schwerfällig über den Büchern geworden, und mein Blut hat sich durch Nachdenklichkeit und Grübelei verdickt. Was meinten Sie, Herr Paulsen, wenn wir mit Ihnen eine Frühlingsfahrt nach Italien machten?"

„Ich vermöchte mir keine wertheren und besseren Reisegefährten zu wünschen."

„Wären nur die Leute nicht!" Und zum ersten Male, seit ich ihn kannte, erschien etwas wie ein Lächeln auf seinem vollen, gelblichen Gesicht — ein unangenehmes, beinahe cynisches Lächeln. „Vater, Tochter und ein junger wohlhabender Mann! Führe uns nicht in Versuchung, bitten wir; wenn aber auch die Versuchung ausbleibt, wie könnte das Gerede ausbleiben? Sie erröthen, mein junger Freund? Wir sind noch nicht so weit, sind noch nicht reisefertig. Wir wollen mit kleinen Schritten anfangen. Ich habe einen Wagen bestellt — sieh mich nur starr an, mein Kind! Gleich nach dem Essen fahren wir hinaus nach Pritzwalk und sehen uns das Vogelbauer an. Ein Platz ist für Sie frei, Herr Paulsen."

„Nein, nein!" wehrte Marie ab. „Du hast vergessen, daß wir das Häuschen seit drei Jahren nicht betreten haben. In den Staub und die Verfallenheit können wir keinen Gast mitbringen."

„Dann ein anderes Mal, Herr Paulsen. So sind die Frauen, um sie herum soll Alles reinlich sein. Wie es in ihrem Innern steht, danach fragen sie nicht."

„Der Krugwirth hat mir, als ich jüngst im Dorfe war, das Häuschen gezeigt; es ist in der That arg verwahrlost, drinnen und draußen, so daß sie schwerlich Freude daran haben werden, Herr Superintendent", sagte ich.

„Um so besser," erwiderte er und strich leise mit der rechten Hand über die linke, „um so mehr Arbeit werde ich haben. Und solche Thätigkeit, Gärtner- und Schreinerarbeit verordnet mir der Doctor. Die Arme sollen dem Kopfe und dem Herzen ein Paroli bieten. Wenn der Flieder blüht, wird das Vogelbauer wieder so schmuck und zierlich aussehen, wie zu den Zeiten Deiner Mutter, nicht, Marie?"

„An mir soll es nicht fehlen, Vater! Du weißt, wie gern ich dort weilte und wie leid es mir gethan, daß ich den Ort meiden mußte."

„Laß uns hoffen, daß der Fluch von der Stätte genommen ist, der darauf lag" — und ein Blitz schoß aus seinen stahlblauen Augen.

„Gott ist überall, wo der Friede ist", entgegnete Marie und ertrug seinen stechenden Blick.

Ich empfahl mich trotz alledem mit erleichtertem Herzen. Aus welchen Gründen er immer die Fahrt nach Pritzwalk beschlossen hatte, denn seiner Versicherung, damit nur den Anordnungen des Arztes zu folgen, glaubte ich nicht — sie konnte gegen seine Absicht seine Gedanken wenigstens für eine Weile zerstreuen. Mit den Mitteln Helfreich's war sicherlich seinen Wahnvorstellungen nicht beizukommen, aber vielleicht verhinderten ländliche Beschäftigungen und der Verkehr mit Arbeitern und Handwerkern, die Maßregeln, die zur Einrichtung und Wiederherstellung des Häuschens zu treffen waren, einen neuen Ausbruch seiner Verstörung. Ganz ohne Selbstsucht meinerseits waren die Hoffnungen und Wünsche nicht, die ich ihm und Marien auf seine Spazierfahrt mitgab, ich wurde dadurch auf die einfachste, keinen Widerspruch duldende Weise von meinem leichtsinnigen Versprechen entbunden. Wenn ich dem Grafen mittheilte, daß Wahrmund sich plötzlich seines Besitzes erinnert habe und ihn wieder wohnlich zu machen gedenke, fiel unser Plan ins Leere. Ich pries meine Klugheit, die mich bisher Schweigen hatte darüber bewahren lassen, jede Anspielung hätte Oel ins Feuer des Wahnes gegossen. Daß der Graf in die dunkle Geschichte mit verflochten, daß jenes Medaillon sein Bildniß enthalten, war mir gestern Abend bei Mind's Geständnissen zur Gewißheit geworden — wollte nur der Himmel ein Einsehen haben und ihn nicht mit dem Pfarrer im Angesicht der Vogelscheuche zusammenführen.

In diesen Gedanken war ich um die alte Marienkirche unter den Linden, deren Blattknospen sich bei dem warmen Strahl der mittäglichen Sonne hier und dort an den Zweigen öffneten, einige Male hin- und hergeschritten, als ich auf Mind traf. Sein grauer Mantel, den er nur leicht umgenommen, flatterte im Winde; der graue Künstlerhut saß ihm rembrandtisch-verwegen auf den gebrannten Locken. Es war nicht ausgeschlossen, daß er in seiner neuen Herrlichkeit mit dem Bewußtsein, neunundzwanzig Hundertmarkscheine in seiner Brusttasche zu tragen, eine Fensterpromenade vor dem Pfarrhause machte. Unmöglich war es

ja nicht, daß seine einstmalige Fee am Fenster sich zeigte. Als er mich jedoch erkannte, verflogen diese Einbildungen. „Ich gestatte mir das Vergnügen der reichen Leute," sagte er mich begrüßend, „ich schlürfe den Sonnenschein ein und denke an nichts. Seit Wochen der erste Tag, wo ich mich mit keinem Anschlage auf die Eroberung eines Mittagessens zu quälen habe. Und ein Mittagessen gewinnt sich oft viel schwerer als eine Schlacht oder ein Weib."

„Ich würde Sie bitten, das meinige mit mir zu theilen."

„Es wäre mir eine Ehre, aber ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit; der Wirth aus Pritzwalk ist in der Stadt, ich fahre mit ihm hinaus. Nichts Großes, nichts im Stile des gestrigen Abends," setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „ein Pferdehandel. Doch auch darin kann sich das Genie erweisen."

„Zeit genug um ein Glas Wein zu trinken," sagte ich, und er nickte.

Gerade der Kirche gegenüber war eine kleine Weinstube; Fritzlaw nannte sie seine Erholung. Wie wir über den Platz gingen, war einer dicht hinter uns. Ich wandte mich um und sah in ein trotziges, finsteres Gesicht. Es war Hildens Bruder. Bei meinem Anblick fuhr er zurück und suchte sich längs der Kirchenmauer vorbeizudrücken. „Was will der Bursch?" fragte ich Mind. „Ich hatte gestern in der Frühe in Wussow einen Streit mit ihm", entgegnete der, „beinahe bis zu Thätlichkeiten. Sollte er mir nachgegangen sein? Welch' seltene Aufmerksamkeit!" „Hüten Sie sich," warnte ich, „mir gefällt seine Miene nicht."

Während die Gläser gebracht wurden, bat ich ihn, unmittelbar nach seiner Ankunft in Pritzwalk den Grafen Bodin aufzusuchen und ihm eine Karte zu überreichen. „Sie müssen auf Ihren Plan verzichten, Herr Graf, der Superintendent besucht heute die Vogelscheuche; halten Sie sich, bitte, im Schloß" — hatte ich in fliegender Eile darauf geschrieben und sie in ein Couvert gesiegelt. Mind hatte sich wohl gehütet, Neugier oder Zudringlichkeit zu verrathen. „Es soll pünktlich besorgt werden, nicht Sie sind mir, ich bin Ihnen dankbar verpflichtet. Sie verschaffen mir die Gelegenheit, mich dem seltenen Manne zu nahen und ihm — sagen wir — eine kleine Gefälligkeit zu leisten. Welch ein Saatkorn für die Zukunft!"

Hatte ich eine Dummheit begangen — ungeschehen konnte ich sie nicht mehr machen. Wenigstens hoffte ich die nächste Gefahr, eine Berührung zwischen dem Grafen und Wahrmund, dadurch abgewendet zu haben. Vor der Weinschenke trennten sich unsere Wege. Ich sah Mind eine Weile nach, ob er seinen Weg unbehelligt fortsetzen würde. Ich hatte die Vermuthung, Franz Gollnow müsse ihm in einem Hinterhalte auflauern. Allein er ließ sich nicht blicken. Doch theilte ich bei meiner Rückkehr in das Haus Hilden mit, daß ihr Bruder in der Stadt sei und einen bösen Handel mit Mind gehabt habe. Sie nahm es leicht; „er kann nicht wissen, was zwischen mir und Mind vorgefallen," sagte sie, „er ist jähzornig, aber seine Wuth verfliegt wie Strohfeuer. Wenn er nicht gleich zuschlägt, hintennach thut er es nicht." Um mir indeß zu Willen zu sein, besuchte sie des Nachmittags die Verwandten, bei denen sich Franz hätte aufhalten können. Sie fand ihn nicht, er hatte sich bei den Leuten nicht gezeigt. Dafür brachte sie aus dem Pfarrhause die Nachricht, daß Wahrmund mit seiner Tochter

um ein Uhr nach Pritzwalk hinausgefahren sei. „Ringsum haben sie die Köpfe aus den Fenstern gesteckt," erzählte sie, „trotz des scharfen Windes. Vor den Hausthüren standen die Mägde. Und das Ende?" setzte sie bitter hinzu. „Nun wird es wieder über mich hergehen und mein Unglück in Aller Munde sein. Der Superintendent ist nach Pritzwalk gefahren. In das Haus, wo die Hilde Gollnow ... Und dann zucken sie die Achseln und weisen mit Fingern auf mich. Ich muß mich verkriechen, Herr Paulsen, sonst werd' ich ein Aergerniß für die ganze Stadt", und sie drückte die Hand aufs Herz, „duck unter!"

„Die Leute werden bald von anderen Dingen zu reden haben," tröstete ich sie, morgen schon weht vielleicht ein anderer Wind." Ich hatte es achtlos hingesprochen, wie seltsam sollte es sich erfüllen!

Gegen sieben Uhr Abends fuhr ein leichter Jagdwagen über den Markt und hielt vor dem Gasthause zum Könige von Preußen, meinem Hause schräg gegenüber, da wo der Markt in die Königsstraße mündet. Wenige Minuten später, nachdem der Reisende einige Worte mit dem Wirthe gewechselt, der Wagen in die Einfahrt eingelenkt hatte, kam er über den Markt: ein hochgewachsener Mann in grauem Mantel, den grauen Filzhut halb im Nacken. Es war der Graf. Auf der Mitte des Platzes bei dem alterthümlichen Brunnen blieb er stehen, überflog mit einem langen Blick die Fenster meines Hauses, hob zögernd den Fuß, setzte ihn wieder nieder und schritt dann entschlossen auf meine Thüre zu.

„Ihre Karte verschuldet, daß ich noch so spät und unangemeldet bei Ihnen eintrete," sagte er in seiner verbindlichen Weise. „Zugedacht war Ihnen der Besuch längst ... Gleich nach dem Empfang Ihrer Zeilen ließ ich anspannen, der Freiherr hat gute Pferde; in anderthalb Stunden haben sie mich hierher gebracht. Und um Sie zunächst zu beruhigen, ich bin dem Herrn Pfarrer nicht begegnet, habe mich auch seit der Charfreitagnacht nicht mehr in der Nähe der Vogelscheuche blicken lassen." Er äußerte das Alles mit einer heiteren Sicherheit und weltmännischen Ueberlegenheit, als tauche die Vorstellung einer Gefahr oder einer peinlichen Verlegenheit gar nicht in ihm auf; als handle es sich im Gegentheil für ihn nur darum, mich einer Sorge, einer übertriebenen obenein, zu entheben.

Von Gemach zu Gemach ging er mit mir; er setzte sich an das altmodische Clavier und spielte ein paar Tacte darauf; er betrachtete die Bilder und die Kupferstiche an den Wänden mit der Theilnahme eines Liebhabers; an eine Fülle von Einzelheiten aus seinem Verkehr mit Ulriken entsann er sich; er fragte, wohin die schöne Ausgabe von Milton's „Verlorenem Paradiese" gekommen, und nickte zustimmend mit dem Kopfe, als ich antwortete, daß die Tante sie dem Superintendenten und seiner Tochter vermacht habe. „Sie wundern sich," sagte er dazwischen, „daß ich hier so bekannt bin, daß mir alle diese Dinge so unvergeßlich in der Erinnerung geblieben sind? In dem traurigsten Sommer meines Lebens bin ich, ach! wie oft in diesen Räumen gewesen. Von der Sorglichkeit Ulrikens gehütet und gepflegt, von ihrem Muth und Gottvertrauen getröstet. Ich war ein aufgegebener Mann, von einer schlecht geheilten Wunde, die immer wieder aufbrach, geplagt, mit einem Siechthum, das nach der Meinung der Aerzte sich zu einer Lungenschwindsucht unaufhaltsam ausbilden mußte — ein Officier mit

Leib und Seele, der für immer auf seinen Stand verzichten sollte, ein armer Edelmann mit vornehmem Namen, der auf eine kleine Pension und die Unterstützung eines reichen, aber geizigen und launischen Verwandten angewiesen war, den Tod in der Brust, die Verzweiflung im Herzen — und das Alles mit sechsunddreißig Jahren!! Ohne Ulrike — wo wäre ich längst? Auf einem anderen Stern. Nicht mehr auf dieser Erde, wo das einzige Glück, wenn wir es recht betrachten, die Erinnerung ist. Ich wohnte damals bei den alten Pritzwalk's, in einem stillen, eintönigen Landaufenthalt. Anfang October sollte ich nach dem Süden abgehen. Niemand sprach es aus, aber Alle dachten es, und ihre mitleidigen Blicke sagten es mir — auf keine Wiederkehr. Und nun bin ich wiedergekommen, sonnenverbrannt, zu Leder verschrumpft, aber heil und gesund, und finde Alle die nicht mehr, die ich liebte, finde meine Trösteinsamkeit nicht mehr. Wohl nahmen wir bei meiner Abreise einen Abschied fürs Leben von einander, doch wie viel hätte ich ihr heute noch zu sagen, wenn sie mir gegenübersäße, wie viel!"

„Blieben Sie nicht in einem regen brieflichen Verkehr?" Und ich holte das an ihn gerichtete Paket hervor. „Meine Tante hat offenbar großen Werth auf Ihre Briefe gelegt und sie sorgfältig gesammelt. Vielleicht erfreut es Sie, sich selbst im Augenblicksbilde und einen Theil Ihrer Weltwanderung hier wiederzufinden."

Wie sehr er sich auch in der Gewalt hatte und seine Augen unter ihren dichten Wimpern halb verschleiert zu halten verstand, so erhaschte ich doch einen Ausdruck des Erstaunens, des Erschreckens und dann einen hellen Schimmer in seinem Gesicht, der mir von der Bedeutung der Gabe für ihn den sichersten Beweis gab.

„Meine Briefe," sagte er mit bebender Stimme, „an sie!" Er starrte auf das Päckchen in seiner Hand, allein sein Blick haftete nur scheinbar daran; er war wie in eine ferne Vergangenheit hinabgetaucht. Mechanisch strich er über das starke Leinwandcouvert, befühlte die rothe Schnur, die es umschloß, die Siegel, die darauf gedrückt waren, als ob er sich überzeugen wolle, daß sie unverletzt seien. „Von ihr!" stammelte er. „Das letzte Angedenken von ihr! Unerwartet, unerhofft, wie ein Wiedersehen von jenseits des Grabes!" In der Erregung, die sich seiner bemächtigt, halb Leidenschaft, halb Rührung, machte er eine Bewegung, die Schnur zu lösen, rückte sich dann mit einer Anstrengung gleichsam geistig und leiblich wieder zusammen und schob das Paket in die Tasche. „Ich danke Ihnen, Herr Paulsen!" und er hielt mich an beiden Händen fest. „Ich danke der Todten. Als wir schieden, sagte sie mir das Heilwort unseres Dichters: alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Sie durfte es sagen, sie besaß diese reine und schöne Menschlichkeit. Es ist ein Schatz, den Sie mir gegeben haben, kostbarer, als wenn Sie die Vogelscheuche für mich erstanden hätten. Und nun erzählen Sie mir, was ist dem Pfarrer eingefallen, gerade jetzt an ein Hüttchen zu denken, das er Jahre lang verfallen und verfaulen ließ; was ist geschehen, daß Sie meine Begegnung mit ihm nicht gerne sehen?" Dabei trommelte er leise mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte, wie Einer, der ein wenig ungeduldig, sonst aber gelassenen Sinnes einer Nachricht entgegenlauscht.

Ihm die ganze Wahrheit und nun gar alle Enthüllungen, die mir die letzten Tage gebracht, und die Vermuthungen, die sich daran knüpften, auf einen Schlag und ohne Vorbereitung mitzutheilen, hatte ich keinen Grund; ich beschränkte mich also darauf, ihm zu schildern, welch eigenthümlichen Eindruck die Nennung seines Namens auf den Superintendenten und dessen Gäste ausgeübt. Er würde es verzeihlich finden, daß ich unter diesen Umständen den Auftrag, wegen des Verkaufes der Vogelscheuche zu unterhandeln, hinausgeschoben hätte; die Fahrt des Pfarrers nach Pritzwalk sei wahrscheinlich der Aufforderung des Arztes entsprungen, der mit seinem Aussehen nicht zufrieden gewesen und ihm Bewegung im Freien und körperliche Thätigkeit im Garten und Haus verordnet habe.

Je weiter ich in meinen Auseinandersetzungen vorrückte, desto mehr verschattete sich das Gesicht des Grafen. Die gehobene, zwischen Rührung und Glücksgefühl hin und her schwebende Stimmung, die seine Mienen und sein Wesen seit dem Empfang der Briefe verklärt, wich einem nachdenklichen, beinahe düsteren Ernst. Er schien nach einem verborgenen Sinne in meinen Worten zu suchen. „Merkwürdig", sagte er. „Was kann Wahrmund, was können die Herrschaften hier gegen mich haben? Daß ich es als junger Officier mit Spielen und Trinken, mit Liebeleien und Abenteuern bunt und toll getrieben? Aber das war vor dem siebziger Kriege! Zwanzig Jahre und länger her! Haben sie ein so gutes Gedächtniß? Oder hat es mir der strenggläubige Prediger übel genommen, daß ich ihn öfters von den Spiritisten und ihren Medien und Geisterbeschwörungen unterhalten? Worauf verfällt ein Kranker nicht, um sich die Langeweile und die Gedanken an den Tod zu vertreiben! Ich war in dem rheinischen Lazareth, wohin man mich nach meiner Verwundung gebracht, mit einem überzeugten Spiritisten zusammengekommen. Die Sache wurde eine Weile zum Sport für mich. Hat mir das einen so traurigen Ruf verschafft? Wahrmund war damals selber auf der Suche nach dem Uebersinnlichen, nach dem Faden, der das Diesseits mit dem Jenseits verknüpft, und während er das Treiben der Spiritisten gottlos und heidnisch schalt, trachtete er selber danach, durch Glauben und Gebet den Beweis der Kraft zu führen, den Beweis, daß Gott in ihm sei. In seinen Worten und Thaten. Vor Allem in seiner unumschränkten Herrschaft über die Gemüther Aller. Der eifersüchtige Jehovah steckte freilich in ihm, mit seinem ganzen Stolz und seiner Großmannssucht; daß es nur ein Götze und kein Gott war, merkte er natürlich nicht."

„So ist er noch," bestätigte ich, „zur schweren Bedrängniß seiner Tochter."

„Wie leid thut sie mir!" Er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. „Ich habe sie hier spielen gesehen, zu den Füßen ihrer Mutter. Flüchtig, wie ein Mann ein vierjähriges Kind betrachtet, so daß ich mich ihrer jetzt nicht mehr entsinne. Ist sie ein schönes Mädchen geworden?"

Ich zeigte ihm die Photographien, welche Ulrike besessen; eine stellte Marie in dem phantastischen Aufputz als Roggensee dar. Das Gesicht hatte hier einen besonders heiteren und schwärmerischen Ausdruck. Der Graf betrachtete es lange, als vermöchte er sich nicht davon loszureißen. „Eine dunkle Erinnerung kommt mir herauf," sagte er stockend, „wie sehr gleicht sie ihrer Mutter! Vor

meinem Geiste schwebt so, in diesen Umrissen, mit diesem Lächeln, dieser Verzückung der Schatten der Pfarrerin vorüber."

„Aber dies ist nicht das wahre Gesicht des Fräuleins," bemerkte ich, „wenigstens nicht mehr. So jung sie ist, hat ihr das Leben und vielleicht die Erziehung des Vaters den Schimmer von der Welt und ihrem eigenen Herzen gestreift."

Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen, als scheue er sich, das Bild, das ich vor ihn hinschob, anzublicken. „Die Arme! Sie hat ihre Mutter zu früh verloren," entgegnete er abgebrochen. „Der Pfarrer hatte immer etwas von der Natur des Feuers. Er fuhr über Menschen und Dinge hin, wie der Brand durch das Stoppelfeld rast." Nun hatte er doch nach der Photographie gegriffen. Für mich gab sie das kluge und kühle, das in sich gefaßte und gleichmäßige Wesen Mariens auf das Glücklichste wieder. Sie saß leicht zurückgelehnt in einem Holzsessel, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, nicht mit den schwärmerisch verlorenen Augen der Roggensee, sondern mit klaren, stillen Augen geradeaus schauend, die keinen Zweifel ließen, daß sie den Gegenstand, auf den sie gerichtet waren, fest und sicher und ruhig erfaßten. Von einem verführerischen Reiz war keine Spur in dem Bilde; eher mochte in diesen schönen, kalten Zügen sich eine gewisse Herzlosigkeit und Verstandesüberhebung offenbaren. Vor Allem für denjenigen, der wie der Graf Marie nicht kannte und die Verhältnisse, deren Schatten auf ihr lag. Darum sagte er: „Mir ist das andere Bild lieber. Dies Gesicht sieht nicht nach Glück, aber auch nicht nach Unglück aus. Hat das Fräulein meinen Namen gehört, als Sie mit ihrem Vater von mir sprachen?"

„Ja. Er fiel ihr auf; aus der Kindheit war er ihr im Gedächtniß geblieben. Ihrer Persönlichkeit gedachte sie nicht mehr, und mir bot sich die Gelegenheit nicht, sie länger von Ihnen zu unterhalten."

„Ich möchte sie wohl sehen — mit ihr reden. Halten Sie es für ausgeschlossen, daß ich einen Besuch im Pfarrhause mache? Eine einfache Anstandsvisite — halbwegs bin ich dazu verpflichtet. Der Superintendent könnte es als eine Zurücksetzung betrachten, wenn ich, einmal in Pritzwalk und nun gar in der Stadt, nicht bei ihm vorspräche. Wir sind damals im Frieden von einander geschieden. Bei einem Feste. Müßte man nicht annehmen, daß mich irgend ein Grund von seinem Hause entfernt hielte? Entweder seine Feindschaft gegen mich oder meine Scheu vor ihm?"

Halb war es ein Selbstgespräch, halb richtete es sich an mich. Was konnte ich Anderes thun, als ihm von diesem Schritte abzurathen, selbst auf die Gefahr hin, meine bisherige Zurückhaltung aufgeben zu müssen. „Bei dem überreizten Zustande des Superintendenten befürchte ich, daß jede Ueberraschung . ."

„Oh, ich würde mich anmelden . . ich würde ihm Zeit lassen, sich auf meinen Besuch vorzubereiten."

„Können Sie ihn auch auf alle Wendungen des Gesprächs vorbereiten? Sind Sie Ihrer selbst so sicher, Herr Graf, um in jedem Falle für Ihre Ruhe und Geistesgegenwart einzustehen?"

„Sie verbergen mir etwas sehr Schmerzliches oder Furchtbares. Das ist nicht schön, Herr Paulsen. Achten Sie mich nicht der Wahrheit für werth?"

„Ich bin in großer Verlegenheit, in dieser Sache mehr zu sagen. Denn Alles bewegt sich hier auf schwankem Grunde; es sind Irrlichter über einem Sumpf. Nur das Eine ist gewiß: der Superintendent ist krank. Der Arzt erklärt seinen Zustand für eine Folge langdauernder Ueberarbeitung; nach meiner Ansicht ist es eine Gemüthskrankheit."

„Und was glaubt die Tochter?"

„Dasselbe."

„Aber um so dringender ist es meine Pflicht," brach er aus und sprang vom Stuhle auf . . Mit hastigen schweren Schritten ging er vom Fenster zu dem Tische hin und her . . „Ich wollte sagen, daß vielleicht mein Zuspruch . . So Manches haben wir doch gemeinsam erlebt . ." Er hatte die unter der Lampe liegende Photographie Mariens wieder ergriffen . . „So allein mit einem gemüthskranken Vater, ein so junges Mädchen . . Es ist entsetzlich, sich eine solche Lage auszumalen . . Ich wäre ein Elender, wollte ich es dulden . ." Nun wieder eine lange Pause und der Gang hin und her . . „Gemüthskrank! An welcher Einbildung leidet er denn?"

Das verhängnißvolle Wort mußte gesprochen werden. „Wir sind auf Sumpfboden, Herr Graf," sagte ich. „Der Unselige meint, seine Ehe sei eine traurige Lüge gewesen, und spürt mit der Wollust der Selbstzerfleischung einer Untreue seiner Gattin nach. Sein Wahrheitsdrang achtet das Grab nicht."

Es schütterte durch die hagere Gestalt Bodin's. Mit einer raschen Wendung kehrte er sich von mir ab dem Fenster zu und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Eine Weile regte und rührte sich nichts im Gemache, mir war es, als hielten wir Beide den Athem an, aus Angst, er könne unsere Gedanken verrathen . . .

Als er mir dann wieder sein Gesicht zuwandte, war es starr und fahl. Aber der Ausdruck seiner Mienen trotzig und unbeugsam. Die Arme kreuzte er auf der Brust. „Hat der Mann Beweise? Nein. Weder vom Himmel noch aus der Hölle kann er sie haben. Er ist ein Narr."

„Von mir dürfen Sie keine Aufklärung erwarten, worauf sich Wahrmund's Einbildung gründet. Wie eine vergiftete Nadel hat sie sich in sein Gehirn gebohrt und bringt immer tiefer ein."

„Was liegt an ihm? Er hat sein Schicksal verschuldet. Aus Hochmuth und Gottesdünkel. Als ob sich die Gottheit grade ihn zu ihrem Gefäß auserlesen! Seine Tochter . . das ist's, was mir auf dem Herzen brennt. Man muß sie ihm entziehen . . gewaltsam, wenn er die Gewalt herausfordert . . Oh, Herr Paulsen, warum haben Sie mir in Pritzwalk nicht davon gesprochen? . . Gerda's Kind . ." Und er drückte die Hände gegen die Schläfen. „Halt' fest, halt' fest!"

„Als ich in Pritzwalk war, hatte ich weder Kenntniß noch Ahnung von diesen Dingen. Wahrmund wird nicht beständig von seinen Wahnvorstellungen heimgesucht. Wochen und Monate vergehen, ohne daß sie seine Stimmungen beeinflussen. Ein Unvorhergesehenes, Unberechenbares stößt ihn dann in die Finsterniß. Erst die Mittheilungen seiner Tochter haben mich gestern Abend in das Geheimniß eingeweiht."

„Sie hat Vertrauen zu Ihnen," unterbrach er mich, „und Sie werden es nicht täuschen. Das ist der Weg zu ihrer Rettung. Sie werden mir eine Unterredung mit ihr vermitteln . . Es soll nichts Aeußerstes beschlossen werden, ich verspreche es Ihnen . . Ihr Vater wird sie nicht immer hinter Schloß und Riegel halten . ."

„Gestatten Sie mir einen Einwurf, Herr Graf. Wagen, unternehmen Sie nichts in dieser Angelegenheit. Ich darf es Ihnen nicht länger verhehlen, daß Ihre Anwesenheit wahrscheinlich der Feuerfunke im Pulverfaß gewesen ist. Ihr Eingreifen in die Dinge würde eine Katastrophe herbeiführen. Wenn es sich nur um eine Auseinandersetzung zwischen Männern handelte, möchte es hingehen. Wir liegen alle im Banne unserer Thaten und müssen ihre Folgen tragen wie die Galeerensklaven die Kette. Aber hier würde auch das Gemüth eines Mädchens angetastet und die liebevolle Erinnerung, die sie ihrer Mutter widmet, unheilbar verletzt werden. Mit welchem Rechte wollen Sie zu Marien sprechen? Sie sind ihr fremd. Schon Ihr bloßes Verlangen nach einer geheimen Unterredung müßte sie auf das Tiefste erschrecken. Denn nicht ohne begründeten Anspruch dürfte ein Fremder sich zwischen Vater und Tochter drängen."

„Vernünfteleien!" sauste er mich an. „Wer fragt nach solchem Schnickschnack, wenn das Haus in Flammen steht?"

„Jeder, dem die Ehre einer Frau am Herzen liegt. Welche Beschuldigungen Wahrmund gegen seine Gattin ausgestoßen hat, weiß ich nicht im Einzelnen, aber dies hat Marie doch herausempfunden, daß er . . . ."

„Still!" schrie der Graf, und seine langen schlanken Hände legten sich wie zwei eiserne Klammern auf meine Schultern. „Kein Wort mehr, soll ich meiner Sinne Meister bleiben! Und sie, die Unselige —"

„Wie könnte sie an die Schuld ihrer Mutter glauben! Sich deren lichtes Bild durch den Irrsinn des Vaters trüben lassen! Nur daß nicht Andere ebenfalls die Vergangenheit heraufbeschwören und ihr in bester Absicht verrathen, daß der Boden unter ihren Füßen von Mißtrauen und Verdacht unterhöhlt ist."

„Und was denken Sie selbst von dem Allen?"

„Ich bin in diese Verhältnisse, unter diese Menschen wie hineingeschneit," antwortete ich ausweichend. „Von ihrer Vergangenheit habe ich gar keine Kenntniß. So führt der Zufall einen Wanderer an einen Ort, wo vor seiner Ankunft ein verheerendes Unwetter niedergegangen. Was man ihm erzählt, sind verworrene, übertriebene, wunderliche Schilderungen. Und was käme zuletzt auch auf meine Meinung an? Ich habe in dieser ganzen Sache nur ein Interesse: Fräulein Marie vor Schaden an Leib und Seele zu bewahren."

„Sie lieben sie? Verzeihen Sie meine Frage, sie ist unberechtigt. Aus welchem Grunde Sie handeln — ich bin überzeugt, Sie werden stets uneigennützig und großmüthig handeln. Aber auch ich will das Glück, das Beste des Mädchens . . mein Vermögen, mein Leben . ."

„Das Opfer, das von Ihnen gefordert wird, ist ebenso groß und schwer: Ihre Entfernung, Herr Graf."

„Nimmermehr! In dieser Lage sollte ich sie hülflos verlassen? Sie vielleicht

den Gewaltthätigkeiten eines Irrsinnigen aussetzen? Die Erfüllung dieser Bedingung geht über meine Kräfte."

„So muß ich Ihnen denn noch das Letzte sagen. Vor längerer Zeit ist in der Vogelscheuche ein Medaillon gefunden und dem Pfarrer und seiner Tochter gezeigt worden. Beide haben es zurückgewiesen, da es ihnen nicht gehöre. Wenn auch Sie das Medaillon nicht kennen sollten, mögen Sie bleiben."

„Genug!" rief der Graf und sank kraftlos in den Sessel: „Ich gehe schon, ich gehe! Warum bin ich wieder hierher gekommen! Ich durfte es nicht, ich mußte verschollen bleiben und meinen Schwur nicht bloß den Lebenden, sondern auch den Todten halten. Nun bin ich da — und einer ist auf Erden zuviel." Mit keinem Worte wagte ich den Kampf in seinem Innern zu unterbrechen. Zu trösten und zu beruhigen war hier nichts. Es mußte ausgelitten werden. „Ich danke Ihnen für Alles, Herr Paulsen," sagte er dann, sich langsam fassend, in dem Wiedererwachen seiner Energie, „diese Stunde verbindet uns zu Freunden für den Rest des Lebens. Aber vergessen Sie es nicht, Sie sind mir verantwortlich für Mariens Schicksal. Fragte ich einzig mein Herz — ich trotzte allen Dämonen . . Gibt es einen Nachtzug nach Berlin?" Mit einem Ruck stand er auf beiden Füßen, fest und stählern . . Der Zug war verpaßt, er hatte schon vor einer Viertelstunde den Bahnhof verlassen . . „Auch gut, ich kann dafür von Pritzwalk schriftlich Abschied nehmen. Morgen in der Frühe schüttle ich den Staub von meinen Sohlen. Betrachten Sie das Ganze wie einen wüsten Traum . . Wollen Sie mir diese Photographie schenken?" Er hatte das Bild Mariens als Roggensee von dem Tische genommen. „Ich werde es Niemand zeigen, Niemand . . Es ist so wenig gegenüber der Wirklichkeit, und doch für mich ein Großes, der Abglanz eines Sternes, der mir nicht leuchten darf . ."

Ich wollte ihn aus dem Hause und über den Markt nach dem Gasthofe geleiten, er indessen lehnte es entschieden ab. „Ich finde meinen Weg," sagte er, „und bin in einer Stimmung, wo ich allein sein muß. Meinen bösen Geist überwinde ich nur in der Einsamkeit." Damit ging er. Auf der Treppe begegnete er Hilden. Sie öffnete ihm die Hausthür und sprach einige Secunden mit ihm auf der Schwelle. Du hättest ihn doch begleiten sollen, mahnte darüber die Stimme in mir, und im raschen Entschlusse eilte ich ihm nach. Hilde stand noch vor der Thür. „Ist der Herr nach dem Gasthofe hinübergegangen?" — „Nein, Herr Paulsen, dort geht er am Brunnen vorbei; er fragte nach Herrn Fritzlaw; der ist aber heute in seiner Erholung; es ist Freitag. Vermuthlich will der fremde Herr auch dahin." — „Wohl, dann treff' ich ihn dort."

Nicht nach Fritzlaw's Erholung richtete der Graf seine Schritte, sondern nach dem Pfarrhause. Ich pries die Eingebung, die mich getrieben, ihm zu folgen; so konnte ich irgend eine Unbesonnenheit seinerseits verhindern. In gemessener Entfernung blieb ich hinter ihm. Die lange Gestalt in dem grauen faltigen Mantel, den der Wind aufbauschte, war bei dem Schein der Laternen leicht zu erkennen. Es war eine stürmische Aprilnacht, mit dunkeln, rasch am Himmel hingejagten Wolken, durch die zuweilen die Sterne zitternd blinkten. In der späten Stunde waren die Straßen von Wanderern leer. Ohne das Brausen des Windes und die Versunkenheit, in der er dahinschritt, hätte er merken müssen,

daß ihm Einer nachging. Aber die Außenwelt bestand nicht für ihn. Um die Marienkirche war es finster und einsam. In den meisten Häusern umher waren Lampen und Lichter längst gelöscht. Nur durch die Fenster der Erholung schimmerte der Schein der Gaskrone. Wie ausgestorben lag das Pfarrhaus da. Ihm grad' gegenüber, wo zwischen zwei Bäumen eine Laterne sich erhob, deren flackernder, unruhiger Schein an dem Hause bis zu den Fenstern des ersten Stocks hinaufzuckte, stand er still. Auch ich hemmte meinen Schritt und trat in den Schatten einer Hausthür. In der Stille durch das Sausen des Windes ward das Rollen eines Wagens, der Hufschlag der Pferde auf dem holprigen Pflaster vernehmlich — noch aus der Ferne, doch immer näher kommend, daß mir das Herz lauter zu hämmern anfing. Wenn es der Pfarrer und seine Tochter wären! Während ich darauf hinhorchte, ertönte ein Geschrei, ein Gelärm tobender Worte von den Bäumen her — mit einem Wehruf stürzte der Graf nieder. Im Nu war ich bei ihm, ein Mensch flüchtete davon . . Besinnungslos lag er auf der Erde. Ein Schlag mit einem schweren Knüttel hatte ihn von hinten her über den Nacken und den Kopf getroffen. Der Hut mochte die Gewalt des Schlages gemildert haben, doch blutete er stark. Auf meinen Hülferuf kamen die Gäste und die Dienerschaft aus der Erholung herbei. Fritzlaw Allen voran. „Hab' ich nun Recht gehabt?" fragte er mich. „Bringt er nicht das Unglück mit sich?" Wir waren beschäftigt, den Verwundeten in die Weinstube zu tragen, der eben noch so stille Platz jetzt voll von hin- und herlaufenden Menschen, die Dunkelheit von Windlichtern und Handlaternen erhellt, als der Wagen vor dem Pfarrhause hielt. Dessen Fenster strahlten nun auch im Lichtglanz, die Mägde hatten die Thür weit geöffnet. Wie wir den Grafen aufhoben, blinzelte er mit den Augen: „Nicht da hinein," stöhnte er, „da will ich nicht sterben." „Nein," flüsterte ich ihm zu, „Sie kommen zu mir." Ich überließ ihn der Sorge der Anderen und ging zu dem Pfarrer hinüber, der aus dem Wagen gestiegen war und mir schon von Weitem zurief: „Was ist geschehen? Ein Mann überfallen und verwundet?" „Der Graf Bodin," antwortete ich. Wahrmund reckte seine Hand zum Himmel empor: „Gottes Finger aus den Wolken der Finsterniß!" sagte er leise und feierlich. „Vor meinem Hause!" Damit schritt er über die Steinstufen, ohne des Verwundeten weiter zu achten, die Tochter fest an der Hand. In seinem Wagen brachte ich dann den Grafen in meine Wohnung.

(Schluß im nächsten Heft.)

Die Deutschen und die französische Revolution.

Von
Lady Blennerhassett.

III.

Wenige Monate früher war an derselben Stätte ein edleres Opfer lautlos und fast unbemerkt gefallen, wieder ein Kosmopolite, aber nicht wie Anacharsis Cloots die inhaltlose Schwärmerei für französisches Wesen mit diesem Namen deckend, sondern einer von Jenen, die durch Schicksal und Naturanlage dazu vorbestimmt erscheinen, die Errungenschaften des Geistes ohne Rücksicht auf Nationalität der Menschheit zu vermitteln. Als der vierundzwanzigjährige Johann Georg Forster den Boden seines deutschen Vaterlandes 1778 wieder betrat, war sein Anspruch auf das bleibende Andenken der Nachwelt bereits gesichert. Die erste Erdumseglung in östlicher Richtung und zugleich die erste südliche Polarfahrt, die Cook von 1772 bis 1775 unternahm, hatte der bei Antritt der Reise kaum achtzehnjährige Jüngling in Begleitung seines Vaters mitgemacht und dabei war es sein Amt gewesen, die neuentdeckten Thiere und Pflanzen zu zeichnen und zu ordnen. Dieser Fahrt um die Welt gingen innere Stürme voraus, die das kindliche Gemüth auf eine härtere Probe stellten als alle äußeren Gefahren, die unter fernen Himmelsstrichen die physische Kraft erschüttern[1]).

Im Pfarrhaus eines polnischen Dorfes, Nassenhuben bei Danzig, 1754 geboren, wuchs der Knabe unter der Zucht eines Vaters heran, dessen ungestüme Genialität die Verpflichtungen seines Amtes wie Sträflingsfesseln trug. Er warf sie von sich, als der Sohn elf Jahre alt war, und nahm ihn 1765 mit nach Rußland, wohin ihn der Auftrag der kaiserlichen Regierung rief, die Kolonien an der Wolga zu besuchen. In der Petrischule zu Petersburg lernte Johann Georg Forster auf der Heimkehr russisch; im Jahr 1766 begleitete er den Vater nach England, und erst im nächsten Jahre sah er dort Mutter und Geschwister wieder. An eine regelrechte methodische Erziehung war nicht mehr zu denken;

[1]) S. die biographische Literatur über Georg Forster, seinen Briefwechsel mit Sömmering, seine Werke und die verschiedenen Publicationen über Caroline Böhmer-Schelling und Huber's Biographie, von seiner Gattin Therese den sämmtlichen Werken desselben vorausgeschickt.

die Seinigen kämpften mit der Noth, der Vater, geistvoll, leidenschaftlich und streitsüchtig, ließ sie die schlimmen Erfahrungen entgelten, die er im Verkehr mit der Außenwelt sammelte. Dahin gehörte das Scheitern der Hoffnungen, die er an die Reise mit Cook geknüpft hatte. Zerwürfnisse mit diesem zogen für Reinhold Forster das Verbot der englischen Admiralität nach sich, die Ergebnisse seiner Forschungen in einer besonderen Reisebeschreibung zu verwerthen. Um das Verbot zu umgehen, stellte sie der Sohn aus den Tagebüchern seines Vaters, aber so eilig her, daß der Werth der Arbeit darunter litt. Seinen persönlichen Bemühungen gelang es auch, dem Vater die Professur in Halle zu verschaffen. Sie befreite die schwerkranke, aufopfernde Mutter und die Geschwister von den drückendsten Nahrungssorgen, aber die Familie blieb revolutionirt, und der Charakter Reinhold Forster's forderte nach wie vor Conflicte und Enttäuschungen heraus, die im Laufe der Jahre auch den lange ausharrenden Georg Forster den Seinen völlig entfremdeten. Er selbst war in Deutschland mit Theilnahme und Bewunderung aufgenommen worden, zuerst in Düsseldorf von Jacobi, der ihn mit dem Minister Fürstenberg und dem Dichter Heinse bekannt machte, und als Nächstbetheiligter ein Bild des deutschen geistigen Lebens entwerfen konnte. Bereits in England hatte sich Georg Forster mit einem Altersgenossen, dem nachmals berühmten Anatomen Sömmering befreundet; jetzt, 1779, fand er ihn in Kassel wieder, wohin beide junge Männer als Lehrer der Naturwissenschaften an das dortige Carolinum berufen wurden und wo sie die nächsten fünf Jahre gemeinschaftlich verbrachten. Nach sturmbewegter Reise schien das Lebensschifflein des jungen Südpolfahrers nun endlich im sicheren Hafen geborgen. Die Besten seiner Zeit kamen ihm wohlwollend entgegen; in Paris, auf der Durchreise 1778, hatte er Buffon kennen gelernt; in Weimar lud ihn 1784 Goethe als Gast in sein Haus; bald darauf wurde Wilhelm von Humboldt der seinige und nannte diese Tage die glücklichsten seines Lebens. Lessing trat in Verbindung mit ihm, die gelehrten Kreise Berlins empfingen ihn mit Auszeichnung; später, in Wien, ließ Kaiser Joseph ihn rufen, Fürst Kaunitz lud ihn oft an seine Tafel, Gräfin Thun behandelte ihn, wie die Mutter den Sohn; deutsche Fürsten, vor Allem sein Landesherr, der Landgraf von Hessen, waren ihm gewogen. Das Verhängniß aber, das über Georg Forster schwebte, vermochte keiner dieser Freunde und Gönner zu bannen. Vom Vater hatte er die Unordnung in pecuniären Dingen, die unstete Rastlosigkeit des Geistes geerbt, und diese schlimmen Eigenschaften genügten, um alles Gute und Herrliche, das in seiner Natur lag, zu vergiften und zum Unheil für ihn und Andere zu wenden. Dieser edle und begabte Mensch, von dem gerühmt worden ist, nie sei ein unwahres oder unreines, fast nie ein verletzendes Wort über seine Lippen gegangen, dieser Schriftsteller, der groß genug war, um sich in den classischen Tagen der deutschen Literatur eine Stelle nahe der ersten zu erkämpfen, verschwendete zu Kassel die besten Jahre reifender Kraft und die Gunst des Geschickes im Verkehr mit Rosenkreuzern und Schwärmern, die abwechselnd das religiöse Bedürfniß zu decken und Gold zu machen, die Todten zum Reden zu bringen und die Lebenden zu betrügen suchten. Auch dieser Verirrung lag bei Forster ein edles Motiv, ein Hunger und Durst nach dem Ewigen zu Grunde, den weder die nüchterne Verstandesreformation

des achtzehnten Jahrhunderts, wie er sie nannte, noch die geistreiche Persifflage stillen konnte. Mochte immerhin ein Eulogius Schneider die Stimme des Gewissens im gemeinen Sinnengenuß übertäuben, oder Anacharsis Cloots vermessentlich genug als Christ du Val de Grâce sein kosmopolitisches Evangelium predigen. Mit solchen Tröstungen und mit solchen Possen gab sich Georg Forster nicht zufrieden. Die Aufregungen und Prüfungen der Kinderzeit, die Abenteuer seiner Wanderjahre hatten ihn frühzeitig auf Gott, auf das stete Eingreifen der Vorsehung in die Schicksale der Menschen verwiesen. Eifrig las er die heilige Schrift, und an Johannes von Müller schrieb er noch 1783: „Die Diffidenz, welche Sie in Ihre eigenen Kräfte setzen, ist mir ein Bürge Ihrer Selbstbeobachtung; ich bin damit auf demselben Punkte und mache noch täglich die Erfahrung, daß keine einzige Bewegung zum Reinguten in mir aus eigenem Antriebe entsteht und ich folglich keinen Augenblick darauf rechnen kann, in eigener Tugend standhaft zu beharren. Das glaube ich aber, daß ich es Alles werde vermögen durch den, der uns mächtig macht, Jesum Christum." Es war nicht Forster's Schuld, wenn auch in religiöser Beziehung die feste Grundlage ihm gänzlich fehlte. Die Aufklärung stieß ihn ab; die materialistische Deutung der Welt verwarf er so vollständig, daß er eine Zeit hindurch das Gegengewicht in strenger Askese suchte; aber die Religion der Empfindung, die er sich zurecht gelegt hatte, hielt nicht Stand gegen die Versuchungen von Innen und Außen, und nur „die gänzliche Unkenntniß der christlichen Lehre", deren der beste seiner Biographen ihn beschuldigt, mag erklären, wie er dazu kam, die Verirrungen und Täuschungen der Rosenkreuzer mit dem Christenthum zu verwechseln und beiden zugleich zu entsagen. Auf Forster's so leicht bestimmbare Natur war die Rückwirkung dieses Bruches eine ganz besonders unglückliche; der Versuch, „um des ungewissen Zukünftigen willen die sichere Gegenwart nicht zu verscherzen", brachte Unruhe und Gewissensqualen, und er empfand es wie eine Erlösung, als die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach Wilna ihn von unerträglich gewordenen pecuniären Sorgen und einer Umgebung befreite, mit welcher er nach den verschiedensten Seiten hin in Conflict gerathen war.

Bevor jedoch Georg Forster von Kassel schied, hatte er sein Herz gebunden. Der Gegenstand seiner Neigung war Therese Heyne, die Tochter des berühmten Göttinger Philologen, von dem er aufs freundlichste aufgenommen worden war. Das junge Mädchen war geistreich, tüchtig gebildet, anmuthig und von einer Willensstärke, die scharf mit Forster's unstätem Wesen contrastirte. Sie gab niemals vor, ihn zu lieben, aber sie gab und bewahrte ihm ihre Achtung und fühlte sich durch Theilnahme an seinem harten und ungewöhnlichen Schicksal zu ihm hingezogen. Eine Freundin von ganz ungewöhnlicher Begabung, Caroline Michaelis, verheirathete Böhmer, die dann Wilhelm Schlegel's Gattin und noch später die glückliche Lebensgefährtin Schelling's geworden ist, beschuldigt Therese Heyne schon in jenen Göttinger Tagen „einer unseligen Falschheit". „Die Coquette und den Freigeist" nannte sie Carolinens Bruder, Professor Michaelis. Vor seiner Abreise nach Wilna, im Mai 1784, verlobte sich Forster mit Therese; im darauffolgenden Jahre führte er die zwanzigjährige Gattin über Weimar und Berlin nach Polen, das ihm inzwischen längst verhaßt geworden war. Die Gesellschaft erschien ihm

„französischen Luxus auf sarmatische Thierheit pfropfend", die Leute, die ihn umgaben, „Thiere in Menschengestalt, Wilna ein trauriges, abscheuliches Nest". Dennoch kannte seine junge Ehe glückliche, zufriedene Tage, über die seine Briefe an Sömmering berichten. Daß sie nicht dauern würden, hatten die Befürchtungen seiner Freunde nur zu richtig vorausgesehen. Den Frieden des Hauses störten die Schulden, die Forster vergebens durch vermehrte Arbeitslast statt durch Sparsamkeit zu tilgen suchte, und bitter klingt nach zweijähriger Ehe das Geständniß der jungen Frau, ihre Mittel, ihn glücklich zu machen, reichten nicht mehr aus. Lauter noch sprach die Zustimmung, die sie ihm gab, sich an einer auf vier Jahre berechneten russischen Entdeckungsreise zu betheiligen. Im August 1787 brachte er Weib und Kind nach Göttingen, um die Vorbereitungen zu dieser Reise in den stillen Ocean zu treffen, die ihn seinem eigentlichen und wahren Beruf einer großartigen und zusammenfassenden Schilderung der Natur zurückgeben sollte. Da brach der Türkenkrieg aus, der der Kaiserin Katharina keine Muße für solche Pläne ließ, und Forster mußte sich glücklich schätzen, durch die Vermittlung seines Freundes, Johannes von Müller, Bibliothekar in Mainz zu werden. Es war das dritte Mal, daß die Noth des Lebens ihn zur Wahl eines Berufes zwang, auf den er nicht vorbereitet war. Es hatte ihm unsägliche Mühe gekostet, Vorlesungen zu halten und die Schwierigkeiten der lateinischen Sprache zu überwinden, die ihm nie geläufig wurde, während er die schwersten neueren Sprachen, unter anderen das Russische und Polnische, in der kürzesten Zeit bemeisterte. So blieb er stets ein schlechter Lehrer und mußte zugleich, um des täglichen Brotes willen, die schriftstellerische Thätigkeit, in welcher er Vorzügliches zu leisten berufen war, dem Bedürfniß nach raschem Erwerb opfern und naturwissenschaftliche Handbücher und Uebertragungen aus fremden Sprachen liefern. Eine Ausnahme davon bilden kürzere Arbeiten, so die Lobschrift auf Cook, den Entdecker, die 1787 zu Wilna entstand, und vor Allem die „Ansichten vom Niederrhein", welche ihr Entstehen einer Reise nach England verdankten, die er von Mainz aus in Gesellschaft von Alexander von Humboldt im März 1790 unternahm. Sowohl in Beziehung auf Anmuth und Frische der Form, wie durch die Art der Auffassung und Beobachtung bezeichnen sie den Höhepunkt von Forster's ungewöhnlichem Talent, das bereits einen Ausblick in die Großartigkeit der Naturanschauung gewährt, die Jahrzehnte später den Kosmos geschaffen hat. Mit ihnen trat zugleich der Wendepunkt ein, der ihren Verfasser vom wissenschaftlichen und literarischen auf das politische Gebiet führte.

Die Fahrt nach England war in der Absicht unternommen worden, die britische Regierung zur Zahlung einer Entschädigung für die Südseefahrten von 1772—1775 zu veranlassen. Der Versuch mißlang, und im Juli kehrte Forster über Frankreich nach Deutschland zurück.

Bis dahin ist in Forster's Schriften von Politik entweder gar nicht oder nur ganz vorübergehend die Rede; in seinen zahlreichen Briefen ist sie nicht berührt. Seine persönlichen Erfahrungen verwiesen auf eine Weltanschauung, die derjenigen von Montesquieu ungleich näher als der von Rousseau stand. „Croyez-moi, l'homme de la nature est un chien", sagte Napoleon, als er aus dem Orient zurückkehrte. Wie hätte der Besucher der Südpolargegenden anders denken, wie hätte gerade

er den Einfluß des Klimas und Bodens, der natürlichen Lebensbedingungen und der Vergangenheit auf das Wesen einer Nationalität, die Bildung eines Volkscharakters verkennen können? Er that es nicht und äußerte, daß es kurzsichtig geträumt wäre, dort wo die Natur Ungleichheit setzte, gleiche Rechte fordern zu wollen. Der Glaube an ein abstractes Vernunftideal lag ihm fern, aber freilich noch ferner das Heimathgefühl und der innige Zusammenhang mit dem eigenen Volk. Oesterreich, Preußen, der deutsche katholische Süden standen ihm nicht näher als England oder Polen; der Aussicht, in Spanien dauernd verwendet zu werden, begegnete er mit der Aeußerung, Spanier werden zu wollen mit Leib und Seele. Die Vorzüge des englischen Staatswesens trübte ihm die Erinnerung an die bittern persönlichen Enttäuschungen, die er dort erfahren hatte. Vollends niederschlagend wirkte das Bild kleinstaatlicher Verhältnisse, das ihm zuerst in Kassel und jetzt, in viel trüberen Farben, in Kurmainz geboten wurde. Der Erzbischof, Kurfürst und Reichserzkanzler, Friedrich Karl Joseph von Erthal, ein unselbständiger, prachtliebender und weltlicher Herr, hatte dabei doch den Ehrgeiz, als aufgeklärt zu gelten, wie die meisten Fürsten seiner Zeit. An der Mainzer Hochschule wirkten Johannes von Müller und Sömmering; Heinse fand Georg Forster dort als Vorleser des Kurfürsten wieder; unter den Beamten, den Geistlichen und Professoren waren viele Illuminaten; Jeder durfte reden, was ihm beliebte; Genußsucht und Wohlleben entfalteten sich ungestört an dem Hofe des geistlichen Souveräns, den eine Frau, seine Nichte Baronin Coudenhove, beherrschte. In der Regierung wechselten Verschwendung und Käuflichkeit des Einflusses und der Stellen mit Geldnoth und Sparsamkeit, das österreichische Uebergewicht wurde seit 1785 durch das preußische ersetzt, aber der Freigeisterei, der man zu Mainz huldigte, entsprach kein Streben nach Reform. Deswegen konnte sich bei den Regierenden die Reaction ohne inneren Conflict und ohne eigentliche Sinnesänderung vollziehen, als die Ereignisse vom August und October 1789, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte auf den Besitzungen des Erzstifts in Frankreich und der Aufstand im Fürstbisthum Lüttich, den Mainzer Kurfürsten rasch und für immer ernüchterten. Das Bündniß mit Preußen wurde wieder mit der Annäherung an Oesterreich vertauscht und der Kurstaat von Emigranten überschwemmt, die es sich zur Aufgabe zu machen schienen, die schlimmsten Ueberlieferungen des Ancien Régime auf diesem Fleck deutscher Erde zur Schau zu tragen. Ihr Gebahren zu Mainz und Koblenz ist zu bekannt, als daß es hier einer Schilderung bedürfte. Es empörte und bedrohte die unglückliche Königin in ihrer Haft der Tuilerien, es lähmte die Thatkraft aller Gegner der Revolution und wurde eines der wirksamsten Argumente auf den Lippen Derjenigen, welche die Nothwendigkeit einer solchen betonten.

Am Rhein wäre die Bewegung zu ihren Gunsten nicht denkbar gewesen, wenn die Freunde des Grafen von Artois zu Koblenz und Trier und die Umgebung des Prinzen von Condé zu Worms ihr nicht die Wege bereitet hätten. Noch im Jahre 1790 hatte Forster die Möglichkeit von Unruhen aus rein politischen Motiven geleugnet. Ein Jahr später, und die despotische Willkür des Regimentes zu Mainz, die schreiende Ungerechtigkeit, mit welcher man dort den Fremden hinwarf, was den Landeskindern gehörte, und die Ideen auszurotten

oder wenigstens zu ersticken suchte, die man selbst groß gezogen hatte, die Mißerfolge der kurfürstlichen Armeen in Lüttich und die Ohnmacht der Verwaltung zu Hause, alle diese Ursachen bewirkten eine Sinnesänderung auch bei Georg Forster. Eine Revolution zwar in Deutschland wollte er auch jetzt noch nicht, und was er im Juli 1790 mit eigenen Augen in Paris betrachtet hatte, machte ihn mit Recht bedenklich. Allein Angesichts eines Zustandes, den Friedrich Schlegel unter Anderem mit den bekannten Worten bezeichnet hatte: „Der Deutschen wahre Verfassung ist Anarchie", erschienen ihm die Dinge in Frankreich dennoch in einem verführerischen Lichte. Ein anderer Deutscher, der mit Forster den Vorzug theilt, daß er das Ausland, und insbesondere England, aus eigener Anschauung kannte, schrieb in jenen Tagen die Vorrede zu seiner Uebersetzung von Burke's „Betrachtungen über die französische Revolution". Das Buch, als antirevolutionärer Katechismus den Deutschen unmittelbar vor dem Zug nach der Champagne geboten, eröffnet die publicistische Thätigkeit von Friedrich Gentz. Philosophisch und politisch war dieser größte der deutschen Publicisten tüchtig genug geschult, um die ganze Tragweite der siegreichen Argumentation von Burke zu erkennen und auf die unmittelbaren, vortheilhaften Resultate der Bewegung im Namen der von ihr bedrohten höheren Freiheit zu verzichten.

Nichts Aehnliches war von Georg Forster zu erwarten. Gentz bekannte sich durch eine politische Weisheit überwunden, die fortan der Leitstern der seinigen wurde; Forster fühlte sich durch dieselbe zum Widerspruch herausgefordert. Daß die Anschuldigungen von Burke gerechtfertigt waren, konnte er, der Paris gesehen hatte, am wenigsten bestreiten; aber er erklärte die Revolution für unvermeidlich, für ein Ereigniß, das gleichsam mit elementarer Gewalt die morschen Schranken des Bestehenden durchbrochen und dem Gesetz der eisernen Nothwendigkeit gehorcht habe. Die Jakobiner entschuldigt Forster nicht, aber er erklärt ihr Vorgehen durch die Gefahr der unmittelbar drohenden Gegenrevolution.

Dieselben Symptome halsstarrigen Festhaltens an verurtheilten Zuständen glaubte er in Deutschland zu erkennen. Der Krieg, meinte er, werde die Revolution dort um fünfzig Jahre beschleunigen.

Seit dem Eintreffen in Mainz war sein Haus der Sammelplatz durchreisender Fremden und der anwesenden Diplomaten, unter diesen der Geschäftsträger von Kurhessen, L. Ferdinand Huber. Im August erschien Goethe auf dem Weg ins Feldlager „gesellschaftlich lustig", wie Huber schrieb und dann hinzufügte: „Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen. Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgeprägt sinnliches und erschlafftes bekommen hat. . . . An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich in Goethe nicht mehr . . ." Zwei Monate nach diesem Besuch, am 21. October 1792, hielt Custine seinen Einzug in Mainz, dessen Regierung in elender Flucht ihr Heil gesucht und die hülflose Stadt dem Sieger überlassen hatte. In einer Volksgesellschaft, in welcher täglich die revolutionären Gemeinplätze dem kleinen Mann, den Handwerkern und Kaufleuten von einigen Clubrednern wie Wedekind und Blau wiederholt wurden, beschloß man die Beseitigung der Monarchie, die sich selbst aufgegeben hatte, und die Einführung einer auf die Menschenrechte gegründeten Constitution.

Forster spottete mit Unwillen über „den Schuster- und Schneiderenthusiasmus“, die Anmaßung, den Eigennutz, die zweideutigen Ansichten der Mainzer Jakobiner; persönliche Verbindungen mit französischen oder deutschen Umsturzmännern hatte er nicht, dennoch trat er am 5. November 1792 in den Club.

Die Gründe hierfür waren weit weniger politischer als persönlicher Natur. Vor seiner Abreise von Wilna hatte die russische Regierung seine Schulden beglichen; nun, in Mainz, häufte er deren neue an, und sein Gehalt fiel mit der französischen Besetzung weg. Er selbst war wiederholt schwer erkrankt, zwei Kinder, unter diesen der einzige Sohn, waren ihm in den letzten Monaten gestorben, und seine Ehe steuerte dem Schiffbruch entgegen. Der Gattin fehlte die selbstlose Tugend, die allerdings heroische Hingebung, deren es bedurft hätte, um diesen Mann, der zugleich schwach und eitel, liebenswürdig und begeisterungsfähig, bewundernswerth und unerträglich war, in Geduld zu ertragen. Sie fand Ersatz in der leidenschaftlichen Neigung, die sie Huber eingeflößt hatte und verließ Anfangs December des Gatten Haus.

Den Posten an seiner Seite, den sie treulos aufgab, übernahm eine Andere, ihre Freundin Caroline Böhmer, die seit 1792 bleibend in Mainz sich niedergelassen hatte, und nun bei dem leidend, verlassen und allein zurückgebliebenen Forster das Amt einer „moralischen Krankenwärterin“ versah. Mehr war es nicht, was sie ihm gab; denn sie, so wohlerfahren in der Kunst, Männerherzen zu verlocken, war ihrerseits kurz vorher durch eine bittere Enttäuschung gegangen, und hatte „sich zu zerstreuen“ beschlossen. Der Gegenstand dieser Zerstreuung war ein Franzose, und das Abenteuer mit ihm unterbrach die Freundschaft zwischen Caroline und Forster nicht. Fortan verband sie ein gemeinsames, zweifaches Interesse: der Freiheitsenthusiasmus und die Bewunderung des Fremden im Gegensatz zu den einheimischen Verhältnissen, die sie dem Untergang preisgaben. Die Frau versuchte nicht, ihren Schritt zu rechtfertigen: sie opferte einfach die gesellschaftliche Ordnung, mit deren Gesetzen sie gebrochen hatte. Ihr Freund war beklagenswerther; er entschuldigte seinen Entschluß damit, daß er ihn als das einzige Mittel bezeichnete, das Besitzthum der ruhigen Bürger zu schützen, nachdem die rechtmäßige Obrigkeit fahnenflüchtig geworden war. Die Clubisten selbst hoffte er zu mäßigen und leiten zu können. Es waren kaum einige Wochen vergangen, so vermochte er die Täuschung, der er sich hingegeben hatte, in ihrem ganzen Umfang zu ermessen. Die Clubisten verlangten mit steigender Heftigkeit Einverleibung in die französische Republik; das Volk, die Bauern auf dem Lande wie die Städter, begehrte Reformen, nicht aber den Anschluß an Frankreich, und beantwortete die Aufreizungen und Schmähungen der Jakobiner mit Eingaben, welche die Rückkehr des Kurfürsten und Herstellung der alten Verfassung verlangten. Wenn das geschah, so war Forster verloren. Das bittere Bewußtsein eines Mannes, der seine Schiffe verbrannt hat, klingt in den Vorwürfen wider, mit welchen er seine deutschen Mitbürger herabgewürdigte Sklaven schilt, die ohne den gnädigsten Befehl von Oben nicht frei sein wollen; ubi bene, ibi patria sei der Wahlspruch der Gelehrten: ihn koste es keine Ueberwindung, französischer Bürger zu werden. Custine zog Nutzen aus der Situation, in welche Forster sich gebracht hatte, und ernannte ihn zum Mitglied seines neu eingesetzten

Verwaltungsrathes. Das war Anfangs December, und Forster willigte darein, daß seine Frau mit seinen zwei kleinen Mädchen nach Straßburg übersiedelte und Huber dort die Sorge um die Seinigen ihm aus der Hand nahm. Wenige Tage später änderte sich bereits die politische Lage; die aus der Champagne zurückgekehrten preußischen Truppen, die Frankfurt und Kassel genommen hatten, bedrohten jetzt Mainz, und die Bevölkerung wartete nur auf den Augenblick, wo das Heer sie ihrer aufgedrungenen Befreier entledigen würde. In dieser Nothlage erschienen drei Commissäre des Pariser Convents, Merlin, Rewbel und Haußmann, um in Mainz den Beschluß vom 15. December zur Ausführung zu bringen, nach welchem in allen von den Franzosen besetzten Gebieten die bestehenden Lasten und Privilegien abgeschafft, die Volkssouveränetät verkündigt und die republikanische Verfassung angenommen werden sollte. Geschah es nicht willig, so drohte man mit Gewalt. Der unerbittlichen Theorie des Jakobiners verfiel jetzt auch Forster. Am 1. Januar 1793 zum Präsidenten des Clubs, dessen hervorragendste Persönlichkeit er war, ernannt, begab er sich in die Landgemeinden und suchte durch den Schrecken zu erzwingen, was Argumente nicht vermochten. Confiskationen, Verbannung und selbst der Tod wurde Denjenigen in Aussicht gestellt, die unter diesen Zügen das Bild der Freiheit nicht erkannten. Im nahen Elsaß bekräftigte Eulogius Schneider die gleichen Reden mit dem Schlag des Fallbeils auf der Guillotine; in Paris predigte Anacharsis Cloots Tod und Verderben allen Denjenigen, die seinem kosmopolitischen Traum widerstrebten. So tief sank Georg Forster auch während seiner dunkelsten Tage nicht. Zwar übernahm er am 17. März 1793 den Vorsitz im neugebildeten Nationalconvent, der den aufgelösten Club ersetzte, und stimmte mit den Uebrigen für die Trennung des Kurlandes vom Reich; aber Leben und Besitz seiner Mitmenschen tastete er niemals anders als durch einige unvorsichtige Reden an, und inmitten eines wilden Treibens, das alle persönlichen Ausschreitungen gedeckt hätte, blieb er, wenn nicht schuldlos, so doch unbestechlich und arm. Auch jetzt hatte er keinen anderen Ehrgeiz, als Verwendung und Arbeit zu finden, und er hoffte sich auf dem Weg dazu, als er mit Adam Lux und Potocki nach Paris abgesandt wurde, um die Bitte der Mainzer um Vereinigung mit Frankreich zu überbringen. Am 30. März wurde gewährt, was Niemand, mit Ausnahme einer verschwindenden Minorität, begehrte; fast gleichzeitig begann die Belagerung von Mainz, das am 23. Juli von den verbündeten Truppen genommen wurde. Forster erlebte es nicht, daß der wiedergekehrte Kurfürst vier Jahre, bis zur zweiten Besetzung von Mainz durch die Franzosen vergehen ließ, ohne auch nur einen Versuch zur Besserung der alten Zustände zu machen. Er würde darin zwar keine Rechtfertigung, aber doch eine Entschuldigung des Verhaltens erblickt haben, das ihn dem Vaterland für immer entfremdete.

In der Anrede, mit welcher er am 29. März dem Convent die Sache der Mainzer vorgetragen hatte, kehren, zum letzten Mal auf seinen Lippen, die revolutionären Gemeinplätze wieder; dann, nach Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses, wenige Wochen vor dem Sturz der Gironde und schon unter dem Bann des Schreckens trat der Rückschlag ein, von dem seine Briefe das wahrhaft tragische Zeugniß bewahren. Herzlose Teufel nennt er jetzt die Freiheits-Apostel, an die er

gestern noch glaubte; um einen annähernden Begriff vom Frankreich von 1793 zu geben, entlehnt er seine Farben dem Pinsel des Historikers der Tage des Niedergangs von Rom und Byzanz. Die Nation, schreibt er, ist ganz und gar verwildert und vom Egoismus beherrscht, der Staat auf Mißtrauen gegründet, das Land ein ekelhaftes Labyrinth von Eigennutz und Leidenschaft, in welchem weder Tugend noch Wahrheit eine Stätte finden. Die Gegenwart ist durch unerhörte Greuel geschändet, die Zukunft wird dem Despotismus verfallen.

Den Mächten aber, die zugleich Ekel und Empörung in seiner Brust erweckten, hatte auch er sich ergeben und seinen Landsleuten als begehrenswerth hingestellt, was ihm jetzt als eine entsetzliche Verirrung erschien. Dieser inneren Unwahrheit seiner Lage suchte er dadurch zu entgehen, daß er zuerst in einer besonderen Rechtfertigungsschrift, und gegen Ende des Jahres in den Pariser Umrissen, auf den Ideenkreis zurückgriff, den er Burke gegenüber aufgestellt hatte. Die Reformation war nicht möglich ohne Revolution; im schlimmsten Fall, wenn Frankreich über dem Experiment zu Grunde gehen sollte, kam es überall sonst der Freiheit zu Gute; in einer verzeifelten Lage muß zu verzweifelten Mitteln gegriffen werden, das Wohl des Einzelnen kommt in solchen Fällen nicht mehr in Betracht. Die Verbrechen, die wir beklagen, werden vorübergehen, der Gewinn wird bleiben. Das Heil des Menschengeschlechtes steht höher als Glück oder Unglück einer Nation.

Dieser Apologie der Revolution fehlte, um zu überzeugen, vor Allem dieses, daß derjenige, welcher sie aufstellte, selbst nicht daran glaubte. In Königsberg, auf seinen einsamen Spaziergängen oder in der Stille seiner Studirstube, konnte ein Immanuel Kant auch jetzt noch an seinem Lieblingsgedanken eines ewigen Friedens festhalten und von der dereinstigen Erreichbarkeit von Idealen sprechen, die über dem Abgrund der Gegenwart den künftigen Geschlechtern entgegenreiften. In Paris, angesichts der Wirklichkeit, inmitten des Menschenmaterials, das sich dem beobachtenden Blick des Forschers in roher Ursprünglichkeit bot, war eine solche Zuversicht nicht denkbar, und kein Trugschluß berechtigte zur Annahme, als ob die Moralität der Welt dadurch gewinnen könnte, daß der sittliche Charakter eines Volkes untergraben werde und der tyrannische Vernunftstaat die subjective Freiheit vernichte.

So gehen denn auch den Aeußerungen, die Forster für die Oeffentlichkeit bestimmte, Bekenntnisse zur Seite, die über seine wahre Sinnesart keine Zweifel bestehen lassen. Er wußte nur zu gut, daß er „einem Unding seine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer einer Sache gedient hatte, mit der es sonst Niemand redlich meinte." Sein Enthusiasmus, sagt er einmal ganz offen, sei de sa belle mort gestorben, das thue seiner Arbeit unendlichen Abbruch: „ich schreibe, was ich nicht mehr glaube. Ein solches Kind des Kummers ist natürlich ein Krüppel." Auch jetzt hoffte er noch, durch eine Mission in ferne Gegenden seinen eigentlichen Lebensberuf wieder aufnehmen zu können; allein die Nachrichten aus Deutschland waren ganz dazu angethan, die Schwungkraft, die er sich bis dahin gerettet hatte, noch vollends zu lähmen. Der Vater wollte nichts mehr von ihm wissen und äußerte unverhohlen, es sollte ihn freuen, den Sohn am Galgen zu sehen. Vom Schwiegervater hatte er sich selbst losgesagt, obwohl dieser ihm aufrichtig

zugethan war und vergebens warnte, er solle die Schiffe nicht hinter sich verbrennen. Daß die alten Freunde, Sömmering vor Allem, dann die Brüder Humboldt, Schiller und Körner seine Handlungsweise verurtheilten, war ihm bekannt. Es kam noch dieses hinzu, daß Caroline Böhmer, die wenige Tage nach Forster von Mainz abgereist war, um zu bewährten Freunden nach Gotha zu gehen, in Folge einer verrätherischen Anzeige in Frankfurt festgenommen und nach der nahen Festung Königstein transportirt wurde. Sie, ihre kleine Tochter und eine andere Leidensgefährtin hielt man Monate hindurch in strenger Haft, als Geiseln für gefangene Mainzer Bürger, obwohl Caroline sich keines politischen Vergehens schuldig gemacht hatte. L'amie de Forster, wie der „Moniteur" und die öffentliche Meinung sie bezeichneten, sollte dafür büßen, daß sie ihm, der nicht für sie eintreten durfte, auch wenn er es gekonnt hätte, die Freundschaft gehalten hatte. Den Bemühungen ihres jüngsten Bruders gelang es endlich, von König Friedrich Wilhelm von Preußen ihre Befreiung zu erwirken. Im Laufe ihrer weiteren Schicksale hat sich ihr dann wohl auch das Bild des Mannes wieder in unbestimmte Fernen verloren, dem im abenteuerlichen und wechselvollen Drama ihres Lebens nur eine Nebenrolle zugefallen war.

Und nicht zu ihr, der verführerischen, geistig überlegenen, im täglichen Verkehr durch sanfte Liebenswürdigkeit fesselnden Frau, sondern zur Mutter seiner Kinder, zu diesen selbst vor Allen zog es Forster in der Einsamkeit seiner selbstgewählten Verbannung zu Paris. Nach Neuenburg, wohin seit Juli 1793 Huber mit Forster's Einwilligung der Gattin desselben gefolgt war, Vaterstelle an seinen kleinen Mädchen vertretend, sind Briefe des Verlassenen gerichtet, die später, von Therese selbst veröffentlicht, Zeugniß von tiefster innerer Zerrissenheit ablegen. Umsonst sucht Forster die Unterscheidung aufrecht zu erhalten zwischen der Moral, die den gewöhnlichen Menschen bindet, und jener, die höheren Bildungsansprüchen zukommt; umsonst ruft er dem glücklichen Nebenbuhler und der eigenen Frau ein „Kinder, seid glücklich" zu, oder ein „Gott segne Dich und Deinen Freund." Diese Revolutionirung der sittlichen Welt gelang ihm ebenso wenig, als die Revolutionirung der politischen Welt gelungen war, mit welcher jene zusammenhing. An einem Novembertag des Schreckensjahres überschritt Forster, auf die Gefahr hin als Emigrirter behandelt und mit dem Tode dafür bestraft zu werden, die Schweizer Grenze bei Pontarlier, um im Juradorf Travers eine Begegnung mit den Seinigen und mit Huber zu haben. Sie dauerte drei Tage, dann kehrte Forster nach Paris zurück. Der Anblick der täglich sich mehrenden Hinrichtungen steigerte die verzweifelte Stimmung, die durch den Galgenhumor der Briefe an die Gattin grell hindurchbricht. „Alle Moralität ist nur eine Posse" schreibt er einmal. Am 4. November, während seiner Abwesenheit, ging sein College Adam Lux, der mit ihm in Paris geblieben war, „den Weg alles revolutionären Fleisches". Auch diesen sonderbaren Schwärmer und echten Jünger von Jean Jacques Rousseau hatte die Verzweiflung übermannt, als er die Jakobiner am Werk sah. Sein Entschluß, sich mitten im Convent den Tod zu geben, war bereits gefaßt, als er Charlotte Corday zum Richtplatz führen sah. Inmitten des Wuthgeheuls der Menge fiel ihr Blick mit sanfter Würde auf diesen Deutschen, der Frau und Kinder, die er liebte, ver-

lassen hatte, um der Adoptivsohn ihres Landes zu werden, und in dessen Augen sie Mitleid las. „Ich hasse den Mord," schrieb Lux unmittelbar nach ihrer Hinrichtung, „aber ich beantrage, an dem Platz, wo Charlotte Corday starb, eine Statue zu errichten mit der Inschrift: Größer als Brutus." Seine Hoffnung, an der Stätte zu sterben, die ihr Blut für ihn geheiligt hatte, blieb nicht unerfüllt. Vergebens suchten deutsche Landsleute ihn zu retten; er warb förmlich um den blutigen Befreier. In seiner Tochter Marie loderte das Feuer der Leidenschaft, das ihn verzehrt hatte, noch einmal zur dunklen Flamme empor; sie war jenes junge Mädchen, welches sich aus unglücklicher Liebe zu Jean Paul 1814 das Leben nahm.

Wenige Wochen nach der Hinrichtung von Adam Lux, im December, erkrankte Forster an einer schweren Lungenentzündung. „Ich habe an mich gehalten nach besten Kräften, aber Jeder hat sein Maß," klagte er in bitterer Verlassenheit. Noch suchte er die Hoffnung festzuhalten, es werde Besseres und Dauerndes auf den angehäuften Ruinen sich erheben, und das Werk, an dem er mitgearbeitet hatte, sich nicht lediglich als ein Zerstörungswerk erweisen. Für sich ersehnte er nichts mehr als die Aussicht, mit Therese und Huber als Dritter im Bunde treuer Freundschaft sein Dasein zu beschließen. Ob er eine derartige Lösung wirklich für möglich gehalten hat, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls zog er es vor, durch das versöhnende Bild eines solchen Wiederfindens jede Versuchung zur Klage oder zum Vorwurf von sich fern zu halten. Die letzten Zeilen, die er auf das Papier zu werfen vermochte, enthielten Worte der Liebe an seine Frau, an seine Kinder. Viele Deutsche, unter ihnen die Mainzer Clubisten Dorsch, Hoffmann, Wedekind, dann Graf Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner waren in Paris anwesend; doch blieb es einem fremden Wärter überlassen, Georg Forster am 12. Januar 1794 die Augen zuzudrücken. In der großen Schar der Enttäuschten ist keiner des Mitleids so würdig als er, dem nichts von Allem gelang, was er versuchte. Die große wissenschaftliche Aufgabe, die in mehr oder weniger bestimmten Umrissen vor dem Blick des Südseefahrers lag, hat sein Schüler und Freund, Alexander von Humboldt, gelöst. Die politischen Güter, die er seiner Nation aufnöthigen wollte, die Republik unter fränkischem Schutz, der Rhein als natürliche Grenze zwischen beiden Ländern, die Gleichheit als Grundlage der neuen socialen Ordnung, alles Dieses hat sich als leere Träumerei erwiesen, und im diametralen Gegensatz zum Programm der deutschen Revolutionäre von 1789 ist die Zukunft auferbaut worden.

Denn viel mehr noch als in Bezug auf Frankreich, haben sich diese Männer in Bezug auf Deutschland geirrt.

IV.

Längst ist der historische Nachweis erbracht worden, daß die Mißstände und Unterlassungssünden, die unter der Monarchie Ludwig's XVI. zur Vernichtung des Bestehenden führten, in einzelnen Theilen von Deutschland in noch viel ärgerem Grad auf den Bevölkerungen lasteten. Hier wie dort herrschten Willkür und Elend, hier wie dort gab es ungerechte Privilegien, grausame Gesetze, erdrückende Lasten, blinde, unwissende Despoten. Wer versucht wäre,

daran zu zweifeln, den könnten die aufgeklärten Fürsten des deutschen achtzehnten Jahrhunderts, die Gesetzgebung König Friedrich's, die Reformedicte von Kaiser Joseph II. eines Besseren belehren. Aber auch diese sagen nicht Alles. Eine der schlimmsten Maßregeln der Regierung Ludwig's XVI., diejenige, die ihm das Heer entfremdet hat, war jene oft erwähnte Verordnung, wodurch die Officiersstellen wieder ausschließlich von Adeligen besetzt werden sollten. So weit freilich war König Friedrich nicht gegangen; allein auch er ernannte nur in Ausnahmefällen Bürgerliche zu Officieren, und nach dem bayrischen Erbfolgekrieg wurden die verdienten Unterofficiere geadelt, bevor sie avancirten. Der Posten von 34 Millionen Thalern in den Einnahmequellen deutscher Fürsten für den Menschenschacher im englisch-amerikanischen Krieg allein fehlt im französischen Budget des Ancien Régime, das unbehindert die Blüthe seiner Jugend in den Kampf zur Gründung einer Republik über den Ocean ziehen ließ. Einen Reformminister wie Turgot haben die Deutschen erst in der Person von Stein gefunden, und es ist billig, daran zu erinnern, daß das Volk von Paris jubelte, als Turgot den Cabalen der Hofpartei zum Opfer fiel.

Wenn dennoch ähnliche Zustände ganz verschiedene Wirkungen hervorbrachten und in der neueren deutschen Geschichte die revolutionäre Aera durch ihre Abwesenheit glänzt, so ist der Grund hierfür nicht in dem Umstand zu suchen, daß die Deutschen sich so viel glücklicher als die Franzosen gefühlt hätten. Er lag vielmehr darin, daß trotz Allem und Allem die Individuen in Deutschland viel widerstandsfähiger als in Frankreich geblieben waren, daß sie sich die Selbstständigkeit ihrer politischen Meinung, den Blick und das Gefühl für die Güter bewahrt hatten, die eine Nation nicht preisgeben kann, ohne sich bis ins Lebensmark zu treffen. Es ist viel über die politische Unfähigkeit der Deutschen jener Tage, viel über die Naivität gelacht worden, mit welcher jener berühmt gewordene Artikel der „Berliner Monatsschrift" von 1787 die Fürsten bat, ihre Völker auf die Republik vorzubereiten und dann ihrer Macht freiwillig zu entsagen. An solchen und ähnlichen Beispielen fehlte es nicht, und vom Fürstenschmeichler und käuflichen Minister bis zum Schwärmer nach der Art von Posa und zum Empörer gegen die bestehende Ordnung nach der Art von Moor waren alle Widersprüche und alle Contraste in der deutschen öffentlichen Meinung vertreten.

Dies gerade war ihre Rettung.

In Frankreich hatten zwei Jahrhunderte des Absolutismus die Autonomie der Gemeinden, die Privilegien der Städte, die althergebrachten Rechte der meisten Provinzen, die verfassungsmäßigen Freiheiten des Landes dem autoritären Staatsprincip geopfert. Unter den fortwährenden, aber vergeblichen Protesten der Parlamente wurde über die Gewissen nicht weniger als über die Einkünfte der Unterthanen verfügt, und das centralisirte Frankreich bis in die kleinsten Einzelheiten seines bürgerlichen Daseins von einem Heer von Beamten und Intendanten verwaltet, deren Bevormundungssystem nach und nach das Volk jeder Selbsthülfe entwöhnte. Die Revolution brachte das Räderwerk dieses unendlich complicirten, beständig in alle Verhältnisse eingreifenden Verwaltungsmechanismus plötzlich zum Stillstand, aber seine Rückwirkung auf den nationalen Charakter

unterbrach sie nicht. Der Franzose war gewöhnt, regiert zu werden und sein Losungswort zu erhalten. Sein angeborenes Bedürfniß nach einer starken Autorität hatte die lange Gewöhnung bis zur völligen Abhängigkeit gesteigert. Widerstandslos ließ er die Zügel, die der alten Monarchie entfielen, in andere Hände gleiten und tauschte einen Despotismus, der nur noch dem Namen nach bestand, gegen die fürchterliche Tyrannei der jakobinischen Theorie ein, die ihn dem Vernunftstaat opferte.

Etwas Aehnliches war in Deutschland undenkbar. Gegen die Freiheitsschablone des revolutionären Doctrinärs reagirte der starke Individualismus des Germanen, und seine gesunde Vernunft lehnte sich gegen Utopien auf. Eine Befreiung um den Preis des Bruchs mit der Vergangenheit, der Zerstörung alles Dessen, was die Väter ihm überliefert hatten und was auch er liebte und verehrte, war eben für ihn keine Befreiung mehr. Auf den Vorschlag von Custine, die neue französische Verfassung anzunehmen, entgegnete der Mainzer Dumont im Namen seiner Mitbürger: „Wir erkennen die Gebrechen unserer alten Regierungsform zu sehr, als daß wir nicht eine bessere wünschen sollten. Allein wenn wir die Mißbräuche derselben verabscheuen, so erkennen wir doch auch, daß sie allein zur Grundlage einer anderen dienen könne." In der schlichten Vernunft dieser Worte birgt sich das Bedürfniß nach historischer Continuität, der Widerwille gegen unnütze Zerstörung, die Erkenntniß, „daß Alles, dem Macht gegeben ist, den Gehorsam und die Ehrfurcht der Menschen zu gewinnen, seine Wurzeln tief in der Vergangenheit haben muß, und nur die Verfassungen dauern, die sich langsam entwickeln." Diese Instincte unserer Race, diese Lehren unserer Geschichte haben uns Deutsche vor dem Experiment von 1789 bewahrt. Auf dasselbe zurückblickend, sagt Renan in seiner merkwürdigen Rede vom 22. Februar: „Die Revolution ist verurtheilt, wenn bewiesen ist, daß sie nach hundert Jahren von vorne anzufangen, ihre Bahn zu suchen, durch Verschwörungen und Anarchie sich hindurch zu winden hat. Im Kriege ist der Feldherr, der immer geschlagen wird, kein großer Feldherr zu nennen; in der Politik kann ein Princip, welches im Laufe von hundert Jahren eine Nation erschöpft, nimmermehr das richtige sein."

Den ungeduldigen Drängern von damals, die an der Zukunft irre wurden, weil kein 14. Juli auf den Sturz deutscher Bastillen herableuchtete, ruft nach hundert Jahren versöhnend der Dichter nach:

„Geduld, ich kenne meines Volkes Mark
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.
Geduld, was langsam reift, das altet spat,
Wenn Andere welken, werden wir ein Staat."

Friedrich Theodor Vischer.

Von
W. Lang.

V.

Vischer kehrte nach Tübingen zurück. Für die Reife des Charakters war das schmerzvolle Lehrjahr nicht verloren. Dem Gang der Frankfurter Erlebnisse entsprach eine innere Wendung, die mit der festen Ueberzeugung abschloß, daß die nationale Frage unbedingt jeder anderen voranzustellen sei. „Aus dem Jahre 1848, aus der dunklen Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben." Für seine Redeübungen aber wußte er die Frankfurter Erfahrungen unmittelbar zu verwerthen. Er war ein aufmerksamer Beobachter der parlamentarischen Redekunst gewesen und konnte nun zahlreiche Beispiele, unterstützt durch ein glückliches Nachahmungstalent, der Paulskirche entnehmen. Neben den Vorlesungen ging die Arbeit für die „Aesthetik" einher. Bis zum Jahre 1848 waren die beiden ersten Bände vollendet. Von 1851 an begann die Fortsetzung, die Lehre von den Künsten, in kleineren Absätzen zu erscheinen; das Werk wuchs dem Verfasser unter der Hand über die ursprünglich gesteckten Grenzen hinaus. Und mehr und mehr bedrückte ihn der Formalismus der Anlage, den er jetzt doch nicht mehr ändern konnte.

Vischer stand in diesen Jahren auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit. Jetzt endlich schien eine dauernde und höchst erfolgreiche Thätigkeit an der Hochschule gesichert. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten und zogen von weither Zuhörer an. Den Saal füllten Angehörige aller Facultäten; in ihnen wußte Vischer, inmitten der gesteigerten Anforderungen der Fachstudien, das Bedürfniß einer freieren Geistespflege zu wecken und zu befriedigen. Und in diesem Berufe setzte er seine ganze Kraft ein. „Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor Allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufs, wonach man zu blicken hat." Das Wort ist von ihm selbst, und es kennzeichnet ihn, der mit außerordentlicher Anhänglichkeit und Strenge gegen sich selbst seines Lehramtes waltete. „Keine Pflanzschule müßiger Schön-

geisterei war es, die er hegte;" — so wurde ihm in einer öffentlichen Stimme aus Tübingen bezeugt, als er die Hochschule verließ — „wie seine Liebe zur Kunst im Grunde einer Weltbetrachtung wurzelt, der die ästhetischen Interessen nur im engsten Verbande mit den sittlichen Mächten gelten; so hat er auch innerhalb seines Lehrberufes nie anderes als in dem hohen Sinne dieses unverbrüchlichen Zusammenhanges das Gefühl des Schönen fördern und begünstigen wollen." In diesem Sinne hat eine Folge von Geschlechtern Fülle von Anregung im weiten Reiche der Formen durch ihn empfangen, Ahnung der Grundgesetze des Schönen in Natur und Kunst, Verständniß der großen Dichtungen unseres und fremder Völker. Wer ihn nicht auf dem Katheder hat stehen sehen und reden hören, der kennt ihn nur zur Hälfte. Die aber zu seinen Füßen gesessen, denen wird auch der Genuß seiner Schriften erhöht: die ganze Persönlichkeit wird ihnen gegenwärtig durch die Erinnerung an das gesprochene Wort.

Warum er trotz dieses schönen Wirkungskreises die Hochschule verließ? Seine alten Gegner waren nicht unthätig geblieben. In dem Dunstkreis der damaligen politisch-kirchlichen Reaction sammelte sich in der Stille eine Fülle von Haß gegen Vischer und seine Freunde auf, die sich im Jahre 1854 in einem Roman entladen sollte. In der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg erschien unter dem Titel: „Eritis sicut Deus" ein gehässiges Zerrbild der damaligen Tübinger Gesellschaft, worin den erkennbar gezeichneten Persönlichkeiten die zweideutigsten Gesinnungen und Handlungen angedichtet waren; Vischer stand im Mittelpunkt der Erzählung. Der Roman erschien ohne Namen. Verfaßt war er von einer Dame, die sich später rühmte, zu der Veröffentlichung des Buches durch einen ausdrücklichen Auftrag vom Auferstandenen selbst berufen worden zu sein [1]). Auch die heimlichen Angebereien und Aufpassereien dauerten fort, und unter diesen Umständen erschien der Ruf, der im Jahre 1855 an das Polytechnicum und die Hochschule in Zürich kam, wie ein Wink zur Befreiung. Dennoch zögerte Vischer, ihm zu folgen. Er erbat sich eine Audienz bei dem damaligen Minister, Freiherrn von Wächter-Spittler. Dieser versicherte ihm zwar, daß ihm neuerdings von Insinuationen nichts bekannt sei; aber es gelang dem Minister nicht, Vischers Argwohn zu beseitigen. Vischer war von ungemeiner Empfindlichkeit in Sachen der persönlichen Ehre, und die früheren Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht. Kurz, er gewann aus der Audienz den Eindruck, daß er noch immer des Schutzes gegen seine Gegner entbehre, und entschloß sich Tübingen zu verlassen. Allerdings kam noch ein persönlicher Grund hinzu, welcher für die Annahme des Rufs in die Wagschale fiel. Das Eheglück war nicht von Dauer gewesen. Nach langem inneren Kampf entschloß sich Vischer, das Verhältniß zu lösen. Zugleich mit dem Abgange nach Zürich trennten sich die Gatten. Und sie blieben getrennt.

„In Schweizerluft eine Zeit als thätiger Mann gelebt zu haben: noch kein Deutscher von gesundem Geistesnerv hat es bereut." Als akademischer Lehrer hat Vischer auch in Zürich einen erfolgreichen Wirkungskreis gefunden.

---

[1]) C. Mezger, die Verfasserin von „Eritis sicut deus". Im Neuen Reich. 1876. Bd. II, S. 1026 ff.

Die Studenten waren dankbar und anhänglich[1]). Und an Tagen, da ihm eine öffentliche Festrede übertragen war, wie am Schiller- und am Uhlandtage (1859 und 1863), empfand ganz Zürich, was es an dem unvergleichlichen Meister der Rede besaß. Neue Bande der Freundschaft wurden geschlossen, mit akademischen Collegen sowohl als mit Schweizern, so mit dem Dichter Gottfried Keller. Die Natur des Landes, das bewegte freiere Leben der Limmatstadt, die neben Tübingen eine Großstadt erschien, die kräftige, derbe, ungebrochene Art des Schweizervolks, das Alles hatte für Vischer etwas Anziehendes. Dennoch ist er zu freiem Behagen gerade in dieser Zeit am wenigsten gekommen. Jetzt hatte er sich wieder in einer Junggesellenwirthschaft einzurichten — der Sohn war schwäbischen Familien und Bildungsanstalten anvertraut —, und in den Dingen des täglichen Lebens empfand Vischer jede Störung, jeden kleinen Mißstand aufs schwerste. So war seine Natur, daß er das alltäglich Lästige, Ungereimte nicht einfach von sich abschütteln konnte. Man weiß, wie sein „Auch Einer" vom Object geplagt und mißhandelt wird — „Prometheus im Kleinen, nicht vom Geier, sondern von Spatzen zerhackt." Lebensart, Kost, Wohnung, das Alles schuf tägliche Unlust, den Zugwind auf der Limmatbrücke nicht gerechnet, die alle Tage zu überschreiten war.

Da war selbst der Aufenthalt im oberen Stockwerke nicht im Stande, die volle Freiheit des Geistes herzustellen. Denn auch im Gebiete der höheren Anliegen gab es Mancherlei, das schwer auf Vischer drückte. Einmal die „Aesthetik". Das vierbändige Werk ist in Zürich vollendet worden. Der Schlußband erschien im Jahre 1857. Für die Musik war Karl Köstlin in Tübingen eingetreten; Vischer pflegte zu sagen, daß er im Gegensatz zu Freund Strauß bloß auf das Auge organisirt sei. Doch das Selbstvertrauen, mit dem die Arbeit begonnen war in der Blüthezeit des Neuhegelthums, war schon längst ins Wanken gekommen. So oft Vischer über Aesthetik las, wurde die Handschrift, die er seinen Vorträgen zu Grunde legte, umgearbeitet. Jetzt, nach Vollendung des Werkes, schien es einer gründlichen Durchsicht bedürftig. Gegner waren erstanden, die eine Antwort erheischten. Schlimmer war, daß Vischer selbst über gewisse Hauptbegriffe der Aesthetik unsicher wurde, selbst die Grundlagen seines Aufbaues zu verrücken geneigt war. Als eine neue Auflage begehrt wurde, verweigerte es der Verfasser: so durfte das Werk nicht von Neuem gedruckt werden. Also gänzliches Umschaffen und Umschreiben! Der Plan dazu hat Vischer wirklich bis in die letzten Jahre beschäftigt, zur Ausführung hat er ihn nicht gebracht; wohl aber hat er in der längeren Abhandlung: „Kritik meiner Aesthetik" theils mit den Gegnern sich auseinandergesetzt, insbesondere den Aesthetikern des Theismus und des Formalismus, theils die ästhetischen Grundbegriffe einer erneuten Untersuchung unterzogen. Er war jetzt der Ansicht, daß die Wissenschaft vom Schönen noch in den Anfängen sei.

---

[1]) „Die zweihundert oder dreihundert Augen, die nach mir sehen, beleben mich; die theilweise sehr große Schwierigkeit des Gegenstandes fordert die ungetheilteste Anspannung, und jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt." (Günthert, Fr. Th. Vischer, S. 44.)

Sodann aber die Politik. Während Vischer in der Schweiz sich befand, ging im Vaterlande die große Bewegung vor sich, welche ihren vorläufigen Abschluß auf den Schlachtfeldern Schleswigs und Böhmens fand. Der italienische Krieg, die Bildung des Nationalvereins, Kleindeutsch und Großdeutsch, dann, alle Hoffnungen beflügelnd, der deutsch-dänische Streit, der endlich zum entscheidenden Streit zwischen den beiden Großmächten wurde — das Alles hat Vischer mit leidenschaftlicher Theilnahme verfolgt, mit heißer Hoffnung, aber noch mehr mit Zorn und Grimm. Denn die Dinge verliefen nicht nach dem Kopfe des warmblütigen Großdeutschen. Daß er Zuschauer aus der Ferne war, steigerte die Ungeduld und den brennenden Eifer. Doch er konnte nicht bloßer Zuschauer sein. Er warf je und je sein blitzendes Wort dazwischen. Er schrieb Briefe an die Freunde in der Heimath, schrieb beredte Mahnworte in die „Allgemeine Zeitung" und in den „Schwäbischen Merkur", und noch heute sind die zornathmenden Aufsätze in den „Kritischen Gängen": „Eine Reise" (bald nach dem Krieg von 1859 nach Oesterreich und Italien unternommen), „Ein Schützengang", an das von ihm besuchte Frankfurter Fest von 1862 anknüpfend, und „Ein Gang am Strande", die Frucht eines Besuchs auf Sylt im Jahre 1865, bleibende Denkmäler seines damaligen politischen Empfindens. Empfindens muß man sagen, nicht politischen Urtheils. Denn hier ist Alles Erguß einer übervollen Seele, Aufwallung von Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl, Scham und sittlicher Entrüstung — nur Eines, was Vischer die Staatsraison nennt, hält er sich ausdrücklich vom Leibe, damit will er nichts zu thun haben. So aus der Erregung des Augenblicks heraus kommt, was er schreibt, daß er, sobald es gedruckt ist, selber inne wird, es passe schon nicht mehr zur heutigen Lage, und daß er eine Broschüre zurückbehält, weil sie, während sie niedergeschrieben wird, bereits von den Ereignissen überholt ist.

Eine Art Heimweh überkommt ihn. Er fühlt sich fremd im fremden Lande. Unter den Schweizern kann er nicht auf dieselbe Theilnahme für die Geschicke Deutschlands rechnen. Aber noch tiefer schmerzt es ihn, wenn er unter den Landsleuten, die in der Schweiz leben, Mangel an Vaterlandsstolz findet, wenn er gar sieht, wie sie ehrlos vor den Schweizern sich wegwerfen, auf ihr Vaterland schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, „so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt"; eine Erfahrung, die er in Zürich nur zu oft machte. Einmal war er in eine Gesellschaft geladen, zugleich mit Richard Wagner. „Wagner," so hat er selbst später Eduard Hanslick erzählt, „überfloß von Beredtsamkeit über alles Mögliche; gegen Ende des Essens begann er stark auf die Deutschen zu schimpfen und nannte sie eine niederträchtige Nation. Da stieg mir der Zorn zu Kopf. Niederträchtig, rief ich, finde ich es nur, wenn ein Deutscher im Auslande seine eigene Nation herabsetzt. Es entstand eine verlegene Stille; ich nahm meinen Hut und ging fort." Vischer und Richard Wagner waren auch ästhetische Gegner. Jener hat zwar schon im Jahre 1844 die Nibelungensage als Text zu einer großen Oper empfohlen. Aber daß die Theorie von der Verbindung sämmtlicher Künste im Theater mit der Kunstlehre Vischer's in völligem Widerspruch stand, weiß man aus der Aesthetik.

In der Heimath hatte man Vischer nicht vergessen. An dem Cultusminister Golther besaß er einen Verehrer, der nichts mehr als seine Rückberufung wünschte. Die Schwierigkeit war aber die, daß der Lehrstuhl in Tübingen besetzt war, und daß Vischer vor der kleinen engen Landstadt ein wahres Grauen hatte. Nach Stuttgart, in die Landeshauptstadt mit ihren größeren Verhältnissen, dem mannigfaltigeren Bildungs- und Gesellschaftsleben, wäre Vischer gerne gekommen. Aber da galt es erst eine Stelle für ihn zu finden. In dieser Zeit bildete sich bei ihm die Ueberzeugung aus, daß die Verlegung der Hochschule nach der Hauptstadt, die Vereinigung der höheren Lehranstalten und damit die Begründung eines größeren geistigen Mittelpunktes in Süddeutschland ein Ziel wäre „aufs Innigste zu wünschen". Seitdem hat er nicht aufgehört, diesen Gedanken zu hegen und zu begründen, öffentlich wie in Denkschriften an die Regierung; doch ohne Aussicht auf Erfolg, wie er sich zuletzt selbst sagte. Indessen wurde seit dem Jahre 1864 seine Rückberufung erwogen, und es zeigte sich bald, daß jene Partei, die sich Vischer so sehr verfeindet hatte, kein Hinderniß war: die neue Zeit hatte die Fehden der vorigen Jahre fast vergessen. Die Stelle für Kunstgeschichte am Stuttgarter Polytechnicum kam in Wurf, einmal lockte auch Karlsruhe; doch sagte sich Vischer selbst, daß nicht Kunstgeschichte, sondern Aesthetik und deutsche Literatur seine eigentlichen Fächer seien. Im Frühjahr 1866 kam dann doch die Berufung nach Tübingen zu Stande, und zwar in einer Weise, daß Vischer darin die endliche ehrenvolle Genugthuung für erlittenes Unrecht erblicken durfte. Er kehrte an die alte Tübinger Stelle zurück, aber zugleich war ausbedungen, daß er je in der zweiten Woche Vorträge am Polytechnicum in Stuttgart halten solle. Im Herbst jenes Jahres vollzog er seine Uebersiedlung.

Also abwechselnd in Tübingen und in Stuttgart. Das ging, wie er bald spürte, nicht auf die Länge. Bei dieser Zerstückelung der Zeit fehlte es an jeder Sammlung. Das mußte anders werden, und bereitwillig kam die Regierung seinen Wünschen entgegen. Im Herbst 1867 wurde ausgemacht, daß Vischer von nun an im Winter in Stuttgart, im Sommer in Tübingen lesen solle. Bald aber gab ein Ruf an das Polytechnicum in München die Veranlassung, daß noch gründlicher geholfen wurde. Diese Berufung kostete übrigens Vischer einen schweren inneren Kampf. Er bat sich eine längere Bedenkzeit aus. In der gründlich dialektischen Weise, die er auch auf die Dinge des wirklichen Lebens anwandte, stellte er damals die Gründe für und wider vor sich auf, ließ sie gegeneinander spielen, und lange schienen sie sich die Wage zu halten, bis er endlich für das Bleiben sich entschloß, und zwar sollte er nunmehr ganz dem Stuttgarter Polytechnicum angehören. Er verzichtete damit auf einen größeren Wirkungskreis, aber er war ein Schwabe, dem es doch zuletzt nur unter Schwaben und in der schwäbischen Geselligkeit behaglich war. Am 15. December 1867 hielt der Heimgekehrte im Stuttgarter Königsbau einen Vortrag über Goethe's Iphigenie, in dessen Eingang er ebenso schön als ungesucht seine Rückkehr mit dem Griechenheimweh verknüpfte, die das Goethe'sche Gedicht durchdringt. Ob in dem Wort an Eduard Zeller: „Nicht Jedem wird es zu Theil, daß ihn sein Lebensweg so klar zu höherem und höherem Ziele führt," nicht doch ein leiser Seufzer durchklingt? Das Polytechnicum war keine Universität. Immerhin waren die Vor-

träge in Stuttgart nicht bloß von Studirenden, sondern auch von reiferen Männern und Frauen besucht; er durfte auf die verständnißvolle Theilnahme der dortigen gebildeten Welt rechnen. In jedem Falle hat die endliche Entscheidung wohlthätig, befreiend auf sein Gemüth gewirkt, und der Sechzigjährige hatte genug Jugendfeuer sich bewahrt, um jetzt an der Schwelle des Alters ein neues Leben zu beginnen, in jedem Sinne gereifter, doch gleichzeitig noch überraschend reich an literarischen Früchten. Denn der feste Boden, den er mit der Rückkehr in die Heimath fand, hat ihm die Schaffensfreude mächtig erhöht und in nachhaltigem Fluß erhalten.

VI.

Vischers Schriften gehören theils der Wissenschaft an, theils sind es Erfindungen der Einbildungskraft. Diese Gebiete sind aber nicht streng abgegrenzt; die beiden Kräfte, die des Denkens und der Phantasie, sind stets zusammen in Thätigkeit: ihre Mischung bildet die Eigenthümlichkeit der Schöpfungen Vischer's und deren besonderen Reiz. Er selbst hat das Gleichmaß beider Kräfte zugleich als Hemmung empfinden müssen; jede schien der anderen Raum wegzunehmen, ihr im Wege zu stehen. Daß er ein „Getheilter“ geworden ist, ein halbes Glück in der Kunst, ein halbes in der Wissenschaft gefunden hat, das spricht er selbst in jenen Strophen an das Ahnenbild Peter Vischer's aus. Gleichwohl erfreuen wir uns an den Früchten dieser Mischung, als ob sie nicht anders hätten wachsen können; sie haben etwas Ueberzeugendes, eine innere Nothwendigkeit. Das macht: sie alle sind Abbilder seiner Persönlichkeit.

Vischer's Aufsätze sind in vier Sammlungen erschienen: „Kritische Gänge“, 1844, „Neue Folge“ derselben, 1860—1873; „Altes und Neues“ 1881—1882. „Neue Folge“ 1889. Der Umkreis, in welchem sie sich bewegen, ist weit: ästhetische Fragen, Kunst und Literatur, Sitten- und Zeitgeschichtliches. Sie alle tragen das Gepräge ernster Denkarbeit, der Forschung. Auch in die Behandlung rein literarischer Vorwürfe bringt Vischer ein philosophisches Element. Er ist ein Meister in literarischen Porträts, aber er leistet dabei immer noch ein Uebriges: es muß auch für die Wissenschaft ein Gewinn abfallen, sei es, daß Stilgesetze erörtert, ästhetische Grundbegriffe aufgehellt oder Blicke in die geheimnißvolle Werkstätte bewußter und unbewußter Geisteskräfte eröffnet werden. Eingehend begründet er das Recht der ästhetisch-philosophischen Kritik in seinem ersten Aufsatz über Goethes Faust oder vielmehr über Faustliteratur (1839): es gilt das poetische Kunstwerk — und zwar hier ein Gedicht von unendlicher Perspective — nachträglich in das philosophische Bewußtsein zu erheben, das poetisch Geahnte in gedachte Begriffe zu fassen, den Proceß des Dichtens nachzudenken, aber den Ideengehalt abzulösen von der Form, in welche der Dichter ihn gegossen. Damals kehrte sich dieser Standpunkt vornehmlich gegen die bloß philosophischen Commentare, später gegen die bloß philologische Behandlung. Schon damals erörterte er, anknüpfend an den ihm gänzlich widerstrebenden zweiten Theil des Gedichts, die Begriffe des Mythischen, Symbolischen, Allegorischen, und er hat diese Untersuchungen, wie die metaphysischen Probleme, welche der Prolog aufgibt, immer von Neuem aufgenommen und vertieft, bis er in dem Buche: „Goethes Faust, neue Beiträge

zur Kritik des Gedichts" (1875) den zusammenhängenden Versuch machte, den im Faust „von Geisterhand wohlgewickelten Knäuel von Gedankenfäden abzurollen." Doch auch eigentlich philosophischen Untersuchungen wendet er sich gerne zu. Er verzichtet auf systematische Darstellung — weiß er doch, daß die Philosophie überhaupt sich bescheiden muß, „einzelne Blicke ins Centrum zu thun;" doch eben dieses Eindringen ins Centrum unternimmt er von den verschiedensten Punkten aus, meist angeregt durch einzelne Erscheinungen der Bücherwelt, so Volkelt's „Traumphantasie" und die Schriften K. Ch. Planck's, auf dessen Bedeutung Vischer wiederholt die Zeitgenossen aufmerksam gemacht hat. An keiner Schwierigkeit geht er vorbei, vielmehr das Schwerste sucht er sich gerade heraus. Niemals ist er auf breitgetretenen Pfaden zu finden; er bahnt sich seinen Weg selber, am liebsten durch das dichteste Dickicht. Da ist es eine Arbeit, aber auch eine Lust, ihm zu folgen, wenn er in die dunkle Einheit von Geist und Natur hineinleuchtet und dem Monismus der Materialisten das angemaßte Recht abstreitet, wenn er das Wesen des Traums untersucht und dabei gleichfalls auf das Grundproblem der Spaltung des Ewigen in Geist und Natur stößt, wenn er dem Pessimismus die scheinphilosophische Grundlage wegzieht. Das Alles ist von einer tiefgründigen Denkkraft heraufgeholt, aber zugleich anschaulich vor das innere Auge gestellt. Denn immer steht die Phantasie ihrer Schwester zur Seite und legt ihr das glänzende Gewand um: eine Sprache, welche so eigenwüchsig wie der Gedanke, zugleich mit ihm geboren, die überzeugende Deutlichkeit des Bildes hinzufügt.

Andere dieser Abhandlungen knüpfen an persönliche Erlebnisse an, an Reiseeindrücke, oder sind durch Zeitfragen hervorgerufen. Zu prächtigen Bildern hat Vischer wiederholt das Meer begeistert. Er führt den Leser durch die neuen Malerwerkstätten in München und Wien; er schildert die Volksart fremder Länder und geißelt die Schwächen des eigenen. Der warme Thierfreund kehrt sich strafend gegen die Mißhandlung von Pferden und Hunden; der Aesthetiker thut voll Zornes einen Gang mit den Verkehrtheiten und Unsitten der Kleidermode; sittliche Empörung richtet sich ein anderes Mal gegen die Fälschungen in Handel und Wandel oder gegen den Gründerschwindel, und zuletzt gewahren wir hinter all diesen Aeußerungen das ernste Antlitz des Vaterlandsfreundes, der mit leidenschaftlichem Antheil Wohl und Wehe seines Volkes auf dem Herzen trägt. Vischer war rasch entzündet von dem, was der Tag Aufregendes brachte, und wo ihm Wichtiges auf dem Spiel zu sein schien, trieb es ihn, mit dem Ausdruck seiner Meinung rasch dazwischenzutreten, „in die Stunde der horchenden Spannung sein Wort hineinzuwerfen." Solche Beiträge zur Tagesliteratur führten stets eine beredte stählerne Sprache, hatten immer Hand und Fuß. Vischer ist als Politiker lange in der Irre gegangen; der heutige Leser hat Mühe, sich in seinen patriotischen Ergüssen zurechtzufinden; aber es sind Selbstbekenntnisse eines von den Parteien unabhängigen ehrlichen Schwabenherzens, von schonungsloser Wahrhaftigkeit, schonungslos auch gegen sich selbst. Die Politik zuckt ihm in dem Herzen, bohrt ihm im Gehirn. Dem Dialektiker ist es Bedürfniß, in die Dialektik des Weltganges einzudringen, und er ruht nicht, bis er einen Ausgleich gefunden hat zwischen dem Sturm heißblütiger Gefühle und dem ehernen Spruch der

Geschichte. Ein günstiges Zusammentreffen war es, daß zugleich mit seiner Rückkehr ins Vaterland die preußischen Thaten Klarheit zu schaffen begannen. Seine großdeutsche Ueberzeugung hat zuerst das Jahr 1866 erschüttert. Noch blieb er dabei, daß Preußens Politik vom Standpunkte des Rechtes verwerflich sei; aber daß auf seiner Stärke allein das Heil Deutschlands beruhe, war er jetzt bereit mit widerstrebendem Herzen zuzugestehen. Diese Wendung bezeichnen die „Epigramme aus Baden-Baden“ (1867).

Steu're nur hin, mein Schiff, ins preußische Wasser! Es gibt ja
Nicht auf der weiten Welt irgend noch anderen Schutz.
Nur der Stärke vertraun wir uns an, was zu euch uns
Zögernde führt, das ist einzig die eiserne Noth.

Völlig ausgesöhnt mit dem Weltlaufe hat ihn das Jahr 1870. Jetzt war es doch der große Krieg gegen den Erbfeind, von dem er seit 1859 die Neugeburt des Vaterlandes erhofft hatte, und in dem er jetzt zugleich die Sühne für die im letzten Jahrzehnte aufgehäufte Schuld erblickte. Mit zündenden Worten betrat er am 20. Juli, nachdem der Krieg erklärt war, das Katheder. Der ungerechte Krieg, rief er seinen Zuhörern zu, soll jetzt durch einen gerechten, der Bruderkrieg durch einen Nationalkrieg, der unheilige Krieg durch einen heiligen gesühnt werden. Denselben Gedanken hat er später in dem Sendschreiben an L. Speidel ausgeführt: „Schuld bleibt Schuld, aber im Völkerleben kann sie zu einer Quelle unermeßlichen Segens werden.“ Auf diese Weise findet er sich in das Geschehene, vereinigt er seine frühere und seine jetzige Ueberzeugung. Man sieht, der ästhetische Gesichtspunkt ist ihm der durchschlagende. In dem Gange der deutschen Dinge erblickt er eine Art antiken Dramas, wo jeder der Handelnden seine Schuld hat, jede Schuld ihre Sühne verlangt und zuletzt ein gewaltiges Schicksal alle Sterblichen zur Unterwerfung zwingt. Selbstquälerische Bedenken bleiben auch jetzt nicht aus; aber er ist entschlossen, sie niederzukämpfen, um „hoch im Geist zu genießen, was Niemand mehr ungeschehen machen kann: diese Siege, diese reine und große, diese antik schöne Erhebung der Nation, — Alle nur ein Sinn, die Einen kämpfend, die Anderen opfernd, pflegend, heilend“ [1]). So sehr ergriff ihn die große Stunde, daß der Dreiundsechzigjährige, als das württembergische Kriegsministerium ein freiwilliges Jägercorps ausrüstete, einen Augenblick ernstlich daran dachte, die Büchse von der Wand zu nehmen und selbst mit in den Krieg zu ziehen. Er hatte wenigstens die Freude, seinen Sohn als Reitersmann im Felde zu wissen, und im Frühjahr 1871 machte er sich selber auf, um ihn und die Schlachtfelder zu besuchen. Die Wendung der deutschen Geschicke machte ihm sogar Muth, es noch einmal im öffentlichen Leben zu versuchen. Als zu Ende des Jahres 1870 ein neuer württembergischer Landtag gewählt wurde, um über den Anschluß des Landes an das deutsche Reich zu beschließen, ließ Vischer sich bestimmen, als Candidat der nationalen Partei im Bezirk Vaihingen aufzutreten, konnte aber gegen seinen Gegner, einen verbissenen Demokraten, nicht durchdringen. Freimüthig gestand er jetzt, daß er sein politisches Denken corrigirt, aus Irrsal die Vernunft gerettet, von der Donquixoten-Zunft sich getrennt habe. Und nichts

[1]) Günthert, Fr. Th. Vischer, S. 168.

beweist schlagender, daß er jene inneren Kämpfe aufs Glücklichste überwunden hatte, als die Stimmung, in welcher er das komische Heldengedicht: „Der deutsche Krieg" (1873) dichtete. Er kehrte darin zu jenem Volkstone zurück, dem der alte Schartenmeyer seine erste Berühmtheit verdankte, aber er erhob ihn auf eine höhere Stufe. Aus der Sprache des „Moritatenliedes" macht er eine bewußte Kunstform: er tritt auf gleichsam als der ideale Bänkelsänger; absichtlich taucht er in eine untergeordnete Bildungssphäre hinab, um aus der Seele des Volkes heraus das Epos unserer Tage zu singen. Die große Zeit verliert dadurch nichts von ihrer Größe, daß der Dichter sie im einfachen, harmlosen Philisterverstande sich reflectiren läßt. Im Gegentheil, der komisch wirkende Gegensatz besteht eben darin, daß der große Inhalt weit übergreift über das bescheidene mangelhafte Gefäß, das redlich sich abmüht, jenen Inhalt zu fassen. Durch den Zusatz eines schwäbischen Localtons ist die Charakteristik des Sängers noch geschärft. So erscheint er als Individuum und zugleich als typische Figur: es ist die ehrliche Philisterseele, die sich anstrengt, die gewaltigen Ereignisse des Völkerkriegs in ihre Sprache zu übersetzen, die mit rührender Anspruchslosigkeit in ihrem Gedankenkreis verharrend das mächtig hereinbrechende Schicksal unverzagt sich zurechtlegt, in die Kategorien ihres hausbackenen Verstandes bringt, den Maßstab ihrer kleinbürgerlichen Moral und ihres unschuldvollen Humanitätsideals daranlegt; sie ist zugleich die ehrliche Volksseele, und aus ihr spricht nicht nur ein mit komischer Würde sich aufrichtendes Selbstgefühl, sondern auch edle Trauer und bitterer Zorn über ein Geschlecht, dem die sittliche Kraft versagt blieb, sich zur Größe seiner Geschicke zu erheben.

VII.

Mit den Jahren pflegt sich der Wunsch einzustellen, die Summe eines erfolgreichen Lebens zu ziehen. Vischer thut es durch die Sammlung der kleinen Schriften, durch die Aufzeichnung seines Lebensganges, vor Allem aber durch die künstlerische Ausgestaltung seiner Gedankenwelt. Mit dem Alter regte sich der aufgesparte dichterische Trieb stärker denn zuvor. Jedesmal eine Ueberraschung, folgte jetzt noch eine Reihe von Werken der Einbildungskraft. Es war, als ob die abgeklärte Reife der Gedanken nur in der künstlerischen Form den angemessenen Ausdruck finden könnte. Diese dichterischen Selbstbekenntnisse sind zum Theil knorrige krummgewachsene Gebilde, aber vollsaftig, im Innersten kerngesund. Als die reifen Früchte des Herbstes folgen sich: „Auch Einer, eine Reisebekanntschaft" (1879), die Sammlung der Gedichte unter dem Titel: „Lyrische Gänge" (1882), die zweite Bearbeitung von „Faust, der Tragödie dritter Theil" (1886), dazwischen das anspruchslose Lustspiel: „Nicht Ia" (1884), ein drolliges schwäbisches Sittenbild, endlich als letzte Gabe im Frühjahr 1887 das schöne „Festspiel", das zu Uhland's hundertstem Geburtstage auf dem Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde, eine Dichtung, der nicht anzumerken war, daß sie von einem Achtzigjährigen herrührte.

Die „Lyrischen Gänge" führen echtes lyrisches Gold. Drang und Pein der Jugend, Scherz und Satire, idyllisches traumspinnendes Behagen, Bilder aus großer südlicher Natur, Erinnerung des einsam zurückgebliebenen Alten an die

einstigen Jugendfreunde, gereiste Spruchweisheit — alle diese Töne weiß der Dichter anzuschlagen. Mit Recht durfte er in den Eingangsversen sagen:

Laß mich vertrauen,
Daß mir das Auge
Träumend zu schauen
Immer noch tauge.

„Träumend zu schauen", das ist der zutreffende Ausdruck für die Kraft seiner Phantasie, ein Bild vor das innere Auge zu stellen. Doch das eigenste Gepräge tragen jene Dichtungen, bei denen der aus philosophischen Klüften heraufleuchtende Humor zu Gevatter gestanden hat. Sucht man den Faden, der die bunte, Bizarres und Wunderliches nicht ausschließende Sammlung verbindet, so stößt man auf eine dichterische Persönlichkeit, welche durch die größten Gegensätze wirkt und anzieht, jetzt den Flug zum Hohen nimmt, im nächsten Augenblick im Elemente des Närrischen sich bewegt, grübelnd die Tiefen des menschlichen Lebens durchmißt und gleichwohl einen echten Schatz poetischen Empfindens sich bewahrt, die von den schreienden Mißklängen des Weltganzen im Innersten bewegt ist, doch aus dem Zwiespalt sich befreit durch einen Humor, in welchem die volle Hingabe an die objectiven Ordnungen des Geistes in Kunst, Staat und Sitte durchscheint. Vielleicht spiegelt die Ganzheit dieser Dichternatur keines der Stücke treuer wider, als das Heldengedicht „Ischias", das voll drolliger, launiger Erfindung, tiefer und tiefer in den Ernst hineingeräth und zuletzt in der Beichte, welche die Natur, als ein derbes, dämonisches Weib vorgestellt, dem Dichter abnimmt, zu einer ergreifenden Großartigkeit sich steigert.

Goethe's Faust, der den philosophischen Kritiker von der Jugend bis ins Alter so viel beschäftigte, hat wiederholt auch seine dichterische und satirische Ader angeregt. Im Jahre 1861 veröffentlichte Vischer einen Plan des zweiten Theils, wie er nach seiner Meinung aus der Anlage des ersten Theils folgerecht hervorgehen sollte. Dieser Plan: Faust als politischer Held im Bauernkrieg, als Vorkämpfer für die Freiheit an der Spitze des Volkes, ist von ihm zwar eingehend begründet, aber selbstverständlich nicht dichterisch ausgeführt worden. Dagegen reizte der zweite Theil des Faust den Satiriker zu einer Art Parodie, worin nicht bloß die Schwächen des „Goethe'schen Altersproducts", sondern ebenso dessen Bewunderer und Ausleger getroffen werden, und zwar sowohl die Exacten, welche die Knöpfe an Goethes Rock zählen, als die Uebergeistigen, welche ihren Witz anstrengen, der allegorischen Räthsel philosophischen Sinn zu ergründen. Die erste kürzere Bearbeitung (1882) war als ein harmloser Schwank gemeint, der seine Berechtigung aus dem tieferen Motive schöpfte: „Ich wollte von dem greisenhaften Dichter an den ursprünglichen und gesunden appelliren. Ich wollte Goethe von Goethe retten." In der zweiten Bearbeitung aber (1886) sind die Fäden noch verwickelter in einander gewoben. Aus der literarischen Posse ist zugleich ein satirisches Zeitgedicht geworden. In anderer Weise macht jetzt Vischer mit seiner alten Forderung Ernst, daß Faust auf das weltgeschichtliche Theater gebracht werden müßte. Der Held wird zur Verkörperung des deutschen Volkes, das, von Napoleon III. herausgefordert, um seine nationale Existenz, und durch jesuitische Umgarnung bedroht, um seine geistige Freiheit kämpft. Die Schatten

Luther's und Lessing's helfen Faust diesen Kampf siegreich bestehen. Der ursprünglich leichte Scherz ist jetzt wohl allzulang hinausgezogen; die vielerlei Motive beschweren ihn mit absichtsvollem Ernst; die komischen Scenen sind zum Theil mühsam, erzwungen. Immerhin ist genug echter Witz in der Handlung wie in den ungeheuerlichen Reimspielen, um lachen zu machen und auch diejenigen zum Mitlachen zu zwingen, die sowohl über den zweiten Theil des Faust als über den Werth der Goethe-Philologie die starke Empfindung des Satirikers nicht theilen. Ganz aber muß sie das Nachspiel versöhnen, in welchem der Dichter für seinen Frevel an Goethe sich schuldig bekennt und eine Art Selbstbeichte in einer schwungvollen Anrede an den alten Herrn selbst gipfeln läßt: eine Scene, voll hoher und hinreißender Schönheiten, in denen der Quell echter Dichtung so hell als prächtig dahinströmt.

Vischer hat es nicht gelten lassen wollen, daß er im „Auch Einer" sich selbst, sein Alter Ego abgeschildert habe. Doch gesteht er zugleich, daß das Bild des sonderbaren Kauzes lange vorbereitet in seinen Gedankengängen war. Alle seine Dichtungen könnten ebenso gut wie die Pfahldorfgeschichte hinterlassene Werke des Albert Einhart sein. Diesen „schiefgewickelten Menschen" hat der Dichter wie mit seinen Schrullen und Einfällen so mit seinen tiefsten Empfindungen und reifsten Gedanken ausgestattet. Eine edle Natur, die mit einer unglückseligen Empfindlichkeit für die kleinen Leiden und Tücken des Erdenlebens behaftet ist, schutzlos gegen die Unbilden, die dem Arglosesten unversehens aus jedem Winkel drohen. Er weiß, daß die tückischen Dämonen es ganz besonders auf ihn abgesehen haben; mit grausamer Lust wühlt er in den Tiefen seiner Leiden, steigert sich in seiner Wuth über sie zu aberwitzigen Ausbrüchen, bildet sich eine förmliche Mythologie aus den ihm auflauernden Kobolden. Doch dieses Phantasiespiel ist schon der Anfang der Selbstbefreiung. Der fein angelegte und so grob ausfahrende Mann, den wir zuerst abwechselnd bedauerten und lächerlich, ja abstoßend fanden, gewinnt allmälig unsere Theilnahme: der Unglückliche empfindet die Widersprüche des Lebens deshalb so tief, weil das Gefühl der Zweckmäßigkeit in ihm von ungewöhnlicher Schärfe ist. Ihn empört der Widerstand der unbotmäßigen todten Dinge; unerträglich ist ihm, daß der Kampf mit dem Kleinen beständig den Kampf um das Große hemmt und durchkreuzt. In allen Lagen des Lebens, als Liebhaber, als Beamten, als Soldaten, als Mann des öffentlichen Lebens verfolgt ihn sein Unstern bis zu tragischen Katastrophen; aber wir gewinnen zugleich den Eindruck einer tüchtigen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, tapfer, pflichtbewußt, streng gegen sich, treu im Beruf. „Das Moralische versteht sich immer von selbst." Im oberen Stockwerk ist es bei ihm aufs Beste bestellt, wie grausam es auch die kleinen Geister im unteren auf ihn abgesehen haben. Vischer selbst hat den Vergleich mit Jean Paul nahe gelegt. Dieser hat in der That ähnliche Motive: das Durchscheinen einer höheren Idealwelt in der niederen Welt des Elends, des Zufalls und der kleinen Tücken. Aber bei Jean Paul geht es beständig auf und ab, abwechselnd vom Himmel zur Erde, vom Staub zu Seraphswonnen. Vischer hat Zwiespalt und Versöhnung in einer Persönlichkeit verkörpert, die, künstlerisch durchgeführt, Einheit und Haltung hat, und zugleich geistig bedeutend ausgestattet ist. Jean Pauls Ge-

mälde haben die sentimentale Weltanschauung zum Hintergrund; bei Vischer steht man auf dem Boden der Philosophie. Sein „Auch Einer" ist ein echter Dichter, aber zugleich ein echter Denker. Er ist ein unmittelbarer Abkömmling Jean Paul's, aber er ist bei Hegel in die Schule gegangen. Wir lernen ihn vollends kennen aus dem Tagebuch. Auch hier wieder der bunteste Inhalt: Sätze der Lebensweisheit wechseln mit schnurrigen Einfällen, groß empfundene Naturbilder, lyrische Ergüsse, die feinsten Kunsturtheile mit Strafreden und satirischen Ausfällen. Was aber der Verfasser über Vaterland, über Glauben und Wissen, über Lebenszweck und Weltordnung gedacht hat, das erscheint hier, nicht in geordneter Form auseinandergelegt, doch so, daß die Bruchstücke auf eine ausgereifte, aus den Tiefen geholte Weltanschauung zurückdeuten.

VIII.

Diese Weltanschauung hatte so zu sagen ihre letzte Durchsicht, ihre Feile erhalten, als Freund Strauß mit seinem Bekenntniß: „Der alte und der neue Glaube" hervortrat. Das Buch forderte die Zeitgenossen zum Urtheil über eine Weltansicht auf, welche zwischen Glauben und Wissen eine unausfüllbare Kluft aufriß und allen jenseitigen Stützpunkten entschlossen den Abschied gab. Vor Allen sahen sich die nächsten Freunde dazu aufgefordert. Denn Strauß hatte nicht bloß im eigenen Namen, sondern im Namen der „Wir" sein Bekenntniß aufgestellt. Und er war ungeduldig, das Urtheil der einstigen Kampfgenossen zu vernehmen. Als die Aufnahme des Buches seinen Erwartungen so wenig entsprach, war er tief verstimmt, aber er rechnete noch auf den Jugendfreund, der den Verfasser des „Lebens Jesu" vor mehr als dreißig Jahren in den „Halleschen Jahrbüchern" eingeführt, später dem Biographen Strauß eine so warm eingehende Studie gewidmet hatte. Wenn er nicht ihn zum Bundesgenossen gewann, auf wen konnte er sonst rechnen? Es war die schmerzlichste Enttäuschung für ihn, daß ihm auch diese Hoffnung versagte. Vischer ließ den Freund nicht darüber in Zweifel, daß, wenn er öffentlich über das Buch redete, er es nicht im Sinne unbedingter Heeresfolge zu thun vermöchte. Zwar dem polemischen, negativen Theil gab er seine zugetheilte Zustimmung. Jeden neuen Stoß, der gegen das Gebäude unserer Dogmen geführt wurde, war er bereit, als einen Schritt zum Heile zu begrüßen. Um so ernstere Bedenken hatte er gegen den Theil, der die monistische Weltansicht zu begründen suchte. Dem alten Hegelianer war es unmöglich, vor der materialistischen Naturforschung, wie Strauß gethan hatte, zu capituliren. Er hielt fest an der Philosophie des Geistes gegen einen Monismus, der die Grenzlinien zwischen Idealismus und Materialismus kunstvoll verwischte. Die Wirklichkeit der Idee war ihm unzweifelhaft; das Räthsel war ihm vielmehr das Diesseits. Wenn die Lehre Darwin's Wahrheit ist, so ist sie, sagte er sich, doch nur die Hälfte der Wahrheit: es ist unmöglich, über den Dualismus hinauszukommen, wenn nicht die Materie selbst in den dialectischen Proceß des Geistes aufgenommen wird. Entwicklung ist nicht denkbar ohne immanente Zweckmäßigkeit: die Natur ist die unbewußte Künstlerin, welcher ein Bild dessen, was entstehen soll, irgendwie vorschwebt, ehe es entsteht. Der

Geist, wie wir ihn am lichten Tage der Menschenwelt kennen, folgt aus dem, was Materie genannt wird; aber er könnte daraus nicht hervorgehen, wenn er nicht vorher darin wäre. Kurz, der Geist ist das Hysteron-Proteron der Materie. Der Stoff ist Maske des Geistes, nicht der Geist die Maske des Stoffes. Und die Religion, welche Strauß nur noch als pietätvolles Gefühl der Abhängigkeit vom Universum gelten läßt — auch das wollte Vischer nicht genügen. Es ist wenigstens eine andere Schattirung, eine andere Temperatur, wenn er sagt: „Religion ist das Thauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: sei gut! lebe, nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu, und wäre es im kleinsten Kreise!" Und selbst der Mythenglaube, den Strauß einfach beseitigt wissen will, für Vischer war er ebenso schön als häßlich, verderblicher Wahn und dennoch eine Nothwendigkeit: die Menge kann ewig das nicht entbehren, was Lessing zeitweilige Stützen der Religion nennt. Und von diesem Standpunkt konnte Vischer auch dem unbedingt verwerfenden Urtheil nicht beistimmen, das Strauß über die „Halben" gefällt hatte. Sind sie es doch, welche den Zusatz von Mythologie im Glauben stetig vermindern helfen. Selbst ein Ganzer, vertheidigt er die Tactik der Halben als willkommene und unentbehrliche Bundesgenossen. „Theilt man Alles in nur zwei Lager, so gehören wir in eines und dasselbe mit den Halben." — Dies Alles mußte zur Sprache kommen, wenn Vischer das Wort ergriff. Er setzte endlich die Feder an, aber die Rücksicht, die er auf Strauß nehmen wollte, hemmte den Fluß der Arbeit; sie rückte langsam vor, und der Kranke in Ludwigsburg wurde inzwischen kränker. Zuletzt verzichtete Vischer darauf, mit seiner Kritik vor die Oeffentlichkeit zu treten: es widerstrebte ihm, zu den vielen Angriffen gegen Strauß noch seine Bedenken zu fügen und den Gegnern damit Wasser auf ihre Mühle zu führen. Aber er entschloß sich, seine Gedanken dem alten Vor- und Mitstreiter selbst vorzulegen. Er schickte die Arbeit, ein Manuscript von achtzig Seiten, nach Ludwigsburg. Keine Antwort. Soll er selbst noch einmal den Todtkranken besuchen? Er entschließt sich endlich dazu. Als er aber nach dem Manuscript fragte, fragte, ob Strauß dasselbe gelesen habe, rief dieser, er sei fertig und lese nichts mehr über sein Buch, nahm die Handschrift und warf sie bei Seite. Vischer faßte sich soweit, daß er dem Freunde noch die Hand zum Abschied reichte. Der Auftritt hatte ihn aber so ergriffen, daß er nicht im Stande war, nach Stuttgart zurückzukehren. Er ging auf den Hohenasperg, zu seinem Freunde Major Wolff, dem damaligen Commandanten der Festung, und blieb dort drei Tage, um sich zu sammeln. Jene Handschrift ist von Vischer nicht veröffentlicht worden; das Wesentliche derselben wird aber in den später veröffentlichten Aufsätzen über das Straußische Buch und über Reuschle's „Philosophie und Naturwissenschaft", jener in den „Kritischen Gängen", dieser in „Altes und Neues", enthalten sein. Die entzweiten Freunde haben sich nicht wiedergesehen. Ein Jahrzehnt später aber, als der eine von ihnen längst hingegangen, war die gemeinschaftliche Vaterstadt der Schauplatz

eines versöhnenden Actes. Am 27. Januar 1884 wurde an Straußens Geburtshaus in Ludwigsburg eine Gedenktafel errichtet. Die Freunde wünschten dringend, daß Vischer die Gedächtnißrede dabei übernehme. Lange weigerte er sich. Die Wunde war noch nicht vernarbt. Ein Schatten schien sich zwischen ihn und den Entschluß zu stellen, ein Schatten mit Geistermienen, der den Redner abweisen wollte. Zuletzt überwand er sich doch und stellte, damit zugleich das eigene Gemüth befreiend, das geistige Bild des Freundes vor den Zuhörern auf, seine Hauptthat, die mythische Erklärung der biblischen Berichte, als die That eines Entdeckers feiernd.

IX.

So bedeutend Vischer's schriftstellerische Thätigkeit war, so hat er doch stets den Hauptnachdruck auf sein akademisches Amt gelegt. Noch über zwei Jahrzehnte hat er am Stuttgarter Polytechnicum wirken dürfen, und auch von dieser Zeit gilt es, daß er vor Allem Lehrer und Bildner der Jugend sein wollte. Die besten Stunden und die besten Kräfte hat er dem Lehrstuhl gewidmet, vor dem geschriebenen Wort lag ihm das gesprochene am Herzen. Auch aus dieser Spätzeit bewahren ihm Hunderte von Zuhörern ein dankbares Andenken und zählen die Stunden, da sie zu seinen Füßen saßen, zu den höchsten geistigen Genüssen ihres Lebens. Ob er die Denkkraft der Hörer zwang, mit ihm in die Tiefen der Wissenschaft hinabzusteigen und die Begriffe des Kunstschönen in ihrem Zusammenhang zu ergründen, ob er die Geschichte der schönen Literatur unseres Vaterlandes von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart erzählte, ob er die Werke des großen Briten las und erklärte, ihren Bau, ihren Schicksalsgang, ihre Charaktere dem Verständniß aufschließend, ob er die verschlungenen Gedankenfäden des Faustgedichtes entwirrte: immer fühlten sich die Zuhörer unter dem Zauber einer Rede, die, aus dem Tiefsten schöpfend, den ganzen Menschen hob und ergriff, die, der fremden Dichterseele ihre feinsten Regungen nachfühlend, selbst als ein Kunstwerk mit hellem Klang zum Ohre sprach. So stand er bis zu seinem achtzigsten Jahre auf dem Lehrstuhl, aufrecht, straff, elastisch, und nur daran war das einbrechende Alter zu merken, daß in den letzten Jahren der Vortragende langsamer weiterrückte, umständlicher wurde und in dem Bestreben sorgfältiger Begründung überall lange verweilte; wie ja das Gleiche vom Schriftsteller gilt, dessen Sprache noch immer körnig und phantasievoll, doch jetzt zuweilen die Beweisführungen fast ermüdend ausspann. Sonst, außerhalb des Hörsaals, war Vischer kein Freund vom Redenhalten. Wenn er aber sprach, bei besonderen Anlässen aufgefordert, waren seine Reden unvergleichliche Kunstwerke, in denen er seine ganze Persönlichkeit einsetzte. Er unterschied die freie Rede genau vom Lehrvortrag; es wäre ihm unmöglich gewesen, sie vorher niederzuschreiben, und nur selten und höchst ungern entschloß er sich dazu, sie nachträglich zu schreiben und drucken zu lassen. Frisch aus dem Innern quoll das Wort, um durch das Gehör an die Vorstellung, an Gefühl und Phantasie sich zu wenden und den ganzen innern Menschen zu ergreifen, und obwohl er selbst nie zufrieden und in der Regel nachher über den Kobold der Heiserkeit erbost war, sind diese Reden stets von großer Wirkung gewesen. So einige öffentliche Vor-

träge im Königsbau (1867 „über Shakespeare", 1868 „über das Classische und den Stil", 1872 „über den Krieg und die Künste"); dann die Gedächtnißreden an Mörike's Grab, vor Mörike's Gedenkbüste, an Auerbach's Grab in Nordstetten, bei der Einweihung der Gedächtnißtafel, die den im großen Kriege Gefallenen vom Stuttgarter Polytechnicum gewidmet wurde. Und hier darf man auch die schönen Worte beiziehen, die Vischer als Widmung zu der wissenschaftlichen Gabe an Eduard Zeller zu dessen Doctorjubiläum geschrieben hat: eine feierlich gehobene Anrede an den alten Kameraden und Freund.

X.

Wenn man auch im Albert Einhart nicht einfach eine Selbstschilderung sehen darf, beruht doch nicht bloß die zusammengesetzte Anlage dieses Helden auf einer verwandten Geistesart des Dichters, sondern wer Vischer persönlich gekannt hat, der wird außerdem noch eine Menge Eigenheiten und kleiner Züge bis auf die Liebe zur Thierwelt und bis auf gesellschaftliche Gewöhnungen herausfinden, die ihm und dem Helden jener Dichtung gemeinsam waren. Auch in der Geselligkeit ist Vischer eine durchaus eigenthümliche Natur gewesen. Ein solcher Virtuose im zwanglosen Gespräch, in freier, geistbelebter Unterhaltung, allen Zufälligkeiten der Rede sich fügend und sie beherrschend, wird nicht leicht wiederkommen. Dem Kleinsten wußte er Reiz und Bedeutung zu geben, sei es durch herbeiströmende Erinnerungen, Beispiele und Anekdoten, deren sein Gedächtniß einen unerschöpflichen Vorrath besaß und die er so einfach als wirkungsvoll erzählte; sei es, daß er an das Zufällige, Alltägliche plötzlich bedeutsame Beziehungen knüpfte und eine Weile verfolgte, um dann wieder zu harmlosem Scherz überzugehen. Das Alles aber ohne Absicht, in freiem Spiele der Gedanken; denn nichts war ihm verhaßter, als schöngeistige Tendenz; nicht ausstehen konnte er „Geistesschnapper, die Ideen mit ihm zu tauschen begehrten." Deshalb liebte er es, die geselligen Kreise, in denen er diesem Reiz eines geistigen Spieles sich hingeben konnte, nicht bloß zu wählen, sondern sich zu erziehen. Man mußte sich seiner Alleinherrschaft unterwerfen, und ganz unerträglich waren ihm die Kreuz- und Nebengespräche, welche den gemeinschaftlichen Mittelpunkt einer Gesellschaft aufheben. Einer dieser Kreise hatte sich im Rotter'schen Hause um ihn gebildet; einmal wöchentlich brachte er da behagliche Nachmittagsplauderstunden zu, und am meisten war vielleicht zu bewundern, daß die gute Laune, die er zu diesem Freundes- und Frauenkreise mitbrachte, stets die gleiche war. Mag ihn sonst dies oder jenes gedrückt haben — hier war er immer derselbe, immer zu freigebiger Mittheilung aufgelegt. Hier hat er auch seine neuesten Dichtungen und manchen ungedruckten Scherz den Freunden vorgelegt. Die späten Abendstunden pflegte er im Bierhause zuzubringen. Der Jugendliche hatte einst die Abende, im Jugendübermuth durchschwärmt, und das behagliche Freiheitsgefühl der Wirthshauslaune mit ihren für Witz, Phantasie, Kraft und Saft der Gedanken förderlichen Wirkungen fast in dithyrambischer Weise erhoben. Aber das war vor Jahrzehnten gewesen. Der Jugendübermuth war längst verflogen, doch die erwärmende und anregende Laune war geblieben. Vischer lebte höchst mäßig und höchst regelmäßig. Einfach in seinen Bedürfnissen, wohnte er in einer Junggesellenwohnung

von unglaublicher Anspruchslosigkeit. Sie lag in einer stillen, vom städtischen Lärm entfernten Seitenstraße, unsern vom Polytechnicum, unmittelbar unter einem der Rebenhügel, die Stuttgart von allen Seiten einfassen.

Darf ich den Leser noch in die Räume führen, die er, von einer bejahrten Schaffnerin, seiner Euryklleia, gepflegt, so lange bewohnt hat, wo der Lehrer auf- und abgehend seine Vorträge überdachte, der Dichter seine Gestalten empfangen, träumend gehegt und in künstlerische Form gebracht hat? An einer großen Büste des Zeus von Otricoli vorüber, trat man in das Arbeitszimmer, das gleich mit einem Blick zu übersehen war: an einem Fenster der Schreibtisch, am andern das Sopha und ein Tisch, wo Vischer mit den Besuchenden sich niedersetzte; das war Alles. Sonst nahmen die Bücher allen Raum ein, soweit nicht die Wände für anderen Schmuck bestimmt waren. Und da traf das Auge zunächst zwei Mordgewehre, rechts und links vom Spiegel, was freilich noch auf andere Neigungen des Gelehrten deutete. Die eine dieser Doppelbüchsen ist Vischer's stete Begleiterin gewesen, wenn er zu den Schützenfesten zog; die Belege seiner Zielschüsse waren gleichfalls sorgfältig aufbewahrt und an der Wand befestigt. Die andere Büchse war einer seiner Gewinnste; er hatte sie, wenn ich recht weiß, eben bei jenem Frankfurter Feste im Jahre 1862 sich erschossen, eine Festgabe der Basler. Und hier waren auch einige Trophäen aus dem französischen Krieg aufgehängt, die er von den Schlachtfeldern im Frühjahre 1871 heimbrachte. Die Bilder an den Wänden waren zum Theil Familienporträts auf- und absteigender Linie, darunter ein Oelbild jenes Oheims Stäudlin, der, einst Schiller's Nebenbuhler, mit Ungestüm sich in die französische Umwälzung stürzte und darin unterging. Wen stellt aber der liebliche Kinderkopf dar mit den hellen blauen Augen, die so treuherzig und klug in die Welt blicken? Es ist Vischer selbst als sieben- oder achtjähriger Knabe, und die Malerin des reizenden Oelbildchens ist Ludovika Simanovicz, die Jugendfreundin Schiller's. Ein anderes Bild des Knaben rührt von Hetsch her und erinnert an die Zeit, da die Mutter in Stuttgart mit den dortigen Kunstgrößen im Verkehr stand. Sonst waren an den Wänden noch zu sehen Nachbildungen pompejanischer Wandgemälde, einige Kupferstiche nach Rafael, ein Goethebildniß, Lichtbilder der Freunde Justinus Kerner und Mörike, von Meister Hegel aber ein Relief in Medaillonform und ein seltener Kupferstich, der den Philosophen in halber Gestalt darstellt. Wo aber sonst noch ein freies Plätzchen war, standen Abgüsse alter Bildwerke, kleine Geräthe und Statuetten, die aus Italien mitgebracht waren, auch ein kleines Standbild Peter Vischer's, und die kecke Art, wie dem festen Erzgießer von Nürnberg die Nase im Gesichte sitzt, konnte immerhin als eine Bekräftigung jener Familienüberlieferung erscheinen. Endlich aber noch ein unscheinbares, doch poetisch verklärtes Stück: neben dem Ofen hing die Wanduhr — „Schwarzwaldtochter, gute, alte, Gelt, wir kennen uns schon lange" — deren gleichgeschwungener Takt schnurrend, warnend, unverdrossen die Tage des Dichters bis ans Ende begleitet hat. Warf man nun einen Blick in das anstoßende Schlafzimmer, so war man überrascht von der unglaublichen Einfachheit dieses Raumes. Urväter-Hausrath war hier versammelt, wie wir seit unserer Kindheit Tagen nicht gesehen haben. Ueber der Bettstätte aber erblickte

man eine Sammlung antiker Gemmen und einige Ansichten der Lagunenstadt, die Vischer besonders in sein Herz geschlossen hatte. Endlich noch ein drittes Zimmer, gefüllt mit der übrigen Bibliothek und mit Kästen, welche die Collectaneen enthielten; auch etliche Büsten standen hier, darunter die des Philosophen K. Chr. Planck. Dies waren die bescheidenen Räume, in denen Vischer die letzten siebzehn Jahre seines Lebens zubrachte.

XI.

Obwohl der Körper zart und fein gebaut war, auch ernstere Krankheitsanfälle nicht ausblieben, gelangte Vischer doch im Ganzen gesund und kräftig bis in ein hohes Alter. Die feine Gestalt mit den raschen, wohlgesetzten Schritten behielt bis zuletzt etwas Jugendliches, und auf den Katheder trat er noch immer mit der freien sicheren Gebärde wie in den Jugendtagen. Ueber sein Wesen war jetzt eine herbstliche Milde gebreitet, durch welche gleichwohl noch das alte Feuer durchleuchtete. Der Thyrsusschwinger, der einst gesungen hatte: „Burgen, Burgen möcht' ich stürmen und erobern Gottes Thron,“ zeigte jetzt die gereiften Züge des Weisen. Er konnte noch aus vollem Herzen zürnen und hassen, doch in der Beurtheilung Anderer, auch in den Kunsturtheilen, war er milder geworden. Vom alleinseligmachenden Realismus der Kunst war er ebenso zurückgekommen wie von der apriorischen Behauptung, daß unsere reflectirte Zeit keine rechten Dichter hervorbringen könne. Nachsichtig und gefällig erwies er sich Jüngeren, die seinen Rath erbaten; mit rührender Geduld hat er manches poetischen Anfängers Handschriften durchgelesen. Ihm selbst aber entlockte der Spätabend noch Lied auf Lied, und diese Rückblicke des Alters, diese Erinnerungen an die einstigen Jugendgenossen, diese verklingenden Stimmen: „dem Ende zu,“ gehören zum Schönsten, was er gedichtet hat. Und neue Freuden wurden dem Alternden in der Familie zu Theil. Er erlebte es, daß sein Sohn Robert in den Fächern der Aesthetik und der Kunstgeschichte erfolgreich ihm nachstrebte und einen glücklichen Hausstand begründete. Bald konnte der beglückte Großvater scherzend die Talente einer Enkeltochter besingen. Auf ein langes, wohl ausgenutztes Leben, ein Leben voll Erfolge durfte er zurückblicken, und ihn umgab ein jüngeres Geschlecht, das in Verehrung zu ihm aufsah. Als sein achtzigster Geburtstag, 30. Juni 1887, herannahte, entstand der Gedanke einer Feier, die ihm die Anhänglichkeit seiner zum Theil jetzt selbst ergrauten Schüler zeigen sollte. Sonst pflegte er diesen Tag, um dem Eifer von Bewunderern beiderlei Geschlechts zu entfliehen, in verborgener Stille zu begehen; diesmal konnte er sich nicht entziehen. Die besondere Art seiner Werke konnte nie auf eine sehr zahlreiche Gemeinde rechnen; dennoch überraschte der weite Umkreis, aus welchem dem Jubilar Zeichen des Verständnisses und der Verehrung zukamen.

Damals hat Niemand geahnt, daß die Tage des jugendkräftigen Greises sobald gezählt sein würden. Auch überstand er glücklich die Anstrengungen dieser Festtage. Im Herbst gedachte er nach seinem geliebten Venedig zu reisen. Wieder und wieder zog es ihn nach dem classischen Lande, und er ist im Ganzen neunmal über den Alpen gewesen. Die erste Zeit der Sommerferien aber wurde mit dem Sohne und dessen Familie zu Miesbach in Oberbayern zugebracht. Von

hier sollte Anfang September noch ein Besuch in Gmunden ausgeführt werden, wo die Eltern der Schwiegertochter sich aufhielten. Kurz vor der Abreise erkrankte er an einer Magenverstimmung. Trotzdem wollte er auf die beschlossene Reise nicht verzichten. Sie verschlimmerte das Leiden. Als Todtkranker kam er in Gmunden an. Dort sanken die Kräfte rasch und unaufhaltsam. Er allein schien des Ernstes der Krankheit nicht bewußt. Noch zwei Tage vor dem Ende sprach er von der Reise nach Venedig, wo er mit dem nach Italien abgereisten Sohne zusammentreffen wollte. Erst als er hörte, daß der Sohn, schleunigst zurückgerufen, vor dem Krankenbett erscheinen werde, verrieth eine lebhafte Bewegung des Sterbenden, daß er sich keiner Täuschung mehr hingab. Er wünschte allein zu sein. Trotz der großen Schwäche verließ ihn bis zum letzten Augenblick nicht das Bewußtsein. Am 14. September Abends ist er mit der Ruhe des Weisen verschieden. Zwei Stunden zuvor war der Sohn am Bette des Sterbenden angekommen. Mit schwacher Stimme flüsterte er dem Zusammenbrechenden noch zu: „Sei ein Mann — es muß ertragen werden — Arbeit, Arbeit ....." Bestimmungen über die Art und Weise der Beerdigung waren von ihm nicht getroffen. Gegen Freunde hatte er sich früher dahin geäußert, es sei in seinem Sinne, wenn die Beerdigung nach der frommen Volkssitte geschehe, mit einem Gebet des Geistlichen. So geschah es, und eine freundliche Herbstsonne schien auf die Gelände des Traunsees, als am 17. September Vormittags die Leiche auf dem evangelischen Friedhof von Gmunden beigesetzt wurde.

Wenn Vischer wenige Wochen zuvor bei dem Stuttgarter Feste dankbar das Glück seines Lebens gepriesen hatte, so darf dessen Abschluß gleichfalls ein glücklicher genannt werden. Auch er hat erfahren, daß Leben Leiden ist. Aber er durfte wirken bis ans Ende. Und das laute Fest, welches gleichsam die Krönung einer Laufbahn voll von Erfolgen war, darauf der stille Feierabend im Schoß der Familie und im Genuß der erhabenen Bergwelt, zuletzt die kurze tödtliche Krankheit — Wenigen wird ein so schönes Ende zu Theil.

Mary Wollstonecraft.

Von

Helen Zimmern.

William Godwin: His Friends and his Contemporaries by C. Kegan Paul. 2 vols. London. 1876.

Mary Wollstonecraft, Letters to Imlay with prefatory Memoir by C. Kegan Paul. London. 1879.

Posthumous Works of the Author of a „Vindication of the Rights of Woman". 4 vols. London. 1790.

An der von den langen blauen Wellen des Atlantischen Oceans bespülten Südküste von England befindet sich eine herrliche Bucht, die sich an Kühnheit der Umrisse, Schönheit der Verhältnisse und Glanz der Färbung fast mit dem Golf von Neapel vergleichen läßt. Hier liegt in einem dunkeln Grunde, durch einen Wald von breitästigen Tannen geschützt, wie sie selten in der englischen Landschaft vorkommen, der jetzt beliebte Badeort Bournemouth. Die neuerungssüchtige Cultur ist hier einmal barmherzig mit der Natur umgegangen und hat die eleganten Landhäuser in dunkles Laub versteckt. Fichten, Tannen, Arbutus und Steineichen machen den Ort zu einem immergrünen Hain. Auf einer sanften Höhe, unfern der See, steht die Kirche mit dem Friedhof. Unter den Schatten der Fichten ruhen die Todten, von denen Viele aus weiter Ferne gekommen waren, in der milden Luft von Bournemouth Heilung zu suchen. Auf einem sonnigen Abhang, von Silberbirken und Steineichen beschattet, von Epheu überwuchert, liegt ein grauer Granitblock, sehr verschieden von den übrigen Grabsteinen dieses Gottesackers, welche mit dieser einzigen Ausnahme weiße Marmorblöcke sind, Symbole des Glaubens, in welchem die darunter Ruhenden lebten und starben. Wohl nicht ohne Absicht wählten die liebenden Hände, welche dies Denkmal errichteten, ein anderes als das herkömmliche Zeichen: Alle, die unter diesem Steine liegen, wurden einst mit dem harten Namen „Atheisten" gebrandmarkt. Eine Seite trägt die Namen:

William Godwin, Verfasser von „Politische Gerechtigkeit".
Geboren den 3. März 1756; gestorben den 7. April 1836.
Im Alter von achtzig Jahren.

Mary Wollstonecraft-Godwin, Verfasserin von „Vertheidigung der Frauenrechte".
Geboren den 27. April 1759; gestorben den 10. September 1797.

Auf der anderen Seite liest man:

Mary Wollstonecraft-Shelley.
Tochter von William und Mary Wollstonecraft-Godwin und Wittwe von Percy Bysshe Shelley.
Geboren den 30. August 1797. Gestorben den 1. Februar 1851.

Manche Erinnerungen drängten sich mir auf, als ich vor einiger Zeit neben dem letzten Ruheplatz dieser berühmten Todten stand. Nicht weit von dieser Stelle, in dem Hause seines Sohnes, ruht die Asche des Dichters Shelley. Nur sein Herz liegt neben der Pyramide des Cestius, unter den Veilchen und Cypressen Roms. Die sandige Ebene von Viareggio stand vor meinen Augen, wo die treuen Freunde — Byron, Leigh Hunt und Trelawny — den schlanken zerschlagenen Körper verbrannten, Wein und Oel auf den Scheiterhaufen gossen und dem den Hellenen verwandtesten der englischen Barden eine Leichenfeier veranstalteten, die seine Seele hätte erfreuen können.

So schwebt um dies einfache Grab das Andenken an Männer und Frauen, die zu den kühnsten Geistern ihrer Zeit gehörten. Aber ich gedachte am meisten jener Frau, die einst so grausam verleumdet worden war, deren Leben tragisch, deren Wesen mißverstanden wie das wenig Anderer. Ihr Bild, von Opie gemalt, zeigt ein Antlitz voll trauriger Schönheit, welches wie das der Beatrice Cenci sie gegen die Härte der Welt zu vertheidigen scheint. Ihre klaren, braunen Augen blicken aus einer Fülle von kastanienbraunem Haar hervor, und obgleich das Gesicht einen kindlichen Ausdruck hat, sprechen doch die Züge um Mund und Kinn von geistigen, glücklich überwundenen Leiden.

Ueber diese Frau hat die Gesellschaft den Stab gebrochen.

I.

Mary Wollstonecraft wurde in London 1759 geboren. Ihr Vater war ein nichtsnutziger Verschwender, der seine Verhältnisse in solche Unordnung brachte, daß er beständig nothwendig fand, seinen Wohnort zu verändern. Mit jedem Wechsel gerieth er tiefer in Armuth und Mißcredit. Dazu hatte er einen tyrannischen Charakter, der dazu beitrug, die Familie völlig unglücklich zu machen. Mary trat unter ungünstigen Auspicien ins Leben. Sie wurde von den Eltern wenig beachtet, besonders schmerzlich für ein Kind von so feinem Gefühl. Auch auf ihre Erziehung wurde keine Sorgfalt verwendet. Man schickte sie einfach in die nächste Schule. Es ist wahrscheinlich, daß die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, ihrem Geist die Entschlossenheit gaben, welche ihre Handlungen und Gefühle bezeichnete. Die Vernachlässigung der Eltern lehrte sie, sich auf sich selbst, auf ihr eigenes Urtheil zu stützen. „Ich hatte niemals," sagte sie einmal, „einen Vater oder einen Bruder."

So wuchs sie auf, klug, entschlossen, vereinsamt. „Es war Niemand da," sagt sie, „gegen den ich mich hätte aussprechen können. Eliza und Everina (ihre Schwestern) sind so verschieden von mir, daß ich ebenso gut fliegen wie ihnen mein Herz öffnen könnte." Doch besaß sie eine Freundin, der sie ihre Seele offenbaren konnte, für die sie eine glühende Liebe empfand und welche viele Jahre ihre herrschende Leidenschaft blieb. Mary sah Fanny Blood zuerst, wie Werther Lotte sah, für ihre Geschwister Brot schneidend. In ihrer Art,

es zu thun, lag Etwas, das Mary's Herz entzündete, und von dem Moment an war sie ihr ergeben. Fanny war die ältere, und die damals erst sechzehnjährige Mary betrachtete ihre gebildetere Freundin mit einer Ehrfurcht, die sich nach und nach in das Gefühl der Gleichheit, endlich in das der Ueberlegenheit verwandelte.

Mary war einundzwanzig Jahre alt, als ihre Mutter starb, drei Söhne und drei Töchter hinterlassend. Mr. Wollstonecraft heirathete bald wieder, aber sein Haus war schon lange kein geeigneter Aufenthalt für Töchter gewesen; auch waren die Mittel so beschränkt, daß die Kinder ihren Unterhalt selbst erwerben mußten. Sie dachten zuerst an das Ertheilen von Unterricht, zu oft der einzige Ausweg für arme Mädchen. Mary hatte den Mängeln ihrer Erziehung durch Selbststudien nachgeholfen; ihr Wissen war den gewöhnlichen Anforderungen angemessen, und ihr natürlicher Verstand füllte die Lücke aus. Es wurde beschlossen, daß sie, als die Klügste, den ersten Schritt in die Welt wagen sollte.

Fanny Blood, deren häusliche Verhältnisse denen Mary's ähnlich waren, erwarb ein kärgliches Einkommen durch Malen, während ihre Mutter durch Handarbeit einen Zuschuß verdiente. Mary zog zu ihnen, half Mrs. Blood und gab Stunden. Edward Wollstonecraft (Mary's Bruder) war als Notar (attorney) etablirt und forderte Everina auf, ihm die Wirthschaft zu führen; Eliza heirathete einen Mr. Bishop. Diese Ehe, vermuthlich übereilt geschlossen, um dem Hause und der Arbeit zu entgehen, war von Anfang an unglücklich. Mr. Bishop war noch schlimmer als Wollstonecraft und Blood, Eliza, erst siebzehn Jahre alt, heftig, eigensinnig, empfindlich wie alle Schwestern, und unfähig, Beschränkungen zu ertragen. Diese Heirath vermehrte Mary's Sorgen, statt sie zu vermindern, denn alle ihre Brüder und Schwestern erwarteten von ihr Unterstützung. Als sie sich nach einem Jahre überzeugt hatte, daß die Gesundheit und der Geist ihrer Schwester unter dem Druck der Verhältnisse ernstlich litten, wurde ihr klar, daß nur in der Flucht Heil für sie zu finden sei. Als sie den Plan einmal gefaßt hatte, führte sie ihn mit Kühnheit und Selbstverleugnung aus. Die Betrachtung, daß sie die bürgerlichen und socialen Gesetze verletzte, indem sie eine Frau bewog, ihren Gatten zu verlassen, hatte wenig Gewicht für sie. Ihr Sinn für abstracte Gerechtigkeit war stärker als ihre Achtung vor dem Herkömmlichen; sie sah die Ehe als factisch gelöst an, weil Bishop die Versprechungen nicht gehalten hatte, unter deren Voraussetzung der Contract geschlossen worden war. Als sie viele Jahre später einen Roman schrieb, „Die Bedrückungen der Frauen"[1]), war er fast eine Darstellung der Ehe ihrer Schwester. Kein Wunder, wenn das Buch von dem glühenden Haß zeugte, der ihre Seele gegen Das erfüllte, was nach ihrer Ansicht eine entschiedene Unsittlichkeit war; gegen das Gesetz, das eine Frau an einen rohen, lieblosen Mann fesselt, der jede moralische Verpflichtung mit Füßen getreten hat. Natur und Vernunft waren immer Mary's Führer gewesen; sie glaubte, daß sie in diesem Falle Selbsterhaltung geböten. Die Flucht gelang, obgleich Mrs. Bishop im letzten Moment sie fast wieder aufgegeben hätte und so aufgeregt war, daß sie unterwegs ihren Trauring zerbiß. Eine bange Zeit folgte. Edward schlug

[1]) The Wrongs of Women.

es ab, Mrs. Bishop bei sich aufzunehmen oder den Schwestern beizustehen, die in beständiger Furcht vor dem verlassenen Ehemann lebten. Eliza, obgleich entschlossen, nicht zurückzukehren, war doch ängstlich; Mary mußte für Beide stark sein. Da entschlüpfte ihren geduldigen Lippen der Schrei: „Fast möchte ich einen Mann haben, denn ich brauche eine Stütze.“ Endlich wurde eine gerichtliche Scheidung erlangt, und Mary übernahm die Sorge für ihre Schwester, deren Gesundheit durch ihre Leiden erschüttert war. Sie beschloß, eine Schule zu eröffnen. Sie mietheten ein Haus; Fanny Blood zog zu ihnen; es fanden sich Schülerinnen, und es schien, als ob das Glück ihnen endlich lächle. Es war nur der Sonnenblick eines Wintertages. Eliza's Gesundheit und Stimmung gaben beständig Grund zu Befürchtungen; Everina war unruhig; es kamen schlimme Nachrichten von dem Vater, sowie von der Familie Blood, für welche Mary sich um Fanny's Willen interessirte. An sie wendeten sich Alle, sowohl um pecuniäre Hülfe, als um moralischen Trost zu erlangen. Sie benahm sich in dieser schweren Zeit vorzüglich. Sie klagte nicht; nur verrathen ihre Briefe eine gewisse Müdigkeit; aber auch hier drängt sie klagende Aeußerungen durch den Hinweis auf Muth und Pflicht zurück. Dieser Grundzug ihres Wesens wurzelte in aufrichtiger Ueberzeugung der göttlichen Führung. Ihr ernster religiöser Sinn schloß sich keinem System an; aber ihre Seele wandte sich aus natürlichem Antriebe dem Quell der Wahrheit zu.

Im Frühjahr 1758 heirathete Fanny Blood einen Kaufmann in Lissabon. Ihre Gesundheit hatte unter der Ueberanstrengung gelitten, und Mary hoffte, daß Glück und Luftwechsel Wunder wirken würden. Als Fanny ihrer Entbindung entgegensah, bat sie Mary, zu ihr zu kommen, und diese, selbstlos wie immer, willigte ein, uneingedenk ihrer Schule, der langen kostspieligen Reise und ihrer eigenen schwachen Gesundheit. Sie kam an, um ihre Freundin sterben zu sehen, und fand bei ihrer Rückkehr die Schule, die sie in Mrs. Bishop's Händen gelassen hatte, völlig aufgelöst, so daß die drei Schwestern wieder mittellos dastanden. Da Edward ihnen und dem Vater jede Hülfe verweigerte, so waren sie und die drei jüngeren Brüder nur auf Mary angewiesen, die obendrein auch für die Familie Blood zu sorgen hatte. Diese schwache tapfere Frau mußte allein den Kampf des Lebens ausfechten. Da machte sie den ersten literarischen Versuch mit einer Flugschrift: „Gedanken über die Erziehung der Töchter.“ Das Werk war nicht bedeutend, brachte aber zehn Guineen ein, und mit diesen etablirte sie die Bloods in Dublin, wo sie eine Stelle für Mrs. Blood gefunden hatte. Dann suchte sie Stellen für ihre Schwestern. Endlich von Sorgen und Schulden niedergedrückt, brach sie in Klagen aus: „Ich habe alle Lust am Leben verloren; die Existenz scheint mir eine fast unerträgliche Last. Kopf und Herz sind krank und erschöpft. Wohin ich die Augen wende, sehe ich nur Elend vor mir. Können solche Aussichten ein fast gebrochenes Herz heilen? Fanny's Verlust allein hätte hingereicht, meine heitersten Tage zu umwölken; und nun bin ich jedes anderen Trostes beraubt. Meine Augen sind schlecht, und mein Gedächtniß nimmt ab. Ich bin für keine Stellung geeignet und weiß nicht, was aus Eliza werden soll. Meine Constitution ist untergraben; ich hoffe, daß ich nicht lange leben werde, aber ich kann vielleicht sehr langsam sterben. Doch ich bin zu ungeduldig.

Gottes Wille geschehe. Ich will mich bemühen, ergeben zu sein. Ich weiß kaum, was ich schreibe; aber daß ich überhaupt an Dich schreibe, beweist, daß kein Elend mich die vergessen machen kann, die ich liebe."

Im October 1787 erhielt sie eine Stelle im Hause des Lord Kingsborough. Sie war in den neuen Umgebungen nicht glücklich. Ein abhängiges Leben paßte nicht für die unabhängigste der Frauen. Auch war sie über den Ton dieser neuen socialen Sphäre empört. Sie sah die Hohlheit des vornehmen Lebens; sie fand die Frauen frivol, die Männer roh, und zum ersten Male empfand sie das Gefühl ihrer eigenen Ueberlegenheit. Die Atmosphäre feierlicher Unbedeutendheit machte ihr Blut erstarren. Lord und Lady Kingsborough waren freundlich, aber sie hatte nichts mit ihnen gemein, und selbst von den Kindern zog sie nur eins an. Dieses Kind, ein Mädchen, war in späteren Jahren nicht tadelfrei; und einer der grausamsten Pfeile, die Mary Wollstonecraft trafen, war der Vorwurf, sie habe den Geist ihres Zöglings durch die Lehren falscher Religion und Moral verderbt. Mary's Briefe aus dieser Zeit zeigen ihr ernstes Streben, ihre Schülerinnen zu edlen Menschen zu erziehen; aber die Welt sah die Briefe nicht, und die Beschuldigung wurde lange aufrecht erhalten.

Nach einem Jahre düsterer Beschränkung wurde Mary entlassen und offen der Grund angeführt, daß die Kinder die Erzieherin, die für sie lebte, mehr liebten, als die Mutter, die sie vernachlässigte.

II.

Mary mußte sich abermals nach einem Wirkungskreise umsehen. Ein ihr befreundeter Buchhändler, Mr. Johnson, der ihr Talent erkannte, rieth ihr, zu schreiben. Sie willigte ein, aber mit Bangen und mit dem Vorgefühl, daß sie eine neue Bahn eröffnen werde; denn sie sagte sich, daß sie nicht dazu geboren sei, Anderen auf dem bereits geebneten und vielbetretenen Wege zu folgen. Sie bat ihre Schwester, ihren Plan geheim zu halten; er würde sie dem Spott aussetzen. „Ich muß unabhängig sein, und Freiheit, selbst ungewisse Freiheit, ist theuer." Ihr Hauptgedanke aber war, ihrer Familie zu helfen. Sie hatte schon einen Roman „Mary" geschrieben, zum Theil die Geschichte ihrer unglücklichen Freundin. Mr. Johnson gab ihn heraus und verschaffte ihr regelmäßige kritische Arbeiten und Uebersetzungen. Sie miethete eine Wohnung, schränkte sich aufs Aeußerste ein, arbeitete unablässig und widmete die Abende ihrer Familie. Man lohnte ihr mit Undank und mit Vorwürfen; aber ihre Festigkeit wurde dadurch nicht erschüttert. Seit sie das Haus des Lord Kingsborough verlassen hatte, schien sie in einer höheren Sphäre zu wandeln; sie sprach und handelte wie Jemand, der große Erfahrungen hinter sich hat; ihr Charakter war weicher und edler geworden, und bald bewies sie die erstaunliche Entwicklung ihres Geistes. Jedoch arbeitete sie fünf Jahre lang, ohne besonders hervorzutreten, und ihre einzige Erholung bestand in ihren Besuchen bei Mr. Johnson. Hier traf sie mit vielen Berühmtheiten und vorgeschrittenen Denkern zusammen, mit William Godwin, dessen ernste Begeisterung damals zuerst Aufmerksamkeit erregte; mit Holcroft, dem glühenden Bewunderer der französischen Revolutionsideen, mit Tom Paine, der in seinen „Rights of Man" diese Ideen vertheidigt hatte; mit Fuseli, dem begabten aber unglücklichen

Maler; mit William Blake, dem seltenen mystischen Genius, zugleich Dichter und Maler. In einem solchen Kreise wurden natürlich alle brennenden Fragen discutirt, und welcher Gegenstand hätte die Geister im Jahre 1790 mehr erregt, als die Zustände in Frankreich, auf welches alle Reformer als auf ihre Hoffnung und ihren Leitstern blickten?

Im Jahre 1790 schrieb Edmund Burke seine berühmten „Betrachtungen über die Revolution in Frankreich", mit welchen er seine Trennung von seinen Collegen im Parlament ankündigte. Dies merkwürdige Buch, von dem 19 000 Exemplare in England und 13 000 in Frankreich verkauft wurden, trug viel dazu bei, die Fortschritte des revolutionären Geistes in England aufzuhalten. Mary Wollstonecraft aber war entrüstet, daß Burke nach ihrer Meinung die Liberalen im Stiche gelassen habe. In der ersten Hitze verfaßte sie eilig die erste von den vielen Antworten, die nunmehr erschienen. Ihre Erwiderung erregte Aufmerksamkeit. Sie war vom Geist der Freiheit durchdrungen und mit einer ungestümen Beredtsamkeit geschrieben. Mary Wollstonecraft's Name war plötzlich in Jedermanns Munde; sie war mit einem Schlag eine Berühmtheit geworden. Durch den Erfolg ermuthigt, veröffentlichte sie ihre „Vertheidigung der Frauenrechte"[1]), an welcher sie schon seit einiger Zeit in ihren Mußestunden gearbeitet hatte. Ihr Werk ist ein directer Sprößling der Revolution, die damals auf alle Gemüther wirkte und sie antrieb, die Reorganisation der Gesellschaft und die natürlichen Rechte des Menschen zu verlangen. Und wenn dem Manne Recht und Gerechtigkeit zu Theil wird, argumentirte Mary, warum nicht auch der Frau? Es könne, sagte sie, keinen wahren Fortschritt geben, so lange es den Frauen versagt sei, an dem großen Werke mitzuarbeiten.

Das Buch, das jetzt nur noch wenig bekannt ist, steht in dem Rufe, die Emancipation der Frauen von Gesetz, Sitte und Moral zu verlangen. Wer jedoch die darin erhobenen Ansprüche mit denen vergleicht, die jetzt Mill und Andere aufgestellt haben, wird zugeben müssen, daß Mary sehr bescheiden auftrat. Aber damals waren ihre Ansichten neu, und sie war ihrem Zeitalter vorausgeeilt. Das Buch verschaffte ihr viele Bewunderer, aber auch viele Gegner. Man sagte ihr nach, sie habe sich wider die hergebrachten Einrichtungen der Gesellschaft aufgelehnt, und die Gesellschaft war empört über die Beleidigung. Mary blieb gleichgültig dagegen; sie kannte den genauen Werth der öffentlichen Meinung und setzte sich darüber hinweg. An sich selbst, an ihrer Schwester und an ihrer Freundin hatte sie erfahren, was für Unrecht Frauen oft zu leiden haben, und sie hatte beschlossen, kühn zu reden. Nicht auf Phrasen kam es ihr an, sie wollte eine wirkliche Kämpferin sein. Sie verlangte, daß die Ehescheidung erleichtert, daß den Frauen Erwerbsquellen eröffnet, daß ihnen gestattet werden solle, unabhängig von den Männern Eigenthum zu besitzen (ein Recht, das erst neuerdings in England und nur mit großen Beschränkungen bewilligt worden ist) und daß man sie dieselben Vortheile der Erziehung genießen lasse, wie die Männer. „Wenn

[1]) Vindication of the Rights of Woman. Zur Zeit des Erscheinens von Salzmann ins Deutsche übersetzt.

die Frauen," sagte sie, „nicht bloß ein nichtiges Dasein führen sollen, warum hält man sie in Unwissenheit unter dem Namen der Unschuld?" Sie protestirte gegen die Ansicht, die Rousseau namentlich im „Emile" ausgesprochen hat, daß die Frauen nur das Spielzeug der Männer seien, und behauptete, der intellectuelle Verkehr sei in der Ehe besonders wünschenswerth und allein im Stande, ein dauerndes Glück zu begründen. Sie spricht mit Ueberzeugung von den Pflichten, und ist so weit entfernt, die Ehe anzugreifen, wie man ihr nachgesagt hat, daß sie dieselbe vielmehr wiederholentlich „die Grundlage aller socialen Tugenden" nennt. Nur gegen die Heirath als eine Zuflucht für die Hülfsbedürftigen spricht sie in starken Ausdrücken. Sie redet mit einer Offenheit, die selbst in der damaligen dreisten Zeit in Verwunderung setzte und vermuthlich mehr Anstoß erregte, als die Theorien selbst. Daß sie es that, entsprang aus der allen Enthusiasten gemeinsamen Blindheit und ihrem Mangel an Weltklugheit, der sie verhindert einzusehen, daß, wenn sie ihre Ansichten verbreiten wollen, sie nicht damit anfangen dürfen, die Gesellschaft gegen sich einzunehmen. „Wenn Etwas wahr ist," würde Mary gefragt haben, „warum soll man es nicht aussprechen?" Aber wer die Sache der Frauen führen will, braucht vor Allem Takt und Vorsicht. Das wird bis auf den heutigen Tag von ihren Verfechterinnen nur zu oft vergessen. Das Buch ist ohne Zweifel nicht durchweg gut: die Methode ist fehlerhaft und die Beweisführung oft auffallend schwach; aber es zeichnet sich durch scharfe Kritik, Kraft und Originalität des Gedankens aus. Es war „epochemachend" und verdiente, es zu sein. Nicht das am wenigsten Eigenthümliche war die Dedication an Talleyrand, an dessen Aufrichtigkeit und Liberalismus Mary glaubte. Obgleich sie wußte, daß einige in seiner Schrift über National-Oekonomie ausgesprochenen Ansichten den ihrigen entgegengesetzt waren, nahm sie doch an, daß er ihre Ausgangspunkte zugegeben habe, als er schrieb: „Eine Hälfte des menschlichen Geschlechts durch die andere von jeder Theilnahme an der Administration ausgeschlossen zu sehen, ist ein politisches Phänomen, das nach abstracten Principien unmöglich erklärt werden kann."

III.

Inzwischen zog Frankreich die Aufmerksamkeit der Welt immer mehr auf sich. Auch Mary wünschte, die Revolution in der Nähe zu sehen. Ihre „Vertheidigung" war ins Französische übersetzt und gelobt worden, ihr Ruf war ihr vorangegangen. Sie wünschte auch, ihr Französisch zu vervollkommnen und eine Stelle für Mrs. Bishop zu suchen, für die sie fortfuhr, sich zu bemühen, obgleich diese und Everina sie seit dem Erscheinen ihres Buches nicht freundlich behandelt hatten. Es gehörte für eine Frau viel Muth dazu, sich damals allein nach Frankreich zu wagen; aber Betrachtungen dieser Art hatten kein Gewicht für Mary. Sie ging im December 1792 nach Paris. Wenige Tage später kam der König auf seinem Wege zum Verhör unter ihrem Fenster vorbei. Von diesem Ereigniß gab sie Mr. Johnson einen Bericht; es war der erste und letzte Brief, den sie für längere Zeit nach London gelangen lassen konnte; nach Ludwig's Hinrichtung wurden die diplomatischen Verbindungen zwischen Frankreich und England abgebrochen; die meisten Engländer flohen.

Mary beschloß zu bleiben und das Ergebniß dieser Umwälzungen abzuwarten. Es war eine Zeit grenzenlosen Schreckens; jeder Tag brachte ein neues, furchtbares Ereigniß, eine neue, entsetzliche That. Und da kein Brief und folglich kein Geld sie erreichen konnte, fand sie sich bald in die allgemeine Noth versetzt. In diesem Momente lernte sie den Mann kennen, der der Fluch ihres Lebens werden sollte.

Captain Imlay war ein Amerikaner, ein Mann von geistigen Fähigkeiten und ein energischer Speculant, der darnach strebte, aus der Verwirrung der Zeit Vortheil zu ziehen. Als ein Amerikaner war er nicht in den Haß eingeschlossen, der die Engländer verfolgte und Mary's Lage gefährlich machte. Er bewies ihr Freundlichkeit, half ihr aus der Noth, erwarb ihre Dankbarkeit und bald ihre Liebe. Sie waren noch nicht lange mit einander bekannt, als sie sich entschloß, den politischen Schutz zu theilen, den Imlay genoß, indem sie mit ihm als seine Frau lebte.

Jetzt berühren wir den hauptsächlichen Fehler, den Mary Wollstonecraft beging, und der ihr bis auf den heutigen Tag vorgeworfen wird. Vielleicht kann eine Betrachtung ihrer Motive dazu führen, uns dem milderen Urtheil anzuschließen, das ihr in neuester Zeit zu Theil geworden ist. Zweierlei Rücksichten dürfen nicht außer Acht gelassen werden: nicht nur waren die Ehegesetze damals suspendirt worden, sondern eine gerichtliche Heirath fast unmöglich, weil sie die Erklärung der Nationalität erfordert hätte, und weil es damals gefährlich war, eine britische Unterthanin zu sein. Frau v. Staël bestätigt diese Ansicht gelegentlich in „Corinne", wo sie ein ähnliches Hinderniß der Heirath Lord Nelvil's mit Madame d'Arbigny anführt[1]). Dies erklärt die bürgerliche Seite der Frage. Was die moralische betrifft, so hatte Mary in ihrer „Vindication" erklärt, daß treue Liebe die einzige genügende Rechtfertigung für eine solche Verbindung sei, wie die Trauung sie befestigt. Gegenseitige Zuneigung sei schon Ehe, die Ceremonie Nebensache, und sie halte es für Unrecht, daß das Band die Liebe überdauern solle, wenn die Liebe sterben könne. Allerdings würdigte sie die moralischen und politischen Verpflichtungen der Ehe nicht hinlänglich. Sie übersah, daß ein partielles Uebel ein allgemeiner Vortheil sein kann. Aber unreife Ansichten waren in dieser Zeit allgemeinen Umsturzes und allgemeiner Loslösung vom Hergebrachten etwas Gewöhnliches, und es ist mehr als hart, es ist grausam und ungerecht, eine Frau zu verwerfen, welche den Irrthum einer Theorie mit der eigenen Person bezahlt hat. Sie liebte Imlay mit aller Gluth und Frische eines Herzens, das sich noch nicht in kleineren Leidenschaften zersplittert hatte, mit aller Hingebung einer Natur, die bisher nur Mühe und Sorge gekannt. Imlay nannte sie seine Frau; das schien ihr genügend. Ihr Fehler lag darin, daß sie, die Erfahrene, die Geprüfte, sich in Imlay's Charakter vollkommen täuschte, sich von einer angenehmen Außenseite bestechen ließ und

[1]) Diese Details verdanke ich Mr. Kegan Paul's interessanter Monographie über Mary Wollstonecraft, die er seiner neuen Auflage ihrer „Briefe an Imlay" vorangeschickt hat; auch desselben Schriftstellers werthvoller Biographie William Godwin's, sowie Godwin's Memoiren seiner Frau bin ich für die meisten in diesem Aufsatz enthaltenen Facta zu Dank verpflichtet.

ihn für so treu und hochherzig hielt, wie sie selbst es war. Aber diese Irrthümer entsprangen einer edlen und großmüthigen Natur.

Es war Sommer, als diese Verbindung stattfand. Im September ging Imlay in Geschäften nach Havre. Er ließ Mary in Paris zurück, da seine Abwesenheit, wie er versicherte, nur kurz sein werde. Zuerst ertrug sie die Trennung ruhig und schrieb heitere, zärtliche, kleine Briefe, welche zeigen, daß ihr schwergeprüftes Herz endlich Frieden gefunden, und daß die Wärme und der Sonnenschein der Liebe die weibliche Seite ihres Wesens entwickelt hatten. Aber nur zu bald zeigten sich leichte Wölkchen der Unzufriedenheit. Zuerst schilt sie leise, dann heftig auf diese lange und, wie sie glaubt, unnütze Trennung. Sie hat keine Sympathie für Imlay's unersättliches Streben nach Reichthum, welches ihn den ruhigen Freuden des Lebens entfremdet. Sie wird eifersüchtig auf die ewigen Geschäfte, die seine Zeit so in Anspruch nehmen, daß er kaum an sie schreiben kann.

„Ich hasse den Handel," ruft sie mit Heftigkeit am Neujahrstage 1794 aus; „Du sagst mir, daß Anstrengungen nothwendig sind; ich bin ihrer überdrüssig; die Gestalt der öffentlichen und Privatangelegenheiten ist mir zuwider." In klagenderer Weise fügt sie hinzu: „Das Leben ist eine Geduldsprobe; beständig muß ein schwerer Stein bergan gerollt werden; denn wenn man eben glaubt, ihn oben befestigt zu haben und ausruhen zu können, fällt er wieder hinunter, und man muß die Arbeit aufs Neue beginnen." Wenn Imlay ihr ein liebendes Wort sendet, sind die Wolken verschwunden; sie ist reuig und verspricht, nicht wieder ihren Phantasien nachzuhängen.

In Havre wieder mit ihrem Manne vereint, wird Mary Mutter einer Tochter, die sie nach ihrer geliebten Freundin Fanny nennt; man begibt sich zurück nach Paris, aber nicht lange, so ist sie abermals allein und Imlay in London. Kein Zweifel, daß Imlay gleichgültig gegen sie geworden ist, daß andere Anziehungen ihn fesseln. In ihren früheren Briefen geht sie darüber hinweg. Sie schreibt von Fanny's kindlicher Anmuth und drückt ihren Kummer darüber aus, daß er ihren kleinen Geist nicht sich entfalten sieht. „Da ich mich glücklicher fühle, als ich es jemals war, ist es zu verwundern, daß ich zuweilen fürchte, das Schicksal habe noch nicht aufgehört, mich zu verfolgen? Komm' zu mir, theuerster Freund, Gatte, Vater meines Kindes! Mit Dir ist das Leben wünschenswerth; ohne Dich erscheint mir die Welt wieder leer." Und einige Tage später: „Nachdem ich so viel im Leben gelitten, wundere Dich nicht, daß ich, wenn ich allein bin, trüben Stimmungen nachhänge und fürchte, daß Alles nur ein Traum war, daß mein Glück nicht währen kann. Ich sage Glück, weil die Erinnerung aus dem Bilde alle dunkeln Schatten wegwischt." Bald finden wir deutlichere Vorgefühle des Unheils in Worten von tiefem Pathos. Sie sagt halb scherzend und doch ernst genug, daß sie, falls er noch länger fortbleiben sollte, Mittel suchen wolle, Geld zu prägen, „um Dich zu überzeugen, daß, wenn Du die Welt durchstreifst, um reich zu werden, Du es nur um Deinetwillen thust; denn die Kleine und ich, wir wollen ohne Deinen Beistand leben. Du wirst mich stolz nennen — mag es sein! Es gibt Grundsätze, die ich nie verleugnen werde .... Ich denke, ich bin es mir selbst schuldig zu erklären: wenn

nur die Rechtlichkeit, die an und für sich etwas ganz Schönes ist, Dich zurückbringen kann, dann kehre niemals wieder! Denn wenn eine Entfremdung des Herzens oder auch nur eine Laune der Einbildungskraft Dich zurückhält, so ist jede Hoffnung auf Glück für mich zu Ende. Ich könnte nicht vergeben, auch wenn ich es wollte .... Du kennst meine Meinung von den Männern im Allgemeinen; Du weißt, daß ich sie für systematische Tyrannen halte; ich habe immer erklärt, daß zwei Menschen, die zusammen leben wollen, nicht zu lange getrennt bleiben dürfen. Wenn es Dinge gibt, die Dir nothwendiger sind, als ich, suche sie. Sprich nur Ein Wort, und Du sollst nie wieder von mir hören." Er antwortete in einem eiligen Briefe, dessen Kürze er durch dringende Arbeit entschuldigt. Die Entfremdung hatte begonnen, und die Befürchtungen, die sich schon vor seiner Abreise ihr aufgedrängt hatten, wurden gewichtiger. Noch waren freundliche Worte zuweilen im Stande, ihre erlöschenden Hoffnungen wieder anzufachen; bis, nachdem sie aufs Bitterste erfahren, daß „die Hoffnung, die verzeucht, das Herz ängstet", sie ihm ankündigte, daß seine letzten Briefe sie in der traurigen Ueberzeugung bestärkt hätten, sie seien auf immer getrennt. Sie will nicht klagen, obgleich ihr Herz zu springen droht; sie hatte diesen Schlag nicht erwartet. „Ich habe meine Pflicht an Dir und an meinem Kinde gethan, und wenn mich die Erwiderung meiner Zuneigung nicht belohnen soll, so bleibt mir der traurige Trost, daß ich ein besseres Schicksal verdient habe ... Ich habe verschiedene Pläne, unsern Unterhalt zu verdienen; denn Du darfst nicht glauben, daß ich, von Dir vernachlässigt, Unterstützungen von Dir annehmen würde. Deine Liebe wollte ich, und da die fort, ist Alles vorbei." Mit schlecht verhehltem Spott fügt sie hinzu: „Da ich nie die Natur meiner Verbindung verborgen habe, wird Dein Ruf nicht leiden."

Während dieser langen, einsamen Wochen hatte Mary sich nicht gänzlich ihrem Schmerz überlassen; dazu war sie eine zu starke Natur. Sie schrieb den ersten Band einer „Geschichte der Revolution", wie sie sie selbst gesehen und miterlebt hatte. Das Werk sollte drei oder vier Bände umfassen. Nur einer ist geschrieben worden. Er hatte großen Erfolg. Ihre Absicht war, den Ursprung und Fortgang dieser Umwälzung sowohl von der moralischen wie von der historischen Seite darzustellen. Ihr Bericht beginnt mit der Erstürmung der Bastille und zeichnet sich durch eine Ruhe, Unparteilichkeit und Mäßigung aus, die bei einer Augenzeugin von solcher Leidenschaftlichkeit wie Mary Wollstonecraft sehr merkwürdig ist. Mr. Paul hält das Werk, soweit es vorliegt, „für das am meisten durchdachte und philosophische Buch, das über die Revolution geschrieben ist." Es ist zu beklagen, daß es unvollendet geblieben und in Vergessenheit gerathen ist.

Imlay schrieb nun an sie und bat sie dringend, zu ihm nach London zu kommen, indem er sich große Mühe gab, sie zu überzeugen, daß ihre ganze Unruhe nur in ihrer angegriffenen Gesundheit ihren Grund habe; er schloß seinen Brief mit den Worten: „Nur Geschäfte haben mich von Dir zurückgehalten. Komme, nach welchem Hafen Du willst, und ich will meinen beiden lieben Mädchen entgegenfliegen." War es zu verwundern, daß sie glaubte, was sie wünschte? Daß sie, innig wünschend, nicht das Schlimmste glauben zu müssen, durch das

geringste Zeichen von Reue oder Zärtlichkeit überzeugt wurde? Im April (1795) kehrte sie nach England zurück; aber nur, um zu finden, daß der Imlay, den sie anbetete, ein Gebilde ihrer Phantasie und der wirkliche Mann ein Unwürdiger sei. Schmerzliche Auseinandersetzungen kamen, die jede Aussicht auf künftiges Glück ausschlossen. Sie fühlte, daß sie nicht nur jede Hoffnung, sondern selbst die Kraft, glücklich zu sein, verloren habe; doch um Fanny's Willen beschloß sie, bei Imlay zu bleiben, wenn es irgend möglich.

Um diese Zeit machten Geschäfte die Anwesenheit Imlay's in Norwegen erforderlich. Unter dem Vorgeben, daß eine Reise gut für Mary's, durch den Kummer erschütterte Gesundheit sein würde, schlug Imlay ihr vor, ihn dort zu vertreten. Zu diesem Zweck gab er ihr eine gerichtliche Vollmacht, in welcher er sie ausdrücklich „Mary Imlay, meine Freundin und Gattin", nannte. Es war eine Befriedigung für ihr großmüthiges Herz, etwas für einen Mann thun zu können, von dem sie ungütig behandelt worden war, den sie aber dennoch liebte, und dem sie gern verziehen hätte.

Vor hundert Jahren war es für eine Frau keine Kleinigkeit, eine solche Reise zu unternehmen. Aber Mary war unerschrocken. Mit ihrem Töchterchen fuhr sie von Hull ab. In Verfolg ihres Auftrages lernte sie sowohl Schweden als Norwegen kennen; die Briefe, welche sie von hier aus an Imlay schrieb, wurden, mit Weglassung der persönlichen Angelegenheiten, später veröffentlicht, viel gelesen und gehören zu ihren beliebtesten Werken. Die Beschreibungen sind anschaulich, die Darstellung ist edel und malerisch. In den unterdrückten Stellen [1]) aber geht die traurige Geschichte ihres Kummers weiter, der sie unerbittlich verfolgte. Ihre Worte athmen Melancholie mit geistiger Festigkeit gepaart. Zwischen den Zeilen sind manche Zweifel und Befürchtungen zu lesen. Sie fühlt sich aufs Neue von den stürmischen Wogen des Meeres umhergeworfen, gezwungen, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ohne die Hoffnung, die sie allein erträglich machen kann.

Vergebens versuchte sie, ihr Gemüth zu beruhigen; von Kummer und Mißgeschick überwältigt, hätte sie mit König Lear ausrufen können: „Ich hab' viel Grund zum Weinen; doch werde ich nicht weinen, und sollte mein Herz zerspringen."

Wäre nicht ihr Kind gewesen, sie hätte sich gern zur ewigen Ruhe gelegt. „Nächst ihrem Wohl," schreibt sie, „ist mein innigster Wunsch, nicht Deinen Frieden zu stören. Ich habe im Leben nichts zu erwarten und wenig zu fürchten. Es gibt Wunden, die nie geheilt werden können; aber ihr Schmerz läßt sich stillschweigend ertragen."

---

[1]) Sie sind aus ganz besonderen Gründen bald nach Mary's Tode von Godwin publicirt und neuerdings von Mr. Paul wieder herausgegeben worden. Kennt man einen zweiten Fall, wo ein Mann mit ruhiger Ueberlegung die Liebesbriefe seiner Frau an einen Anderen veröffentlicht? In einem Vorwort sagt er, daß sie lebhaft an „Werther's Leiden" erinnern, obgleich die Begebenheiten, auf die sie sich beziehen, ganz verschieden sind; er setzt hinzu, er fürchte, daß für Diejenigen, denen „Werther" keinen Genuß bereite, auch diese Briefe wenig Anziehendes haben würden.

Imlay schrieb selten, und jeder seiner Briefe bewies seine wachsende Gleichgültigkeit, so daß Mary, als die Angelegenheiten in Norwegen sich dem Ende näherten, auf das Schlimmste vorbereitet war. Sie bat Mr. Johnson, eine bescheidene Wohnung für sie in London zu miethen und ihre Ankunft geheim zu halten. Sie benachrichtigte Imlay von der Zeit ihrer Ankunft und sagte, er müsse nun entscheiden, ob er ferner mit ihr leben wolle; sie würde keine andere Trennung von ihm mehr ertragen, als die definitive.

Im October (1795) landete Mary in Dover, wo sie nicht Imlay, aber einen Brief von ihm fand, in welchem er sich erbot, ihr und dem Kinde einen Jahrgehalt auszusetzen. „So tief bin ich noch nicht gedemüthigt," antwortete sie, „daß ich von Deiner Gnade abhängen will." In London suchte der wankelmüthige Imlay sie nochmals auf, versuchte das Vergangene zu entschuldigen, versicherte ihr, er habe keine andere Neigung und beschwor sie, zu ihm zu kommen. Um des Kindes halber willigte sie ein, obgleich ihr Glaube an ihn zerstört war. Die Wiedervereinigung war nur von kurzer Dauer. Sie entdeckte bald, daß er sie aufs Neue betrogen hatte und ein anderes Verhältniß unter ihren Augen fortführte. Da wurde sie von Verzweiflung ergriffen. Es war ein zu schrecklicher Schiffbruch alles Glaubens an einen Mann, den sie „nicht weise, doch zu sehr" geliebt hatte. Sie beschloß, sich das Leben zu nehmen. Um für Fanny's Zukunft zu sorgen, schrieb sie einen Abschiedsbrief an Imlay, der ihn erschüttern mußte, wenn er nicht jedes Gefühl verloren hatte. „Gott segne Dich!" schrieb sie; „mögest Du nie durch eigne Erfahrung lernen, was ich durch Dich gelitten habe!" An einem kalten Novembertage ging die Unglückliche nach der Themse. Aus Furcht, daß instinctmäßige Bewegungen sie vor dem Tode retten möchten, den sie absichtlich suchte, ging sie in strömendem Regen die Brücke auf und ab, um ihre Kleider so durchnässen zu lassen, daß deren Schwere sie niederziehen mußte. Dann sprang sie in den Fluß. Unglücklicherweise, wie sie dachte, wurde sie gerettet. „Ich habe nur zu beklagen," schrieb sie an Imlay, „daß ich, als die Bitterkeit des Todes vorüber war, zum Leben und zum Elend zurückgerufen wurde. Aber ein fester Entschluß kann nicht verhindert werden, und nie werde ich das einen wahnsinnigen Versuch nennen lassen, was eine der ruhigsten Handlungen der Vernunft war." Sein Geld weist sie abermals zurück. „Ich wollte nie etwas Anderes, als Dein Herz; da ich das verloren habe, hast Du mir nichts mehr zu geben. Hätte Imlay Armuth zu fürchten, so würde ich das Leben ertragen. Vergieb mir denn, wenn ich sage, daß ich jeden directen oder indirecten Versuch, mir Unterstützung anzubieten, als eine unverdiente Beleidigung ansehen werde; Du thust es auch mehr aus Liebe zu Deinem Ruf, als zu mir." Endlich willigte sie ein, eine Verschreibung für Fanny's Unterhalt anzunehmen; aber weder Capital noch Zinsen wurden jemals bezahlt. „In Beziehung auf das Kind mußt Du handeln, wie Du willst," sagt sie in ihrem letzten Briefe an ihn: „es ist mir lieb, daß Du von Deiner Handlungsweise befriedigt bist. Es ist seltsam, daß trotz Allem, was Du thust, eine innere Ueberzeugung mich zwingt zu glauben, daß Du nicht bist, was Du zu sein scheinst. Ich scheide in Frieden von Dir."

IV.

William Godwin nahm lange Zeit in England dieselbe Stellung ein, wie Rousseau auf dem Continent. Aber Charakter und Temperament Beider waren höchst verschieden. Vernunft regelte Godwin's Handlungen, und sein Gedankensystem war kalt und künstlich. Aber Godwin's Speculationen haben, wie diejenigen Rousseau's, die Bewegung seiner Zeit beeinflußt. Sogar die Laufbahn eines so leidenschaftlichen Mannes, wie Shelley, wurde durch ihn entschieden, und Shelley war nicht der einzige Jüngling von Bedeutung, auf den er persönlichen Einfluß ausübte. Dieser seltsame Mann war im Jahre 1756 als Sohn eines Predigers an einer Dissenter-Gemeinde geboren. Die Atmosphäre seines Hauses war eine engherzige, theologische, dabei so prosaisch, wie die Haushaltungen des Mittelstandes es vor hundert Jahren waren. Godwin wurde zu seines Vaters Beruf erzogen, den er einige Jahre ausübte, bis seine Ansichten durch die Lectüre der französischen Philosophen verändert wurden. Dann ging er nach London, um durch literarische Arbeiten sein Brod zu verdienen. Hier wurde er mit den demokratischen Politikern, welche durch die französische Revolution zur Thätigkeit aufgestachelt waren, eng befreundet, und von Fox und Sheridan patronisirt. Holcroft wurde sein warmer Freund, und Beide brachten manchen Abend damit zu, sich über die Vorgänge in Frankreich zu besprechen, während ihre Herzen „von großen Freiheitsgedanken bewegt wurden". Godwin erfüllte sich mit den Principien, die er nachmals in seiner „Untersuchung über politische Gerechtigkeit"[1]) entwickelte; dieses Werk erschien im Jahre 1793, als die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hatte. In Uebereinstimmung mit dem Princip, nach welchem er unvorbereitete Neuerungen und Appellation an die Leidenschaften des großen Haufens verwarf, gab er es zu dem übertriebenen Preise von drei Guineen heraus. Als Pitt aufgefordert wurde, das Buch zu verfolgen, antwortete er, daß „ein Buch für drei Pfund unmöglich viel Schaden unter Denen stiften könne, die nicht drei Schilling übrig hätten." Doch wurden viertausend Exemplare verkauft, und Godwin gelangte zu plötzlicher Berühmtheit. Unter dem Ausdruck „politische Gerechtigkeit" verstand der Autor „die Uebertragung irgend eines Princips der Moral und Wahrheit in die Praxis einer Gemeinschaft". Die kühnsten Speculationen des Zeitalters wurden zur Basis eines neuen socialen Systems gemacht, das ein neues Utopien schaffen sollte. Tugend und Wohlthätigkeit sollten das primum mobile aller menschlichen Handlungen sein; eine philosophische Republik sollte an die Stelle aller unserer unvollkommenen Regierungsformen treten. Godwin's Geist war von diesen Ideen durchdrungen. Die Tiefe seiner Ueberzeugung, seine Philosophie, sein seltener Eifer, seine Gelehrsamkeit gaben seiner Propaganda einen überzeugenden Charakter. Seine Schriften waren paradox wie er selbst, denn er war zu gleicher Zeit ein störrischer Enthusiast, ein strenger Logiker und ein Visionär. Während er allgemeines Wohlwollen verlangte, predigte er gegen persönliche Zuneigungen; während er den Communismus vertheidigte, hielt er die Ansprüche der Indivi-

[1]) „Enquiry concerning Political Justice and its Influence on General Virtue and Happiness." 1793.

dualität aufrecht. Viele dieser widerspruchsvollen Gedanken können darauf zurückgeführt werden, daß er in der Mitte des seltsamen unstäten 18. Jahrhunderts geboren und von dem entzündenden Geiste des neuen Zeitalters ergriffen worden war, nachdem er seine Bildung durch die gemessene Förmlichkeit des alten erhalten hatte. Leidenschaftslos behandelte er alle Fragen wie mathematische Probleme, Schritt für Schritt von gewissen Ausgangspunkten vorgehend. Er griff nicht allein religiöse Körperschaften, sondern auch das Eigenthum und sogar die Ehe an, gegen welche er Einwendungen der wunderlichsten Art vorbrachte, wie z. B., daß die Ehe Gesetz, und zwar das schlechteste aller Gesetze sei. Auch sei sie eine Frage des Eigenthums, und eine Person dürfe nicht einer andern angehören. Er behauptete, daß die Abschaffung der Ehe keine Uebel zur Folge haben werde, und wie Mary Wollstonecraft vertheidigte er mit Heftigkeit, was er für Wahrheit hielt.

Im folgenden Jahre (1794) veröffentlichte er „Caleb Williams", ein Buch von mächtiger Erfindung. Obgleich es keine Heldin hat, obgleich kaum von Liebe darin die Rede, ist es doch ein wirklicher Roman. Seine Tendenz war, den unvollkommenen Zustand unserer Gesellschaft, die sich zur gesetzlichen Unterdrückung der Armen durch die Reichen hergibt, und das Elend zu schildern, welches daraus hervorgeht. „Ungerechte Gesetze, die geschriebenen sowohl wie die ungeschriebenen; das jus scriptum des Gesetzbuches und das jus non scriptum der socialen Empfindungen und Meinungen!" Das Buch erzählt die Verfolgung eines Dieners durch seinen Herrn, und die verschiedenen Scenen werden uns mit der genauen Wirklichkeit, der trockenen ernsten Einfachheit eines Defoe vorgeführt. Aber Godwin besitzt nicht Defoe's lebhaftes Darstellungsvermögen; eine gewisse Einförmigkeit geht durch das Buch, welches schwerfällig genannt werden könnte, wenn es nicht so bedeutende geistige Vorzüge hätte.

„Caleb Williams" nahm bald in der erzählenden Literatur denselben Rang ein wie „Politische Gerechtigkeit" in der Sphäre politischer Philosophie. Beide sind Beispiele von der consequenten Durchführung einer Idee bis über die Grenzen der Vernunft und Natur hinaus. Das Buch machte Aufsehen wie das frühere. Zu derselben Zeit standen zwölf bedeutende Männer, einige unter ihnen Godwin's persönliche Freunde, vor Gericht, des Hochverraths angeklagt. Daß er der Verfolgung entging, ist merkwürdig. Doch war er einer der ruhigsten und vorsichtigsten Menschen und vereinigte die größte Mäßigung und Klugheit in seinen Handlungen mit den äußersten Uebertreibungen in der Speculation. In der Gesellschaft war er zurückhaltend und schweigsam, mit einer phlegmatischen Ruhe, die wahrscheinlich der künstliche Schutz eines nervösen, reizbaren und, wie er selbst sagt, veränderlichen Temperaments war.

In den literarischen Kreisen, in denen er verkehrte, traf er Mary Wollstonecraft. Es war im December 1795, wo sie sich endgültig von Imlay getrennt hatte. Die charakteristische Energie ihres Geistes, die augenblicklich verdunkelt schien, als sie den Selbstmord versuchte, trat von Neuem hervor. Sie fühlte, das Leben sei eine fortwährende Anspannung; aber sie beschloß zu leben und ihren Gram zu besiegen, eine unwürdige Liebe aus ihrem Herzen zu reißen und für immer ein Gefühl von sich zu stoßen, das für sie eine Quelle unend-

lichen Kummers gewesen war. Es ist bemerkenswerth, daß sie von jetzt an von Imlay nie mehr mit Bitterkeit sprach. So heftig sie von Natur war und so lebhaft ihre sittliche Entrüstung sein konnte, war doch ihr Geist zu wohl geordnet, um nicht ein würdiges Gleichmaß wiederzufinden. Sie beschloß, wieder in die Gesellschaft einzutreten und sich durch den Verkehr mit denkenden Geistern zur Arbeit zu kräftigen. Ihr treuer Freund Johnson verließ sie nicht in ihrer Noth.

Bei ihrer Trennung hatte Imlay Mary's Briefe zurückgegeben, diese Aufzeichnungen des Kummers, die man noch heute nicht unbewegt lesen kann, so lebendig sind diese Worte, so treu schildern sie die Frau selbst in ihrer Hoffnung, Furcht und Verzweiflung. Aus den während ihrer Reise geschriebenen ließ sie nun die persönlichen Beziehungen weg und publicirte sie als Beschreibung eines Sommerausflugs. Godwin las das Buch und war davon entzückt. Er erkannte einen Fortschritt des Stils und der Darstellung im Vergleich zu ihren früheren Werken, die seinen feinen Geschmack auf verschiedene Weise verletzt hatten. Durch ihre „Vertheidigung" war Mary in ihrer Art eine ebenso hervorragende Persönlichkeit wie Godwin. Ihr Buch hatte fast gleiche Aufregung hervorgerufen und war ebenso kühn und neu, wie die seinen. Die Beiden hatten sich schon früher gesehen, aber einander nicht zugesagt. Jetzt schrieb Godwin als Antwort auf eine Einladung, mit ihr zusammenzukommen (Januar 1796): „Ich freue mich sehr darauf, Mrs. Wollstonecraft zu sehen, der ich, soweit ich mich erinnere, nie etwas Böses nachgesagt habe, und die sich oft das Vergnügen gemacht hat, mich geringschätzig zu behandeln."

Mary war damals sehr niedergedrückt. Ihr Vertrauen war getäuscht, ihr Glaube an Herzensgüte erschüttert worden. Aber Liebe und Kummer hatten sie weicher und besser gemacht. Ihre gelegentliche Härte und Bitterkeit, denen sie in der „Vertheidigung" Ausdruck gegeben, hatten sich vermindert. Der Gram hatte ihren Charakter und ihren Ausdruck verschönt und veredelt; der geistige Kampf, den sie kürzlich bestanden, eine ernste Heiterkeit zurückgelassen. Sie hatte immer für höchst anziehend gegolten; aber jetzt lag noch ein besonderer Reiz in ihrem Wesen, gegen den Godwin nicht unempfindlich blieb. Sein sehr detaillirtes Tagebuch erwähnt kaum ihrer zunehmenden Intimität; aber es ist sicher, daß sie während dieses Jahres in seinen Gedanken und in seinem Leben eine große Rolle spielte. Er selbst hat einen rührenden Bericht von dem Wachsthum dieser Liebe hinterlassen.

„Die Zuneigung, die wir zu einander faßten, war von der Art, die ich stets als die reinste Form der Liebe betrachtet habe. Sie wuchs mit gleicher Schnelligkeit in unser Beider Herzen. Es würde für den genauesten Beobachter unmöglich gewesen sein zu sagen, wer dem Anderen vorausging, wer zurückblieb. Als im Laufe der Dinge die Erklärung kam, hatte gewissermaßen der Eine dem Anderen nichts zu entdecken. Es war Freundschaft, die in Liebe überging."

Wann das geschah, wissen wir nicht. Aus diesem Jahre, in welchem Mary ohne Zweifel harte Kämpfe mit der Armuth zu bestehen hatte, liegen keine Berichte vor. Auch ihre Schwestern sahen sich wieder auf sie angewiesen. Sie hatten sich während Mary's Verbindung mit Imlay hart und ungerecht gegen sie benommen. Nach ihrer Auffassung hatte Mary eine glänzende Heirath ge-

schlossen und weigerte sich nun, sie zu unterstützen. Vergebens wiederholte sie, daß Imlay's Verhältnisse verwickelt seien, daß er versprochen habe, ihnen zu helfen, sobald er sein Vermögen realisirt haben werde. Sie schrieben Alles ihrer Herzlosigkeit zu, ohne zu ahnen, wie sehr sie selbst litt, und wie oft Imlay sie zwang, ihrer natürlichen Großmuth Zügel anzulegen, indem er versicherte, kein Geld zur Disposition zu haben. Aber Mary trug es ihnen nicht nach. War auch die Liebe zu ihren Schwestern erkaltet, so war sie doch bereit, ihnen zu helfen. Ihre schriftstellerischen Arbeiten waren damals vermuthlich einträglicher, wenn auch untergeordneter Art.

Als sie sich von Neuem fähig fühlte zu lieben, war sie selbst erstaunt, sie, die schon dahin gekommen war, das Leben als bloße Pflichterfüllung zu betrachten. In Godwin muß ein besonderer Quell der Zärtlichkeit verborgen gelegen haben, da er im Stande war, trotz seiner scheinbar leidenschaftslosen Natur die Liebe einer Frau wie Mary Wollstonecraft zu erwecken. Seine Liebe für sie regte sein Gemüth bis in seine Tiefen auf. Es war Zuneigung mit Bewunderung gepaart. In seinem höchst bedeutenden Roman „St. Leon" hat er unter dem Namen „Marguerite" eine Frau von eigenthümlicher Schönheit und geistiger Kraft, sichtlich nach ihrem Bilde gezeichnet. „Ich belehrte sie durch meine Erfahrung," läßt er St. Leon sagen, „während sie mich durch ihren richtigen Tact erleuchtete. Unser Glück war ein würdiges und einfaches, und gerade in seiner Mäßigung lag ein neuer Reiz. Wir hatten Jeder besondere Beschäftigungen, theils zur Ausbildung unseres Geistes, theils zur Beförderung unserer beiderseitigen Interessen." Beide gewannen durch ihre Vereinigung. Ihre Freunde erklärten, daß ihre geistigen Fähigkeiten erhöht erschienen. Ihre Ansichten über die Ehe waren dieselben; nichtsdestoweniger entschlossen sie sich einige Monate nach ihrer Verbindung zur Legalisirung derselben. Mary hatte vermuthlich Etwas aus ihren bitteren Erfahrungen gelernt und wollte nicht ein zweites Kind der Verachtung der Welt aussetzen. Godwin erklärte: „Nichts als die Rücksicht auf das Glück des Individuums, das zu benachtheiligen ich kein Recht hatte, konnte mich bewegen, mich einer Institution zu unterwerfen, die ich aufgehoben zu sehen wünsche." Die Trauung ging im Stillen vor sich; alle ihre Freunde hatten längst ihr Verhältniß gekannt, und die ganze Ceremonie machte auf Godwin so wenig Eindruck, daß sein Tagebuch keine Bemerkung darüber enthält. Aber einige von Mary's Freunden, die sie nach der Verbindung mit Imlay nicht vermieden hatten, fanden es plötzlich unschicklich, daß sie sich während seines Lebens verheirathet hatte. Der Tadel verletzte sie, aber sie war zu glücklich, um ihn lange zu fühlen. In ihren Augen war Imlay durch sein Verhalten todt, und sie betrachtete sich als frei.

Die Lebensweise dieses seltsamen Paares war höchst originell. Godwin war der Meinung, daß die Mitglieder einer Familie sich nicht zu viel sehen sollten. Er glaubte auch, daß es am Arbeiten hindere, wenn sie in demselben Hause wohnten. Deshalb miethete er wenige Häuser von ihrer Wohnung einige Zimmer und erschien oft erst zum späten Mittagessen bei ihr; die dazwischen liegenden Stunden brachten Beide mit literarischen Arbeiten zu. Mary schrieb an ihrem Roman: „Die Bedrückungen der Frauen" (The Wrongs of Women). Briefe

wurden während des Tages gewechselt. Viele derselben sind zierlich abgerundet, von Mary's Seite lebhafte Ergüsse ihres neuen Glückes; diejenigen Godwin's athmen rücksichtsvolle, ernste Zärtlichkeit. Diese kurze Verbindung war die Poesie seines Lebens. „Nach aller Philosophie," schreibt er, „ist die Erkenntniß, daß Jemand dasselbe Interesse für unser Glück hat, wie Jeder es für sein eignes fühlt, unbeschreiblich wohlthuend." Mary's Liebe für Godwin, wie sie sich in ihren Briefen widerspiegelt, ist weit von der verschieden, die sie einst für Imlay empfand. Der Ton ist ruhiger und weniger leidenschaftlich. Indem wir sie lesen, haben wir nicht das Gefühl, eine Entweihung zu begehen, wie bei der Correspondenz mit Imlay, wo ein zitterndes Menschenherz vor uns offen daliegt. Es war nun wirklich endlich Sonnenschein in dem Leben dieser vielgeprüften Frau; aber es war das milde Licht des Abends. Am letzten Tage des August wurde ein Töchterchen, Mary, geboren. Im Anfange ging Alles gut. Mary wollte Godwin nicht gestatten, zu ihr zu kommen, sondern schrieb kurze Nachrichten. Nach einigen Tagen jedoch stellten sich beunruhigende Symptome ein, und am 10. September 1797 hauchte Mary Wollstonecraft-Godwin ihren Geist aus. Sie war bis zum letzten Augenblick ruhig und bei vollem Bewußtsein. Eine Freundin, die zugegen war, sagte mit Recht, daß, wenn ihre Grundsätze nach ihrem Ende beurtheilt werden dürften, keine anderen ihr mehr Ruhe und Trost hätten geben können. Godwin pflegte sie mit unermüdlicher Hingebung; sein Tagebuch berichtet jede Veränderung; aber bei der Katastrophe zitterte selbst s e i n e Hand, und er schrieb nur ein Datum und eine Stunde. Doch auch in seinem Schmerz blieb er sich treu, und es ist uns aus diesen letzten Tagen eine Anekdote aufbewahrt, die zu charakteristisch ist, um weggelassen zu werden. Um Mary's Leiden zu besänftigen, war ihr ein schmerzstillendes Mittel gegeben worden. Sie wendete sich zu Godwin mit einem Seufzer der Erleichterung, indem sie ausrief: „Ach, Godwin, ich bin im Himmel!" „Du meinst, meine Liebe," erwiderte der unerschütterliche Logiker, „daß Deine physischen Empfindungen beruhigter sind."

Durch ihren Tod ward auch sein Leben zerstört. Sein Verlust war größer, als er vielleicht selbst wußte. Er schreibt darüber: „Ich genoß ein Glück, das um so auserlesener war, als ich kurze Zeit vorher gar keinen Begriff davon gehabt hatte und kaum die Möglichkeit eines solchen zugegeben haben würde. Es war ein glänzender Lichtstrahl, der meinen Lebenstag nur erhellte, um den Rest in desto tieferem Dunkel, und, in dem wahren Sinne des Wortes, hoffnungslos zurückzulassen."

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

IV. Fulda.

Der Abend ist müde geworden,
Es schläfert die Rosen am Baum —

„Warum haben mich denn die wenig ungereimten Worte unter vielen gereimten, ein Dichter unter Prosaisten und Dein bekannter und unbekannter Name unter vielen unbekannten und doch bekannten so tief angerührt? Und warum, Du lieber, alter Freund, setze ich mich wieder hin, wie ehedem, um an Dich zu schreiben, obwohl ich besser thäte, ein Capitel an meinem Roman oder eine launige Correspondenz zu schreiben? Denn diese würden mir bogenweise bezahlt, meine Epistel aber muß ich obendrein selbst bezahlen, nicht nur mit dem Porto, sondern obendrein mit fliegender Röthe auf den Backen und einem stillen, leisen Nagen im Herzen."

Mit diesen beweglichen Worten beginnt das erste Schreiben, welches Franz Dingelstedt am 22. November 1838 aus Fulda an seinen in Kassel zurückgebliebenen Freund Oetker richtete. Wohl mochte er sich dort ein wenig wie in der Einöde vorkommen, losgerissen von den alten Bekannten, fern von der Residenz, in einer fremden, ihm wenig sympathischen Umgebung, in der katholischen Stadt, mitten in den malerischen, aber rauhen Rhönbergen. Und eine Strafe war es in der That gewesen, eine Art Execution, als der Kurprinz und Mitregent, der die jungen und witzigen — oder wie er meinte vorwitzigen — Leute nicht leiden mochte, das Decret vom 21. September 1838 unterschrieb, welches den Gymnasial-Hülfslehrer Dingelstedt aus Kassel entfernte. Doch „setz' mich unter Titan's zu nahen Wagen, in ein Land, das keine Bewohner kennet," hätte Dingelstedt mit seinem Horaz sagen können, „dennoch lieb' ich Lalagens süßes Lächeln, süße Gespräche." Vor fünfzig Jahren war Fulda bei Weitem noch nicht der ziemlich nüchterne Platz, in welchem eine langsam sich entwickelnde Fabrikthätigkeit mit zunehmendem Proletariat die früher vorhanden gewesenen Elemente höherer Bildung nicht zu ersetzen vermag. Ein Abglanz der alten fürstbischöflichen Zeit ruhte noch auf ihr in jenen besseren Tagen, wo hessische Obergerichts-

räthe und hessische Officiere der Stadt, in der heute „das Weinfaß von Fuld" völlig zur Mythe geworden scheint, ein zugleich vornehmeres und behaglicheres Gepräge gaben. Das adelige Damenstift, welchem, einige Decennien vorher, des Freiherrn von Stein edle, heroische Schwester angehört hatte, war ein Mittelpunkt seiner Geselligkeit. Familien von Distinction, wie die des Marquis de Cubières — er ein alter Legitimist, sie eine geborene Baudissin — wählten vorübergehend die schön gelegene Rhönstadt zu ihrem Wohnsitz; nicht lange, so kam, von Hanau hierher zurückgesetzt, Heinrich Koenig, ein ernster und damals schon berühmter Mann, während Dingelstedt's geniale Persönlichkeit solche literarische Gäste wie Karl Gutzkow und Ferdinand Freiligrath heranzog. Ihn wiederum brachte der Aufenthalt in Fulda dem deutschen Süden näher; unaufhörlich während der Ferien ist er auf der Wanderschaft, bald nach dem Rhein und bald nach dem Neckar, und Alles in Allem, was er auch sagen mag, war sein Leben hier voll innerer und äußerer Bewegung; in Fulda hat er zuerst die Augen der Welt auf sich gezogen, und als er es verließ, wußte ganz Deutschland, wer Franz Dingelstedt sei.

Die „Epistel," welche wir durch diese Zwischenbemerkung unterbrochen, fährt alsdann fort:

Fritz! Warum hätte ich Dir früher melden sollen oder den Anderen, was sich von selbst verstand, daß ich angekommen bin, gesehen habe, besiegt wurde? Besiegt von der Wucht der Prosa, die mich hier aller Ecken und Enden angähnt, wie eine Wüste. Nein, nicht wie eine Wüste. Hat doch eine Wüste noch dichterische Momente, nicht aber eine kleine Wüste mit Culturgärten drinnen, die der Natur nachäffen, und mit Orang-Utangs, welche sich wie Menschen gebährden, und mit Brodbäumen, an denen hungrige Lieutenants schütteln und seiste Referendarien hinanklimmen?

Pfui doch! Ich bin — natürlich! — unpaß. Wir haben November. Hang-month nennen ihn die Engländer; ich möchte mich auch hängen, sei's nur an einen geliebten, schönen, fernen Hals, den ich nie sehnlicher vermißt, als itzo.

Uebrigens sei still: Krank bin ich nicht, nur matt. Letzte Woche habe ich eine lange, ziemlich erschöpfende Arbeit geschlossen. Nun ist mir, als säß' ich, ein alt-junger Seneka, in der Wanne und meine Adern rauschten roth und rieselnd drein, und wie Laoloons Schlangen ringelte sich eine schleichende Lebensunfähigkeit um ein Glied nach dem anderen, die langen, dürren entzweimachend, wie Baumstämme, herbstliche. —

Mein Gott, was eine Menge Bildnisse. Sachte, Fritze! — Wiegand[1]) — sein redliches, röthliches Gesicht guckte in die hiesigen Pfaffenfratzen und kurhessischen Zensurlückengesichter hinein, wie ein Josef über die Krippe, — also Wiegand sagt mir: Du seist unzufrieden, mürrisch, zu Zeiten brüllend, ja auf- und abschreitend in Deinem Kasten wie ein Bär (Du dachtest, es käme ein „Löwe"?) Diesen Worten verdankst Du diese, — meinen Brief heißt das. Ich liebe Dich um Deines Hasses willen!

Unzufrieden? Du, Fritz, was diese Leute wohl meinen? Aber glaube nicht, es sei Hochmuth, was jetzt aus mir zischt. Zufrieden? Warst Du es je? War ich es? Werden wir es sein? Und blieb nicht immer eine Sehnsucht zurück, wie ein Niederschlag von Wermuth in dem Freiheits-Kelche, und eine Erinnerung, die wie ein Nebel über der Gegend, vielleicht auch wie eine Thräne in unserer Iris stand, selbst einen Bogen der Iris, einen glänzenden, lügenden vor uns wölbend?

---

[1]) Eduard Wiegand, wie bereits erwähnt, Einer von der Kasseler Tafelrunde.
Anm. des Herausg.

Ich bin sehr dichterisch heute, weil krankhaft aufgeregt. Wohl thue ich Sünde, an Dich zu schreiben, und nicht ein Lied zu machen, was hernach in der Abendzeitung gedruckt wird!

Möchten sich die Menschen doch einmal bescheiden, daß man nicht aus gleichem Thone mit ihnen geformt ist!

Du sehnst Dich — ich ahne das — nach einer Liebe. Thu's nicht, Fritz, thu's wahrlich nicht. Heurathe Du niemals, obwohl mich das meinen Champagner kostet, weniger Deinetwegen als aus rechtlicher Gesinnung gegen die zu Heurathende. Sehe ich's denn nicht an mir, daß ein Dichter („Der Abend ist müde geworden", ist auch einer!) niemals mit einem anderen Herzen Smollis trinken kann, ohne das andere zu verletzen und sich mit?

Heurathe Du ja nicht! Bleibe Du ledig, bleibe Prokurator. Mache Dir viel Geld, heurathe 1843 meine Wittwe, oder komm zu mir und werde meines Weibes „unerzogenen Waisen" ein alter Onkel, ein bequemes Hausmöbel, wie ein alter Schrank. Vergiß, daß Du in Rinteln Stachelbeeren aus Deinem gradus ad parnassum zogest — ich kann's noch und thu' es alle Tage — daß wir im Otiowalder Grund die Feuertaufe empfingen, — daß Du Gottes Auge vom Rigi aus sich langsam öffnen und Dich antächeln sahest, Du darin Beneidenswerther! — daß wir in Kassel waren, ohne Kassellaner zu sein, daß wir lebten, vergiß! Stirb ab wie ich!

Nun sehr viel Historisches, Stoffliches. Fulda ist ein lustiger Ort mit vielen Honoratioren. 93 Visitenkarten stecken an meinem Spiegel. In Fulda giebt es einzelne, hübsche, alleinseligmachende Gesichter. Daß es mich in Fulda giebt, ist den Fuldaern annoch viel werth. Ich bin hier ein sehr interessanter Mensch, man spricht im „Stift" englisch, bei Marquis de Cubières französisch, auf der Straße deutsch mit mir, und in Allem bin ich gleich aimable. Man fragt mich um Rath, wohin Bonifaz zu stellen sei, man trägt mir Fuldaer Chroniken und Reliquien zu, man „feiert" mich sehr. Du lieber Gott! Meine Gedichte kauft man sogar, und liest sie in meiner Gegenwart vor, man singt sie sogar, man lobt sie sogar, man glaubt sogar, man „wisse mich und meine Hierkunft zu schätzen", wie mir neulich eine große Dame sagte.

Stadtneuigkeiten: neulich fuhr der Prinz durch. Nacht, Nebel. Ein Zug Postpferde. Wehende Federbüsche, klingende Hörner. Dein Freund steht am Fenster, ballt die Fäuste, lacht, hat Heimweh und Tells-Gedanken. — In 14 Tagen kommt Friese cum suis, hat mir schon geschrieben, natürlich in Sachen eines Prologs. — Auf den Geburtstag meiner Auguste speiste ich so und soviel Mann mit so und so wenig Broden, wunderthätig, insofern ich einen Offizier zum Menschen und mehrere Schulmeister zu Engeln machte, die anfingen, in Zungen zu reden, und smollirten, wie immer. — Mit hiesiger Winkelbuchhandlung habe einen Verlags-Kontrakt abgeschlossen, zu 10 Rthr. pr. Bogen, was in Fulda unerhört ist. — Will auch das Album wieder nehmen: was meinst Du? —

Nun lasse mich verschnaufen! Allen in Kassel, die mich kennen, ohne mich zu lieben, sagst Du, es gefiele mir sehr gut hier, ich verlangte beileibe nicht wieder fort, am wenigsten zurück. Vgl. meine Vorrede zu den Novellen. Denen, die mich lieben, ohne mich zu kennen, sagst Du, ich sehnte mich viel nach ihnen.

Es ist, als sollte ich mein Testament machen, und Du wärest mein Notar, mein Walt. Wer weilt zuerst drüben, Du oder ich?

Innig und treu Dein

Fulda, 22./11. 38. Dingelstedt.

Das Bonifaciusdenkmal, das Werk eines hessischen Künstlers, Werner Henschel, hat Dingelstedt nicht mehr vollendet gesehen. Erst im August 1842 ward das in all' seiner Einfachheit durch einen Zug stiller Größe wirkende Erzbild des Apostels der Deutschen enthüllt, auf dem freien Platz vor dem ehemals fürstbischöflichen Schloß mit dem Hintergrunde der blauen Gebirge, jetzt eine hohe Zierde der Stadt, in deren Umgebung Alles, Waldpfad, Busch und Brünnlein noch von ihm spricht:

Ihr hörtet doch von jener Eiche
In Hessen, die mit kühnem Streiche
Ein Fulder Mönch dereinst gefällt,
Mit der zusammenbrach im Staube
Der grüne Thor- und Freia-Glaube,
Die düst're, deutsche Götterwelt? [1])

Die „Winkelbuchhandlung", mit welcher Dingelstedt „zu zehn Thalern pro Bogen" abschloß, ist seitdem verschollen, und das Werk, welches aus ihr hervorging, gleichfalls, obwohl es zur Zeit seines Erscheinens das größte Aufsehen machte, zumal in Hessen, und seinem Autor, wie wir noch hören werden, die größten Unannehmlichkeiten zuzog. Es sind „die neuen Argonauten," ein komischer Roman nicht nur dem Namen nach, sondern wirklich von einer so sprudelnden Fülle der Lustigkeit, daß wir ihn, trotz der Mängel, die ihm als einem Jugendwerk anhaften, mit Bedauern in der Gesammtausgabe vermissen. Er wäre dieses Platzes nicht weniger werth gewesen, als der Roman, an welchem, laut den Eingangszeilen obigen Briefes, Dingelstedt eben mit aller Leidenschaft schrieb und der denn auch für die damalige, von der George Sand stark beeinflußte Stimmung des Dichters, und bis zu einem gewissen Grade seiner Zeit und seines Publicums ein merkwürdiges Zeugniß ist. In jedem anderen Betracht aber steht dieser Roman, der den Titel „Unter der Erde" führt und einst viel gelesen und viel besprochen ward, hinter jenem zurück, und sein krankhaft-sentimentaler, von St. Simonistischen Ideen ergriffener Held, der sich aus dem Salon unter eine Grubenbevölkerung verirrt hat, kann sich mit Herrn Eusebius Trenttelfuß nicht messen, dem unsterblichen Krämer von Hersfeld — unsterblich, wenn er auch freilich nur noch in den wenigen Exemplaren eines gänzlich vergriffenen Buches lebt.

Die Friese'sche Gesellschaft war dieselbe, für welche Dingelstedt in Marburg schon Prologe gedichtet, und mit ihr kam neues Leben in seinen Fuldaer Aufenthalt. Denn das Theater, wenn er sich dessen auch jetzt und noch lange nicht klar bewußt sein mochte, war doch einmal seine Welt und die Literatur nur ein Weg, der ihn zu demselben führte. Hier nun in Fulda hatte es ehedem ein Liebhabertheater gegeben, welches, von dem genialen Hofarchitekten Prof. Clemens Wenceslaus Coudray, dem nachmaligen Oberbaudirector in Weimar und Hausfreund Goethe's, zu Anfang des Jahrhunderts begründet, sich lange erhalten hat und mit seinen Traditionen noch in die Zeit Dingelstedt's reichte [2]). Zu einer von den Officieren veranstalteten Aufführung von „Wallenstein's Lager" hat er sogar einen Prolog gedichtet, der in seiner feinen Mischung von nachdenklich ernster Kunstbetrachtung und heiterem Scherz, verbunden mit einem leisen Zug von Ironie, ganz wieder den künftigen Meister der „Theaterrede" zeigt. Es scheint, daß er sein Gedicht auch selber gesprochen habe:

Die Ihr erstaunt, statt eines Lagers Lärmen
Vier enge Wände, ziemlich ungeschickt,
Und statt zahlloser Wallensteiner Schwärmen
Ein Menschenkind im schwarzen Frack erblickt,
Verzeiht die Täuschung selbstgetäuschten Leuten
Und laßt in wenig Worten Euch bedeuten.

---

[1]) Dingelstedt, Nacht und Morgen, S. 41.

[2]) Mittheilung Zwenger's im „Hessenland", 15. September 1888.

Die Vorstellung solle der Dank sein, den man für manchen gastlichen Empfang den Fulder Damen und Herren darbringe.

. . . . So oft war Eure Pforte
Uns aufgethan und Eurer Häuser Mitte,
Nehmt heut' einmal an diesem dritten Orte
Mit uns vorlieb, ganz nach Soldatensitte.
Und mißt Ihr Manches, mögt' Ihr mild Euch sagen:
Bei Junggesellen ist nichts auszuschlagen!

Thalia weile nicht mehr in dieser Stadt, Terpsichore habe sie vertrieben; aber derselbe Raum sei es, wo die alten heimathlichen Mimen gestanden: derselbe Vorhang gehe hier auf und nieder, und Mancher unter den Zuschauern werde jener Zeit noch gern gedenken.

Geselligkeit! Die nie erschöpfte Losung
Für Lob und Tadel, Lust und Mißbehagen,
Ein Feld für scharfe Zungen zur Erboßung,
Ein Ort für kecke Fäuste, zuzuschlagen!
Das Kritteln, meine Herren, und Recensiren,
Ist leichtes Werk, wie steht's um's Reformiren?

Während der Prolog aber noch also meditirt, läßt sich Getümmel in den Coulissen vernehmen.

Halloh! Die Pappenheimer ungeduldig?
Ja gleich! Steckt nur einstweilen an die Lichter!
So spät schon? Ich bekenne mich als schuldig,
Geschwätzig sind die Kinder und die Dichter! — —
Gleich, Freunde, gleich! Das weiß sich nicht zu lassen,
Ist so die Art von jungen Kriegermassen!
Musik, Musik! Noch einmal Deine Wogen,
Die kriegerischen, kräftig angeschlagen!
Ein Stück, dann sei der Friede weggeflogen,
Und Ihr entrückt zu fernen Heldentagen.
Adieu Prolog! Dein Vorhang fällt hernieder,
Im dreißigjähr'gen Krieg seh'n wir uns wieder!

Einen höheren, selbständigen Flug versuchte Dingelstedt's Muse nach dem Einzug der Friese'schen Truppe, die von nun ab hier wieder in jedem Winter ihr Nomadenzelt aufschlug. Ihr übergab er ein Trauerspiel: „Das Gespenst der Ehre," welches am 21. Februar 1840 wirklich aufgeführt und — von den Fuldensern ausgepfiffen ward; das Gescheidteste, was sie thun konnten und was sehr für ihren guten Geschmack spricht. Denn freilich ist es ein böses Stück. Es findet sich abgedruckt in der „Novellen-Zeitung" (dem langjährigen belletristischen Beiblatt zur Leipziger „Illustrirten Zeitung") vom 2. bis 23. Juli 1845 (Nr. 53 bis 56), mit folgender Anmerkung, die zwar „die Redaction" unterschrieben ist, aber deutlich doch die Feder Dingelstedt's verräth: „Ein Artikel in Lewald's „Europa", I. Band, 18. Lief. hat unlängst unsere Aufmerksamkeit auf dieses schon vor fünf Jahren geschriebene Drama gerichtet, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß eine Wiederbelebung des lebendig begrabenen Gespenstes in der Welt der Blätter ein günstigeres Publicum finden möchte, als vielleicht ehemals demselben Gespenst in der Welt der Bretter zu Theil geworden." Wir können diese Annahme nicht unterschreiben. Niemals haben so viele Schrecken der Natur in einem Trauer-

spiel von vier Acten Platz gefunden: Bankbruch, Ehebruch, Schiffbruch — zwei untergegangene Schiffe, zwei Selbstmorde und ein Vatermord! Ganz dunkel kommt aus diesem Chaos die Idee zum Vorschein, daß ein Kaufmann die Ehre seiner Firma höher stellt, als die seiner Frau; daß er diese gewissermaßen verkauft, um jene zu retten. Um diesen Gedanken in Scene zu setzen, erscheint ein tyrannischer Vater, ein alter Gemahl, ein junges Weib und ein Liebhaber — letzterer zuerst „ohne Rock", weil der tyrannische Vater, der ihn am Ausgehen hindern und dadurch von der Geliebten fernhalten will, ihm seine Kleider hat fortnehmen lassen! Der an seiner Ehre gekränkte Mann dagegen steckt, zur Rettung derselben, zwei Pistolen und ein Waidmesser zu sich, mit welchem er sich zuletzt selbst ersticht. Der alte Graf liegt immer, „die Füße lang ausgestreckt und dicht umwickelt", wozu eine Bühnennotiz bemerkt: „Die ganze Erscheinung ja keine Carricatur!" Als ob der Dämon in Dingelstedt, ihm selber unbewußt, ihm hier sein eigenes Urtheil schreibe! Denn was ihn sonst schon in seinen Jugendwerken auszeichnet, das richtige Gefühl für das Mögliche, die Furcht vor dem Lächerlichen, es hat ihn hier, bei seinem ersten Schritt auf die Bühne, völlig verlassen. Und dennoch, wie das ja nicht selten zu geschehen pflegt, hing sein ganzes Herz an diesem mißrathenen Geschöpf!

Fünf Jahre nach dem unglücklichen Abend schrieb er unter dem Titel „Ein Trauerspiel" die Geschichte desselben in Lewald's „Europa" (1845, I, 18), den identischen Artikel, auf welchen die angebliche Redactionsnotiz der „Novellen-Zeitung" sich bezog. Zusammenhang und Absicht sind unverkennbar. Denn in der Schule des jungen Deutschlands hat Franz Dingelstedt, wenn sonst nicht viel, so doch diese Strategie des Journalismus (heute sind wir andere, bessere Leute!) gründlich erlernt, mag er sich in dem Artikel selbst auch gelinde dagegen wehren. Die traurige Geschichte des Trauerspiels aber lautet also:

Dies Drama entstand Anno 1840 in der Stadt Fulda, in Kurhessen gelegen, an dem Wässerlein gleichen Namens. Es waren einige schöne Winterabende, daß ich's „schuf", und aus den schönen Abenden wurden jedesmal häßliche Nächte, ohne Schlaf, voll Fieber, und aus den häßlichen Nächten sehr häßliche Morgen, wo ich um sieben Uhr bei Licht aufstehen, mich in der Hast in die Kleider und den Kaffee in mich stürzen, und Punkt acht, sobald der Pedell läutete, auf dem Katheder stehen mußte, um Cornelium Nepotem meiner Quarta zu exponiren, und mich über die faulen Schlingel zu ärgern, die noch mehr Lust hatten denn ich, über Miltiades Cimonis filius Atheniensis wieder einzuschlummern. Ich glaube, dies wäre eigentlich ein besserer und näherer Stoff für mein Trauerspiel gewesen, als derjenige, welchen ich wählte. Um jedoch meines Erfolges auf der deutschen Bühne ganz sicher zu sein, hatte ich mir einen französischen Autor als Muster auserlesen; ich wollte, wie die größten Dramatiker aufhören, lieber gleich anfangen: „bearbeiten". Der kleine Roman von Jakob le Bibliophile „Le marchand du Hâvre", zufällig in meine Hand gefallen, schien mir ein großer Vorwurf. Zu Rathe ziehen konnte ich keine Seele bei meinem Unternehmen, denn die einzige literarische, welche außer mir in Fulda geathmet, mein guter Heinrich Koenig, athmete damals noch in Hanau, unstreitig viel freier und frischer. So ging ich also ans Werk, „I am myself alone" mit Gloster mir zurufend. Der Stoff war alles Ernstes gar nicht übel: moderne und frappante Gegensätze, tüchtige Leidenschaften, spannende Katastrophen, starke Charaktere. Als zum Exempel ein alter Graf voll Adelsstolz und sein junger Sohn voll Liebe zu einer bürgerlichen Frau; ein Kaufmann voll Geldstolz und seine Gattin voll Sentiment, welche mit jenem Grafen schon „in Liebe" war; ein Paar humoristische Nebenfiguren und einen tüchtigen Bankerott nebst obligatem Selbstmord machte ich dazu, und die Sache war fertig.

Das Kindlein erhielt den Namen:

„Das Gespenst der Ehre".

Nomen et omen habet. Ja, es ist wie ein Gespenst umhergewandert in allen sogenannten Bibliothekzimmern oder Archiven der deutschen Bühnen, und doch sehr früh zur Ruhe gekommen. Ein guter Freund von mir, der aber ein sehr schlechter Mensch ist, änderte auf dem Exemplar, welches ich ihm gewidmet hatte, den Titel später also um: „Das Gespenst ohne Ehre." Mir gefiel aber der erste doch besser.

Zwei wackere Zöglinge unserer Secunda, denen meine Handschrift aus der Correctur ihrer deutschen Stilübungen geläufig war, thaten mir die Liebe, das Concept zu mundiren. Gott lohn' es ihnen an ihren eigenen Werken, wenn sie je in den traurigen Fall kommen, deren zu liefern! Eigenhändig besorgte ich das rothe Unterstreichen der nicht zu sprechenden Stellen im Buche, wie ich solches in den zahlreichen Manuscripten im Arsenal des Hoftheaters zu Kassel als Bühnenpraxis kennen gelernt hatte, und darauf ward das Gespenst in Halbfranz gebunden.

Nun mußte sich's begeben, durch eine jener wunderbaren Fügungen, welche allzeit große Erscheinungen in der Weltgeschichte zu begleiten und zu fördern pflegen, daß um jene Zeit die reisende Gesellschaft des Schauspieldirectors Friese, in Mitteldeutschland rühmlich bekannt, nach Fulda kam. Dies schien mir ein Fingerzeig des Himmels. Ein kluger General läßt erst auf einem kleinen Terrain seine Truppen manövriren, ehe er sie ins offene Feld, vor den Feind, ins Feuer führt. Also: Heraus mit dem Gespenst!

Die Proben huben an. Das Theater war in dem Saale einer mir sehr befreundeten Restauration aufgeschlagen[1]), recht artig und behaglich. Ich „leitete" oben das Einstudiren und trank im Zwischenact, — es war grimmig kalt, — mit einem Künstler unten ein Glas Bordeaux; da mußte ja Feuer in die Sache kommen und Alles ging vortrefflich.

Eines Morgens, am 21. Februar 1840, klebten an allen Straßenecken die Zettel mit meinem Gespenst. Auch mein Name klebte, in viel größerem Drucke als Raupachs oder Töpfers, die ja nicht Gymnasiallehrer in loco waren. Ich hielt mich Tags über in ziemlicher Ruhe; von der gewissen Spannung und Angst überkam mich keine rechte Spur, denn ich bin Zeitlebens ein leichtsinniger Mensch gewesen. Bis vier Uhr Nachmittags hatte ich in der Schule zu thun, und um sechs begann die Vorstellung. Von fünf bis sechs ward meine Treppe von Besuchern nicht leer: fast sämmtliche Schüler der Quarta, deren Classenordinarius ich war, baten mich vorschriftsmäßig um Erlaubniß des Theaterbesuches. Ich war ihnen immer ein gütiger Lehrer und gewährte sie Allen, aber Allen, auch den etwas schlecht notirten. Auf diese Art organisirte ich mir, dachte ich, auf die unschuldigste Art ein Publicum und eine Claque. O, was ein Häkchen werden will, krümmt sich in Zeiten!

Erst fünfzehn Minuten vor sechs, da ich ging, fiel mir auf dem Zettel der 21. Februar groß und „gespenstisch" in die Augen. Ich erinnerte mich an Werner, an Müllner, an die Schicksalstragödie, für welche der Monat Hornung bekanntlich ein Privilegium besitzt, und eine fatalistische Gänsehaut rieselte unter meinem Paletot hin. An der Thüre entließ mich meine ehrliche Hausfrau, bei Gott die beste Seele von der Welt, die an mir gehandelt hat wie an einem Sohne, und an die ich niemals ohne herzliche Rührung denke, mit Segenswünschen, mit Thränen sogar. Sie hat mir erst später den Grund dieser Thränen gestanden, und auch warum sie nicht ging; ihr Mann, der geschickteste Bäckermeister in Fulda, war mit allen Gesellen und seinem holden Töchterlein schon um vier Uhr ausgezogen, um noch Platz zu finden.

Das Herz pochte doch gewaltig, als ich die Hühnerstiege aus der Garderobe auf die Bretter hinaufkletterte. Alles war schon versammelt, Publicum und Schauspieler, das Theater zum ersten Act gestellt, die Darsteller angezogen und geschminkt, die Geigen im Orchester gestimmt. Der Director, mein gemüthlicher Friese, — wir nannten ihn scherzhaft, obwohl er noch ganz gut Chevaliers spielte, den „ehrbedürftigen Greis", als Führer der kleinen Schaar, — er selbst führte mich, schmunzelnd und zufrieden, schon im Kostüm seiner Rolle und nur noch mit einigen Wickeln im Haar, an das verhängnißvolle Loch in der Gardine. Himmel, welch ein Haus! Ich habe deren viel volle, überfüllte gesehen, zu Paris, da Scribe's „Une chatne" zum ersten Male ge-

[1]) Es ist das Pult'sche Local, heute noch, auch nachdem der wackre Besitzer heimgegangen, die Stätte harmloser Winterfreuden für die Fuldenser.

geben ward, zu London, wie die Grisi zu ihrem Benefice sang, zu Wien, da die Fanny ihren Landsleuten das Lebewohl tanzte, aber jene „Kette", und die Grisi und die Elsler, zogen lange nicht so stark, wie mein Gespenst! Kopf an Kopf, daß keine Nuß mehr zur Erde fallen konnte! Es war der einzige frohe Moment, den mir auf der Bühne mein undankbares Gespenst machte: dieser Moment an dem Gucklöchelchen.

Der Souffleur stieg in seinen Kasten; ich selbst ergriff die Klingel, die Ouvertüre begann. Noch ein Blick hinaus: ich suche bekannte und befreundete Häupter, aber die Menge schwimmt mir vor den Augen, die unbeschreibliche Hitze im Saale steigt mir zu Kopfe. Ich trete rasch hinter die erste Coulisse, wo ein Stuhl für mich stand, winke lächelnd den Schauspielern, welche mit ihren Rollen in der Hand umhersteigen, wenigstens ebenso befangen als ich, Muth und Ruhe zu, nenne, da der letzte Tact unten tönt, in den lauten Paukenwirbel leise einen geliebten Namen, und —

das Gespenst erscheint!

— — Geneigter Leser, noch geneigtere Leserin! Ich schreibe keine Selbstkritik, so sehr das auch Mode sein soll in der neueren Literatur, wenn man den alten Literaten glaubt, die es selbst nicht anders getrieben haben als wir. Ich weiß obendrein, daß mein Stück, wenn auch nicht unter aller Kritik, so doch herzlich roh, voll Härten und Blößen, oft verletzend, nie befriedigend ist: das hab' ich seitdem gelernt, und manches Andere dazu. Aber wie es dem armen Gespenst in Fulda ging, nein, das war doch wahrhaftig ärger als in der Hölle, wohin es meinetwegen gehörte. Daß man ein Stück auspfeift, weil es schlecht ist, mag dem Autor die Ohren lang genug ziehen. Daß man ein Stück austrommelt, weil man den Autor haßt, mag ihm die Zähne knirschend an einander schlagen, wie Carlos sagt. Aber daß man ein Stück nicht auspfeift und nicht austrommelt, sondern mit ruhiger, berechneter, spielender Bosheit zerreißt, seine Wirkungen coupirt, seine Glanzstellen übersudelt, das mag dem Autor Thränen entpressen, so bitter wie sie selten geweint werden von menschlichen Augen. Dieser Autor war ich, dies Stück mein Gespenst. Bei der Liebeserklärung im zweiten Akt (der erste zog so ziemlich still vorbei), miaut eine Katze unten im Hause, eine menschliche nämlich, und eine andere gegenüber antwortet. Als der Sohn seinen Vater verfluchte, schrie unten im Hause, mitten in die starke, effectvolle Rede ein Kuckuck, jenes niedliche, allen Kindern wohlbekannte Spielwerk. Es waren Rasseln mitgebracht, kleine Trompetchen, Knallerbsen, Mundharmonikas, — o über das kindliche Publicum! Ich darf es wohl gestehen, daß zum ersten Male an jenem Abende fest und klar der Entschluß vor meine Seele trat: „Fort von hier, um jeden Preis, zu jedem Ziel, für jede Zeit!" Und so rufe ich mit Joseph ihnen zu: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber ein Anderer machte es anders!"

Es ist Gras über meinen Groll gewachsen, stören wir ihn nicht auf! Nein, ich will vielmehr dankbarlich erkennen, daß eine Menge freundlicher Ohren drunten lauschten, denen jene Mordinstrumente vielleicht nicht viel minder weh' thaten, als mir, und eine Menge freundliche Hände, welche sie klatschend zu übertäuben suchten. Besonders die „Loge", wo die Damen, ein Theil der Angestellten und namentlich die wackern Officiere des zweiten Regiments ihren Platz hatten, suchte soviel als irgend möglich für mich zu kämpfen. Auch meine Schüler, — sie haben mich immer lieb gehabt, in Kassel wie in Fulda, — standen auf meiner Seite, mit Ausnahme der Wenigen, welche eine ungünstige Censur oder eine nicht verschmerzte Disciplinarstrafe an mir zu rächen hatten. Allein ich erkannte nur zu bald, daß hier ein Schauspiel im Schauspiel aufgeführt wurde, dessen, Goethe's Vorschrift getreu, l e i d e n d e r Held ich war. Jenes Charivari galt nicht meinem Gespenst, sondern meiner Person, und hätte ich meinem Gefühle folgen dürfen, so wäre ich hinaus an die Lampen gesprungen und mit einer extemporirten Danksagungsrede der Höllenpein einer mehrstündigen Viertheilung entwichen. Den Schauspielern stand der Schweiß auf der Stirne, wenn sie wieder hinaus mußten, und zitternd kamen sie von der Scene zurück und stammelten Entschuldigungen, deren es wahrlich bei mir nicht bedurfte. Ich war „impopulär", — da lag das ganze Räthsel, war es damals in Fulda, und bin es jetzt am Ende auch, nur wo anders, und werde es, so Gott will, noch recht lange bleiben. Die kleine Stadt verzieh und vergaß mir, wie die große Literatur, meine gelben Handschuhe nicht, in denen ich als „Professor" auftrat, statt in hohen Clerusstiefeln. Die Häuser, denen ich keinen Besuch gemacht, so wenig es deren waren, statteten mir nun im Theater den ihren ab. Gegner, welche in der Jour-

nalistik keine Stimme führen konnten, antworteten auf jene Art den „Kaßler Bildern“ und „den Neuen Argonauten“. Daß noch tiefere Gründe zu einer Opposition gegen mich trieben, ich will es nicht glauben, so oft ich es auch erfahren habe, und nicht erwähnen, wie erwähnenswerth es sein mag. So viel ist gewiß, um als Schauspieldichter die Feuerprobe zu bestehen, welche Kabale, Neid, Heuchelei und Feindschaft Einem bereiten, braucht man nicht nach Paris zu gehen, nach Hamburg, nach Leipzig, und als ich jüngst in Stuttgart Gutzkow's Molière declamiren hörte, hätte ich ihm gern zugerufen: „Tout comme chez nous! das heißt: tout comme à Foulde!“ . . .

Vielleicht war es für den künftigen Intendanten eine heilsame Lehre, daß seine theatralische Laufbahn mit einem Fiasco begann. Aber bitter war sie darum doch. Jahrelang noch verfolgt ihn „das Gespenst“, und immer wieder einmal taucht es in seinen Briefen auf; er war schon ein großer Herr in Stuttgart, als er dem nunmehr in Ulm domicilirenden und redigirenden Vogel, alias Sieben vermeldet: „Das ‚Gespenst‘ mag Herr Dardenne aufführen — aber nur gegen Honorar. Dieses schenke ich Dir, um damit den Anleihepunkt zu erledigen.“ Es ist nicht viel: 28—30 Gulden. „Soviel gab auch Friese. Stehlen wird Dardenne nicht wollen, ich leid' es auch nicht. Sag' ihm, Du hättest den Auftrag, **für mich** das Honorar einzuziehen, sonst gibt er Dir nichts oder 2 Gulden 42 Kreuzer. Schlag' heraus, soviel Du kannst, und wohl bekomm' es Dir!“ Was der biedere Vogel, alias Sieben denn auch gethan haben wird.

Aber ebenso wie voll Zärtlichkeit für sein „Gespenst“, war Dingelstedt voll Bitterkeit für seine Feinde, die — nach seiner Meinung — es unverdient zu Fall gebracht hatten. Denn dies ist die Meinung aller Durchgefallenen und manchmal schon ein vorweg genommener Trost gegen die „übelwollende“ Kritik. Ich erinnere mich eines Besuchs, den ich dreißig und mehr Jahre später dem Herrn Baron von Dingelstedt eines Morgens, ziemlich früh noch, im Directionszimmer des Burgtheaters zu Wien abstattete. Am Abend vorher hatte ich ein neues, von ihm inscenirtes Stück gesehen, das großen Erfolg gehabt, und ich beglückwünschte ihn dazu. „Warten wir's ab, lieber Freund,“ sagte er; „ein Erfolg im Theater ist nichts; die Kritik hat noch nicht gesprochen. Und die Kritik ist im Stande, mir zwischen gestern Abend und heute Morgen das beste Stück todtzuschlagen.“

Nein, die braven Fuldenser sind unschuldig daran; sie haben ihm das „Gespenst“ nicht todtgeschlagen, es hat nie gelebt. Aber wohl ist es wahr, daß er dort wie nachmals überall seine Feinde hatte. Denn er war der Mann, sich Feinde zu machen — aus Stolz, aus Rücksichtslosigkeit und manchmal sogar aus Muthwillen. Es hat sich eine artige Geschichte erhalten, wie er einmal mit seinem Intimus Hartmann, dem „Hartmännchen“, durch Fulda's Straßen zog und aus purem Uebermuth einen Hahn schlug, der vor irgend einer Thür herumlief. Der Eigenthümer des Hahns, ein Seifensieder, der grad aus dem Fenster sah, fuhr darob den Missethäter in den kräftigsten Fulder Localschimpfwörtern an, und Dingelstedt, um den Spaß auf die Spitze zu treiben, wandte sich an seinen Begleiter, als ob diesem die zornige Rede gelte und rief ihm in scheinbar vorwurfsvollem Tone zu: „Schäm' Dich, Du Kleiner, nicht einmal auf der Straße kannst Du Ruhe halten und mußt die Hühner schlagen!“ Worauf aber der

Seifensieder hoch entrüstet: „Ei boas, Di mein' ich, Du langer Schlickel!" Die Localmuse hat sich denn auch dieses Vorganges bemächtigt, und noch heute existirt ein Spottgedicht darauf, in dessen Anfangsstrophen ein Fulder Schöngeist den Bruder in Apoll also feiert:

Wer kennet nicht allhie
Das große Kraftgenie,
Den größten aller Geister,
Franz Dingelstedt, Schulmeister?

— — — — — — — — —

Darum vernehmt die Kunde
Von einem Streich des Langen &c.

Aber groß wie der Zorn der Philister und die Mißgunst der Neider, die jedes Talent überall findet, war auch die Liebe seiner Schüler, deren mancher, heut' ein bejahrter Mann, noch immer mit schwärmerischer Verehrung von Dingelstedt spricht. Denn er war nicht nur ein höchst anregender, er war auch — was man auf den ersten Blick kaum hätte glauben sollen — ein sehr gewissenhafter Lehrer. In dem Gymnasialprogramm vom Jahre 1839 spricht sein damaliger Director, Professor Dr. Nicolaus Bach — Vater des gegenwärtigen Directors der Falkrealschule zu Berlin — in folgenden Ausdrücken von ihm: „Seine hiesige Wirksamkeit zeugt in eben dem Maße von didaktischer und pädagogischer Tüchtigkeit, als von Lauterkeit der Gesinnung und Aufrichtigkeit des Handelns, wodurch er die auf geistige und sittlich-religiöse Veredelung der Schüler gerichtete harmonische Wirksamkeit des Directors und Lehrercollegiums eifrig zu fördern vermochte." Demgemäß ward der bisherige Hülfslehrer auf Antrag des Directors „bereits unterm 9. Januar 1839 zum ordentlichen Lehrer des Gymnasiums gnädigst ernannt". Ein schönes Verhältniß von herzlichem Wohlwollen auf der einen und dankbarer Ergebenheit auf der anderen Seite scheint zwischen dem jüngeren Schulmann und seinem Vorgesetzten bestanden zu haben, der in seiner trefflichen Auswahl deutscher Gedichte zuerst den Namen Dingelstedt's dem heranwachsenden Geschlechte bekannt gemacht hat, und dem dieser die Gedächtnißrede hielt, als der verdiente Mann am 17. Januar 1841, vor der Zeit, gestorben. Es war am sog. Hrabanustage, der noch immer am 4. Februar von dem Fuldaer Gymnasium zum Andenken an den Schöpfer des deutschen Schulwesens, den „magister Germaniae", Hrabanus Maurus, und die von ihm unter Karl dem Großen hier in Fulda gestiftete Schule feierlich begangen wird. Der Todte, den an jenem Tage Dingelstedt mit glänzender Beredtsamkeit pries, war ein freidenkender Gelehrter gewesen, der, so lange er gelebt, mit der katholischen Geistlichkeit Fulda's nicht auf dem besten Fuße gestanden; und dieser und ihrem mächtigen Anhang gegenüber die Wahrheit zu bekennen, war eine That persönlichen Muthes, dessen man sich bei dem belletristisch angehauchten Ordinarius von Quarta vielleicht nicht versehen, an dem es aber auch später und in bedeutenderen Verhältnissen Dingelstedt niemals gefehlt hat. Er war als Lehrer so vielseitig wie als Mensch. Vom Cornelius Nepos in seiner eigenen Classe, Florian's Fabeln in der Tertia und deutschen Stilübungen in der Secunda, stieg er in der Prima zu Racine und Molière — seinem geliebten Molière, von dem er wenig später in seinen „Briefen

aus Paris“ („geschrieben von einem deutschen Kleinstädter, 1842“) ausruft: „In seinen Büchern habe ich eine Sprache lesen gelernt, welche mir jetzo zum täglichen Bedürfniß geworden ist, und in seinem Leben eine Wahrheit, die jedes Dichterleben predigt, aber jedes vergebens“ [1]).

Indessen sind wir nicht schon im Foyer des Théâtre français; wir sind noch in Fulda. Hier ziehen bereits die Wolken herauf, die sich immer mehr verdichten und zusammenballen sollen, bis sie dem Bewunderer Molière's ein ferneres Verbleiben in hessischen Landen gänzlich verleidet haben. „Die neuen Argonauten“, der komische Roman, in denen man Alles, ausgelassenen Humor, Witz, satirische Schärfe, nur keine Gotteslästerung finden wird, eröffnen den Reigen.

Mit der Ordnungsliebe, die, vom Vater ererbt und ausgebildet, durch sein ganzes Leben ihm eigen, hat Dingelstedt auch die kurfürstlichen Rescripte, amtlichen Resolutionen, Verwarnungen und Strafmandate jener Zeit sorgfältig gesammelt und in einem blauen Couvert aufbewahrt, welches mit der Aufschrift: „Hessische Knechtschaft“ geziert ist. In diesem Nachlaßstück finden wir einen „Auszug aus dem Protokolle kurfürstlicher Regierung der Provinz Fulda“ dd. 20. Sept. 1839 folgenden Inhalts:

„Beschluß Kurf. Ministeriums des Innern vom 12. d. M. Den von dem Gymnasiallehrer Dingelstädt (sic!) dahier unter dem Titel: „Die neuen Argonauten“ herausgegebenen Roman betr.:

„Beschluß. Dem Herrn Gymnasiallehrer Dingelstedt dahier wird zur Vollziehung höheren Auftrages nicht nur eine ernste Zurechtweisung ertheilt, sondern derselbe auch zugleich in eine Ordnungsstrafe von zwanzig Thalern genommen, weil die auf Seite 262 des bezeichneten Buches vorkommende Profanirung heiliger Schriftworte nicht gerechtfertiget erachtet worden sey, diese ungeziemende Handlung aber dem Berufe eines Jugendlehrers ebenso sehr widerstreiten, als dadurch die für sein Amt nöthige öffentliche Achtung und das erforderliche Vertrauen beeinträchtiget werden, daher das disciplinarische Einschreiten gegen ihn nicht habe umgangen werden können.“

Vergeblich stellte sich Dingelstedt der ihn verhörenden Polizeidirection gegenüber auf den ästhetischen Standpunkt, indem er geltend macht, daß die Anwendung der Schriftworte im vorliegenden Falle keine Entheiligung, sondern nur eine dem komischen Roman zuzugestehende Parallelisirung des Erhabenen und des Lächerlichen, ein Contrast sei, dergleichen von vielen Schriftstellern unbeanstandet angewandt worden und im täglichen Leben, im Sprichwort immer noch angewandt werde. Vergeblich remonstrirte er „in schuldiger Ehrerbietung“ bei „Einem Hohen Ministerium“, mit dem Bemerken, daß gedachte Stelle seines Büchleins die Königlich Sächsische Censur passirt habe, und ein Satz also, der mit Billigung einer öffentlichen Behörde eines katholischen Landes zum Druck gelangt, nichts die Staatsreligion eines protestantischen Landes Gefährdendes enthalten könne; vergeblich auch wandte der Gemaßregelte sich endlich in einem unterthänigsten Immediatgesuch an seinen allergnädigsten Landesherrn, den Kurprinzen und Mitregenten. Es half Alles nichts, es blieb bei der „ernsten Verweisung“ und den zwanzig Thalern, und nicht das allein. Neue Verdrießlichkeiten folgten eine der anderen unaufhörlich. Bald ist es eine Erinnerung „an die genaue Befolgung des § 7

[1]) Wanderbuch, Bd. II, S. 154. Leipzig, 1843.

der Dienstanweisung für die kurhessischen Gymnasiallehrer," indem Dingelstedt (auf vorangegangene Denunciation) vorgeworfen wird, daß er seit einiger Zeit die Lehrstunden zu spät, theilweise erst gegen die Mitte der Stunde angefangen habe; bald ist es eine freundschaftliche, zur Vorsicht rathende Mahnung des ihm wohlgesinnten Directors in Bezug auf eingelaufene Beschwerden, daß er (Dingelstedt) an Tagen, wo er sich habe vertreten lassen, in Theaterproben und in die Restauration von Pult gegangen sei. Zum Gutenbergsjubelfest als Ehrengast der Stadt Mainz eingeladen, wird der erbetene Urlaub von vier Tagen ihm verweigert, und ebenso die Führung des im Auslande (Jena!) erworbenen Doctortitels amtlich und bei Strafe untersagt.

Sein ganzes Sehnen war, nach Kassel zurückversetzt zu werden. Er hatte sich sehr schwer von der Residenz seines Heimathlandes getrennt, welche nach seinen damaligen Begriffen von der Welt ihm wohl als ein genügendes Feld für seine Thätigkeit erscheinen mochte, und die er bis an sein Lebensende geliebt hat trotz aller gelegentlichen Ausbrüche von übler Laune. Denn die „Dingelstedt'sche Unzufriedenheit" war in seiner eigenen Familie zum Sprichwort geworden. Ja, wer weiß, ob er seinem Vaterlande jemals den Rücken gekehrt haben würde, wenn man ihm — wie so manchem Anderen in jener Zeit — unzweifelhafte Anhänglichkeit und Treue nicht geradezu mit Mißachtung gelohnt, und da, wo er wirklich gefehlt, ihn mit einiger Nachsicht behandelt hätte. Seine Versetzung von Kassel nach Fulda konnte, wie bereits angedeutet, nur im Sinn einer Strafe genommen werden; denn kein anderer Grund lag vor, ihn aus einer Stellung zu entfernen, in welcher er sich die Anerkennung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Schüler im höchsten Maß erworben hatte. Noch findet sich unter den vielen schwarzen Blättern der „hessischen Knechtschaft" als einziges weißes der Ausdruck des Dankes und des Schmerzes seiner Quartaner, mit welchem ihm diese zugleich einen silbernen Becher zum Andenken verehrten. Wie diese von kindlichen Händen unterschriebene Adresse, hat Dingelstedt unter den stolzesten Trophäen seiner späteren Laufbahn auch das Geschenk seiner Kasseler Schüler bewahrt, und heute noch ist es seinen Hinterbliebenen ein Gegenstand besonderer Pietät. Denn sie wissen, daß der Anblick dieses schlichten, zierlich aus Palmblättern hervorragenden Kelches, schadhaft, wie er durch lebenslänglichen Gebrauch geworden, ihren Vater noch in seinen letzten Tagen daran erinnert hat, was ihm die Heimath war und was er mit ihr verloren. In einer sehr beredten Eingabe, deren Entwurf bei den anderen Papieren dieses Fascikels liegt, bat er, „zwischen Furcht und Hoffnung schwebend," den Kurprinzen um Zurücknahme der verhängnißvollen Maßregel, und wie sehr er, als diese nicht erfolgte, kein Mittel unversucht gelassen, vielmehr Alles in Bewegung gesetzt hat, um aus der „Verbannung" erlöst zu werden, zeigt ein ausführliches, eigenhändiges Antwortschreiben v. Hanstein's, des damaligen Ministers des Innern, an welchen Dingelstedt bittend oder beschwerend sich gewandt. Mit aufrichtigem Bedauern, so beginnt Se. Excellenz, habe er den doppelten Irrthum erkannt, „dem sich ein junger, talentvoller und also erleuchteter Mann hingegeben". „Wer hat Ihnen gesagt," fährt er fort, „daß Sie mir unwillkommen oder Ihr Name meinem Ohr mißtönend sei? — Wie wenig kennen Sie doch

mich und meinen Charakter! Was in meinem Ministerium für Sie geschehen, sollte Ihnen gerade das Gegentheil beweisen, und wenn Ihnen anfangs Manches als zu strenge vorkam, so hätten Sie denken sollen, daß gute Eltern die Kinder am strengsten halten, die ihnen die liebstın sind . . ." Noch größer und unverzeihlich sei der zweite Irrthum. „Bei gewöhnlichen Alltagsmenschen, die nur in der Residenz leben und athmen können, an gewissen Tagen in der Aue und nach Wilhelmshöhe gehen müssen und kein Wasser als die Drusel kennen, ist mir das schon viel vorgekommen. Aber wie ein Natur-Dichter (soll wohl heißen: eine Dichter-Natur), ein vielseitig gebildeter Mann das schöne hessische Hochland mit seiner documentierten Urgeschichte, mit seinem treuen, aufrichtigen, derben Menschenschlage, seiner römischen Peterskirche (in nuce), seinen Probsteien und Klöstern und deren originellen Bewohnern — für einen Verbannungsort halten kann, das ist mir ganz unbegreiflich." Aus diesen Zeilen spricht unzweifelhaft ein gewisses patriarchalisches Wohlwollen, wie es dem Manne, hoch in Jahren, geziemen mochte, der, mit allen Provinzen des Landes bekannt, über ein halbes Säculum im Staatsdienst und streng an den kleinen Formen des gewöhnlichen Geschäftsganges klebend, seit 1837 der Nachfolger Hassenpflug's war[1]). Aber wer kann es dem nach Luft und Licht und dem lebendigen Verkehr mit der Welt Dürstenden verargen, wenn er vielmehr als Hohn empfand, statt dessen auf den Apostel der Deutschen, auf die Franziskanermönche des Frauenberges und die Nonnen des Benedictinerinnen-Klosters verwiesen zu werden? Immer aussichtsloser ward der Traum einer Befreiung „aus dem Lande Egypten", immer herber das Gefühl der Kränkung, Zurücksetzung und Enttäuschung; und um dieselbe Zeit scheinen auch für Oetker die Widerwärtigkeiten begonnen zu haben, die sich in weniger als einem Jahrzehnt zu den allerschwersten Conflicten steigern sollten: es ist an dieser Stelle seiner „Lebenserinnerungen" (I. 156) zum ersten Male von „Mißbilligungen" und „Geldstrafen" die Rede.

Dieses Alles vorausgeschickt, wird man um so besser den folgenden Brief verstehen, in welchem die Herzens- und die Schulangelegenheiten Dingelstedt's höchst wundersam durcheinander laufen:

Laß Dich herzlich grüßen, armer, lieber Freund! Dein Schicksal, hoffentlich vergrößert, wie Alles von der Fama, drang erst spät zu mir, noch später als Deine beiden Briefe, welche ich trotz des „eiligst" auf des einen Adresse erst um den 15. August hier vorfand. Daß ich sie nicht beantwortete, entschuldigt sich nun wohl von selbst! Ich reiste, als von Dir keine Bestimmung erfolgte, den 5. Juli hier ab, in folgender Tour: Frankfurt, Darmstadt, Bergstraße, Heidelberg, Heilbronn, Weinsberg nebst J. Kerner, Stuttgart, Calw, durch den Schwarzwald zu Fuß nach Wildbad, ebenso durch die reizenden Thale der Eng und Murg nach Baden-Baden, dann Strasburg, rheinabwärts Mannheim, Mainz, Coblenz, Cöln, zurück nach Coblenz, von da nach Ems, wo ich 14 Tage trank und badete. Im Ganzen bin ich 6 Wochen abwesend gewesen, eine himmlische Zeit!

Wie ich jezzo stehe und lebe, ersieh aus dem Folgenden: in Ems erhielt ich einen Brief, worin sich Auguste von mir lossagte. Sie hatte sich nicht darein finden können, daß man in einem Jahr 4 mal nach Rinteln reisen möge, im nächsten gar nicht. Ihr mögt denken von mir, was Ihr wollt, Du auch, Ihr mögt mich verdammen, Ihr habt Recht — allein wie weh mir's gethan, als ich zum ersten Male seit fast 2 Jahren den Ring vom Finger streifte, mit welchen Augen ich die rothen Wundmale, die er gelassen betrachtete — nein, das wißt Ihr doch nicht!

[1]) Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege. Kassel, Fischer. 1850. S. 397.

In Fulda empfing mich Neid und Wuth meiner Kollegen, die so lange den Karren für mich hatten ziehen müssen, und nun am Director hetzten, er müsse mich in Strafe nehmen, weil ich ohne Urlaub — ich hatte nur 8 Tage — ausgeblieben sei. Bach that's nicht, was ihm Gott lohne! Er vertrat mich selbst beim Ministerium, als dasselbe anfragte, wo ich eigentlich sei. Wahrscheinlich werde ich mit einer Geldstrafe abkommen.

Drei Tage nach meiner Ankunft eine Vorladung vor die Polizei. G. hatte Auftrag von der Regierung, die Regierung vom Ministerium: mich wegen angeblicher Blasphemieen gegen die Staatsreligion, namentlich nachgewiesen in den „Argonauten", und wegen allgemein übler und verdächtiger Richtung meiner Bücher zu vernehmen. Ich antwortete à la Nante, es war eine Szene für Götter. Hernach bin ich noch einmal vorgewesen; jetzo harre auf meinen Urthelsspruch!

Dazu posttäglich Briefe: aus Kassel, worin es hieß, ganz Kassel sei mir böse, Kramer wolle mich ermorden und Lobe[1]) verklagen, das Ministerium entlassen, der Prinz köpfen rc. — aus Rinteln, von meiner Schwester: ob ich denn wirklich nach Spangenberg[2]) käme und wann? von meinem Vater nebst einem wohlkoncipirten Fluche — aus Stuttgart, ich möge dorthin kommen — von Doebler[3]), ich sollte mit ihm durch Europa reisen — von meinen hiesigen Liebschaften: ich hätte Unrecht an meiner Braut gehandelt, ich wäre ein Ungeheuer — von meinem Schneider, ich sollte ihn bezahlen — von meinem Buchhändler: ich möchte Mscpt. schicken, oder das Honorar wieder herausgeben — bon!

Junge! Wenn Du kein Bein gebrochen hättest, müßtest Du her! Siehe: ich habe hier keinen Menschen; der Kleine ist — zu klein, die anderen Alle hassen, verachten, beneiden, verfolgen mich. Nun weiß ich nicht, wo ein, wo aus? Du bist kühl; nun rathe Du! Du bist Jurist; was mache ich in meiner Untersuchung. Du bist ein Ehrenmann, was thue ich in Kassel, um die ungewaschenen Mäuler zu stopfen. Hingehen, mich schießen? schreiben? schweigen? Du bist ein verständiger Kerl: bleibe ich im Staatsdienst, oder trete ich aus, womit ich freilich den Kerls nur einen Gefallen thue. Du bist mein Freund: — wie komme ich zu mir selber?! —

Selah! Ich weiß nicht mehr, cujus generis ich bin. Hätte mich Ems nicht so wunderthätig regenerirt, läge ich längst auf der Nase; meine Nerven fühle ich bei solchen Aufregungen und solchen Arbeiten gar nicht mehr. Nun: schreibe mir, sobald Du nach Besprechung mit Vernünftigen und Wohlwollenden zu einem festen Urtheil über meine Lage gelangt bist. Halte in Deinen Kreisen meinen Namen aufrecht; Du kannst in Deiner Stellung viel, Alles für mich thun. Du selbst und Deine, einst auch meine Nächsten, werdet nicht irre an mir. Wo möglich, komme Einer herüber, um mich zu halten.

Ueber Fremdes, Litterärisches, Weiteres nächstens mehr. Jetzt bin ich zu außer mir, um in mich zurückkehren zu können! Adieu, alle Götter mit Dir, welche wider mich!

Treu Dein

Fr. Dingelstedt.

Und der Getreue kam dennoch, trotz des gebrochenen Beins. Sie philosophirten zusammen an der „Pestsäule", von der man in halber Höhe unter dem Franziskanerkloster des Frauenbergs einen unbeschreiblich schönen Ausblick auf das von der blauen Rhön umsäumte Thal hat — ob es dem Freunde wohl gelungen ist, das gequälte Poetenherz zur Ruhe zu sprechen? Mit einem Federzuge geht Dingelstedt über den Namen Auguste fort; aber wie es damals, nachdem die zweijährige Verlobung aufgehoben war, in seinem Innern aussah, das sagt uns das schöne Gedicht: „Scheide-Wege", mit welchem in der ersten Ausgabe seiner „Gedichte" (1845, Cotta) der Cyclus „Heimath" schließt:

[1]) Eine der im Roman als „Magister Humpel" carrikirten Persönlichkeiten, Lehrer der neueren Sprachen am Kasseler Gymnasium, dann in Rinteln.

[2]) Die hessische Festung.

[3]) Der berühmte Zauberkünstler, mit dem Dingelstedt schon von Kassel her bekannt war und in Freundschaft durchs Leben verbunden blieb. Anm. des Herausg.

„Ich aber stehe still am Kreuz der Wege,
Und glaub' es nicht, und kann es nimmer fassen,
Bis ich die Finger in die Male lege
Die mir Dein Ring im Fleisch zurückgelassen.

„Ja, nimm auch den. Ich darf sie nicht mehr tragen,
Und mag die Schlange nicht bei mir bewahren;
Verbrenne sie, laß sie zu Staub zerschlagen.
Die gold'ne Einigkeit von zweien Jahren.

— — — — — — — — —

„Du hast ein Recht, Dich von mir loszumachen,
Nicht weil ich Dich, weil ich mich selbst betrogen.
Man wirft kein Glück nicht gern in einen Rachen,
Der ziel- und haltlos treibt auf weiten Wogen . . ."[1])

Für Dingelstedt aber war es, als ob der Bruch mit der Geliebten den Bruch mit seiner Vergangenheit, seinem Beruf und dem Vaterlande selber vorbereiten solle, zu dem nun Alles hindrängt, rascher, heftiger, stürmischer als zuvor.

Am 1. Juni 1840 schrieb Dingelstedt an Vogel, der damals im benachbarten Hersfeld ein Localblättchen, den „Hessenboten", redigirte:

Lieber Vogel!

Dieser Tage findest Du in Cotta's „Morgenblatt" ein patriotisches Lied von mir, in Marburg vor Jordans Kerker geschrieben. Es hat in Schwaben unerhörtes Aufsehen gemacht, mehr noch muß es in Hessen. Mein Wunsch ist, damit es größere Popularität gewinnt, es durch den „Hessenboten" verbreitet zu sehen, falls Euere Zensur nichts daran streicht, was Du durch den Vorhalt, es sei ja in Stuttgart passirt, bei Deinem in dubio sehr bornirten Zensor leicht erwirken wirst. Ich ersuche und ermächtige Dich also andurch, das Gedicht dem M.(orgen)Bl.(att) zu entlehnen und als mit Vorwissen des Verfassers demselben entnommen zu bezeichnen, damit Du als Redakteur gerechtfertigt bist, mir auch, alsbald nach dem natürlich gleich nöthigen Abdrucke, mit dem Du dem M. Bl. noch zuvorkommen kannst, ein Dutzend Ex. mit der Post hierher zu senden.

Dies war das Jordanslied unvergessenen und unvergeßlichen Andenkens. Durch die majestätisch sich entrollenden Strophen des unvergleichlich schönen Gedichtes hört man gleichsam ein Klirren wie von Eisen, als ob der Dichter umsonst an den Kerkergittern rüttle; dann zum Schluß wendet er sich ehrfurchtsvoll, mit edlem, männlichem Ton an den Landesfürsten: „Neig' dein Scepter, Friedrich Wilhelm, zu erlösendem Bescheid!" Aber das Lied, das überall in Deutschland ein starkes Echo fand, ging spurlos am Herzen Friedrich Wilhelm's vorüber.

Um dieselbe Zeit bat Vogel den Freund in Fulda, für den „Hessenboten" ihm ein Gedicht zu des Kurprinzen und Mitregenten Geburtstag zu schreiben. Dingelstedt erwidert (11. Aug. 1840): „Ich kann Dir das Gedicht nicht leisten. Zürne mir darum nicht, Umstände entschuldigen mich. Gebe ich eines, wie ich's geben kann und möchte, so schade ich meinen Aussichten zu entschieden, die jetzo, nach Lobe's Entfernung, laut Aussage dortiger Gönner, eine baldige Rückberufung gen Kassel in Perspective stellen. Will ich aber eine alltägliche Schmeichelei in Reimen bringen, so paralysire ich alle Wirkung des Jordanliedes und schade meiner Popularität, deren ich zu der vielleichtigen Journal-Entreprise mehr als je benöthigt bin."

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 85. — Hier, in den „lyrischen Dichtungen", eröffnet es den Cyclus der „Irrfahrten".

Die „Journal-Entreprise" verwirklichte sich. Der unersättlich Thätige — von welchem 1840, laut eigener Mittheilung an Vogel, innerhalb weniger Monate hinter einander erschienen: der Roman „Unter der Erde" bei Steinacker in Leipzig, die Dichtung „Sechs Jahrhunderte aus Gutenberg's Leben" bei Hotop in Kassel, die Novellen „Esel-Fritze" im Rhein. Taschenbuch, „Gutenberg's Tod" im Immergrün und „Prodicus" in der Pandora — wollte nun auch sein eigenes „Organ" haben; und er hatte es, freilich nur kurze Zeit. Es war der „Salon". Aber mit Dingelstedt selber ging die Seele des Unternehmens; und was auch hätte sich viel von der Zukunft einer Zeitschrift erwarten lassen, die in Fulda redigirt ward und in Kassel erschien? Sie kam nicht über den zweiten Jahrgang hinaus; dennoch besitzt sie, wie Alles, was aus jener Zeit des fast ausschließlich mit literarischen Waffen geführten politischen Kampfes stammt, ihren Reiz, namentlich durch Dingelstedt's eigene Beiträge. Die Probenummer, welche der „Kassel'schen Allgemeinen Zeitung" vom 1. December 1840 beigelegt ward, brachte ein Gedicht von ihm unter dem Titel „Lied eines vagirenden Nachtwächters", mit dem Motto von Béranger: „Éteignons les lumières et rallumons le feu" — von Chamisso so trefflich übersetzt:

Blase Jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an,
Lobt die Jesuiten!

Das Lied des vagirenden Nachtwächters, zusammt dem Motto, das an die Spitze des Büchleins gestellt, ward nachmals das erste der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", welche Dingelstedt berühmt gemacht und ihm für immer die Signatur gegeben haben. Auch heute noch, wo sie doch scheinbar gegenstandslos geworden, kann man sie nicht lesen, ohne lebhaft ergriffen zu werden von dem Geist jener vierziger Jahre, welche, wiewohl sie resultatlos verlaufen, doch niemals aus unserer politischen Entwicklungsgeschichte zu streichen sind. Die Zeitgedichte Dingelstedt's sind ebensowenig veraltet wie diejenigen Heine's, was man von den übrigen, selbst den Herwegh'schen nicht sagen kann; denn gleich denen Heine's sind auch die Dingelstedt'schen nicht aus dem Pathos hervorgegangen, das, durch die Verhältnisse bedingt, mit dem Wechsel derselben seine Kraft verliert, wo nicht gar in das Gegentheil umschlägt, sondern aus der Ironie, welche sich als freies Spiel des Geistes, auch unter veränderten Umständen, behauptet.

Doch war das Nachtwächterlied ebenso wie der Name des Herausgebers aus der ersten Nummer des „Salon", welche nicht früher als am 1. April 1841 herauskam, verschwunden — wir können den Grund leicht errathen. Denn in der That hatte der „Salon" in der kurzen Zeit seines Bestehens fortwährend Schwierigkeiten mit der Censur. Einmal ward ihm folgende Stelle gestrichen: „Aus Berlin wird gemeldet, daß man dort die Aufführung von Schiller's „Tell" wieder erlaubt habe; es wäre besser gewesen, man hätte Jacoby's „Vier Fragen" nicht verboten". — Dingelstedt rächte sich, indem er das boshafte Ghasel dichtete, welches als Ueberschrift vier Fragezeichen — „? ? ? ?" — hat:

Du weißt, was das bedeuten will? Du wirst sie mir nicht streichen?
Es sind ja nur unschuldige — vier kleine Fragezeichen.
— — — — — — — — — —
Du wiesest sie hinweg von Dir, nun schlüpfen sie und schleichen
Umher im Volk und murmeln leis, vier kleine Fragezeichen . . .

Dieses Gedicht freilich ließ Dingelstedt damals nicht drucken, aber — und das ist wiederum echt charakteristisch für ihn — nebst den übrigen, die nun in rascher Folge nach einander entstanden, durch einzelne seiner Schüler, „die sich einer schönen Handschrift rühmen konnten" — copiren! „Diese theilten uns anderen Gymnasiasten Bruchstücke aus der Sammlung mit, die uns geradezu enthusiasmirten," erzählt Einer von ihnen, Herr Fr. Zwenger, dessen liebevollem Erinnern wir bereits so manchen hübschen Zug zur Charakteristik seines ehemaligen Lehrers verdanken. So geschah es, daß man die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" in Fulda kannte, noch ehe das übrige Deutschland eine Ahnung hatte von ihrer Existenz; und eines derselben, das erste: „Weib, gieb mir Deckel, Spieß und Mantel, der Dienst geht los, ich muß hinaus," erlangte dort eine solche Popularität, daß man nicht müde ward, es herzusagen.

Da die Dinge so lagen, konnte die Katastrophe nicht lange mehr ausbleiben: die des Herzens war erfolgt, wenn auch innerlich nicht ganz beendigt; die nicht minder schmerzliche, vom Vaterlande sich losreißen zu müssen, stand Dingelstedt noch bevor. Die Hoffnung, nach Kassel zurückversetzt zu werden, mußte wohl, unter den Umständen, die wir geschildert haben, als eine völlig eitle aufgegeben werden, und es macht, mitten in dieser tragischen Situation, eine fast komische Wirkung, wenn der in Hersfeld immer noch zwischen dem Buchhändlergehülfen und dem Literaten schwankende Vogel sich an den Freund klammert, als ob ihm Hülfe werden könne von einem Ertrinkenden! „Auf Protection von mir speculiren und rechnen zu wollen," schrieb Dingelstedt ihm am 20. December 1840, „hieße mich kränken. Ich in Hessen Jemandem Carrière machen! Selber in eine mir unangemessene gebannt, ohne alle Aussicht, ohne alle Anregung, alle Erlösung! . . . Klebe und klage an Hessen nicht; ich sage Dir, es ist eine verwünschte, dürre, undankbare, dunkle Scholle."

Dann fährt er fort:

Warum doch muß ich Dir den Prediger machen, den Superklugen? Weil ich, Adolf, den Pfeil einer ewigen Reue tief im Herzen sitzen fühle, weil ein verpfuschtes Leben auf mir liegt. Darum. Das soll Niemand ahnen. Man besucht, beschenkt, feiert mich, feindet und fehdet mich an — Freund! ich gäbe den ganzen Papier-Lorbeer um eine einzige Träumerei aus unserer alten Burschenkneipe, meine ganze litterärische Zukunft und mein politisches, staatliches Hoffen um eine Stunde mit Augusten . . . . Still davon. Jetzt ist Adventzeit, da kommen die Gespenster; Weihnacht, da bescheeren sich die Leute . . . . Ich bin ein armer Mann, glaub' mir. Und ohne alle Affektazion, allen Hypochonder- und Hekticus-Wahnsinn.

Der folgende Brief an Vogel, acht Monate später, lautet:

Auf Kurprinzen Geburtstag habe ich 2jährigen Urlaub oder Entlassung definitiv eingegeben. Was erfolgt, wirst Du einsehen. Ich will 2 Jahre weg, nach Frankreich, England, in den Orient, — dieß im strengsten Vertrauen, nur Dir — in einem merkwürdigen Auftrage. Mit dem „Salon" bleibe ich in stäter Verbindung; er bekommt ausschliesslich meine Reiseberichte. Dies und eine verständige Redakzion, von Ötker und Dir geleitet, müssen das Blatt so heben und halten, daß ich nicht allein nach meiner Rückkehr dasselbe würdig übernehmen und glänzend hinstellen kann, sondern daß Du eine Carrière dabei machst, bei mir bleibst, eine Litteratur-Puissance

wirst. Deine Instrukzion arbeite ich schon noch aus. Sei klug — es handelt sich um Deine, um meine, um eine freie, gemeinschaftliche, anständige Zukunft. Jetzt oder nie.

Wie mirs jetzt in Hessen geht, davon hast Du keine Idee. Ich kam 10 Tage zu spät von einer Reise, mit Ötker gemacht, nach Wien, Salzburg, Innsbruck ꝛc., hieher zurück. Da hatte mir ein Hohes Ministerium den Gehalt pr. August schon belegt. Ich prozessire noch darum, ein Zeugnis des Dr. med. Frankl aus Wien, Verf. des „Columbus", wurde zurückgewiesen — nun packt der seiner Seits auch an. Bon.

An den „Telegraphen" habe ich ein großes Gedicht „† Karl Schomburg †" [1]) gesandt — Gott weiß, wie es kommt, das Mscpt. ist in Kassel, man droht mit einer criminellen Untersuchung, und es wäre möglich, daß Du mich auf Deiner Reise in — Spangenberg besuchen könntest.

Alles Misère, Alles, Alles! Pfui Teufel! — Bei Campe erscheinen meine Nachtwächter-Lieder; gieb Acht, das zündet.

Eiligst, treulichst Dein

Fr. D.

Wie der Jubelruf eines Befreiten klingt in diese „Misère" hinein der folgende Brief Dingelstedt's an seinen Vater, welcher im Original undatirt ist, aber seinem Inhalte nach unzweifelhaft in diesen Moment fällt und augenscheinlich in Stuttgart geschrieben wurde. Sein Urlaubsgesuch war abschläglich beschieden worden; er reichte demnach seine Entlassung ein und benutzte die Zwischenzeit, bis zur Entscheidung, um sich Cotta persönlich vorzustellen, mit welchem er bereits durch Beiträge zum „Morgenblatt" in Beziehung gekommen war. Mit einem Schlage hatte sich nun Alles geändert: hinter ihm, wie ein schwerer Traum, versank die Schulmeisterzeit; vor ihm lag das unbekannte, das ersehnte Land des Poeten- und Schriftstellerlebens, mit den tausend grenzenlosen Hoffnungen, die sich an dasselbe knüpften, oder hinter demselben verbargen:

Lasse ein Kalb schlachten, lieber Vater! und backe sieben ungesäuerte Brote: — nach jahrelanger Scheidung kehrt der verlorene Sohn in Dein Haus, hoffentlich auch in Dein Herz zurück. Was ihn aber veranlaßt, Dich mit einem Extra-Blatte aus der Fremde und Ferne zu behelligen, ist eine Angelegenheit, die Du von mir selbst in ihrer wahren Fassung erfahren sollst, nicht durch Dritte, durch Weiber- oder Zeitungs-Geträtsch. Gestern habe ich den Contrakt mit dem Baron von Cotta vorläufig abgeschlossen, der mich als Mitredacteur seiner allgemeinen Zeitung mit einem Jahrgehalte von 1000 fl. jährlich und freier Wohnung in seinem Hôtel zu Augsburg engagirt. Mit dem 1. Januar k. J. trete ich ein, und meine (14tägige) Reise nach Augsburg und hieher hatte nur den Zweck, dort die Geschäfte kennen zu lernen und mich dem Redacteur en chef zu präsentiren und hier dem Associé Cotta's, Herrn von Reischach, meine Enderklärung abzugeben.

Du hast mich freilich in der letzten Zeit stillschweigends mündig gesprochen und mich unabhängiger von Dir hingestellt, als mir eigentlich lieb sein durfte. Desungeachtet glaube ich, daß diese Nachricht Interesse genug für Dich besitzt, um eine sofortige Mittheilung zu erheischen, und ich will einen solchen Schritt wenigstens nicht ohne Dein Vorwissen thun. —

Glaube mir, ich bin klug und alt genug, zu wissen, was ich aufgebe. Meine Arbeit mehrt sich, mein Gehalt freilich auch, denn es ist contractliche Bedingung, daß derselbe mit jedem Jahre der Verbindung bis zu 3000 fl. steigt, ein Einkommen, das mir der hessische Staatsdienst nie geboten hätte. Dafür cessirt allerdings mancher Nebenverdienst, der mit meiner neuen Stellung unvereinbar wäre; sie beschäftigt mich täglich, die Sonn- und Festtage nicht ausgenommen, von

[1]) Auch einer von den politischen Märtyrern Kurhessens, ehemals Oberbürgermeister von Kassel, aber in freiwilliger Verbannung gestorben. Das Gedicht erschien in Gutzkow's „Telegraph", September 1841. Anm. des Herausg.

7—1 Uhr morgens. Die Sicherheit steht gleich, indem auch für Krankheitsfälle gesorgt ist. Daneben hat namentlich das Großartige eines europäischen Institutes und einer einflußreichen mir ganz neuen und lehrreichen Wirksamkeit mich angezogen und mein Hauptzweck, in andere Verhältnisse zu kommen, für die Zeitung große Reisen und Bekanntschaften zu machen, die mir vielleicht unverhofft irgendwo eine Carrière öffnen werden, ist so am leichtesten erreicht. In Hessen wäre ich auf dem Flecke stehen geblieben, wo ich seit Jahren stehe, nicht einmal eine Versetzung wollte man mir angedeihen lassen. Aendert sich Gouvernement und Ministerium, oder ändert sich mein Lebens-Princip, so kann ich dort oder hier mit meinen Sprach-Kenntnissen und mit meinem persönlichen Talent wohl leicht einen Staatsdienst, wie den aufgegebenen, wiederfinden, vielleicht gar an einer Universität. Daß ich in Frieden und Ehren Abschied nehme, versteht sich am Rande.

Die Lichtseite meiner neuen Lage habe ich Dir im Vorausgehenden genugsam dargestellt; ihre Schatten wird Deine Besorgnis selbst auffinden. Vergleiche beide, und sei so gut, mir nach Fulda Deine Ansicht und Deine Meinung mitzutheilen. Ich wünsche von Herzen, daß dieser Schritt Deine Mißbilligung nicht wiederum in so hohem Grade finden möge, wie mancher andere, den ich — leider und gottlob! — thun mußte. Du darfst wenigstens an meinem Herzen und an meinem Charakter nicht zweifeln, es falle sonst mein Loos wie es wolle.

Für Anderes habe ich in diesem Augenblicke der Entscheidung keinen Sinn; laß mich daher mit den besten Wünschen für Dein und der Deinigen Wohlergehen schließen. Daß ich Euch und die Heimat nicht noch einmal besuchen kann, ehe ich auf immer vielleicht scheide, thut mir wehe, allein es ließ sich nicht ändern. — So mag denn diese Zeile Gruß an Alle sein und ein vorläufiges Lebewohl.

Mit erneuter und kindlichster Liebe. Dein

Franz.

Und doch ist jedes Abschiednehmen, und selbst wenn es von Fulda und von Hessen wäre, ein mehr oder minder schmerzliches Losreißen!

Unter seinen Schülern war Einer, Jacob Gegenbaur, Primaner, als Dingelstedt nach Fulda kam, der ihm besonders anhing. Poetisch begabt und durch seinen Lehrer literarisch angeregt, schien der junge Mann — nur um fünf Jahre jünger als Dingelstedt und inzwischen eben in Marburg Student geworden — jenem ganz geeignet, die redactionellen Geschäfte beim „Salon" in Kassel zu leiten und die Recensionen über das dortige Theater zu schreiben. Ernstere Wege nachmals ist Jacob Gegenbaur gegangen. Geborener Fuldenser, ist es ihm beschieden gewesen, einundzwanzig Jahre lang in seiner Vaterstadt als Lehrer an seinem alten Gymnasium in der ausgezeichnetsten Weise zu wirken. Sein reiches productives Talent erschöpfte sich nicht in den Gedichten seiner Jugend, von denen in studentischen Commersbüchern einige fortleben; es fand vielmehr ein angemesseneres Feld der Bethätigung in einer Reihe historischer Arbeiten, welche vornehmlich das Kloster- und gelehrte Leben seiner Heimath seit frühester Zeit anziehend und geschmackvoll darstellen. Eine seiner Erstlingsschriften, „Fulda und das Rhöngebirge" ist ein kleines Muster von Localbeschreibung und gehört, wiewohl schon 1847 erschienen, immer noch zum Besten, was wir über die kirchlichen und mönchischen Alterthümer des einst als eine der frühesten christlichen Culturstätten so berühmten „Buchenlandes" und über die volksthümliche Besonderheit seiner Bewohner in Sitten, Sagen und Liedern besitzen; wie denn auch Gegenbaur es war, der durch Begründung des „Bürgervereins" einen geselligen Mittelpunkt geschaffen hat, den einzigen, von welchem im heutigen Fulda noch Etwas wie literarisches Interesse gepflegt wird. Mit allen staatlichen Ehren geschmückt, ist

Professor Gegenbaur neuerdings in den wohlverdienten Ruhestand getreten, um den Abend seines Lebens auf derselben Scholle zu verbringen, wo der Morgen ihm so freundlich heraufstieg, und dort auch, in dem alten, traulichen Heim, das er nun schon, ich weiß nicht wie lange bewohnt, machte ich die Bekanntschaft des würdigen Mannes.

Vierzig und mehr Jahre waren vergangen, seit Dingelstedt den damaligen Studenten im ersten Semester aus Marburg berief. Aber seltsam belebten sich die Erinnerungen, als wir einander so gegenübersaßen bei der hereinbrechenden Dämmerung des Herbstabends, in dem hohen, geräumigen Gemach, zwischen dessen bücherbedeckten Wänden sich ein beneidenswerth friedliches Gelehrtendasein abgesponnen hat. Mitten in dieser Umgebung befinden sich noch drei Gegenstände, welche Dingelstedt seinem Schüler als Andenken vermacht hat: sein Schreibstuhl, derselbe, dessen Gegenbaur sich noch immer bedient und auf dem er auch saß, während wir mit einander plauderten; sein Arbeitstisch, an welchem, im anstoßenden Zimmer, sich eben eine Schar junger Mädchen lärmend um die Abendlampe niederließ und seine Papierschere, welche er einmal, in den Tagen seiner tollen Streiche, einem Manuscript an Saphir beigepackt, um dem Redacteur des Wiener „Humoristen" die Mühe des Beschneidens zu erleichtern, was diesen aber so gewaltig verdroß, daß er Schere und Manuscript zurückschickte.

Unermüdlich fleißig war damals Dingelstedt; jeden Abend, wenn er nicht ausging, schrieb er regelmäßig von 6—12, und las hierauf das, was er geschrieben, laut vor sich hin. Gegenbaur's Beschäftigung am „Salon" dauerte nicht länger als ein halbes Jahr: es zog ihn zurück nach Marburg, zu den Studien, und sein temporärer Nachfolger ward Ad. Ebert, gleichfalls ein Schüler Dingelstedt's aus der Kasseler Zeit, Schaumburger, wie er und ich, zehn Jahre später in Marburg mein gütiger und verehrter Lehrer der italienischen Sprache und Literatur, gegenwärtig einer der namhaftesten romanistischen Philologen und eine Zierde der Leipziger Universität, Verfasser der vortrefflichen „Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande". Man sieht, Dingelstedt hat tüchtige Schüler gebildet, wenn sie freilich auch bei der Redaction des „Salon" nicht lange aushalten wollten, der ja selbst auch, nach kaum zweijähriger Existenz, das Zeitliche gesegnet hat.

Mit dem Rescript vom 4. October 1841, welches „dem Gymnasiallehrer Dingelstedt die nachgesuchte Entlassung gnädigst bewilligt", war die letzte Fessel gesprengt und er nun frei. Sein Gepäck war leicht; bei Campe in Hamburg wurden die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" gedruckt, das „Hôtel" des Freiherrn von Cotta, welches er in seinem Briefe an den Vater so herrlich geschildert, erwartete ihn — und doch, und doch! . .

Es war eine Octobernacht, deren sich Gegenbaur, damals, während der akademischen Herbstferien in Fulda, noch wohl entsann. Dingelstedt war im „Stern" (dem damaligen ersten Gasthofe Fulda's) sehr lustig mit einigen Freunden gewesen. Sie hatten erklecklich viel Champagner getrunken. Gegenbaur erwartete den alten Lehrer in dessen Wohnung, wo die Koffer gepackt, die Schränke leer, die Schubfächer offen standen, und Alles wüst und öde war, wie das bei solchem Wegzug zu sein pflegt. Als Dingelstedt herein kam und seinen

getreuen Schüler sah, sprang er über die Kisten und Kasten in gezwungener Fröhlichkeit hinweg, warf die Thüren auf, die Schränke zu und rief: „Es ist eine gottvolle Verzweiflung!" Er ging, aber er ging nicht gern; und mit welcher Hoffnung er seinem Vater auch geschmeichelt: er wußte, daß es eine Wiederkehr zu den alten Verhältnissen für ihn nicht gebe und hat vielleicht jetzt erst, als er es verlassen sollte, gefühlt, wie lieb ihm dennoch dieses vielgeschmähte Vaterland sei! Niemals aber, in keiner Lage seines späteren Lebens hat er diese Liebe mehr verleugnet — ihr ist er treu geblieben bis zu seinem letzten Athemzuge.

Gegenbaur gab ihm das Geleit bis zur „alten Post"; es war tiefe Nacht, und sie saßen noch zusammen und tranken eine Flasche Wein, bis die Postkutsche kam, die nach Frankfurt fuhr und Dingelstedt fortführte. Am Fenster des Stifts stand eine Dame, ein Fräulein von S., die, wie man später vernahm, für den jugendlich schönen Poeten ein mehr als bloß freundschaftliches Gefühl gehegt. Sie hat es ihm nie verrathen; aber sie war es, welche durch ihren Einfluß ihm nachmals den Weg zu dem Hof in Stuttgart gebahnt. Nun lauschte sie dem Rollen des Wagens, der unten in der Dunkelheit vorüberkommen mußte, dem Scheidenden, ihm unbewußt, ihre letzten Grüße nachsendend. „Nachtwächters Stillleben" war zu Ende, sein „Weltgang" begann, und bald sollte durch ganz Deutschland schmettern, was bisher nur auf den Straßen Fulda's erklungen:

„Weib, gieb mir Deckel, Spieß und Mantel,
Der Dienst geht los, ich muß hinaus!"

Berichtigung.

Wie man uns mittheilt, beruht es auf einem Irrthum oder einer Verwechslung, wenn im zweiten Abschnitt dieser Publication (Juniheft, S. 424) von Dr. Eduard Sattler, dem Redacteur der „Ober-Postamts-Zeitung", gesagt worden ist, daß er sich nach dem Einmarsch der Preußen in Frankfurt a. M. 1866 das Leben genommen habe. Vielmehr starb er in Folge eines Schlagflusses schon über ein Jahr vor diesem Ereigniß, am 27. März 1865; und um so lieber erfüllen wir diese Pflicht der Berichtigung, als der Herausgeber des Dingelstedt'schen Nachlasses dem ehemaligen Redacteur des „Frankfurter Conversationsblattes" (der belletristischen Beilage zur „Ober-Postamts-Zeitung") ein freundliches und dankbares Andenken bewahrt.

Berlin, im Juli 1889. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Der Spreewald.

Von
G. J. Sauerwein.

In wenigen Eisenbahnstunden von Berlin sind wir mitten aus dem Staub und der Hitze der Reichshauptstadt, wie durch Zauber, in eine wundersame, kühle Dämmerung versetzt. Das Dach des Eisenbahnwagens über uns hatte schon, während eines kurzen, erfrischenden Schlummers, dem Laubdache schattiger, grüner Bäume Platz gemacht; und auf der gelben Sandwüste der nordischen Heimath ließ die gütige Fee Morgana des Traumes allerlei Ströme mit den Blumengestaden südlicherer Zonen sich spiegeln. Ist es diese Traumstimmung, die auch uns kaum bemerken, oder, wenn bemerkt, wieder halb vergessen ließ, wo und wie wir unser enges Coupé mit einem Boote vertauscht haben? Wir träumen weiter. Geräuschlos gleitet der Nachen dahin, und, wie der Mönch in der russischen Sage beim Anhören des Paradiesvogels, merken wir nicht, wie auch die Zeit dahin gleitet. Endlich öffnen wir die Augen weit; wir suchen nochmals unwillkürlich die Gegenstände, auf denen vorhin unser Auge geweilt, den Sand, das Haidekraut, die Kiefern. Alles verschwunden. Ist der Traum, dessen Bilder noch in unserem Innern auftauchen, zur Wahrheit geworden? In der That dehnt sich jetzt um uns ein grüner Urwald aus, dessen schlanke Stämme und laubige Kronen von beiden Seiten eines schmalen Stromes sich hoch über diesem zu einem immer bewegten Gewölbe zusammenneigen. Durch die Oeffnungen desselben begrüßt uns der wolkenlose Himmel, dessen bleierner Wucht wir noch soeben zu entrinnen getrachtet, mit lichten Streifen seines freundlichen Blau's. Ein üppiger, blumendurchwirkter Teppich von Gras, Kräutern und Büschen deckt den Boden unter und zwischen den ragenden Stämmen des Hochwalds. Kein Fußtritt, kein Wagengerassel stört die tiefe Stille. Wir befinden uns in einer Region, wo das Pferd noch völlig fremd ist. Nicht einmal das Wasser gibt einen Laut von sich, denn unser langes, flaches Boot wird auf dem seichten Flußarm, statt mit Rudern, nur mit einer langen Stange geräuschlos weitergestoßen und gelenkt. Nur Scharen melodischer Vögel: Amseln, Finken und Nachtigallen schmettern in der kühlen Frische des feuchten Laubes ihre lieblichsten Töne. Wo in aller Welt sind wir? In welchen fernen, fremden

Märchenwald hat der Zauber uns entrückt? Doch wir erkennen das Lied der heimischen Waldessänger — wir erkennen die Gestalt und das Blatt der heimischen Erle, die freilich, so licht und grün wie sie hier sich zeigt, keine düsteren Erlkönigs-Phantasieen weckt. Ja, wir sind noch in der Heimath, und doch in einem Urwalde, in einem Bruchstück von einem Urwalde, das uns die einstige, jetzt entschwundene Herrlichkeit des Ganzen noch vor Augen führt. Wir sind im oberen Spreewald, von dessen Wald im eigentlichsten Sinne freilich, seit der großen Entwaldung durch den verstorbenen Grafen Lynar, dieses verhältnißmäßig kärgliche Stück nur einen Rest darstellt. Wir sind in der Nähe der traulich-still gelegenen Försterei Kanowmühle, die aus ihrer grünen Umgebung gar anmuthig und einladend hervorwinkt. Wir gleiten vorüber und versinken von Neuem in tiefes, dieses Mal aber waches Träumen, von den Wenden, den geheimnißvollen Urbewohnern dieser geheimnißvollen Waldgegend. Ein wendischer Kahn fährt vorüber, dessen übermüthige schöne Lenkerinnen durch einen geschickten Schlag ins Wasser uns wie mit einem Sprühregen übergießen und dann lachend, mit einem fröhlichen „buschtscho strowe" (seid gesund, i. e. Adieu), entschwinden. Nun sind wir wieder im Freien. Weite, offene Prairieen, hauptsächlich nur von dichten, buschartig abgerundeten Gruppen einer besonderen Weidenart unterbrochen und fernhin vom dunklen Waldessaum begrenzt, umfangen uns. Fern im Nordwest schimmert der Kirchthurm von Lübbenau, und meilenweit entfernt in SSW., auf ragendem Hügel, der mächtige Thurm von Kalau, der allbekannten Stadt der guten Stiefel und schlechten Witze. In der glühenden Mittagsstunde, in der blumenduftenden, aber schattenlosen Prairie verstummt das Lied der Vögel. Nur die Grille läßt ihr eintöniges Zirpen hören, und der Kuckuck zählt, auch nach wendischem Volksglauben, dem Wanderer seine Lebensjahre zu. Wir lenken aufs Neue in schattigere Bahnen ein. Reizende Bauergütchen, erst vereinzelt zwischen den Wiesen, dann immer dichter gesäet und, sammt den laubigen, sie umgebenden Baummassen, wie zu einem einzigen Walde sich zusammendrängend, ziehen an uns vorüber. Hier war es, daß ein ferngeborner Bekannter, von den ihrer landschaftlichen Schönheit wegen so berühmten Sandwich-Inseln, sich durch die malerisch unter die alten Bäume geschmiegten Häuschen an die ebenso reizend im tropischen Urwalde versteckten Hütten und Farmhäuser seines fernen Heimathlandes erinnert fühlte. Unser Kahn geht durch prachtvolle Erlenalleen, die jedoch, statt eines Fahr- und Fußweges, nur die „feuchten Pfade" unseres Stromes beschatten. Alles athmet Wohlgeruch und Kühlung. Die leise murmelnde Fluth zieht uns fast unwiderstehlich hinab. Alle die neckischen Insassen der wässerigen Tiefe aus Schulenburg's wendischen Sagen tauchen vor uns auf. Wir empfinden mächtiger als je die unübertroffene Lyrik in Goethe's „Fischer". Wie hätte Goethe wohl den Reiz dieser einzigen Landschaft und ihrer ebenso einzigen menschlichen Staffage gefühlt! Und zu denken, daß dieses liebliche Heiligthum von Waldes- und Volksnatur dennoch dem Untergange geweiht sein sollte!

Vergegenwärtigen wir uns in wenigen Worten die Entstehung des Spreewaldes. Von den alten Hochgewässern, die, wie Professor Schottmüller in seinem lichtvollen Vortrage über die Wasserverhältnisse der Mark es auseinandersetzt, in Urzeiten die Mark bedeckten, und die später, als die Spree und die Oder sich

einen Durchbruch durch den baltischen Höhenrücken gebahnt hatten, immer mehr nach Norden abliefen, ist das Spreewald-Becken als ein durch die tiefere Lage des Bodens zurückgehaltener Rest anzusehen, wie ein solcher auch das Havelluch war. Die nach dem Ablaufen der Gewässer sich bildenden Sümpfe füllten sich immer mehr mit niederer und allmälig höherer Vegetation, aus deren modernden Resten im Laufe langer Zeiten eine fruchtbare Humusschicht und ein üppiger Urwald hervorgingen. Durch diese Sümpfe[1]) wurden schon früh von den wendischen und, unter Friedrich dem Großen, auch von deutschen, mit den Wenden in friedlichster Eintracht zusammen lebenden Colonisten unzählige Gräben und Kanäle gezogen, so daß unter Zurückdrängung des eigentlichen Waldes der Sumpf sich in die schönsten Wiesen verwandelte, deren Fruchtbarkeit jedoch nur auf jener dünnen, über dem märkischen Sande abgelagerten Humusschicht, sowie auf dem Umstande beruht, daß sie auch gehörig vom Wasser durchtränkt bleibe. Sowie, statt des geschlängelten Bettes, ein gerader Canal, etwa gar mit Eindeichung, die Wasser zu rasch abführt, würde die Humusschicht zu trocken; man müßte sie umpflügen und hätte dann, nach Vermischung des Humus mit dem mächtigen Substrat von Sand, statt der herrlichen Wiesen mit ihrer reich ergiebigen Viehzucht nur das magerste und unergiebigste Ackerland. Einer der größeren Besitzer des Spreewaldes gestand einst traurig, da die Gefahr einer Einwallung gerade sehr acut war, daß er seine Kinder etwas Anderes als Landwirthschaft lernen lasse, weil sie voraussichtlich von seinen, der Vertrocknung anheimfallenden Gütern nichts mehr haben würden. Anderweit hieß es: „Wir würden unsere Wirthschaften noch einmal kaufen," d. h. mit einer Schuldenlast beladen müssen, die ihrem bisherigen Werthe gleich wäre. Voraussichtlich würden nicht viele der kleinen Besitzer dies ertragen, sie würden auswandern oder zu besitzlosen Arbeitern herabsinken, und als solche vielleicht die Bevölkerung der großen Städte anschwellen, wie die ärmsten Littauer es bereits thun.

Wehmüthig berührt uns mitten in diesen Betrachtungen die Begegnung eines Kahnes mit einer Schar allerliebster, fröhlicher wendischer Kinder. Mit welch reizender Würde die kleinen Mädchen das beturbante Haupt heben! Wie stattlich das rothe Röckchen mit den großen Falten ihre kräftigen Glieder umwallt! Wie behende sogar der kleinste Knabe die Ruderstange lenkt und, trotz schmalster Durchfahrt, dem Zusammenstoß mit sicherer Hand vorbeugt! Wie freundlich klingt uns ihr herziges „Pom'gaj Bog" (Gott helfe) entgegen, welches noch keine Dressur ganz zu verdrängen vermocht hat. Wir antworten mit dem üblichen Gegengruße: „Bog żekuj" = „Gott danke"[2]), und danken Gott im Stillen selber für Alles, was noch von frischer Natur den Versuchen, dieselbe zu zerstören, widersteht.

Im dämmerhaften Schatten der mächtigen Erlen und Weiden schwingt sich vor uns eine sog. „Bank" (wendisch tawka, sprich wauka), ein schmaler hölzerner Steg, in beträchtlicher Höhe von einem Ufer zum andern hinüber. Kleine Kinder stehen am Ufer und begrüßen uns mit einem Regen von winzigen Blumenbouquets. Wir merken die nicht ganz uneigennützige Absicht, die aber in zu

[1]) Wendisch Btota, d. i. Sümpfe, ist auch der Name des Spreewaldes.

[2]) ż = französisch j.

lieblicher Form sich ausdrückt, als daß wir verstimmt sein könnten. Andere größere Kinder, die über die „Bank" zu unsern Häupten hinüber schreiten wollen, warten anstandsvoll, bis wir vorüber. Ein herangleitender Lastkahn voll Heu zeigt uns den Grund, warum die „Bank" so hoch über dem Wasserspiegel sich erheben muß. Wir gedenken vielfacher, altbekannter Spreewaldsbilder, in denen allen die „Bank" einen so charakteristischen Zug bildet. Alte Eichen stehen am Ufer, und der Fährmann berichtet, daß unser Kaiser Wilhelm I. dort als Prinz einmal gefrühstückt habe. Hier laufen auch wir ein, in einen schattigen Hafen ländlicher Ruhe, das Hôtel zum Spreewald. Im erquickenden Schatten einer alten Eiche erwartet uns das Mittagsessen, dessen wesentlichsten Bestandtheil vortreffliche Fische mit sog. „Spreewald-Sauce" und ebenso vortreffliche Spargel bilden.

In der Kühle des Nachmittags wandern wir wieder hinaus in diese unvergleichliche Landschaft und schweifen stundenweit umher wie in einem großen Park, in welchem die prachtvollsten Baumpartieen mit den reizendsten Bauerhöfen, den üppigsten Feldern und Wiesen abwechseln — letztere vielfach durchduftet von den schneeweißen Blüthen der Traubenkirsche oder des Faulbaums, welcher besser ist als sein Name und im Wendischen, viel melodischer, Poscherpin heißt. Nach vielfachen Kreuz- und Quer-Zügen, nach einem kaleidoskopischen Wechsel von unzähligen Bildern, deren wir, so sehr sie sich ähneln, doch keines missen möchten, stehen wir auf dem Schloßberge, dem „Grod" der Wenden, wo, der Sage nach, der „Serski Kral", der Wendenkönig, residirte. Es ist fast die einzige Erhebung in der meilenweit ganz flachen Gegend, und, wie sich alsbald zeigt, eine künstliche. Wir unterscheiden deutlich die Vertiefung des Festungs-Innern in der Mitte, und ringsum die nach den Regeln der alten Befestigungskunst in Winkeln und Vorsprüngen angelegte Umwallung. Jahrelange Arbeit des Pfluges hat die Spur der alten Festung nicht verwischen können; ebensowenig wie wir durch die Arbeit der Kritik einen wirklichen Wendenkönig, der hier seine Zuflucht gesucht, unserer Poesie gern rauben lassen möchten. Auch brauchen wir, trotz aller Kritik, dies schwerlich, weil sicher in jenen uralten, hartnäckigen Kämpfen, die nun schon neunhundert bis tausend Jahre zurückliegen, dieser zur Vertheidigung so geeignete Punkt nicht unbenutzt geblieben sein wird. Man lese übrigens v. Schulenburg's sehr werthvolle und, im Gegensatz zu andern Büchern über den Gegenstand, auf genaue Forschungen an Ort und Stelle und auf eigne Kenntniß der Sprache sich stützende Darstellungen selber, und lerne das „Gruseln" an den düstern Ueberlieferungen und Phantasieen des Volkes von den verborgenen Schätzen des „Schloßberges". Seit der Pflug so gründlich Alles umwühlt, hat wenigstens das oberflächliche Auffinden von Antiquitäten nachgelassen. Herr Geheimrath Virchow und Herr von Schulenburg, die jetzt dem wendischen Alterthume so gründliche Untersuchungen widmen, werden uns gewiß lichtvollere Resultate liefern, als einseitige oder voreingenommene Studien bisher, und vielleicht auch die Frage sicher beantworten, wann etwa die slawischen Urbewohner dieser Gegenden sich zuerst genau nachweisen lassen.

Jedenfalls finden wir im Anfang der mittleren Geschichte den ganzen Nordosten Deutschlands, von der Saale und Elbe, ja in Hannover auch westlich von der Elbe, und andererseits bis zur Weichsel, von Thüringen und Schlesien

bis ins Holsteinische und bis zur Ostsee, besetzt von dem mächtigen Volke, welches, in viele Stämme uneins zerfallend, doch wesentlich eine Sprache und eine Nationalität hatte, und von welchem die heutigen Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz nur ein schwacher Rest sind. Ueberall sonst verschwand die Sprache, welcher hier vermuthlich durch die lange Zugehörigkeit der Lausitzen zu der Krone Böhmen das Dasein gerettet ward. Bekanntlich wurden Ober- und Nieder-Lausitz während des dreißigjährigen Krieges im Prager Frieden von Oesterreich an Sachsen abgetreten, um dieses von der protestantischen Sache zu trennen. Erst 1814 wurde dann die Nieder-Lausitz, von welcher nur der Cottbuser Kreis auch schon früher brandenburgisch gewesen, von Sachsen an Preußen cedirt. Wenden der Ober- und Nieder-Lausitz, oder, wie sie auch genannt werden, Ober- und Niederwenden, geben sich selbst übrigens einen Namen, der, gänzlich verschieden von dem deutschen, sonderbarerweise identisch ist mit dem eines südslawischen Volkes: sie nennen sich Serben — niederwendisch mit Adjectivendung, Serski statt Serbski — woraus die mittelalterlichen Deutschen ihr Sorben, Sorabi, geschöpft. Und sonderbarerweise stimmt wieder der deutsche Name Wenden, der freilich in älterer Zeit wohl überhaupt Slawen besagen wollte, mit dem deutschen Namen der Winden überein, eines andern südslawischen Volkes, sonst Slowenen genannt, und ist sammt diesem identisch mit dem altrömischen Namen der Veneti (wovon auch Venedig), welche in Illyrien und Istrien ansässig waren.

Ueber ein halbes Jahrtausend kostete es, das mächtige und hartnäckige Volk — von dessen verhältnißmäßig hoher Bildung sein ausgebreiteter Handel mit dem Osten, die beglaubigte Existenz größerer Städte und sogar die Sagen von seinen versunkenen Seestädten uns Kunde geben — nach tapferem Verzweiflungskampfe für seine heimischen Götter und für seine ursprünglich der deutschen wohl ziemlich gewachsene Cultur gänzlich zu Boden zu werfen und es den Deutschen zu assimiliren. Jetzt ist dies seit Jahrhunderten vollständig geschehen. Immer weiter ist die Sprache im Laufe der Jahrhunderte zurückgewichen. Kein Schatten politischen Gegensatzes verknüpft sich mehr damit, und eine zu eifrig „strebende", neuere Richtung kann die Wenden, wie man immer von Neuem sich erinnern sollte, nicht deutscher machen, als sie bereits sind, sondern höchstens ihre angeborene patriarchalische Loyalität schädigen; kann die alten Ueberlieferungen feiner und sinniger Umgangsformen durch vertrautere Berührung mit ungebildeten städtischen Elementen höchstens zerstören, nie aber heben.

Welchem Freunde dieses tapferen Völkchens, seiner Sprache, seiner Sagen und seiner Poesie, sollten nicht viele wehmüthige Gedanken kommen beim Anblick der untergehenden wendischen Sonne, auf dem Schloßberge bei Burg? Doch verscheuchen wir sie! Klar dort fern im Osten liegt jenseits der Laubregion des Spreewaldes der dunkle Kiefernwald von Fähro, die Grenze der befruchtenden Spree-Ueberschwemmung, den Anfang des unvermischten märkischen Sandes bezeichnend. Dort schimmert der neue, spitze Thurm von Fähro, dort der dicke Thurm von Werben, dort im Norden liegt, malerisch versteckt, Bilegure (= „Weiße Berge"), welches vom Wendenthum nur noch den Namen, nicht die Sprache, gerettet, ebenso Straupitz, das hinter jenem fernen, dunklen Erlenwalde sich verbirgt. Aber rings um uns her in der

Abendsonne leuchtet Burg, die Perle des Spreewaldes, und, bis auf die deutsche Ansiedelung der sog. „Fabrik“, noch echt wendisch. Das eigentliche Dorf mit seiner Kirche, auf sandiger, gelinder Bodenerhebung gebaut, blickt südwärts aus Bäumen hervor; aber seine großen Außengemeinden, die „Kaupen“ (wendisch Kupy, Inseln) und die „Prisen“ (Colonieen) umziehen es mit einem stundenweit sich dehnenden, grünen Kranze einzeln ausgestreuter Bauerhöfe. Von einem der nächstgelegenen Gehöfte schallt aus dichtem Eichenwald der wieder beginnende, abendliche Sang der Nachtigallen, während fernher die melodische Glocke des Dorfes den Sonntag einläutet.

Die immer tiefer sinkende Sonne wirft ihre letzten glühenden Strahlen durch das wogende Laub der Bäume — in der That für uns ein passendes Symbol des anmuthreichen Völkleins, das selbst noch im Untergehen seine Umgebung mit poetischem Glanze verklärt. Eine Schar wendischer Mädchen in ihrer malerisch-bunten Tracht, die ausdrucksvollen Köpfe von weißen Tüchern fast verhüllt, zieht vom Flachsjäten singend nach Hause. Wie feierlich klingt ihr fern verhallendes Lied durch die Stille des Abends! Wir gedenken verschiedener schöner Sonntagabende in der Frühlingszeit vor Ostern, wenn die Mädchen auch in Gruppen umherwandern und die Passions- und Osterlieder einüben, welche sie dann in der Osternacht, in eigenthümliche Festtracht gekleidet, in den ihnen bekannten Familien absingen, von diesen reichlich dafür bewirthet. Wundersam ist es, wie an solch' einem Frühlingssonntagabend, wenn Ostern schon etwas spät fällt, der aus weiterer Entfernung so melodische Gesang von verschiedenen Seiten auf einmal durch die stillen Spreewaldfluren auf den einsamen Wanderer eindringt. Die laue Luft des erwachenden Frühlings, das erstehende Grün der Felder und Wiesen, das goldene Mondlicht über den säuselnden Wipfeln und dann der ferne Klang der Mädchenstimmen und wendischen Lieder — Alles vereinigt sich zu einem Eindruck, der schwer zu beschreiben ist. Ja, der Spreewald mit seinen alten Bäumen und seinen alten wendischen Sitten ist schön auch zu anderen Zeiten, als wo der eilende Tourist ihn in der Glorie des Sommers zu erblicken pflegt!

Der geheimnißvollen, dunklen Nacht — doppelt geheimnißvoll, doppelt dunkel in den säuselnden Erlenschatten des Spreewaldes — folgt der klarste, lieblichste Sonntagmorgen. Wir pilgern früh aus unserm Spreewald-Hôtel durch die thauigen Fluren, durch dies charakteristische Gemisch von grünem Feld mit scheinbarer Einhegung von dichtem Wald, hin nach dem Dorfe Burg, um hier den wendischen Kirchgang, von dem wir so viel gehört, uns selber anzusehen — um die liebliche alte wendische Sprache in ihrer vollen Reinheit und Weichheit von den beredten Lippen des Pfarrers Koreng zu hören, und um die vielen Hunderte schön geputzter Wendinnen in ihrer entzückend malerischen Nationaltracht zu bewundern.

Leider bemerkt man schon den Einfluß, welchen der Verkehr mit Berlin und der Umstand übt, daß viele dieser Mädchen in der Hauptstadt dienen. Es ist, als ob mit dem Schwinden der angestammten Sprache auch die natürliche Anmuth der Wendinnen schwinde, die sich, so lange sie eben noch wendisch sind, in ihrem ganzen Wesen, in allen ihren Bewegungen, ihrer Gabe treffender

Replik, ja selbst in ihrem zierlichen Deutsch kundgiebt; denn, so paradox es auch scheinen mag, selbst dieses klingt viel lieblicher, so lange sie es noch mit einem reizenden Anfluge fremden Accentes neben der Muttersprache sprechen.

Wer das Wendenthum, viel weniger mit Deutschem gemischt, studiren, wer die echten, alten wendischen Lieder hören will, der muß, über den Spreewald hinaus, die weiter südlich und südöstlich gelegenen Dörfer des schmalen, aber langen, wendischen Streifens nach Cottbus zu, und weit über Cottbus und Peitz, Spremberg und Muskau hinaus, das Bereich des sehr abweichenden oberwendischen Dialectes, von Hoyerswerda bis Bautzen hin, besuchen. Aeußerlich Malerisches wird er freilich wohl, je weiter nach Süden, desto weniger finden, aber dafür ein treueres Festhalten an der alten Sprache und dem alten Gesange.

Wir sind wieder in unserer stillen, grünen, waldigen Umgebung, im „Hôtel zum Spreewald". Es ist Sonntag-Nachmittag. Wir wandern nochmals durch den großen natürlichen Park, der uns umgibt, um neue malerische Punkte und Baumgruppen zu entdecken — denn diese liegen keineswegs immer an den großen Hauptwegen — und um die anmuthigen Gruppen von wendischen Mädchen zu beobachten, die in ihrem schönsten Sonntagsstaat wie wandelnde Blumen in wohlthuendstem Farben-Contraste, vorzugsweise roth und weiß, durch die grünen Gefilde und Haine zum Tanze pilgern. Das Auge wird nicht satt des Sehens. Wir folgen dem Strome nach dem baumumrauschten „Hôtel zur Bleiche" und finden mehr, als wir erwartet, ein — wendisches Concert von verschiedenen Männer-Gesangvereinen der Umgegend. Allerdings ist das Programm vorzugsweise deutsch; aber da durchbricht mit einem Male ein wendisches Lied: „Lubka Leluja", „Liebchen, du Lilie", den Bann des Modernen und — der Langenweile. Das Lied braust in natürlichem, stürmischem Jubel einher. Das kommt von Herzen und geht zu Herzen. Wie es vorbei, erfolgt ein allgemeiner Applaus der fremden Zuhörer, und man verlangt leidenschaftlich die Wiederholung. Das Volkslied findet lange nicht die Pflege, die gerade von den hiesigen Gesangvereinen ihm zu Theil werden sollte — auch es verschwindet allmälig. Und welch reizende Volkslieder sind es, die hier verschwinden, ja die, während sie in entlegeneren Dörfern noch sich halten, in Burg, wo noch vor vierzig Jahren gerade die schönsten gesammelt wurden, jetzt schon größtentheils verschwunden sind! Lese sie doch ein Jeder in der Sammlung von Schmaler und Haupt, wo er, selbst in einer bisweilen etwas steifen Uebersetzung, einen Begriff von der Schönheit, Naivität und Anmuth der Originale erhalten wird. Der erste Theil umfaßt die oberwendischen, der zweite speciell die niederwendischen, spreewäldischen Lieder. Es ist ein Glück, daß berufene Kräfte jetzt noch, bevor Alles unwiederbringlich dahin ist, auf diese so besonders originellen Chormelodieen, die, nach dem Urtheile von Kennern der Musikgeschichte, vermuthlich in ein graues Alterthum zurückgehen, ihr Augenmerk zu lenken und dieselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen sich geneigt zeigen. Auch einige tüchtige, wendische Lehrer, die, in lobenswerthem Gegensatz zu vielen anderen, einen wirklichen, poetischen Sinn für das werthvolle alt Volksthümliche besitzen und bethätigen, haben, jeder in seiner Weise, viel gethan, das Interesse für diese Lieder neu zu beleben. Der jüngst verstorbene Cantor Post hat gleichfalls vormals, durch bedeutende Beihülfe beim Sammeln der Lieder, der guten Sache ge-

dient. Möchten doch auch die in der Nähe erscheinenden besseren Localblätter, die schon öfter einen Anlauf nahmen, in gemüthvoller Weise die poetischen Seiten des Spreewaldes vertreten zu wollen, dieses bedrohten Interesses sich annehmen und den Betreffenden die Unersetzlichkeit des alten Liederschatzes, den man häufig so gedankenlos fortwirft, stets vor Augen halten! Es ist eben die höchste Zeit.

Und was singen denn diese alten Lieder? Singen sie von blutiger Feindschaft, von alten Kämpfen auf Tod und Leben? Nichts von dem! Keine Spur, die an einen feindlichen Gegensatz erinnerte, hat sich in dem Andenken des gutmüthigen Volkes erhalten. Da singt in einem Liede aus grauem Alterthume das Mägdlein, das von seiner hohen Burg den Geliebten im Kahne versinken sah und, von der Mutter zurückgehalten, nicht zeitig mehr ankommt, um ihn zu retten, sondern nur, um seinen Leichnam von Fischern aus dem Wasser ziehen zu lassen: „Ist er gestorben meinethalben, so werde ich sterben seinethalben. Begrabt uns zusammen, am Wege, am Pfade, wo die Leute vorüberziehn. Da wird ein Jeder sagen: da ruhen Zwei, die jung für einander starben, für einander starben um ihrer treuen Liebe willen." — Da singt, unserer Zeit angenähert, ein Mädchen: „Kummer, großen Kummer habe ich; mit kummervollem Herzen bin ich doch heiter; mein Liebster will fort von mir. Scheide nur, scheide nur, du mein Liebster. Je ferner und weiter von einander wir Beiden sein werden, desto lieber werden wir uns haben. Je öfter wir zusammenkommen, desto mehr werden wir uns streiten." Der Liebste zieht fort, kehrt aber bald wieder und findet das Mägdlein, wie sie eine Hochzeitsschärpe näht. „Gott grüß dich, du schönes Mägdlein, wem nähest du die seidene Schärpe?" — „Die Schärpe, die nähe ich meinem Herzliebsten, den ich am allerliebsten habe." Er faßte sie fest an der Hand und ließ sie nicht von der Stelle, bis sie versprach, die Seine zu werden. — Da singt der Hirtenknabe, wie er beim Rossehüten auf der Weide sein Liebchen im Traum erblickt, und wie ihm beim Erwachen eine rothe Rose auf den Schuh gefallen. Da singt der Bursche dem Mägdlein zu, wie er den Gesang der Nachtigall hört, sie möge mitkommen und dem Liede des Vögleins lauschen. „Wie werde ich, da ich doch nicht dein Liebchen bin?" — „Was du nicht bist, kannst du noch werden," ist die muntere, echt wendische Antwort. — Da singt das Mädchen vom Dorfe, „das Rehlein mit den rothen Wangen, Rehlein mit den braunen Aeuglein", die der Burgherr von der Weide, vom Hüten der Rosse, mit sich nach dem Schlosse nöthigt: „Leb wohl, du meine Gefährtin, wir Beiden werden uns nimmer sehen; ich muß eine Dienerin sein auf dem hohen Schlosse." — „Nein, du sollst keine Dienerin sein, du sollst mein eignes Gemahl sein auf dem hohen Schlosse, an einem lichten Fenster." — Da singt das Mädchen, die sieben Jahre auf den fortgezogenen Geliebten gewartet, wie ein fremder Reitersmann ihr berichtet, daß der Geliebte eben anderweit sich verlobt habe, und gefragt hat, ob er ihn grüßen solle? — „Ja," singt sie, „grüße ihn, und daß es ihm gut gehen möge. Sage, Alles, was ich ihm gesagt, das habe ich auch treu gemeint," worauf der Geliebte, der nur unerkannt ihre Treue hat prüfen wollen, sie jubelnd in die Arme schließt und sich ihr zu erkennen gibt. — Da singt der „Fuhrknecht", wie er in der Nacht seine Straße zieht: „Zur Zeit, wenn alle andern Leute schlafen, muß ich weit umherreisen in der dunkeln

Nacht. Und die Sterne, sie scheinen über alle Hügel, über alle Thäler. Der Stern, der am lichtesten scheint vor allen, der scheint auch meiner Liebsten, die ich am liebsten habe." Dann mit einem naiven Rückfall in die Prosa, wie Heine ihn oft absichtlich sucht, singt er weiter: „Doch des Morgens frühe steht der Herr schon am Bette und spricht: Steh auf, du Fuhrknecht, und gieb den Pferden das Futter." — Wir könnten den ganzen Inhalt dieser köstlichen Lieder ausschreiben. Möge der Leser sie in dem Buche selber, sammt den Melodieen, nachsehen. Je länger er sich in diese herzige Natureinfalt vertieft, desto lebhafter wird er mit uns für deren Erhaltung eifern. Wir wollen nur noch, um den Lesern auch eine leicht aussprechbare Probe von dem Klange der Sprache zu geben, irgend ein Verschen citiren, und wählen dazu einen Vers aus eigenen wendischen Gedichten, der gerade in Laut und Schrift keine Schwierigkeit bietet.

Ach moja gola ty fēlěna!
Ach moja lubka ty zérwěna!
Luba jo gola ta fēlěna,
Lubscha jo lubka ta zérwěna,
Ey, ey, ta bjetta, ta zérwěna!

Das Lied hat die Ehre, von dem berühmten wendischen Componisten, Herrn Kozor, auch in echt wendischer Weise componirt zu sein.

Wir betrachten uns noch einmal vom Kahne die träumerische Landschaft. Der Mond ist aufgegangen und gießt seinen milden, magischen Schein über die dunkeln Laubmassen und die lichtgrünen Wiesen. Geheimnißvoll wieder rauschen die alten Bäume, flüstern die murmelnden Wellen. Aber zwischen den dunkeln Schatten heben sich diesmal, sylphenartig und weiß, die lichten Gestalten der wendischen Mädchen, deren Reigen wir von fern erblicken. Wir vergegenwärtigen es uns lebhaft, wie vor elf Jahren diese lichten Gestalten in großer Deputation in der Hauptstadt erschienen, um ihrem damals schwer leidenden Kaiser den Ausdruck ihrer Theilnahme und Treue zu überbringen. Zufällig liegt uns auch noch der Ausdruck ihres Dankes für die in Berlin gewährte huldvolle Aufnahme vor. Wehmüthig klingen uns daraus wieder die Worte entgegen:

„Wenn keinen alten Erlenkronen
Ein wend'sches Ohr mehr sinnend lauscht,
An öder Rinnsal Fremde wohnen,
Wo uns jetzt kühl der Strom noch rauscht;

„Was dann von Wenden noch geblieben,
Das Wen'ge wird auch dann, auch dann,
Die Kunde von dem Tage lieben,
Die keine Zeit vernichten kann:

„Die Kunde, die, wie lichte Sage,
Im Dunkel glänzt, ein Silberband:
Die Kunde von dem schönen Tage,
Da Wendia vor der Kais'rin stand."

Die Ausstellung des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien.

Im Frühling dieses Jahres ist in den Räumen des Oesterreichischen Museums eine Ausstellung seiner Arbeiten eröffnet, welche den Anspruch erheben darf, weit über die Grenzen von Wien und Oesterreich hinaus die lebhafteste Theilnahme zu erwecken. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre verstrichen, seitdem das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie seine Wirksamkeit zur Hebung des Kunstgewerbes begonnen hat, und wir Alle wissen, daß diese Gründung nicht nur für Oesterreich, sondern auch für Deutschland und für alle Nachbarländer, die mit deutscher Bildung in näherem Zusammenhang stehen, die segensreichsten, weittragendsten Folgen gehabt hat. Die kunstgewerbliche Bildung Deutschlands, deren junge Blüthe uns mit Stolz und Hoffnungen erfüllt, wurzelt in ihrer gegenwärtigen Organisation in dem Wiener Institut, welches viele Jahre hindurch nicht nur das allgemeine Vorbild, sondern die directe Lehrmeisterin der heranwachsenden Kräfte, die Bildungsanstalt für die Lehrer unserer Schulen, der Mittelpunkt für alle diesbezüglichen Sammlungen und Publicationen gewesen ist.

Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Anstalt hatte, entsprechend der Bedeutung derselben, ein festliches Gepräge annehmen sollen; aber die traurigen Ereignisse, welche auf dem öffentlichen Leben Wiens lasten, haben alle rauschenden Veranstaltungen verhindert. Geblieben ist dagegen derjenige Theil des Programms, welcher den eigentlich sachlichen Kern enthält, die große Ausstellung, die dazu bestimmt ist, die Thätigkeit des Museums während seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens vorzuführen. In einer langen Reihe von Sälen ist hier eine Auswahl der vorzüglichsten Arbeiten zusammengestellt, welche unter der Leitung des Museums entstanden sind, und welche sich zumeist im Besitze des Museums, des Hofes oder öffentlicher Anstalten befinden. Daneben haben Privatpersonen willig Stücke ihres Besitzes hergegeben; vor Allem haben die Künstler, Fabrikanten und Handwerker sich mit ihren neuesten Arbeiten angeschlossen, um das Bild dieser Thätigkeit zu vervollständigen.

Sehr viel des hier Gebrachten darf als bekannt gelten. Das Wiener Museum hat während der ganzen Zeit seines Bestehens so unbedingt im Mittelpunkte des Interesses aller betheiligten Kreise gestanden, daß alle hervorragenden Arbeiten, welche unter seiner Mitwirkung geschaffen sind, sich stets besonderer Aufmerksamkeit erfreut haben. Die Abbildungen der weit verbreiteten Wiener Fachblätter haben uns die meisten und bedeutendsten dieser Stücke in ihren Einzelheiten gebracht, und schließlich hat Wien es vermocht, auf den allgemeinen Weltausstellungen und in vielen Specialausstellungen der letzten Jahrzehnte einen großen Theil dieser Stücke vorzuführen. Vornehmlich wird den Berlinern Vieles bekannt sein, da gerade die österreichische Abtheilung für decorative Kunst in der Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 reich beschickt und mit besonderer Sorgfalt ausgestattet gewesen ist.

Trotzdem wird auch Denjenigen, der am genauesten Bescheid weiß, die Vollständigkeit des jetzt in Wien Gebotenen erfreuen und überraschen; auch für diesen haben die Arbeiten der letzten Jahre eine Fülle lehrhafter Neuheiten aufzuweisen. Wichtiger aber als die Einzelheiten ist das geschlossene Bild einer erstaunlichen Arbeit, das sich hier entrollt, und das Wichtigste von Allem ist der leuchtende Beweis, welche Erfolge in künstlerischer und wirthschaftlicher Beziehung eine verständnißvolle und sorgsame Pflege der künstlerischen Erziehung zu erreichen vermag. Hier steht vor unseren Augen eine lange Reihe von Sälen, gefüllt mit Kostbarkeiten jeder Art, die nicht Kostbarkeiten sind durch die verschwenderische Kraft der Natur, sondern die es lediglich geworden sind durch die hingebende künstlerische Arbeit des Menschen. Diese Schreine mit eingelegten Arbeiten und zierlichen Malereien, diese Wollen- und Leinenstoffe mit eingewebten Mustern, diese Thonarbeiten, in plastischen Formen gebildet, mit Majolikafarben gemalt, diese Gläser mit geschliffenem und aufgeschmolzenem Ornament, diese Spitzen, aus zarten Leinenfäden geschlungen, diese Gitter und Kandelaber, aus dem zähen Eisen geschmiedet, alle die unzähligen Schmuckgeräthe für das Haus, den Tisch, die Kleidung des Menschen und weiter hinauf für weihevolle Zierde der Kirche und des Palastes: alles dies sind Arbeiten, die aus dem einfachsten, an sich fast werthlosen Material zu köstlichem Gut erwachsen sind. Und dieses köstliche Gut bezeichnet nicht nur das Behagen und das Wohlleben der Besitzer, sondern vor Allem bezeichnet es die Erwerbsthätigkeit und den Wohlstand weiter Kreise, es bezeichnet die Möglichkeit, mit geringem Capital durch höchste Ausbildung des persönlichen Fleißes und der künstlerischen Fähigkeit Werthe zu erzeugen, die sich gegenüber dem Material verzehnfachen und verhundertfachen und dem producirenden Lande seine Stellung unter den Nationen anweisen.

Es ist für die Entwicklung der österreichischen Industrie von eingreifender Wichtigkeit geworden, daß sich dort ein halbes Menschenalter früher als an anderen Stellen deutscher Cultur das volle Bewußtsein von der Wichtigkeit dieser Aufgaben Bahn gebrochen hat. Die Festschrift, welche nach Beschluß des Curatoriums von der Direction des Museums herausgegeben ist, bezeichnet in kurzen Zügen den Gang dieser Entwicklung. Sie weist darauf hin, wie auch für Wien die erste Weltausstellung und die Begründung des South-Kensington-Museums in London maßgebend geworden sind. Der Erzherzog Rainer, der damalige Ministerpräsident, hat im Jahre 1862 in London mit dem Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität, Rudolph von Eitelberger, den Grundplan eines verwandten Institutes für Wien festgestellt. Nach einigen vorbereitenden Maßregeln wurde am 31. März 1864 die jetzige Organisation geschaffen. Die eigentliche Seele des Unternehmens und sein langjähriger, verdienstvoller Leiter war Eitelberger, der es in meisterhafter Weise verstand, alle Fäden und Ansätze der Gewerbethätigkeit, die sich in Oesterreich fanden, aufzunehmen und zu einem gemeinsamen Ganzen zu verknüpfen. Von Anbeginn stand ihm der jetzige Director Jakob von Falke zur Seite, der die unvergleichliche Fähigkeit besitzt, die Culturerscheinungen früherer Zeiten unserem modernen Bildungsbedürfniß verständlich und zugänglich zu machen. In kurzer Zeit gesellte sich zu ihnen als dritter im Bunde Bruno Bucher, dessen erstaunliche organisatorische Kraft auch bis zum heutigen Tage eine der Hauptstützen des Museums bildet.

Für eine schnelle und erfolgreiche Thätigkeit waren damals in Wien allerdings wenig Vorarbeiten, aber ein ungewöhnlich günstiger Boden in der allgemeinen Lage der Verhältnisse vorhanden. Wien besaß zu jener Zeit nichts, was man im modernen Sinne als Kunstgewerbe hätte bezeichnen können. Die Industrie in Glas, in Leder und Textilarbeiten war nach der technischen Seite hin kräftig entwickelt, aber in den Mustern und jeglicher Art künstlerischer Ausbildung war man abhängig vom Ausland. Paris dictirte die Mode, und was für den persönlichen Bedarf und in den für Asien und Halbasien bestimmten Waaren an selbständiger Formengebung vorhanden war, das behalf sich mit den Abfällen einer naturalistischen Richtung, die es zu einer Veredelung der Formen nicht zu bringen vermochte.

Gegenüber diesem verschlafenen Zustande der Industrie erhob sich nun plötzlich ein hochgesteigertes Bedürfniß nach reicheren und dem modernen Lebensstrome angepaßten Ausstattungsstücken für eine neu entstehende Stadt von Palästen. Das alte Wien war durch seinen Ring von Wällen und Basteien Jahrhunderte lang zu einem Stillstand in der Bauthätigkeit verurtheilt gewesen. In die Vorstädte mochte das intelligentere Bürgerthum nicht hinauswandern, und selbst der Adel bequemte sich nur ausnahmsweise, eine Art von Sommerpalast anzulegen. Was etwa von Baulust vorhanden war, wurde unterdrückt auf die Aussicht hin, daß doch endlich einmal die Wälle würden fallen und ein neuer Stadttheil zwischen der Altstadt und den Vorstädten entstehen müssen. Und als nun endlich dieser Augenblick gekommen war, brach die angesammelte Kraft, das Baubedürfniß von Jahrhunderten sich mit einem Male Bahn. Durch den Verkauf von Baustellen waren die nöthigen, kolossalen Summen für alle öffentlichen Bauten wie mit einem Zauberschlage vorhanden, die Neuzeit mit ihrem Eisenbahnverkehr, mit ihren Weltausstellungen hatte in alle Kreise der Wiener Bevölkerung hinein Vorstellungen und Ansprüche eines erhöhten Luxus getragen, und so waren alle Kräfte bereit, mit lebensfrohem, muthigem Schwunge sich zu einer neuen Staffel glänzenden Lebensgenusses empor zu schwingen. Die Begründung des Oesterreichischen Museums mit seinen Sammlungen und Veröffentlichungen, vor Allem aber mit seinen Ateliers und Schulen traf genau und mit vollem Bewußtsein in dieses Bedürfniß hinein, und gestützt auf dasselbe konnte es seine Thätigkeit nicht nur beginnen, sondern sofort in schnellem Fluge zu einer erstaunlichen Höhe führen. In Oesterreich war damals Alles noch zu thun. An allen Ecken und Enden lagen verborgene Kraft, verborgene Schätze, die nur des erlösenden Wortes bedurften, um in den schöpferischen Dienst der Mitlebenden gestellt zu werden.

Das Oesterreichische Museum hat von Anbeginn eine festgeschlossene Zweitheilung bewahrt. Es bestand einerseits aus der Sammlung, welche allen Theilen der Bevölkerung Anregung und Vorbilder für die decorative Kunst geben sollte und zweitens aus der Schule, in welcher die Kräfte erzogen wurden, die fähig wären, alle diese Anregungen für das lebendige Gewerbe auszunutzen. Für beide Theile lagen die Vorbedingungen gleich günstig.

In Wien befinden sich aus altem Besitz Schätze und Werke decorativer Kunst, wie sie kaum irgend eine Stadt Europa's in gleichem Umfange besitzt. Aber, so merkwürdig es klingt, bis zur Eröffnung des Oesterreichischen Museums im Jahre 1864 besaß Wien überhaupt kein eigentliches Museum. Was an Sammlungen vorhanden war, das trug und trägt bis zum heutigen Tage den Charakter von Privatsammlungen des kaiserlichen Hofes und wird erst nach Fertigstellung der neuen Hofmuseen in den nächsten Jahren in wirklichem Sinne dem Studium zugänglich werden. Unvergleichlich sind die Kunstwerke, die sich hier vereinigen. Die kaiserliche Schatzkammer enthält nicht nur die Kleinodien des heiligen römischen Reichs und der österreichischen Monarchie, sondern auch Prachtgeräthe jeder Art in Kristall, Silber, Gold und edlen Stoffen, Stücke, von denen einige zurückreichen bis in die Zeit Karl's des Kühnen von Burgund, dessen Erbtochter Kaiser Max heimführte, Prunkgeräthe, so edel und auserlesen, daß höchstens noch Madrid, dessen Schätze zum Theil aus derselben Quelle, aus dem Besitz Karl's V., stammen, daneben genannt werden kann. Aber weit über die spanischen Sammlungen hinaus gehen in Wien die Kostbarkeiten, die der späteren Zeit, dem 16. und 17. Jahrhundert angehören. Nicht ganz so kostbar an Material, aber noch viel bedeutender in Kunstfertigkeit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Formen und Perioden ist die Ambraser-Sammlung, bei welcher in weiteren Kreisen des Publicums zumeist nur an die herrliche Sammlung von Prachtwaffen gedacht wird, die aber in allen Gebieten der decorativen Kunst die werthvollsten Schätze in Hülle und Fülle besitzt. Während des letzten Winters ist die Waffensammlung bereits in das neue Gebäude des kunsthistorischen Hofmuseums am Burgring überführt worden; die übrigen Werke der Kleinkunst stehen jedoch noch in den alten Räumen des unteren Belvedere magazinartig übereinander gehäuft und harren der Auferstehung. Diesen

beiden Sammlungen schließt sich an, besser geordnet und übersichtlicher, aber doch auch nur für engere Kreise bestimmt, das Antikencabinet, dessen Besitz in sehr wichtigen Stücken über den Kreis der Antiken griechisch-römischer Kunst wesentlich hinausgeht.

Alle diese Schätze waren zur Zeit der Gründung des österreichischen Museums dem Wiener Publicum so gut wie unbekannt. Ein Besuch der Schatzkammer war eine umständliche Expedition, die man allenfalls einmal mit einem zugereisten Fremden machte, dem man die Curiositäten zeigen wollte. Die Ambraser-Sammlung galt vollends als Raritätencabinet. In diesen unerschöpflichen Schätzen hatte das österreichische Museum die freie Wahl, als es seine erste Ausstellung eröffnete. Aber damit war der Vorrath keineswegs abgeschlossen. In Schönbrunn befindet sich die fast unbekannte Sammlung von Teppichen und gewirkten Wandtapeten; in der Albertina ruhen zu Hunderten und Tausenden die erlesensten Handzeichnungen der größten Künstler aller Zeiten, in St. Stephan, in Klosterneuburg und den anderen reichen Kirchen und Stiftern des Landes befindet sich das mittelalterliche Kirchengeräth und auch manches Ausstattungsstück späterer Zeit, mit dem die reichen Klöster sich geschmückt. Der österreichische Adel, die Esterhazys, die Lichtensteins und so viele andere wetteifern in ihrem prächtigen Privatbesitz mit den Kronschätzen so manchen souveränen Fürstenthums. Alles dies stand zur Verfügung, als Erzherzog Rainer und der kaiserliche Hof sich an die Spitze der kunstgewerblichen Bewegung stellten. Mit Staunen und Entzücken sahen die Oesterreicher zum ersten Male in dem 1864 neu eröffneten Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie, wie reich sie seien an altem Besitz, und mit freudiger Begeisterung schloß sich daran die Aufgabe, es nunmehr den Vorfahren gleich zu thun und gleichfalls Palast und Kirche, Haus und Hof mit edlen Kunstwerken zu schmücken. In einem erquickend freudigen und flotten Anlauf war dieser erste Theil des Werkes gelungen.

Für die Bewegung gereichte es zum großen Segen, daß man sich in stilistischer Beziehung über die Ziele vollkommen einig war. Der Anregung von Gottfried Semper war es vornehmlich zu danken, daß die moderne Baukunst sich mit Entschiedenheit den Formen der edlen Renaissance wieder zuwandte. Nirgends in Europa war eine solche Gelegenheit geboten, für die verschiedenartigsten Aufgaben diese Formen zu erproben, als hier in Wien, wo auf der neu geschaffenen Ringstraße die Paläste in die Höhe schossen. Die leitenden Kräfte des Oesterreichischen Museums stellten sich an die Spitze der Bewegung, und grade für die Formenwelt des 16. Jahrhunderts boten ihnen die Sammlungen von Wien, die Handzeichnungen und Ornamentstiche der Albertina das Material in reichster Fülle. Man brauchte nur hineinzugreifen, um als neueste Anregung alles das zu geben, was wir jetzt während der letzten zwanzig Jahre hundertfach wiederholt vor uns gesehen haben. Das Programm der Renaissanceformen war aber keineswegs ein engherziges in der Art, wie man ein Menschenalter vorher das Stichwort Gothik für Deutschland ausgegeben hatte, sondern die Renaissancebewegung konnte sich mit voller Freiheit der Formen nach allen Seiten hin ausdehnen; war doch die Renaissance selbst eine Kunstform, welche sich anlehnte an die Werke griechisch-römischer Zeit, und die vielfach fremde Elemente in sich aufgenommen hatte. Die geographische Lage von Wien brachte außerdem die stetige Fühlung mit dem Orient; für die Türkei und die Levante arbeiten dort tausende von fleißigen Händen, und so wurden die persischen Teppiche und der ganze Zubehör von Stoffen und Stickereien das wichtigste Hülfsmittel für die Ausbildung ornamentaler Formen. Auch die Pflege mittelalterlicher Formen wurde keineswegs vernachlässigt. Der Bau der Votivkirche durch Schmidt in strengem gothischen Stil, ebenso wie der gothische Ausbau des Rathhauses gab bestimmte Veranlassung, sich um diesen Formenkreis zu kümmern. Diese Nebenströme genügten, um Einseitigkeit zu verhindern, ohne den geschlossenen Lauf der österreichischen Schule in dem Bette der Renaissancebewegung zu beeinträchtigen.

Schon im Jahre 1867 machte sich auf der Pariser Weltausstellung das plötzliche Heranwachsen einer selbständigen österreichischen Kunstindustrie glänzend bemerkbar, zu

einer Zeit, als die deutsche Abtheilung noch wenig oder gar nichts aufzuweisen vermochte, was auf dem Gebiete der decorativen Kunst in einen ernstlichen Wettbewerb mit Frankreich hätte treten können. Alle Kräfte wurden in Wien angespannt, um auf der Weltausstellung von 1873 auf heimischem Boden den vollen Sieg der heimischen Industrie zum Ausdruck zu bringen. Dieses Jahr bezeichnet bis zu gewissem Grade den Höhepunkt der Leistungen. Es war damals Alles erreicht, was sich im ersten großen Ansturm erzielen ließ, alle wichtigen Hülfsquellen waren erschlossen, alle ernsthaften Kräfte herangezogen. Eine Weiterentwicklung in gleicher Schnelligkeit und gleichem Umfang wäre nur denkbar gewesen, wenn die gesammte Lebenskraft des österreichischen Staates, vor Allem aber, wenn die Ausdehnungsfähigkeit und Bauthätigkeit von Wien in gleicher Weise hätten fortschreiten können. Wir Alle wissen, daß diese wesentlichen Grundbedingungen nicht in gleichem Maße gewahrt blieben. Der große finanzielle Zusammensturz, der berüchtigte Krach des Jahres 1873 war auch für viele künstlerische Institute ein Verhängniß; mit der Verbrauchsfähigkeit schränkte sich naturgemäß die Erzeugung ein. Die selbständige Entwicklung des Kunstgewerbes in München und Berlin enthob die betreffenden Städte der Nothwendigkeit, ihre Lehrkräfte und ihr Lehrmaterial fortan aus Wien zu entlehnen, und wenn auch bis zum heutigen Tage das Wiener Museum in allen seinen Zweigen in der ersten Linie der betreffenden Anstalten steht, so hat es doch nicht mehr als erste und einzige Vorkämpferin zu wirken. Seine Aufgaben sind während der letzten zehn Jahre einfachere geworden; in manchen Punkten handelt es sich nur um eine Weiterbildung des Begonnenen, in vielen anderen um eine sorgfältige Benutzung des bereits Geschaffenen und eine Verbreitung der in Wien gelegten Keime über die ganze vielgestaltige Monarchie. Wenn somit nach außen hin die Erfolge des Oesterreichischen Museums in der ersten Hälfte seines Bestehens nothwendiger Weise als die glänzenderen erscheinen müssen, so zeigt sich doch bei eingehendem Studium gerade der jetzt bestehenden Ausstellung, wie die eigentliche Arbeitsleistung in der zweiten Hälfte des Bestehens eine fast noch größere gewesen ist, mühevoller, da sie sich auf Einzelheiten des Betriebes erstrecken mußte, weniger prächtig, da die großen Aufgaben seltener werden, aber um so gewissenhafter und dankenswerther, da sie unter schwierigen Verhältnissen in gleicher Weise sorgsam und segenbringend fortgeschritten ist.

Der Charakter der eigentlichen Kunstsammlung hat von dem Glanz der ersten Jahre erheblich eingebüßt. Zwar sind immerhin noch einige bedeutende Gruppen fremden Besitzes dem Museum zur Aufbewahrung übergeben, vor Allem die Sammlung mittelalterlichen Kirchengeräthes aus Hannover, der vielbesprochene Welfenschatz; aber die Prachtstücke der Schatzkammer, der Ambraser-Sammlung, des deutschen Ordens, der Stephanskirche, von Klosterneuburg und anderen Stellen, deren Zeichnungen, Photographien und galvanische Nachbildungen den Grundstock der ersten Veröffentlichungen und Arbeiten des Museums bildeten, sind alle längst an ihre Stelle zurückgekehrt, ohne durch andere Stücke desselben Besitzes ersetzt worden zu sein. Um durch Neuanschaffungen eine Sammlung zu bilden, welche sich den oben erwähnten Hofsammlungen irgendwie ebenbürtig hätte zur Seite stellen können, wären Mittel erforderlich gewesen, an deren Aufbringung nicht zu denken war, und die man auch bei dem Bestande jener älteren Sammlungen nicht wohl hätte fördern können. Somit fällt dem Museum nur noch die Aufgabe zu, ergänzend einzutreten zu dem an anderer Stelle vorhandenen Material, und wenn erst in ein oder zwei Jahren die Hofsammlungen wirklich eröffnet sein werden, werden die Sammlungen des Oesterreichischen Museums daneben einen schweren Stand haben, wenigstens so weit es die allgemeine Schaulust und das Bedürfniß des Liebhabers angeht. Daß sie als wirkliches Lehrmaterial für die Schule und für Lernbedürftige ihren Werth behalten werden, dafür ist durch die sorgfältige Auswahl bei ihrer Beschaffung hinreichend gesorgt. Es sei übrigens dankbarlichst vermerkt, daß gerade während der letzten zwei Jahre die Sammlungen durch erhöhte Sorgfalt in der Aufstellung und durch die Aussonderung von

allerlei angehäuftem Mittelgut ein weitaus gefälligeres Ansehen und erhöhte Uebersichtlichkeit gewonnen haben.

Der Schwerpunkt des Museums, vor Allem aber der jetzigen Ausstellung liegt in der Wirksamkeit der Schule. Die Namen der Künstler, welche an dieser Anstalt gewirkt haben, sind weithin bekannt: Storck, der noch jetzt an der Spitze derselben steht, Laufberger, Teirich, der Bildhauer König und viele Andere. Es darf die Leiter und alle Hülfskräfte dieser Schule mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn sie sehen, welche Fülle herrlichen Gutes die Ausstellung zusammengeführt hat. Es gibt kein Gebiet der decorativen Kunst, von der stolzen Ausstattung der Paläste und Kirchen mit monumentalem Täfelwerk und Deckenmalerei bis herab zum einfachen Schemel und Spinnrad der Bauern, von den größten Teppichen für Prunksäle und den goldgeschmückten Prachtgewändern der Kirche bis zu dem Bettvorhang und der Leinenschürze des bosnischen Landvolkes, von den Silbergeräthen des Adels bis zu den zinnernen Krügen der Bierstube, das nicht seine Ausgestaltung und Verzierung in den Kunstwerkstätten der Schule gefunden hätte.

Naturgemäß beschränkte sich die Thätigkeit der Schule vornehmlich auf die Herstellung von Entwürfen. Aber sie trat auch überall in das rein Technische ein, wenn es galt, Verfahrungsweisen wieder zu beleben oder neu zu gestalten, welche dem Wiener Kunstgewerbe noch nicht zu eigen waren. Es wurden Versuchswerkstätten im eigenen Hause errichtet, um die Verwendbarkeit von Materialien und Farben festzustellen; man trat in Zusammenhang mit den leistungsfähigsten Fabrikanten, die sich willig, manche bedingungslos dem Museum anschlossen, um auf Grund älterer uns erhaltener Vorbilder neue Versuche zu machen und sie ohne Rücksicht auf entstehende Kosten so lange fortzusetzen, bis die moderne Arbeit Alles erreicht hatte, was den alten Stücken ihren Glanz und Werth verleiht. Es wurden sogar wirkliche Werkstätten eingerichtet für besonders schwierige und umständliche Verfahren. In dem Atelier für Kunststickerei wurden alte Techniken neu belebt, vor Allem haben die Ateliers für feinere Metallarbeit, für Ciselirung und Email selbständig schaffend vorgehen müssen. Für alle derartigen Versuche war der gute Wille einer Reihe verständnißvoller und opferwilliger Fabrikanten unerläßlich. Die Namen von Philipp Haas, welcher der Kunstweberei und Teppichwirkerei den ersten Platz gewann, und von Lobmeyr, welcher die Glasarbeit auf eine vorher unbekannte Stufe künstlerischer Vollendung erhob, sind mit der Blüthe des Museums und der Kunstindustrie untrennbar verknüpft. Aber die Hingabe dieser Männer und vieler Gesinnungsgenossen hätte doch nicht hingereicht, sobald es sich darum handelte, Industrien oder auch nur Verfahrungsweisen zu begründen, für welche es bisher völlig an Vertretern fehlte. Um dies zu ermöglichen, wurde dem Museum eine Hülfe gewährt, die recht eigentlich die Entwickelung seiner Unterrichtsanstalt bedingt. Der kaiserliche Hof stellte eine Summe von 60,000 Gulden zur Verfügung, aus der ohne Ansehen der entstehenden Kosten für die Hofhaltung Werke hergestellt wurden, welche in erster Linie dem besagten Bildungszwecke zu dienen hatten. Es wurde später sodann eine feste Einnahme für das Museum geschaffen aus dem sogenannten „Hoftitel-Taxenfonds", der sich aus den bestimmungsgemäß für die Verleihung von Hoftiteln zu entrichtenden Abgaben bildet. Das Museum ist in der Lage, aus diesen jährlich sich in ziemlich gleicher Höhe wiederholenden Einkünften Stücke herstellen zu lassen, an denen jegliche Art von Versuch ohne Rücksicht auf Kosten gemacht werden kann, die durchgeführt werden bis zur höchsten künstlerischen Vollendung, und sodann im Besitze des Museums verbleiben, um als Vorbilder ausgestellt und ausgeliehen zu werden. Aus diesen Arbeiten erwächst dann auch für das Museum dasjenige Material, dessen es bedarf, um auswärtige Ausstellungen zu beschicken und auf diesen dem Museum die nöthige Geltung zu verschaffen. Dieser Fonds ist vor kurzer Zeit noch ansehnlich vermehrt worden durch die Stiftung des Baron Albert von Rothschild, der ein Capital von 100 000 Gulden hergegeben hat, aus dessen Zinsen lediglich Arbeiten in ähnlichem Sinne hergestellt werden. Abgesehen von diesen frei verfügbaren Summen stehen dann dem Museum durch das

Vertrauen hoher Persönlichkeiten erhebliche Mittel zu Gebote, um hervorragende Künstler andauernd zu beschäftigen. Wenn wir den Katalog der Ausstellung durchsehen, finden wir die Mitglieder des Kaiserhauses, den Fürsten Lichtenstein, den Grafen Zichy, die Stadtgemeinde Wien u. A. als Besteller derartiger Arbeiten. Jedes auf diese Weise gefertigte Prachtgeräth ist nicht nur für den Besitzer ein Stück von bleibendem, unzweifelhaftem Werthe, sondern es erweitert zugleich das Können aller am Museum beschäftigten Kräfte; es hat Gelegenheit gegeben, nicht in einer bloßen Zeichnung, sondern in wirklicher Ausführung die schöpferischen Kräfte aller Betheiligten zu erproben. Es bezeichnet somit eine ganz bestimmte Stufe in der bewußten Entwicklung der heimischen Industrie und ist moralisch und materiell von höherem Werthe als Dutzende und Hunderte von Stücken, die nach dem gewöhnlichen Schema verfertigt sind. Nach allen diesen Richtungen hin bietet die Ausstellung des Museums, soviel sie auch Bekanntes enthalten mag, gerade durch die Vollständigkeit und die Möglichkeit, einen weitgehenden Bildungsplan von Jahr zu Jahr zu verfolgen, ein ausgiebiges Material für Jeden, der auf diesem Gebiete lernen und lehren will.

Das Bild dieser Specialausstellung des Museums wird vervollständigt durch die Arbeiten der Fachschulen, die über die ganze österreichische Monarchie verbreitet sind. Es gibt gewiß auf dem Gebiete des gewerblichen Erziehungswesens keine schwierigere Frage als die, wie weit man in der Einrichtung der Fachschulen gehen darf, wie weit es möglich ist, die Unterweisung, die der Lehrling in der Werkstatt zu empfangen hat, zu verpflanzen in eine schulmäßig geleitete Anstalt. Schwierig, ja bis zu einem gewissen Grade unmöglich wird eine derartige Organisation in allen Orten, in denen eine große Anzahl von Industrien in mäßigem Betriebe sich entwickelt. Etwas günstiger liegt es in Oesterreich, wo durch die eigenthümliche Gestaltung der Verhältnisse in den Gebirgen und abgelegenen Districten sich ganz besondere Industrien entwickelt haben, welche die Hauptthätigkeit der betreffenden Ortschaften in Anspruch nehmen. An solchen Stellen ist es recht wohl möglich, durch Entsendung eines sachmäßigen, tüchtig gebildeten Lehrers einen Zeichen- und Modellirunterricht zu gestalten, welcher die Formen entwickelt, die gerade in den bestimmten Gewerbezweigen nöthig sind; hieran anschließend lassen sich Classen für fachmäßige Arbeiten einrichten, in welche man die Lehrlinge theils technisch vorbereitet, theils, wenn das betreffende Gewerbe nicht allzuviel technischer Vorkenntnisse bedarf, auch ganz unvorbereitet eintreten lassen kann. Dreiundvierzig gewerbliche Fachlehranstalten des K. K. Unterrichtsministeriums sind hier vertreten. Alle stehen in enger Verbindung mit dem Oesterreichischen Museum, von dem sie das Unterrichtsmaterial, die Vorbilder, die Lehrkräfte und jegliche Art von Anregung und Unterstützung empfangen. Nach Lage der Verhältnisse wird die künstlerische Unterstützung auch in anderer Form gewährt. So hat man in Bosnien, nach der Uebernahme der politischen Verwaltung, die dort befindliche Hausindustrie zu stärken unternommen, indem man den geschickten, aber arg verkommenen häuslichen Werkstätten des Landes bessere Modelle zugeführt hat, die, mit Rücksicht auf das besondere Material und die Technik des Landes, im Oesterreichischen Museum entworfen worden, und deren Producte nunmehr hier zur Ausstellung gebracht sind, sehr anerkennenswerthe Leistungen der Gobelinwirkerei und einfacher Metall- und Tauschirarbeit.

Sehr stattlich ist neben der Ausstellung der Fachschulen eine andere Begleitschar des Oesterreichischen Museums: die Kunstgewerbetreibenden von Wien haben es sich nicht nehmen lassen, an diesem Ehrentage des Museums auch zu zeigen, was sie unter der Leitung desselben zu erschaffen im Stande gewesen sind. Sicherlich würde dieser Theil der Ausstellung noch sehr viel glänzender ausgefallen sein, wenn nicht die augenblickliche düstere Stimmung in Wien von einer rauschenden Entfaltung hätte Abstand nehmen lassen. In voller Pracht und Herrlichkeit ist vor Allem Lobmeyr erschienen, dessen Ausstellung kaum hinter der vielbewunderten zurückbleibt, die er im vorigen Jahre im Glaspalaste auf der Kunstgewerbeausstellung in München veranlaßt hat. Die anderen vielgenannten Namen sind mit mäßigeren, wenn auch immerhin

recht anerkennenswerthen Gruppen vertreten. Eine besondere, ebenfalls höchst bedeutsame Gruppe der Ausstellung bilden die Veröffentlichungen, welche wir seit fünfundzwanzig Jahren dem Museum als Institut und seinen Leitern verdanken, eine ganze Bibliothek an literarischem und Abbildungs-Material, welches Jahre lang die wichtigste Stütze aller einschlagenden Arbeiten gewesen ist.

So tritt das Oesterreichische Museum mit Ehren reich beladen in ein neues Vierteljahrhundert. Die Aufgaben sind eher schwieriger geworden als leichter; zwar ist das Handwerkszeug des Unterrichtes trefflich in Ordnung, aber das Kunstgewerbe ist so weit vorgeschritten, daß es ganz besonderer Anstrengungen bedarf, um seinen Anforderungen gerecht zu werden. Das wohlgepflegte Schema der Renaissanceformen genügt dem stets nach Veränderung strebenden Bedürfniß nicht mehr; man muß neue Wege wandeln, deren Ziele nicht so klar erkennbar sind, als diejenigen, auf welche das Oesterreichische Museum und mit ihm ganz Deutschland vor zwanzig Jahren freudigen Muthes losschritt. Die jetzige Ausstellung ist eine große Recapitulation dessen, was die letzte Generation gewollt und gekonnt hat, und da sie auf der Grenzscheide steht nach der neuen Geschmacksrichtung, welche sich leichter bewegten Formen in der Art des Rococo zuwendet, so wird sie ein wichtiger Markstein bleiben, nicht nur für die Geschichte des Oesterreichischen Museums, sondern für die Entwickelung der deutschen Kunstformen in unserem Jahrhundert.

Julius Lessing.

Zum Schutze eines indischen Schriftstellers.

Von

Richard Garbe.

Im Jahre 1881 erschien in Calcutta ein Buch, welches von der Presse Englands und Indiens mit einmüthiger Anerkennung, großen Theils enthusiastisch begrüßt wurde, das Werk eines vorurtheilsfreien, aufgeklärten und europäisch gebildeten Bengalen über das private und öffentliche Leben seiner Landsleute: „The Hindoos as they are, by Shib Chunder Bose“. In anspruchsloser, gefälliger Darstellung ist hier eine bewundernswerthe Fülle hochinteressanten Materials geboten, welches von einem Europäer niemals hätte gesammelt werden können. Unter der herrschenden Rasse, soweit sie sich überhaupt für diesen Gegenstand interessirte, waren bis dahin nur allgemeine, vage und in vielen Punkten unrichtige Vorstellungen verbreitet. Es ist das Verdienst Bose's, den Schleier, der über den Einzelheiten des häuslichen Lebens der heutigen Hindus lag, gelüftet zu haben, und an Dank für die Schilderungen, welche von einem in Indien seltenen sittlichen Ernst und wahren Patriotismus zeugen, hat es dem vortrefflichen Manne nicht gefehlt; der äußere Erfolg des Buches ist so groß gewesen, daß bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen (1883), eine neue Auflage nöthig wurde.

Wer dieses Werk nicht kennt und keine deutliche Vorstellung davon hat, daß es für einen Reisenden rein unmöglich ist, das Privatleben der Hindus selbständig eingehend zu beobachten, dem werden die Schilderungen der indischen Gebräuche und Feste in dem Reisewerke des Florentiner Physiologen Mantegazza Achtung abnöthigen („Indien“, aus dem Italienischen von H. Meister, autorisirte deutsche Ausgabe, Jena 1886). Es handelt sich um die letzten Capitel des Buches, XV—XX, S. 272 bis 368. Hier citirt Mantegazza ein paar Mal die Arbeit Bose's mit den Worten „wie Bose sagt“, „Bose hat wohl Recht, wenn er sagt“, „Bose behauptet“ u. s. w., kurz so, wie man von der *gelegentlichen* Benutzung eines Buches, dem man kritisch und mißtrauisch gegenüber steht, Zeugniß ablegt. Daß Mantegazza sein Verhältniß zu Bose in *dieser* Weise aufgefaßt wissen will, davon kann sich Jeder bei der Lectüre seines Werkes überzeugen. Bei einer Confrontirung der beiden Bücher aber sieht man mit Ueberraschung, daß Mantegazza nahezu ein Viertel des seinigen einfach aus demjenigen Bose's abgeschrieben hat. Es handelt sich nicht etwa um eine erlaubte Benutzung des von Bose veröffentlichten Materials; Mantegazza hat sich die Arbeit viel bequemer gemacht und — oft wörtlich — übersetzt. Wenn dies schon auf Grund der deutschen Bearbeitung, welche mir vorliegt, zu constatiren ist, wird sich vermuthlich das italienische Original noch näher an seine Quelle anlehnen. Daß hie und da Notizen aus Schriften von Wilson, M. Williams, Hunter, Garcin de Tassy und Anderen eingestreut sind, auch ein paar selbständige Bemerkungen sich finden, die an ihrem für einen Mann der Wissenschaft sich nicht wohl geziemenden Ton sofort

als Mantegazza's Eigenthum zu erkennen sind, ändert an der merkwürdigen Thatsache natürlich nichts.

Da es unmöglich ist, in dieser Zeitschrift die Gesammtmasse der Plagiate Mantegazza's nebst ihrer Vorlage abzudrucken — es würde das einen selbständigen Band ergeben — so ist es geboten, eine kleine Blüthenlese zusammenzustellen. Ich beginne deshalb in dem Capitel über „das häusliche Leben der Hindus“ auf S. 319 und wähle aus jeder Seite aufs Gerathewohl ein Plagiat aus bis S. 325; von da an beschränke ich mich auf diejenigen Seiten, deren Zahl sich mit fünf dividiren läßt. Indem ich so ohne Rücksicht auf den Inhalt einen rein arithmetischen Gesichtspunkt verfolge, glaube ich am besten der Annahme vorzubeugen, daß von mir sorgsam das Mantegazza am meisten belastende Material ausgewählt sei.

Mantegazza 319:

Auf den kartà folgt in der Rangstufe und der Bedeutung nach die ghinni oder das weibliche Haupt der Colonie ..... Die letztere besorgt die Provisionen (und in wohlhabenden Häusern ist immer für wenigstens einen Monat Vorrath), bestimmt die Stunden der Mahlzeiten, sieht, doß Jeder zu essen bekommt, daß die Sitten und Gebräuche respectirt und die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt werden.

Bose 3:

Next in point of importance in the domestic circle is his wife, the Ginni, or the female head ..... She has to look after the victualling department . . . (Natives are always provident to lay in a month's supply . . .) . . ., see that every one is duly fed, and that hospitality is extended to the poor and helpless, watch that the rules of purity are practically observed . . ., and make daily arrangements as to the meals of the day.

Mantegazza 320:

In ihrer Zenana liest die Frau die (!) Mahabharata, oder die (!) Ramayana oder einen Roman, oder näht, spielt Karten oder lauscht kindischen Geschichten.

Bose 8:

Some delight in reading the Mahábhárata, the Rámáyana, tales, romances etc., while others are fond of needlework, playing at cards, or listening to stories of a puerile nature.

Mantegazza 321:

Fast in jedem wohlhabenden Hause ist ein Titular-[1]) Gott, welcher aus Stein oder Metall noch einem der Bilder Krischna's gemacht ist, der auf einem goldenen und (!) silbernen Throne sitzt, mit dem silbernen kleinen Sonnenschirm und anderen aus Silber gefertigten Geräthschaften, die zu seinem Dienste bestimmt sind. Jeden Abend und jeden Morgen wird er von dem erblichen Purohit angebetet.

Bose 11:

In almost every respectahle Hindoo household there is a tutelar god, generally made of stone or metal after one of the images of Krishna, set up on a gold or silver throne, with silver umbrella and silver ntensils dedicated to its service. Every morning and evening it is worshipped by the hereditary Purohit.

Mantegazza 322:

Sind die Söhne an ihre Beschäftigungen gegangen, so wechselt die Mutter die Kleider und zieht sich an den Ort der Anbetung, den tacurgar, zurück; sie beugt ihr Knie und betet und fleht um die Hülfe des Hausgottes; darauf zieht sie sich von Neuem um, frühstückt und genießt einer kurzen Siesta, indem sie pansupari kaut.

Bose 13:

After the sons have gone to their respective offices, the mother changes her clothes and retires into the thákurghar (the place of worship), and goes through her morning service, at the close of which she prostrates herself, invokes the blessing of her guardian deity, and then changing her clothes, takes her breakfast and enjoys a short siesta, while chewing a mouthful of betle.

Mantegazza 323:

Neunmal unter zehn ist die Köchin eine Wittwe, die monotlich sechs bis sieben Rupien bekommt, außerdem einige annas zum l'ekadashi, dem Fasttage aller Wittwen, Cocusnußöl zu den Haaren, sechs Stücke Leinwand und drei

Bose 15, 16:

The wages of a female cook, who in nine cases out of ten is a widow, are about six or seven rupees a month, with a few annas extra for Ekádashi — the day of close fast for all widows — and cocoanut for her hair, six

[1]) Titular = tutelar!

Handtücher jährlich. Am (!) Durga Pujah bekommen sie ein Kleid.

Wenn der Koch männlichen Geschlechts ist, so ist er immer ein Brahmane . . .

pieces of grey shirting, . . . and three bathing napkins a year. She also gets an extra piece of cloth at the Durgápujá festival.

A male cook is always a Brahman.

Mantegazza 324:

Ein reicher Herr kann sich aber mit dieser beschränkten Dienerzahl nicht zufrieden geben, sondern braucht noch einen durwan (Thürhüter), einen syce (Groom), Kutscher, Gärtner, Cassirer u. s. w. Jeder hat seine bestimmte Aufgabe und Keiner von ihnen kommt in directe Berührung mit den Damen oder überhaupt den weiblichen Wesen des Hauses. Am großen Nationalfeste Durga Pujah erhält Jeder von ihnen außer seinem Lohn ein Geschenk an Kleidern.

Bose 17:

A rich Hindoo, however, has a large establishment of servants in addition to those mentioned above. There are durwans (door-keepers), syces (grooms), coachmen, gardeners, cashier, . . . etc., each of whom discharges his functions in his own sphere, but they seldom or never come in contact with the female inmates of the house . . . . All of them get presents of clothes at the great national festival, the Durgá-pujá.

Mantegazza 325:

Er wird mit der Religion geboren, wächst, lebt, ißt, trinkt, schläft und stirbt mit der Religion.

Bose 22:

He is born religiously, lives religiously, eats religiously, walks religiously, writes religiously, sleeps religiously, and dies religiously.

Mantegazza 330:

Im Innern ihrer zenana erfreuen sich die Frauen[1]) auch an gewissen dramatischen Aufführungen, jatras, die früher sehr ausschweifender Natur waren, jetzt aber einen heiligen Charakter tragen (!). In ihren Häusern wohnen sie auch dem panchaly bei, anderen von Schauspielerinnen dargestellten dramatischen Erzeugnissen, die auch jetzt noch einen durchaus pornographischen Charakter zeigen.

Bose 18:

The popular native Játrás (dramatic representations) do not now contain those low, obscene expressions, which were usual only some thirty years back; yet they are not altogether pure or elevated . . . . The Panchali (with female actresses only) which is given for the amusement of the females, . . . is sometimes much too obscene and immoral . . . .

Mantegazza 335:

Zum Beispiel sagen sie von einem Mädchen: „Sie ist schön wie der volle Mond, die Symmetrie ihres Körpers ist vollkommen, ihre Zähne gleichen den Samenkörnern eines Granatapfels, ihre Stimme ist außerordentlich sanft und mild wie die des Kuckucks, ihr Gang ist anmuthig, sie spricht wie die Göttin Lacki (!) und wird jeder Familie, die sie zu der ihren machen wird, Glück bringen."

Spricht er (!) dagegen von einem jungen Mann, so sagt er: „Er ist schön wie Cartic (der Gott der Schönheit), sein Betragen ist das eines Gentleman, er ist rein, ohne Laster und studirt Tag und Nacht, mit einem Wort, er ist ein kostbares Juwel und ein Schmuck der Nachbarschaft."

Bose 40, 41:

When the qualities of a girl are to be commended, they indulge in a strain of exaggeration . . . .: „she is beautiful as a full moon, the symmetry of her person is exact, her teeth are like the seeds of a pomegranate, her voice is remarkably sweet like that of the cuckoo, her gait is graceful, she speaks like the goddess Lakshmí, and will bring fortune to any family she may be connected with."

If the qualities of a youth are to be appraised, they describe him thus: he is as beautiful as Kártik (the god of beauty), his deportment is that of a nobleman, he is free from all vices, he studies day and night; in short, he is a precious gem and an ornament of the neighbourhood.

Mantegazza 340:

Aber im Thalur Dhallan oder dem Zimmer der Verehrung und Anbetung ist schon Alles bereit, um die Hochzeit zu feiern. Alles ist an seiner Stelle: gestickte Teppiche, Holzschuhe und gestickte Schuhe, goldene Uhr und Kette, Diamantringe, Perlenschnüre, silberne Gefäße, Blumen, Sandelholzpasta und heiliges Wasser in kupfernen Gefäßen. Dorthin wird der Bräutigam getragen, der sein gesticktes Gewand ablegt und

Bose 59:

In the Thákurdálán, or chamber of worship, all preparations for the solemnization of the nuptials are now made. The conch-cot, bedding, carpet, embroidered and wooden shoes, gold watch and chain, diamond ring, pearl necklace, and one set of silver . . . . utensils, are arranged in proper order; and flowers, sandal paste, . . . holy water in copper pans . . . .

[1]) Dies ist ein Zusatz von Mantegazza und deshalb unrichtig; es handelt sich vielmehr um öffentliche Aufführungen.

ein anderes ebenfalls von rother Seide überwirft, während zugleich die junge Braut aus dem Innern der Zenana auf einem Holzstuhl von zwei Dienern hereingetragen und zur Linken des jungen Mannes niedergesetzt wird.

The bridegroom, laying aside his embroidered robe, is dressed in a red silk cloth, and taken to the place of worship, where, the bride . . . ., is slowly brought from the female penetralia on a wooden seat borne by two servants, and placed on the left side of the bridegroom.

Mantegazza 345:

Der folgende Tag ist einer der interessantesten, denn er bezeichnet in den Hochzeitsriten die Nacht des Foolsajya (!) oder des mit Blumen bedeckten Bettes. Gegen acht Uhr Abends schickt der Vater der Braut seinem Schwiegersohn eine ganze Batterie von Geschenken, nämlich alle Arten Obst, Backwerk und Gebäck in Form von Männern, Frauen, Fischen, Vögeln, Wagen, Pferden, Elephanten, von denen jedes sechs bis zehn Pfund wiegt, u. s. w. u. s. w.

Bose 77:

The day following is a very interesting day or rather night, being the night of Fulsarjya, or flowery bed. At about eight o'clock in the evening the father of the bride sends to his son-in-law ample presents of all sorts of fruits in or out of season, home and bazar made sweetmeats, some in the shape of men, women, fish, birds, carriages, horses, elephants etc. etc., each weighing from 6 to 10 lbs., ...

Mantegazza 350:

Dies erklärt den so häufigen Ausruf der alten Wittwen: „Aber werde ich denn endlich sterben?"

Bose 259:

No expression is more frequent in the mouth of an aged widow than the following: „Shall I ever die?"

Doch genug! Sehen wir jetzt, in welcher Weise Mantegazza den Verpflichtungen, welche er gegen Bose empfinden mußte, gerecht wird. Auf S. 255 sagt er: „Sogar Bose, ein Hindu, der ein sehr **gewagtes** Buch über die Gebräuche der Indier zu schreiben **wagte** . . ." und bemerkt dazu in einer Anmerkung: „Während ich dieses schreibe, wird mir versichert, daß der Autor die ganze Auflage des Buches zurückgezogen und zerstört habe, weil es bei dem größten Theile des indischen Publicums Anstoß erregt" [1]). Das ist eine Unwahrheit und eine Verleumdung. Wenn wirklich etwas Derartiges Mantegazza „versichert" worden ist, so hätte er sich durch eine Anfrage bei der Verlagshandlung Thacker, Spink & Co. in Calcutta oder London eines Besseren belehren können; denn zu der Zeit, als er mit Behagen jene unwahre Thatsache niederschrieb, war bereits die zweite Auflage von Bose's Buch erschienen. Wie die Sachen liegen, kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, daß Mantegazza bei seinen Lesern die Vorstellung erwecken wollte, das Werk Bose's sei durch den Buchhandel nicht zu beschaffen; denn sobald einer derselben sich das Buch kommen ließ, war er von diesem als Plagiator erkannt. Eine solche Auffassung wird leider dadurch bestärkt, daß Mantegazza sich nicht mit der einmaligen Anführung jener Unwahrheit begnügt hat, sondern daß er dieselbe in der Befürchtung, sie könne überlesen sein, fünfundvierzig Seiten später (S. 300) mit den Worten wiederholt: „Es scheint aber, daß der arme Bose zu kühn und zu optimistisch war; denn mir wird eben mitgetheilt, daß er sein Buch selbst aus dem Handel zurückgezogen habe, weil es unter seinen Landsleuten eine übermäßige Entrüstung hervorgerufen habe." Der arme Bose! Warum nimmt denn der reiche Mantegazza dem armen Bose das Seinige?

Ich habe mich nicht der wenig lohnenden Aufgabe unterziehen wollen, eine Kritik von Mantegazza's Buch zu schreiben; ich habe nur als Indianist die Ehrenpflicht erfüllen wollen, dagegen Verwahrung einzulegen, daß einem bei uns kaum bekannten Inder, der nach jeder Richtung eine Zierde seines Volkes ist, dem ich mich persönlich für die reiche aus seiner Arbeit geschöpfte Belehrung zu warmem Dank verpflichtet fühle, von Seiten eines namhaften europäischen Schriftstellers eine Behandlung zu Theil werde, für die es nicht leicht ist, einen parlamentarischen Ausdruck zu finden.

[1]) Woher kennt denn der größte Theil des indischen Publicums (250 Millionen) das Bose'sche Buch, wenn der Verfasser die ganze Auflage zurückgezogen und zerstört hat?

William Wright.

Am 22. Mai dieses Jahres starb in Cambridge William Wright, Professor des Arabischen, der bedeutendste englische Semitist und ein wahrhaft guter Mensch. Der Verlust trifft nicht England allein, ja er wird von den Fachgenossen in Deutschland und Holland vielleicht stärker empfunden als von den englischen.

Wright war am 17. Januar 1830 in Indien als Sohn eines englischen Beamten geboren; seine Mutter war eine Holländerin. Sein Vater war schottischer Herkunft, und er betrachtete sich zeitlebens mit Stolz als einen Schotten. Bekanntlich spielen die Schotten trotz ihrer geringen Anzahl — London hat weit mehr Einwohner als ganz Schottland — im Handel und Erwerbswesen, im Staatsleben und in der Wissenschaft eine ganz hervorragende Rolle in England; der Hauptgrund davon ist wohl, daß die Schotten im Allgemeinen noch energischer und unermüdlicher sind als die eigentlichen Engländer. Wright war auch in dieser Hinsicht ein echter Schotte.

Als Jüngling kam er nach Deutschland, wenn ich nicht irre, um Jura zu studiren. Er nahm in Halle bei Professor Rödiger Wohnung, und da entschloß er sich, dessen Fach, das Studium der semitischen Sprachen, zu ergreifen. Der alte Rödiger erzählte mir selbst nicht lange vor seinem Tode, wie sich Wright ganz schüchtern an ihn mit der Frage gewandt habe, ob es wohl angehe, daß er sich noch auf die orientalischen Sprachen werfe. Immer hat Wright diesem hervorragenden Manne als seinem Lehrer und väterlichen Freunde ein warmes Andenken bewahrt. Aus jener Zeit datirt seine Anhänglichkeit an Deutschland, dessen Sprache er vollständig in seiner Gewalt hatte.

Darauf hielt er sich eine Zeit lang in Leyden auf, um die dort aufgespeicherten und überaus liberal verwalteten älteren arabischen Handschriften zu benutzen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie förderlich der Aufenthalt in dieser Stadt einem jungen, einigermaßen gereiften Arabisten ist. Mit staunenswerthem Fleiße hat Wright hier studirt und Handschrift auf Handschrift abgeschrieben. Damals trat er in ein näheres Verhältniß zu dem zehn Jahre älteren berühmten Leydener Arabisten und Historiker Reinhard Dozy. In seiner (jetzt vergriffenen) Ausgabe der Reisen des sicilischen Arabers Ibn Dschubair (Leyden 1852) zeigte sich der noch sehr junge Wright schon als fertiger Sprachkenner und Philologe.

Nachdem er eine Zeit lang in London (University College) und in Dublin (Trinity College) ein akademisches Lehramt bekleidet hatte, ward er am Anfang der sechziger Jahre „Assistent Keeper of the Manuscripts" am Britisch Museum. In dieser Stellung verfaßte er den großen Katalog der syrischen Handschriften des Museums, ein Denkmal ausdauerndsten Fleißes, schärfster Akribie und bewundernswerther Sprach- und Schriftkenntniß. Dies Werk wird auf unabsehbare Zeit hin neben Jos. Sim. Assemani's Bibliotheca Orientalis die wichtigste Grundlage für die syrische Literaturgeschichte bleiben. Die amtlichen Arbeiten nahmen ihn sehr stark in Anspruch, aber er machte es doch noch möglich, mancherlei kleinere und größere Texte herauszugeben; besonders nenne

ich die hochwichtigen syrischen Homilien des Aphraates, für die ein alter Schulfreund, ein australischer Kaufmann David Murray, die ganzen Druckkosten bezahlte, und das auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erschienene arabische, belletristisch-sprachwissenschaftliche Werk „Al Kâmil", das erst später vollendet wurde: beides Bücher von großem Umfange. Und dabei war er jedem bekannten oder unbekannten, englischen oder ausländischen Orientalisten, der ihn darum anging, mit Rath und That behülflich. Der Dank für die durch Wright ertheilte Auskunft für von ihm — NB. nicht etwa in den Dienststunden! — auf dem British Museum gemachte Collationen oder Abschriften aus orientalischen Manuscripten kehrt in zahlreichen Vorreden zu Ausgaben arabischer und syrischer Texte wieder. Und diese seine Collationen und Abschriften sind von einer untadeligen Genauigkeit, die nur Der ganz würdigen kann, der an fremden und *eigenen* Arbeiten der Art recht unliebsame Erfahrungen gemacht hat!

1861 trat Wright in einen Briefwechsel mit mir, der bis an seinen Tod, zum Theil recht lebhaft, fortgeführt ist. Wir waren schon sehr befreundet geworden, als wir uns 1869 bei der Kieler Philologenversammlung zum ersten Male sahen. Wir schrieben uns zwar zunächst über wissenschaftliche Dinge, aber auch viel über Persönliches und besonders auch über Politik. Ich habe schon gesagt, daß Wright ein Freund Deutschlands war. Das zeigte sich namentlich während des französischen Krieges. Nicht etwa bloß in dessen Anfang waren seine Sympathien entschieden auf unserer Seite; noch Weihnachten 1870 spricht er in begeisterter Weise seine Freude über den Sieg des Landes aus, das ihm nach seinem eigenen das liebste sei, und unmittelbar nach dem Friedensschlusse meinte er, wir hätten die Franzosen zu milde behandelt. Was die innere Politik betrifft, so hielt er, wie übrigens wohl die Mehrzahl der englischen Gelehrten, obwohl in religiösen Dingen freigesinnt, entschieden zur conservativen Partei; er haßte den Radicalismus, verabscheute Gladstone und Alle, welche durch Begünstigung des Home-Rule die protestantische Minderheit in Irland ihren Feinden ausliefern und die Sicherheit Englands aufs Aeußerste gefährden möchten. Der deutsche Liberale, der dies schreibt, darf wohl sagen, daß er dem englischen Conservativen in alledem vollständig beistimmte. Nur einmal gab es zwischen uns eine ernstliche politische Reibung: das Vorgehen Preußens und Oesterreichs gegen Dänemark Anfang 1864 entrüstete ihn; wenn wir die Verhältnisse jetzt ruhig überlegen, so müssen wir das aber ganz natürlich finden.

Anfang 1871 konnte Wright die aufreibende Thätigkeit am British Museum mit einer Professur der arabischen Sprache in Cambridge vertauschen. Doch blieb er noch einige Jahre hindurch in Verbindung mit dem Museum, nicht nur durch den Abschluß seines syrischen Katalogs, sondern auch durch die Abfassung eines eben solchen Verzeichnisses der seit 1847 erworbenen äthiopischen Handschriften, die zum größten Theil in dem Feldzug gegen König Theodoros 1868 erbeutet waren; auch dies Werk ist eine bedeutende Leistung. In Cambridge hat er sich im Ganzen, trotz gelegentlicher hypochondrischer Stimmungen, sehr wohl gefühlt im Verkehr mit Freunden und Schülern, unter denen ich den leider im jugendlichen Alter gestorbenen Keith Falconer hervorhebe, und in unermüdlicher Arbeit. Im Hause, das er sich in der Universitätsstadt erworben und nach dem Patron Schottlands „St. Andrews" benannt hatte, übten er und Mrs. Wright die schönste Gastfreundschaft aus. Auch mir war es vergönnt, 1874 dort kurze Zeit zuzubringen. In besonders werther Erinnerung stehen mir dann die Tage, die wir 1883 bei Gelegenheit des Orientalistencongresses im Hause des uns beiden eng befreundeten de Goeje in Leyden verlebt haben.

Schon eine Reihe von Jahren kränkelte Wright in der schlechten Jahreszeit; ob nur Erkältungen und Ueberarbeitung die Ursachen waren, oder ob es sich etwa um ein organisches Leiden handelte, mag ungewiß bleiben. Im Winter 1887 auf 88 war er ernstlich krank, aber im Sommer erholte er sich wieder, und ein Aufenthalt an der schottischen Westküste, deren großartige Schönheit ihn ganz begeisterte, schien ihn völlig hergestellt zu haben. Doch sahen die Aerzte die Sache gleich weniger hoffnungsvoll an, und wirklich trat das Leiden mit dem Winter sofort wieder ein, und zwar ärger

als zuvor. Es war anaemia perniciosa, und je später desto trüber lauteten die Nachrichten. Alles Arbeiten wurde ihm verboten. Er selbst machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Am 16. Januar schrieb er mir: „Morgen werde ich 59 Jahre alt, und ich zweifle stark, lieber alter Freund, ob ich noch einen anderen Geburtstag erleben werde." Rührend war es, daß, während Professor Robertson Smith, den ich um authentische Nachrichten gebeten hatte, mir schrieb, ich möge doch den Kranken nicht merken lassen, wie ernst der Arzt seine Lage ansehe, Wright selbst mir den dringenden Wunsch äußerte, daß ich Smith und seinen anderen Freunden in Cambridge ja nicht mittheile, wie krank er sich in Wirklichkeit fühle. Immerhin hoffte er noch bei Beginn der bessern Jahreszeit in einem günstigeren Klima Heilung zu suchen; das sollte aber nicht mehr geschehen.

Wright war ein ungewöhnlich liebenswürdiger und dienstfertiger Mensch. Ich bin überzeugt, er hätte in nicht politischen Sachen selbst für Gladstone und Parnell seine Zeit und Arbeitskraft geopfert, wenn sie ihn darum gebeten hätten. Ein Kreis von Freunden und Verehrern wie Robertson Smith, Bensley, Aldis Wright, unser Landsmann Reinhold Rost u. A. m. wußten, was Wright als Gelehrter und Mensch war, aber bei seiner Bescheidenheit und seinem Abscheu vor aller Reclame war er in England lange nicht so bekannt, wie er's verdiente. Erst im vorigen Sommer erwählte ihn die Royal Asiatic Society zum Ehrenmitglied, nachdem er längst Ehrenmitglied der Deutschen und der Amerikanischen Morgenländischen Gesellschaft, sowie des Niederländischen Instituts, Correspondent der Berliner und der Petersburger Akademie, des Institut de France, des Istituto Lombardo u. s. w. geworden war. Er war auch auswärtiges Mitglied des Ordens „pour le mérite für Wissenschaften und Künste".

Es ist hier nicht der Ort, die lange Reihe seiner Schriften aufzuzählen, welche alle Gebiete der semitischen Sprachen berühren, mit Ausnahme der Assyriologie. Besonders zu nennen ist aber noch eine seiner letzten Arbeiten, der Artikel „Syriac Literature" in der „Encyclopaedia Britannica", der in knappster Fassung einen ungemein reichen Inhalt enthält. Thatsachen genau zu constatiren, das war Wright's Streben; dagegen ließ er sich nicht darauf ein, Hypothesen auf Hypothesen zu häufen. Als eine seiner wichtigsten, wenn nicht seine Hauptaufgabe, dachte er sich die Herausgabe der Streitgedichte des Dscharir und des Farazdak, welche für die Literatur und Geschichte der Omaijadenzeit von höchster Bedeutung sind; dazu ist er nicht mehr gekommen, aber der Text dieser Gedichte scheint nahezu druckfertig zu sein. Ebenso der der syrischen Uebersetzung von des Eusebius Kirchengeschichte.

Wright hinterläßt eine Wittwe, mit der er in glücklicher, leider kinderloser Ehe verbunden war.

Ave pia anima!

Straßburg i. E. Th. Nöldeke.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die Reise des Kaisers Wilhelm nach der norwegischen Küste, der ländliche Aufenthalt des deutschen Reichskanzlers legen in Verbindung mit einer ganzen Reihe friedlicher Symptome Zeugniß dafür ab, daß die politische Lage keineswegs so bedenklich ist, wie die pessimistischen Wahrsager auf die Gefahr hin, durch die Ereignisse immer von Neuem widerlegt zu werden, verkünden. Hätte man ihnen Glauben schenken dürfen, so wären unter Anderem längst kriegerische Verwicklungen zwischen Deutschland und der Schweiz entstanden, so daß es durchaus erfreulich ist, wenn Kaiser Wilhelm während seines jüngsten Aufenthaltes in Süddeutschland sich in völlig versöhnlichem Sinne geäußert und seinem Bedauern Ausdruck geliehen hat, daß die beiden Völker, die so lange und so innig miteinander befreundet, „sie wüßten selbst nicht wie", in einen Streit gerathen wären. Mag immerhin die Handhabung der Fremdenpolizei in der Schweiz Anlaß zu Beschwerden bieten, wie auch in den vom „Deutschen Reichs-Anzeiger" veröffentlichten Noten des Fürsten Bismarck mit Recht betont wird, so darf doch andererseits auf den politischen Sinn der Bundesregierung vertraut werden. Kaiser Wilhelm hob deshalb, noch ehe diese sich in ihrer inzwischen erfolgten Antwortnote geäußert hatte, hervor, daß in den maßgebenden und unbefangenen Kreisen der Schweiz die Ueberzeugung sich Bahn breche, die Fremdenpolizei bedürfte einer gründlichen Umgestaltung, und daß solche Veränderungen bereits thatsächlich eingeleitet wären. Ebenso bezweifelte der Kaiser ganz im Gegensatze zu gewissen Schwarzsehern keineswegs, daß die gegenwärtigen Meinungsverschiedenheiten binnen kurzer Zeit beseitigt und das frühere gute Verhältniß zwischen Deutschland und der Schweiz bald wiederhergestellt sein würde, so daß nach Lösung der jetzt schwebenden Frage die dauernde Interessengemeinschaft der beiden Völker behufs ungestörter Erhaltung der Unabhängigkeit eines jeden der beiden mehr als je deutlich zur Erscheinung gelangen könnte.

Gerade weil die Schweizer Bundesregierung nunmehr von dem Bestreben beseelt erscheint, in Bezug auf die Handhabung der Fremdenpolizei allen berechtigten Anforderungen zu genügen, liegt aber auch den deutschen Behörden die Pflicht ob, in solchen Angelegenheiten, durch welche internationale Verwicklungen hervorgerufen werden könnten, vor Allem in Fühlung mit dem Auswärtigen Amte zu bleiben, welches nicht immer in der Lage ist, Ungeschicklichkeiten untergeordneter Organe wettzumachen. Ist doch gerade in letzter Zeit vielfach die Frage erörtert worden, wie gefährlich für den europäischen Frieden es sein müßte, falls im Gegensatze zu der auswärtigen Politik, für die Fürst Bismarck die volle Verantwortlichkeit übernimmt, Strömungen sich geltend machen sollten, an deren Vorhandensein wir zwar nicht glauben, die aber auch niemals die Volksthümlichkeit beanspruchen könnten, mit der im Jahre 1870—71 von deutscher Seite der leichtfertig von Frankreich heraufbeschworene Krieg geführt wurde.

Das deutsche Volk neigt eben nicht gerne zum Chauvinismus, es will mit allen seinen Nachbarn, sowie mit den übrigen Nationen freundliche Beziehungen unterhalten und nur gegen die fremden Friedensstörer Front machen. Deshalb wurde es auch mit Genugthuung begrüßt, als ein vielbesprochener Zwischenfall, bei dem ein russischer Officier eine unliebsame Rolle gespielt haben sollte, in das Reich der Erfindungen verwiesen werden konnte. Es empfiehlt sich aber, auf diesen angeblichen Zwischenfall hinzuweisen, weil solche Legenden öfter auftauchen, so daß man gut daran thut, von Anfang an Kritik zu üben und sich stets ein gewisses Maß von Skepticismus zu bewahren. Mußte es doch bei einiger Ueberlegung für wenig wahrscheinlich gehalten werden, daß ein Officier, welcher der aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Königs Karl von Württemberg nach Stuttgart gesendeten Deputation des russischen neunten Dragonerregiments angehörte, sich geweigert haben sollte, in ein Hoch auf die deutsche Armee einzustimmen. Noch naiver klang die angebliche Begründung einer solchen Weigerung, welche dadurch motivirt worden sein sollte, daß der junge russische Hauptmann keine deutsche, sondern nur eine württembergische Armee kennen wollte. Man braucht in militärischen Angelegenheiten sicherlich nicht besonders Bescheid zu wissen, wenn man annimmt, daß in der russischen Armee ein Officier, welcher so wenig mit der Kriegsgeschichte von 1870—71 vertraut wäre, es kaum bis zum Hauptmannsrange bringen könnte, wenn anders er jemals die Fähnrichsprüfung bestanden haben würde. Hätte es sich aber um eine ironisch gemeinte Geschmacklosigkeit gehandelt, so durfte angenommen werden, daß in den maßgebenden Kreisen Petersburgs nicht ein so großer Mangel an Tact vorhanden sein konnte, dem Großfürsten-Thronfolger eine militärische Deputation beizugeben, deren Mitglieder nicht einmal den einfachsten gesellschaftlichen Rücksichten zu genügen vermocht hätten. Das Generalcommando des württembergischen Armeecorps erachtete es trotzdem für geboten, im „Staatsanzeiger für Württemberg" eine Richtigstellung zu veröffentlichen. Darin wird ausdrücklich erklärt, daß die Officiere der Deputation des russischen neunten Dragonerregiments, die bei allen Regimentern Stuttgarts, sowie bei dem Dragonerregiment in Ludwigsburg eingeladen waren, sich in „liebenswürdigster und vornehmster" Weise im Kreise des Officiercorps bewegt haben. Hinzugefügt wurde, daß die angeblichen Vorgänge nicht nur nicht stattgefunden, daß vielmehr die russischen Officiere sich bei Trinksprüchen irgend welcher Art gleich allen Anwesenden betheiligt haben, ohne daß einer die kameradschaftlichen Vereinigungen vorzeitig oder mit Ostentation verließ.

Diese Richtigstellung von Seiten des württembergischen Generalcommandos erscheint allerdings dann nicht überflüssig, wenn man erwägt, wie die berufsmäßigen Entdecker schwarzer Punkte am politischen Horizonte selbst das unzweideutigste und bündigste Dementi nicht gelten lassen, indem sie versichern, daß an der Geschichte doch etwas Wahres sein müsse, da die Gesinnungen des russischen Officiercorps gegenüber Deutschland wohl bekannt seien. Ganz abgesehen davon, daß es sich hier um eine petitio principii handelt, hängt auch die Erhaltung des europäischen Friedens glücklicherweise von ganz anderen Factoren ab wie von der chauvinistischen Auffassung irgend einer Militärpartei.

Ohne zu verhehlen, daß Kaiser Alexander III. von Rußland bisher keine Veranlassung gegeben hat, an seinen friedlichen Versicherungen zu zweifeln, darf stets von Neuem betont werden, daß das Bündniß Deutschlands, Italiens und Oesterreich-Ungarns die sicherste Bürgschaft gegenüber allen Störungen des europäischen Friedens darstellt. In dem Berichte, welchen der Ausschuß der ungarischen Delegation über die auswärtige Lage erstattet hat, wird denn auch mit Genugthuung constatirt, daß weder in den Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu den fremden Mächten noch in der allgemeinen Richtung der auswärtigen Politik eine Aenderung erfolgt sei. In Bezug auf das Bündniß der mitteleuropäischen Mächte wird ausgeführt, wie die seit Jahren mit Beständigkeit festgehaltene Richtung der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarn naturgemäß jenen Mächten näher gebracht habe, die, von der gleichen Auffassung ausgehend, gleichen Zielen zustreben, namentlich Deutschland und Italien. Auf dieser

Naturgemäßheit der Tripelallianz beruht in der That ihre Dauerhaftigkeit, wodurch sie von den wechselnden Strömungen der Tagespolitik unabhängig gemacht wird. Sehr bemerkenswerth erscheint in dem Berichte der Hinweis, daß es dem Bündnisse zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien zu verdanken ist, wenn selbst in kritischen Augenblicken, „wo die Schwerter bereits der Scheide entgleiten zu wollen schienen", Europa vor den Greueln eines Krieges bewahrt blieb. In den chauvinistischen Kreisen Frankreichs, sowie in den panslawistischen Rußlands wird es wohl verstanden werden, wenn in dem Ausschußberichte der ungarischen Delegation klar und deutlich versichert wird: „Auf dieses Bündniß stützt sich die Hoffnung, daß wir der Segnungen des Friedens auch fernerhin theilhaftig bleiben werden, denn in den durch dieses Bündniß vereinigten Mächten ist der ernste Wille vorhanden, den Frieden zu erhalten, und diesem imponirenden Willen entspricht die durch dieselben Mächte repräsentirte, nicht minder imponirende materielle Kraft, welche in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise die Größe des Wagnisses Jenen vor Augen führt, welche vielleicht geneigt wären, ihre speciellen Interessen auf Kosten der europäischen Rechtsordnung zur Geltung zu bringen." Nicht minder entschieden wird darauf hingewiesen, wie die Tripelallianz jedem Verbündeten die Gewähr biete, daß er, falls er trotz sorgfältiger Vermeidung jeder Herausforderung die traurige Nothwendigkeit nicht zu beseitigen vermöchte, seine eigene Sicherheit und seine Großmachtsstellung — Interessen, welche noch höher stehen als die Erhaltung des Friedens — thatsächlich vertheidigen zu müssen, bei dieser Vertheidigung außer auf seine eigene Kraft auch noch auf die Unterstützung ebenso treuer wie starker Genossen rechnen könne.

Von den Widersachern der Tripelallianz wird nun geltend gemacht, wie die inneren Verhältnisse Oesterreich-Ungarns und Italiens mit der Zeit dahin führen könnten, daß das von den mitteleuropäischen Staaten Europa's gegen jeden kriegerischen Ansturm errichtete Bollwerk gelockert werden würde. So wird der Sieg der jungczechischen Partei bei den am 2. Juli vollzogenen Wahlen für den böhmischen Landtag in diesem Sinne gedeutet, während doch im Gegentheil angenommen werden darf, daß die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns durch solche Vorgänge in keiner Weise berührt wird, ja, daß eine Erschütterung des Ministeriums Taaffe schließlich nur zur Befestigung der Tripelallianz dienen kann. Daß die Altczechen unter der Führung Rieger's bei den Wahlen in den Landgemeinden Böhmens eine vollständige Niederlage erlitten, indem sie mehr als zwanzig Mandate an die jungczechische Partei verloren, ist jedenfalls ein harter Schlag für die „Versöhnungspolitik" des Grafen Taaffe und das feudal-klerikale Bündniß in Böhmen, welches die volle Unterstützung des „Opportunisten" Rieger fand. Vertritt doch die jungczechische Partei unter der Leitung Gregr's mit aller Entschiedenheit demokratisch-radicale Grundsätze, die sicherlich im Landtage zu Prag sehr bald zum charakteristischen Ausdrucke gelangen werden. Vor Allem war es jedenfalls der Streit um die Schule, welcher den Sieg der jungczechischen Partei herbeiführte. Schreckte doch der Opportunismus des altczechischen Parteiführers Rieger nicht davor zurück, die Schule vollständig an den katholischen Clerus ausliefern zu wollen, während sich innerhalb der böhmischen Bevölkerung hussitische Ueberlieferungen geltend machten, die nunmehr den Jungczechen vortrefflich zu statten kamen. Der Ausfall der Wahlen in den böhmischen Landgemeinden ist deshalb von besonderer symptomatischer Bedeutung, weil die Altczechen auch im österreichischen Reichsrathe nicht mehr in der Lage sein werden, ihre Position zu behaupten. So könnte die parlamentarische Mehrheit des Grafen Taaffe mit der Zeit um so mehr zerbröckeln, als auch bei den in Galizien vollzogenen Wahlen mehrfach selbständige Candidaten gegenüber der Adelspartei als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, so daß die Polen in verschiedenen Wahlkreisen den Ruthenen das Feld räumen mußten. Auch in Galizien haben diese Wahlen zunächst nur eine symptomatische Bedeutung; erst wenn das Ministerium Taaffe im österreichischen Reichsrathe die Majorität eingebüßt haben sollte, wird sich zeigen, ob den Deutschen, deren uneigennützige Verwaltung sich stets bewährt hat, wiederum ein maßgebender Einfluß auf die Regierung der österreichischen

Monarchie eingeräumt werden soll. Daß die jungczechischen Bäume nicht in den Himmel wachsen werden, dafür ist gesorgt. Deshalb erscheinen auch die Sympathien der Partei Gregr's für Frankreich ebenso ungefährlich wie deren Antagonismus gegen Ungarn. Die Feindseligkeit der Jungczechen gegen Deutschland wird in Böhmen an dem bisherigen Zustande der Verhältnisse um so weniger ändern, als die Deutschen den parlamentarischen Arbeiten des Landtages in Prag ohnehin fern bleiben. Dagegen wird die Partei Gregr's das Zustandekommen reactionärer Gesetze zu verhüten suchen, sowie später im österreichischen Reichsrathe als Sturmbock gegen das Régime des Grafen Taaffe dienen. Sollten aber in Frankreich Hoffnungen an den Sieg der jungczechischen Partei in Böhmen in dem Sinne geknüpft werden, daß deren platonische Sympathien für Frankreich das mitteleuropäische Friedensbündniß untergraben könnten, so wäre das ein neuer Rechenfehler in der französischen „Zukunftspolitik“, in welcher Phantasmagorien aller Art eine so bedeutsame Rolle spielen. Zeigen doch die Verhandlungen der Delegationen zur Genüge, wie sehr das Bündniß mit Deutschland und Italien den festen Angelpunkt der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns bildet.

Bezeichnend für die sanguinischen Erwartungen der französischen „Zukunftspolitiker“ sind auch die Betrachtungen gewisser Organe über einige irredentistische oder republikanische Kundgebungen in Italien. Während die maßgebenden Kreise jenseits der Alpen die Tiraden Imbriani's in der italienischen Deputirtenkammer und in radicalen Volksversammlungen ihrem wirklichen Werthe nach, das heißt sehr geringschätzig beurtheilen, versichern die Gegner der Tripelallianz, diese sei erschüttert, weil einige irredentistische Schreier Triest und das Trentino verlangen. Hierbei wird in Frankreich sowie von den Franzosenfreunden in Italien nur übersehen, daß Nizza und Savoyen, mit denen Napoléon III. sich die Bundesgenossenschaft Frankreichs im Kriege von 1859 bezahlen ließ, in weit mehr berechtigter Weise terra irredenta ist als die erwähnten Gebietstheile der österreichischen Monarchie. Welcher Argumente die italienischen „Republikaner“ und Radicalen vom Schlage Imbriani's und Cavallotti's sich zu bedienen pflegen, erhellt unter Anderem daraus, daß in diesen Kreisen allen Ernstes behauptet wird, Fürst Bismarck, der intellectuelle Urheber des mitteleuropäischen Bündnisses, sei deshalb der Abtretung Triests von Seiten Oesterreichs an Italien abgeneigt, weil Deutschland selbst später einmal, sobald diese Frucht gereift wäre, einen Hafen am adriatischen Meere sehr wohl gebrauchen könnte. Jeder, der in Italien mit Radicalen zusammenzutreffen Gelegenheit hatte, wird diese abgeschmackte Phantasie, deren Widerlegung auf Grundlage der gesammten Entwicklung Deutschlands gar nicht der Mühe verlohnt, sicherlich öfter vernommen haben. Ernsthafte Politiker jenseits der Alpen verspotten diese Legende gerade so wie die stets wiederkehrenden langathmigen Betrachtungen der vaticanischen Organe über die „römische Frage“. Und dennoch besitzen sicherlich viele Mitglieder des Cardinalcollegiums Scharfblick genug, um klar und deutlich einzusehen, daß diese sogenannte römische Frage am 20. September 1870 mit dem Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche der Porta Pia in Rom endgültig gelöst ist. Im Lager der „buzzurri“ — mit dieser Bezeichnung pflegen die Anhänger des Vaticans, die wiederum von ihren Widersachern „codini“ genannt werden, die Rom „occupirenden Piemontesen“ zu belegen — fehlt es denn auch nicht an Solchen, welche versichern, die „römische Frage“ tauche immer dann auf, wenn der Peterspfennig einer neuen Anregung bedürfe.

Es muß jedoch zugestanden werden, daß die unlängst auf dem Campo dei Fiori zu Rom vollzogene Enthüllung des Denkmals Giordano Bruno's dem Papstthum von Neuem die tiefe Kluft offenbart hat, durch welche die moderne Weltanschauung von der im Vatican herrschenden getrennt wird, so daß Papst Leo XIII. sich lediglich von derartigen Erwägungen leiten ließ, als er in seiner jüngsten Allocution den zum außerordentlichen Consistorium versammelten Cardinälen seinen Unwillen über jene Denkmalsenthüllung kundgab. Der Papst versicherte, daß die katholische Religion und der päpstliche Stuhl seit der Einnahme Roms durch die Italiener eine ganze Reihe von Verunglimpfungen erlitten hätten, und daß die Secten, worunter natürlich vor Allem

die Freimaurer, daneben aber auch die Protestanten verstanden werden, ihre gewaltsamen Angriffe fortsetzen, um die „Kirche“ zu stürzen. Giordano Bruno wurde in der Allocution als ein Rebell gegen die Kirche, als ein Pantheist und Materialist bezeichnet, den zu ehren die italienischen Städte von den „Sekten“ berufen wurden, um neuen Haß gegen das Papstthum zu entfachen. Gegen die italienische Regierung wurde der Vorwurf erhoben, daß sie diese Angriffe, welche darauf abzielten, eine falsche, der bürgerlichen Ordnung und den christlichen Grundsätzen zuwiderlaufende Freiheit zu verherrlichen, offen gefördert habe. Deshalb glaubte der Papst der ganzen katholischen Welt die Thatsache verkünden zu sollen, daß „in der Stadt, in welche Gott den Wohnsitz seines Statthalters verlegt habe, Ketzerei und Irrthümer durch ein Denkmal verherrlicht worden seien.“ Der italienischen Regierung machte Leo XIII. den weiteren Vorwurf, daß sie den Krieg gegen das Papstthum durch die Erregung feindlicher Leidenschaften unterstütze, so daß zu befürchten stände, diese Leidenschaften könnten nicht immer in gewisse Schranken eingedämmt werden. Zugleich kündigte der Papst an, daß er trotz seinem hohen Alter den Kampf fortsetzen werde, wie er denn auch vor Allem die italienischen Bischöfe vermahne, in der Vertheidigung des katholischen Glaubens fortzufahren und das Volk über diese Thatsache aufzuklären. Die schließlich an die Römer gerichtete Aufforderung, der Größe Roms sowie der kirchlichen Aera zu gedenken und in Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl zu verharren, wird sicherlich ebenso spurlos verhallen wie alle die früheren ähnlichen Kundgebungen, die in den vaticanischen Archiven oder in staubigen Kanzleien vergebens ihren Geschichtschreiber erwarten werden.

Hervorgehoben zu werden verdient jedoch, wie gerade die jüngste Allocution Leo's XIII. mit ihren unverhüllten Angriffen gegen die italienische Regierung vollgültiges Zeugniß dafür ablegt, daß der Papst in Rom einer Freiheit genieße, wie sie kein anderer Staat gewähren könnte. Welch andere Regierung würde es dulden, daß der Papst die Bischöfe des Landes direct aufforderte, das Volk über die angeblich von der Regierung erregten feindlichen Leidenschaften „aufzuklären“, das heißt unmittelbar gegen diese Regierung aufzubringen? Werden daher die gegen die „Secten“ gerichteten Aeußerungen, deren Schablone längst bekannt ist, einfach ihrem wahren Werthe gemäß gewürdigt werden, so müssen andererseits alle unbefangenen Beurtheiler darin übereinstimmen, daß ein Papst, der von Seiten der italienischen Regierung mit so großer Duldsamkeit behandelt wird, eines besonderen Schutzes gar nicht bedarf. Die Drohung, der Papst würde Rom verlassen, wird sicherlich nirgends ernst genommen; in Rom nicht, weil die Italiener nur zufrieden sein würden, falls sie von einer Verlegenheit befreit werden sollten, in den übrigen Staaten nicht, weil dort sehr wohl bekannt ist, daß der ganze Nimbus des Papstthums wesentlich mit dem Aufenthalte in Rom verknüpft ist. Ueberdies versichert Leo XIII. selbst in seiner Allocution, daß Gott den Wohnsitz seines Statthalters nach Rom verlegt habe, so daß der Papst im Gegensatze zu einigen ultramontanen Organen gar nicht daran denken kann, eine Aenderung zu treffen, durch welche der katholischen Kirche ein ganz anderer Schlag zugefügt werden würde, als durch die italienische Regierung; mag es immerhin in der jüngsten Allocution heißen, daß Diejenigen, welche dem Papste die weltliche Herrschaft entrissen hätten, jetzt auch den katholischen Glauben ausrotten wollten. In letzterer Hinsicht darf betont werden, daß der katholische Glaube in Italien nicht die geringste Gefahr läuft; weit eher darf von Uebergriffen des Clerus die Rede sein, welcher die Duldsamkeit der Regierung nach besten Kräften ausnutzt. Andererseits steht im Hinblick auf den klaren Sinn, den gesunden Menschenverstand der italienischen Bevölkerung keineswegs zu befürchten, daß durch die clerikalen Umtriebe der Staatsorganismus selbst Schaden leiden könnte, zumal die zielbewußte Politik des Conseilpräsidenten Crispi sehr genau die Grenzen kennt, innerhalb deren das Schlagwort Cavour's „Libera chiesa in libero stato“ Berechtigung hat.

Der große Weltbrand, von welchem die Parteigänger des Vaticans eine völlige Umgestaltung der politischen Verhältnisse erhoffen, wird nach allem Anschein noch sehr

lange Zeit auf sich warten lassen. Wie die Samoa-Angelegenheit durch das friedfertige Entgegenkommen Deutschlands, der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Großbritanniens eine versöhnliche Lösung gefunden hat, wird letzteres auch in dem Conflict, der wegen der Delagoabai-Eisenbahn mit Portugal entstanden ist, sich sicherlich nicht auf den Machtstandpunkt stellen, sondern die internationalen Rechtsgrundsätze gelten lassen. Hervorgerufen wurde dieser Conflict dadurch, daß die portugiesische Regierung die einer englischen Gesellschaft ertheilte Concession für verfallen erklärte, nach welcher jene noch eine Eisenbahnstrecke von 8 Kilometer bis zum 24. Juni d. J. hätte bauen müssen, um die Ostgrenze der Transvaal-Republik zu erreichen. Obgleich auch politische Erwägungen in dem Conflicte wegen der Delagoabai-Eisenbahn in Betracht kommen, eignet sich der ganze Fall doch, wenn nicht ein anderer gütlicher Ausgleich erzielt werden sollte, ganz besonders zu einem Schiedsspruche. In diesem Zusammenhange darf daran erinnert werden, daß in einem früheren Streitfalle in Bezug auf die Delagoabai der Marschall Mac Mahon als Staatschef Frankreichs im Jahre 1873 zum Schiedsrichteramt berufen wurde und damals zu Gunsten Portugals entschied.

Unzweifelhaft würde der gegenwärtige Präsident der französischen Republik, Carnot, alle Bürgschaften für einen unparteiischen Schiedsspruch bieten, wenn nicht die Art, wie die Gegensätze der Parteien in Frankreich im Hinblick auf die bevorstehenden allgemeinen Wahlen sich zugespitzt haben, allerdings auch die Entschließungen Großbritanniens und Portugals beeinflussen könnte, falls sie wiederum einen Schiedsrichter anrufen sollten. Das Manifest, welches die Delegation der Parteigruppen der Rechten unlängst an die französischen Wähler erlassen hat, bekundet am deutlichsten, eine wie tiefe Kluft die Gegner der Republik von deren Anhängern scheidet. Das Sündenregister, welches der Republik vorgehalten wird, ist ebenso umfangreich wie tendenziös gefärbt. Nicht ohne Geschick wird allen Parteien der Opposition ein Strauß gewunden, so daß nicht bloß Orléanisten, Bonapartisten und Klerikale, sondern auch die Anhänger des Generals Boulanger zufrieden sein dürfen. Wie eine päpstliche Bannbulle mit der Formel: anathema sit! schließt, heißt es in den ersten vier Absätzen des Manifestes in Bezug auf die republikanische Mehrheit und ihre Politik am Schlusse stets: „est condamnée“. „Die revolutionäre Politik,“ lautet der vierte Abschnitt, „welche die Mönche aus ihren Wohnungen verjagte, die Richter von ihren Sitzen, die Religion aus der Schule und dem Hospitale, die Prinzen aus der Armee und dem Vaterlande — sie ist verdammt.“ Den Anhängern Boulanger's wird das Zugeständniß gemacht, daß ihr Führer als Proscribirter bezeichnet wird, der einem Ausnahmegerichtshofe überwiesen worden sei! Die Verheißungen, welche die Wähler anlocken sollen, sind aus den Pronunciamientos des „Generals“ längst bekannt; die Schablone ist hier wie dort genau dieselbe. Es entsteht nur die Frage, ob die Republikaner, die allerdings zunächst die beati possidentes sind, in ihren Wahlmanifesten glücklicher sein werden als die zum Sturze der gegenwärtigen Regierungsform verbündeten Orléanisten, Bonapartisten und Boulangisten, von denen die Letzteren entschlossen sind, den Wahlkampf am rücksichtslosesten zu führen.

Literarische Rundschau.

A. Baumeister's Denkmäler des classischen Alterthums.

Denkmäler des classischen Alterthums zur Erläuterung des Lebens der Griechen und Römer in Religion, Kunst und Sitte. Lexikalisch bearbeitet von R. Arnold, E. Aßmann, H. Blümner, R. Borrmann, W. Deecke, E. Fabricius, A. Flasch, P. Gräf, A. Holm, K. von Jan, L. Julius, G. Kawerau, J. Matz, A. Milchhöfer, A. Müller, O. Richter, H. von Rohden, L. von Sybel, A. Trendelenburg, C. Waldstein, R. Weil, E. Wölfflin und dem Herausgeber A. Baumeister. Drei Bände. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1885—1888.

Ein Werk, wie das bezeichnete, kann es verlangen, jetzt, da es erfreulicherweise vollendet vorliegt, in seiner Gesammtheit auch einmal in dieser Zeitschrift gewürdigt zu werden; dürfen wir doch erwarten, daß es die Anschauungen des Publicums über Kunst und Alterthum — und nicht bloß in Deutschland — auf lange hinaus befruchten, erweitern und bestimmen wird.

Ein Werk wissenschaftlichen Charakters wird immer am passendsten eingeführt durch die genaue Bezeichnung seines Verhältnisses zu früheren gleichartigen Leistungen wie zu den Anforderungen seiner Zeit, und am Ende gilt Beides nicht bloß für wissenschaftliche Erzeugnisse. Dies Werk aber kann gar nicht anders eingeführt werden: denn die weiteren Kreise, für welche es von vornherein angelegt war, dürfen in erster Linie Aufschluß darüber beanspruchen, was sie von ihm zu erwarten haben.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts etwa zeigt sich das Bestreben, die bildliche Anschauung des classischen Alterthums durch anspruchslosere Publicationen und um verhältnißmäßig bescheidenen Aufwand einem größeren Publicum zu ermöglichen. Die „kunstmythologischen Bilderbücher“ von Aloys Hirt in Berlin (1805 und 1816) und die „mythologische Galerie“ von Millin in Paris (1811, deutsch 1820) sind unseren Großeltern, soweit sie etwa Interesse für diese Dinge hatten, zur Hand gewesen, und was diese bequemen Zusammenstellungen zur Klärung und Bestimmung unserer Ideen über die Kunstsprache des Alterthums beigetragen, darf nicht unterschätzt werden. Uebertroffen wurden sie nach Ausführung, Anordnung und Behandlung durch Otfried Müller's „Denkmäler alter Kunst“, welche 1835 begonnen und 1856, lange nach Müller's Tode, von Friedrich Wieseler in Göttingen zum ersten Male zu Ende geführt wurden. In etwa vierzehnhundert Umrissen giebt der erste Theil einen kunsthistorischen, der zweite einen nach Göttern geordneten kunstmythologischen Ueberblick. Indessen abgesehen davon, daß die Baukunst völlig ausfällt, dient auch der Text lediglich den bildlichen Darstellungen; irgend eine Seite alter Kunst oder alten Lebens erschöpfend darzustellen, ist gar nicht die Absicht gewesen; endlich aber war es auch noch nicht möglich, das Werk so billig herzustellen, daß es irgendwie erheblich über die Grenzen der Fachleute hinausgedrungen wäre. Vielleicht aber hatte auch ein auf das antike Leben ausgedehntes dringendes Interesse weitere Kreise überhaupt noch nicht

so ergriffen, wie das dann im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr stattgefunden hat, ohne Zweifel auch bedingt und getrieben sowohl durch die ganz außerordentliche und oft wunderbare Vermehrung unseres Besitzes an alten Denkmälern, wie durch die unerwartete Entwicklung der Reproductionsverfahren, die beinahe tumultuarisch einander ablösen, aber alle gemein haben den authentischen, weil lediglich mechanischen Charakter. Bei solchem Wachsen allgemeiner Theilnahme ist es immer mißlich und entspricht nicht dem Sachverhalt, Ursache und Wirkung scharf zu trennen, indem jeder Factor auch in Wirklichkeit beides zugleich ist. So viel ist sicher — und beinahe jedes Tagesblatt legt Zeugniß dafür ab —, kaum zu irgend einer Zeit hat sich die allgemeine Wißbegier wie die Neugier so sehr dem Alterthum zugewendet, wie in der unsrigen — trotz aller Betonung der Realien. Kaum jemals sind aber auch so wahre und so schöne Bilder antiker Denkmäler geboten worden wie heutzutage: wir in Deutschland brauchen nur die Veröffentlichungen des archäologischen Instituts, die auf Pergamon und Tanagra bezüglichen Werke und den herrlichen Schatz zu nennen, den Heinrich Brunn soeben in den „Denkmälern griechischer und römischer Sculptur" zusammenträgt. Diese kostbare Sammlung wird durch die preisenswerthe und nie ermüdende Fürsorge des Cultusministeriums allen preußischen Universitäten als Geschenk geboten; und wer in einer deutschen Universitätsstadt lebt, hat es überhaupt in dieser Beziehung so gut, daß er nach dem Kostbarsten eben nur die Hand auszustrecken braucht. Aber so günstig ist doch nur eine kleine Anzahl von Menschen gestellt. Und doch empfindet heute mehr als irgendwann der Lehrer, oder sollte wenigstens empfinden, die Nothwendigkeit, seinen Unterricht durch die Anschauung zu beleben, die jetzt für ungeahnte Einzelheiten zugänglich ist; möchte heut der Gebildete gern sehen, wovon unaufhörlich geschrieben, was fortwährend erhoben und als unerreicht gepriesen wird; wünscht endlich Jeder, dem das classische Alterthum zu einer Quelle reinen Genusses und nachwirkender Erhebung geworden ist, daß so Viele wie nur möglich Gleiches an sich und in sich erfahren. Daß diese Tendenzen vorhanden und tief gegründet sind, dafür ist ein untrügliches Symptom die Thatsache, daß aller Orten Werke mit solchen Zielen ans Licht treten und zahlreiche Käufer finden. In England erfüllt freilich das „Dictionary of Greek and Roman Antiquities" des schreib- oder wenigstens editionslustigen Dr. Will. Smith den bezeichneten Zweck nur sehr unvollkommen. Das gründliche „Dictionnaire des Antiquités" von Daremberg und Saglio ist für das hier in Frage stehende Bedürfniß viel zu groß angelegt, so groß, daß es jetzt nach Jahren erst bis zum dritten Buchstaben gediehen ist, und daß seine Vollendung unabsehbar ist.

In Deutschland sind zuerst Seemann's bekannte, sehr nützliche „Bilderbogen" herausgegeben worden, in immer neuen Auflagen, immer reicher und besser ausgestattet; dann kam Theodor Schreiber's reichhaltiger „culturhistorischer Bilderatlas fürs Alterthum". Ohne diese Werke überflüssig zu machen, fassen Baumeister's „Denkmäler" nicht bloß beide Gesichtspunkte, den kunsthistorischen wie den antiquarischen zusammen, sondern fügen mehrere andere und sehr wichtige hinzu. „Das Werk behandelt 1) die Kunstgeschichte (Architektur, Plastik, Malerei, Musik, scenische Darstellung) in ihren Hauptepochen und Hauptvertretern, insbesondere nach Maßgabe der erhaltenen Denkmäler; 2) die Welt der Götter und Heroen und zwar in Beschränkung auf die Kunstmythologie; 3) die Privatalterthümer in ihrem ganzen Umfange, soweit darstellbares Material vorliegt; 4) die beglaubigten Darstellungen historischer oder sonst bedeutender Persönlichkeiten (ohne geschichtliche Erörterungen); 5) die Münzkunde, besonders unter dem Gesichtspunkte der Kunst und der Denkmälerkunde; 6) die Topographie in Beschränkung auf hervorragende Fundstätten, also Athen, Mykenae, Pompeji, Rom, Syracus, Tiryns, Troja u. a.; 7) Heer- und Seewesen; 8) Schriftwesen und Paläographie. Ausgeschlossen blieben: die ganze politische Geschichte, die Staats- und Rechtsalterthümer, die Literaturgeschichte und die Geographie." Im Gegensatz zu Müller's „Denkmälern" und entsprechend den Zwecken dieser Publication ist hier der Text, das Wort die Hauptsache, und es war ein gesunder Gedanke, für den wir wohl der Verlagshandlung

wie dem Herausgeber gemeinsam danken müssen, sich auf das zu beschränken, was einerseits überhaupt durch Kunstwerke zu illustriren ist, andererseits erst durch solche Illustration zu seinem vollen Rechte, seinem ganzen Inhalte kommt.

Auch dies Werk ist weit hinausgeschritten über das geplante Maß. Nach dem ursprünglichen Plan, welcher mit der ersten Lieferung im Februar 1884 ausgegeben wurde, sollte es in 30—35 Lieferungen 90—100 Druckbogen, sowie 1400 Abbildungen umfassen und bis zum Ende des Jahres 1886 vollendet vorliegen; aber mit dem Fortschreiten wuchsen Plan und Ausführung, und erst im Jahre 1888 erfolgte der Abschluß mit der 69. Lieferung mit etwa 140 Bogen und über 2400 Abbildungen, ungerechnet viele auf den 94 Tafeln und die sieben Karten. Man muß bewundern, daß das großartige Unternehmen so schnell zu einem glücklichen Ende geführt worden ist. Und es ist praktisch und überlegt geführt worden. Zwar ist die lexicalische Form auch hier gewählt, aber sie ist, wie der Herausgeber versprochen, kein Hinderniß gewesen, zusammengehörige Gegenstände im Zusammenhange darzustellen, und zwar in Folge der sinnvollen Neuerung, zahlreiche Details unter relativ wenigen Stichworten zu behandeln, so daß in den 500—600 Artikeln nach Ausweis des sorgfältigen Registers gegen 3000 Einzelheiten besprochen werden. Immer mehr haben sich, wie gleich bei „Athen", eigentliche Monographien entwickelt, die bei „Olympia" und „Rom" auf mehr als sechs, bei „Pergamon" auf fünf Bogen steigen. Artikel wie diese, sowie z. B. diejenigen über Münzkunde, Pompeji, Theater, Triumphbögen, Vasenkunde stehen nicht bloß auf der Höhe unseres heutigen Wissens, sondern sind zum Theil die ersten, wirklich guten Zusammenfassungen ihrer Art. Daß bei einer solchen Arbeit Vieler nicht Alles von gleichem Werthe sein kann, ist so selbstverständlich, daß es kaum gesagt zu werden braucht; aber weniger selbstverständlich ist die durchgehends herrschende Gründlichkeit und der Ernst, der immer das letzte oder sicherste Resultat zu geben wenigstens bemüht ist. Und nun die Abbildungen! Auch dem Gelehrten ersetzen sie in bequemster Weise eine ganze Reihe oft seltener Publicationen. Auf Reliefs und statuarische Denkmäler, auf Vasen und Münzen entfällt durchschnittlich die etwa gleiche Zahl von je 400 Abbildungen; dann kommen Pläne und Bauten, sowie Geräthe; die übrigen vertheilen sich auf Gemmen, Wandgemälde, Thonfiguren, Schmucksachen und Aehnliches. Unter den Abbildungen sind schöne polychrome Blätter von Bautheilen, Sculpturwerken, Wandgemälden und Vasen. Nächstdem befriedigen am meisten die sehr zahlreichen Umrißzeichnungen. Das besonders für Reliefs, Statuen und Vasenbilder viel verwendete Meisenbach'sche Verfahren wird im dritten Bande seltener, befriedigt übrigens da auch mehr als im ersten, wo es offenbar noch in seinen Anfängen war. Aber diese Ausstellungen fallen kaum ins Gewicht gegen die Thatsache, daß ein so ungeheurer und zugleich kundig erschlossener Schatz nun hinausgetragen werden und wirken kann in den entlegensten Orten, daß man fern von jedem wissenschaftlichen Mittelpunkt sich umgeben kann mit den wichtigsten, inhaltreichsten und schönsten Gestaltungen der antiken Kunst, daß man das Altbekannte an seiner rechten Stelle kennen lernt und das neu Hinzukommende einzuordnen vermag, wohin es gehört, kurz daß man theilnehmen kann am Genuß der Erkenntniß und dem Fortschritte des Wissens, wo immer man sich befinde.

Möge das Werk nicht bloß in jeder Schulbibliothek seine Stelle finden, sondern überall, wo der Wunsch besteht, lebendige Anschauung einzutauschen für Worte und Namen; denn es scheint dazu geeignet, Theilnahme für Kunst und Alterthum nicht nur zu erregen, sondern auch zugleich aus allgemeiner Sphäre in die rechten, die tieferen Bahnen zu leiten. Dann dürfen wir erwarten, daß das Werk an seinem Theile beitragen wird, der humanistischen Bildung zu neuen Ehren zu verhelfen, der Bildung, deren Wesen nicht, wie Viele zu glauben scheinen, im Wissen, sondern im Erkennen besteht und demzufolge in der „Persönlichkeit", die durch das Erkennen der höchsten und würdigsten menschlichen Leistungen gebildet ward.

Königsberg i. Pr. Gustav Hirschfeld.

α. φ. λ. **Deutscher Geschichtskalender für 1888.** Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Auslande von Dr. Karl Wippermann. I. Band Januar bis Juli. II. Band August bis December. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

So zahlreiche und vortreffliche Hülfsmittel wir — in Conversationslexiken, Encyklopädien u. dgl. — besitzen, um uns über die weiter zurückliegende Vergangenheit leicht und zuverlässig zu unterrichten, so schwierig ist es in unserer schnelllebenden, ereignißreichen Zeit oft auch für das beste Gedächtniß, die Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit, die wir selbst mit durchlebt haben, in ihren Einzelheiten festzuhalten und sich zu vergegenwärtigen. Die regelmäßige Sammlung von Zeitungsausschnitten ist nicht Jedermanns Sache und überdies nur ein sehr dürftiger Nothbehelf. Der seit dem Jahre 1885 erscheinende, in seinem vierten Jahrgang (1888) soeben abgeschlossene deutsche Geschichtskalender von Dr. Karl Wippermann bietet uns die bis dahin entbehrte, fortlaufende Darstellung der jüngsten Vergangenheit. Um mit den Ereignissen möglichst gleichen Schritt zu halten, erscheint der Kalender in zwei Bänden, deren jeder ein halbes Jahr umfaßt, der zweite Band für 1888 wurde schon im Mai 1889 herausgegeben. Was dieses Handbuch, unseres Erachtens, von einem ähnlichen, älteren und neuerdings wieder aufgefrischten Unternehmen zu seinem Vortheil unterscheidet, ist die Verbindung der sachlichen mit der chronologischen Anordnung. Die sachliche Gruppirung nöthigt zwar, unter Umständen, zu Wiederholungen und Verweisungen; sie hat aber vor der rein chronologischen den großen Vorzug, daß wir eine Reihe abgeschlossener, in sich abgerundeter Bilder vor uns haben, deren jedes für sich dem Leser von größtem Interesse ist. Diese Art der Behandlung gewährt aber außerdem die Möglichkeit denkbar größter Objectivität. Der Verfasser tritt mit seinem Urtheile ganz zurück, er läßt die Ereignisse für sich sprechen durch wortgetreue oder auszugsweise Wiedergabe aller wichtigen Urkunden, Parlamentsreden und Aeußerungen der Presse aller Parteien und Richtungen. Wer sich von der sozusagen packenden Wirkung dieser „Bilder aus der Gegenwart“ selbst überzeugen will, der lese beispielsweise die Abschnitte über die Thronbesteigung, die Regierung, die Krankheit, den Tod, die Nachklänge an Kaiser Friedrich III. — Daß die Begebenheiten in unserem deutschen Vaterlande am ausführlichsten dargestellt werden und den breitesten Raum einnehmen, liegt auf der Hand; aber auch über die Vorgänge der außerdeutschen Welt werden wir eingehend und vollkommen genügend unterrichtet. Der Wippermann'sche Geschichtskalender ist nicht nur für Zeitungsredactionen, für Parlamentarier, für zahlreiche Behörden, sondern man darf sagen, für jeden gebildeten Zeitungsleser ein unentbehrliches Buch, er ist nebenbei für den künftigen Geschichtsschreiber eine höchst werthvolle Materialiensammlung. Leider scheint er bisher noch nicht die seiner hohen Bedeutung entsprechende Verbreitung gefunden zu haben. Der Preis für zwei Bände von zusammen 55 Bogen in geschmackvoller Ausstattung ist ein mäßiger. Durch sachliche und alphabetische Inhaltsverzeichnisse wird die Benutzung wesentlich erleichtert. Wir können nach alledem diesem jungen Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen.

εγ. **Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner.** Eine deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert. Uebersetzt von Ludwig Fulda. Halle, H. Hendel. 1889.

Seit Keinz 1865 den oberösterreichischen Ursprung dieser ganz auf Gegenständliches gegründeten poetischen Erzählung und ihr jahrhundertelanges Nachklingen in der Heimath nachwies, haben mehrere Übersetzer die alten Reimpaare weiteren Kreisen mundgerecht zu machen gesucht. Das Unternehmen, begünstigt auch durch G. Freytag's „Bilder“, war lockend genug; denn je schwerer sich ein modernes Publicum in die höfischen Artusepen hineinliest, um so leichter wird der gesunde Realismus des Ranshofer Klosterbruders Eingang finden, der poetisch ergötzt und culturhistorisch belehrt. Diese Geschichte eines verlorenen Sohnes schildert den Conflict zwischen dem Alten und dem Jungen, den Gegensatz von Bauernthum und Strauchritterthum, Räuberleben, Vagabundenhochzeit, furchtbare Sühne, Alles (abgesehen von der gedehnten Einleitung) höchst eindringlich und anschaulich. Das Gedicht hat erst jetzt den berufenen Dolmetsch gefunden. Fulda ist bei Wilhelm Hertz, dem unübertrefflichen Münchener Meister des „Tristan“ und des nicht genug zu rühmenden „Spielmannsbuches“, in die Schule gegangen. Über das Werk, seine Herkunft, seinen Verfasser weiß er kundig und feinsinnig zu berichten. Das Büchlein wiegt einen Ballen alterthümelnder Aventüren und Mären des letzten Jahrzehnts auf.

μλ. **Wind und Wellen.** Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Ph. Kniest (Verfasser des Buches „Von der Wasserkante“). Oldenburg, Gerhard Stalling. 1889.

Das wohlausgestattete Bändchen vereinigt fünf Erzählungen von ganz bestimmter, eigenartiger Färbung. Sie sind „an der Wasserkante“ gewachsen, an den Küsten des deutschen Meeres und seiner Hauptzuflüsse, auf dem Boden, der die alten Hansa-Eigenthümlichkeiten: den selbstständigen, tüchtigen Bürgersinn, den frischen Wagemuth und Unternehmungsgeist, die Freude an der behaglichen, wenn auch schlichten Häuslichkeit neben allem Trieb in die Weite, am längsten festgehalten hat. Der eingesessenen Bevölkerung der alten Hansestädte steckt die Freude am Wasser im Blut; Alles, was mit der Schifferei zusammenhängt, ist ihr interessant und von Kind auf vertraut. Aus solcher urwüchsigen Bekanntschaft mit dem Getriebe von Schiffahrt und Handel heraus hat Ph. Kniest jene schnell zur Beliebtheit gelangten Erzählungen geschaffen, die unter dem Titel „Von der Wasserkante“ in zwei Bändchen 1884 und 1885 erschienen sind, nachdem die meisten vorher in der Bremer Wochenschrift „Nordwest“ veröffentlicht waren und großen Anklang bei den Lesern gefunden hatten. Die jetzt vorliegenden: „Die Hoffnung“, „Der Damen-Capitän“, „Noch einmal nach See“, „Der alte Buchhalter“, „Lüder Rohrpenn's erste Reise“ find den vorzüglichsten unter jenen gleichzustellen. Sie

lesen sich wie Selbsterlebtes, aus der Fülle der Anschauungen heraus Gestaltetes. Es ist Alles gesund daran: die Weltanschauung, die Erfindung, der tiefe Ernst und der neckische Humor, während die Form und nicht zum Wenigsten das reichlich eingestreute Plattdeutsch, mit wahrer Meisterschaft gehandhabt sind. Als Familien- und Volkslectüre ist das Büchlein der weitesten Verbreitung würdig.

ϐβγ. **J. H. Shorthouse, Sir Percival.** London, Macmillan. 1886.

J. H. Shorthouse, A Teacher of the Violin and other Tales. London, Macmillan and Co. 1888.

Der Verfasser — denn ein solcher ist es, und zwar wunderbarer Weise ein Kaufmann in Birmingham, und nicht eine Verfasserin, wie man leicht rathen könnte — hat vor einiger Zeit einen guten und verdientermaßen populär gewordenen Roman geschrieben: John Inglesant. Seine beiden vorliegenden Werke hingegen sind, zum mindesten für ein deutsches Publicum, ungenießbar. Die Erzählung Sir Percival schildert das Schicksal eines jungen Mädchens aus der höchsten englischen Aristokratie. Dieses Schicksal ist eine völlig zweck- und sinnlose Aufopferung; der Gesichtskreis der Heldin ist so beschränkt, ihr Wesen so abgekehrt vom Leben, so farblos und abstract, daß einen gesunden Leser Mitleid mit dem Erzähler überkommen möchte, der ein solches Buch für blutleere oder lungensüchtige Damen verfaßt hat. Beinahe ist es schwer zu glauben, daß Shorthouse nicht eine Satire auf gewisse Kreise der englischen Gesellschaft schreiben wollte, die an Wendepunkten ihres Lebens aus einer Sonntagspredigt die Entscheidung für sich schöpfen, oder den Riß der socialen Dämme mit Wollstrümpfen für arme Schulkinder zu stopfen vermeinen. Doch ist Sir Percival wenigstens als literarhistorisches Phänomen interessant, indem es einer Gattung angehört, die man schon abgestorben wähnte. Für den Band Novellen aber kann ich beim besten Willen kein gutes Wort einlegen. Die beiden Nummern unter ihnen, deren zufälligen Hintergrund Deutschland bildet, zeugen von einer geradezu erheiternden Unkenntniß unserer vergangenen und jetzigen Verhältnisse, theilen jedoch mit den anderen Stücken die verwaschene, leere Sentimentalität. Daß diese Erzählungen in bedeutenden englischen Monatsschriften genug Beifall gefunden haben, um sie einer Sonderausgabe werth erscheinen zu lassen, ist merkwürdig und belehrt uns darüber, wie zahlreich die Gruppen der englischen Gesellschaft sind, welche sich aus Furcht vor dem rauhen Ansturme der Gegenwart in die stillen Schmollwinkel parfümirter Empfindungsseligkeit zurückziehen.

γ. **Die französische Revolution.** Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

In den mehr als fünfzig Jahren, welche seit der Abfassung vorliegenden Werkes dahingegangen, sind unendlich viele neue Quellen erschlossen worden, aus welchen reicheres und oft auch wesentlich umgestaltendes Licht auf die französische Revolution und ihre Helden gefallen ist; man wird sagen können, daß durch diese neuen Funde das Urtheil über dieselbe mehr in ungünstigem als in günstigem Sinne beeinflußt worden ist: aber auch Carlyle hat sich schon von der kritiklosen Bewunderung der Revolution frei gemacht und, so sehr er von ihrer Nothwendigkeit überzeugt war, so hat er in ihr doch mehr einen Act der Weltgeschichte gesehen, die das Weltgericht ist, als daß er in ihr einen Sieg der Freiheit und des Ideals zu erkennen vermocht hätte. Sie vernichtete das, was längst der Vernichtung werth war; aber sie schuf keinen neuen harmonischen Zustand der Dinge und ihr Erbe Napoleon, mit dessen Aufkommen Carlyle seine Darstellung schließt, reorganisirte zwar den total aus den Fugen gegangenen Staat, war aber auch kein Begründer einer neuen Weltordnung, welche die Menschheit sittlich auf die Höhen ihrer Bestimmung gehoben hätte. Wir glauben, daß diese Grundauffassung heute noch richtig ist, und nimmt man die gewaltige Belesenheit Carlyle's hinzu, vermöge deren er die lebendigsten, wahrsten und eingehendsten Schilderungen von Personen und Ereignissen zu entwerfen vermag, so leidet es keinen Zweifel, daß sein Buch es verdient hat, in diesen Tagen der Gedächtnißfeier der Revolution aufs Neue der denkenden Leserwelt dargeboten zu werden. Die Uebersetzung ist gut, d. h. dem Original in seiner Farbenpracht entsprechend; die Ausstattung bei dem billigen Preise rühmenswerth. Der Abschluß der zweiten Auflage wird so rasch gefördert, daß beim Erscheinen dieser Zeilen im Druck ohne Zweifel das Ganze vorliegen wird.

ϱ. **Paris und Nord-Frankreich.** Dritte Auflage. Mit 6 Karten und 29 Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1889.

Handlich und praktisch, wie wir es von „Meyer's Reisebüchern" gewohnt sind, begegnet das vorliegende Bändchen augenblicklich, bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung, einem ganz besonders lebhaften Bedürfniß. Die deutschen Reisenden können sich keinen besseren, zuverlässigeren Führer wählen als diesen; keinen, der die bewunderungswürdige Stadt an der Seine genauer kennt und selber auf diesem Boden trefflich orientirt, auch diejenigen, die ihm folgen, mit der Geschichte, den Sehenswürdigkeiten und dem gegenwärtigen Leben von Paris, rascher und präciser bekannt macht. Die Brauchbarkeit dieses kleinen, mit vorzüglichen Karten und Plänen reich ausgestatteten Bandes, wird durch die Routen in die Umgebung der Hauptstadt und durch Nord-Frankreich wesentlich erhöht; und wem es darum zu thun ist, in Paris nicht nur zu sehen, sondern auch zu sprechen, dem empfiehlt sich aus demselben Verlage ein

Französischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch für Reise und Haus von Emil Pollak, ehem. Professor an der École militaire zu Paris. Zweite verbesserte Auflage.

Mit diesen beiden Begleitern, beide so anspruchslos, daß sie sich, ohne zu belästigen, in den beiden Rocktaschen tragen lassen, werden unsere Landsleute nicht nur Vergnügen, sondern auch Nutzen von ihrer Reise haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888. I. Theil. Berlin, Julius Sittenfeld. 1889.

Bertha. — L'archiduc Rodolphe. Le Kronprinz — l'écrivain. Par A. de Bertha. Avec gravures, dont une eau forte de H. Manesse. Paris, Louis Westhausser. 1889.

Birkhof. — Im Spiel der Wogen. Roman aus dem heutigen Leben von Wilhelm Birkhof. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Carnio. — Die Menschenseele. Ein Beitrag zur Analyse und Erziehung des Menschen von L. Carnio. Wien, Carl Konegen. 1889.

Carus. — Fundamental problems. The method of philosophy as a systematic arrangement of knowledge by Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1889.

Cherbuliez. — Profils étrangers. Par Victor Cherbuliez. Paris, Hachette & Co. 1889.

Crépieux-Jamin. — Die Graphologie und ihre praktische Anwendung von J. Crépieux-Jamin. Herausgegeben von H. Krauss. Berlin, J. H. Schorer.

Der lustige Baedeker. Bd. IV.: Stuttgart Mit 1 Orientierungsplan. Stuttgart, Levy & Müller.

Deutscher Bücherschatz. Bd. 4: Kriemhild Volksgesang der Deutschen aus dem 12 Jahrhundert. Kritisch wiederhergestellt, ins Neuhochdeutsche übertragen und ästhetisch erläutert von Werner Hahn. Eisenach, J. Bacmeister. 1889

Diesterweg's populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Neu bearbeitet von M. Wilhelm Meyer, unter Mitwirkung von B. Schwalbe. Lf. 2. Berlin, Emil Goldschmidt. 1889.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preussischen Officiers aus den Jahren 1876 bis 1887. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1889.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. V. Jahrgang. Bd. 21/22: Mein Sohn Von Salvatore Farina Bd. 23: Dosia's Tochter. Von Henry Gréville. Stuttgart, J Engelhorn. 1889.

Engler-Prantl. Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten bearbeitet von A. Engler und R. Prantl. Lf. 33 u. 34. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1889.

Fischer. — Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Von Konrad Fischer. Trier, Heinrich Stephanus. 1889.

Fischer. — Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust. Von Kuno Fischer. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1889.

Fischer. — Shakespeare's Charakterentwicklung Richards III. Von Kuno Fischer. 2. Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1889.

Fischer. — Ueber den Witz. Von Kuno Fischer 2. durchgesehene Aufl. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1889.

Friedrichs. — An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtung von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlags-Magazin (J Schabelitz). 1889.

Gerstäcker. — Friedrich Gerstäcker's ausgewählte Werke. Lf. 3—12. Jena, Hermann Costenoble.

Girard. — L'éducation athénienne au V. et au IV. siècle avant J.-C. Par Paul Girard. Avec 30 figures dans le texte. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Glaser. — Altnordisch. Von Karl Glaser. Triest, F. H. Schimpff. 1889.

Greinz-Kapferer. — Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig, A. G Liebeskind. 1889.

Groß. — Zum Nachtisch. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, B. Elischer Nachf. (Benno Winckler). 1889.

Grove. A dictionary of music and musicians (A. d. 1450—1889). Edited by Sir George Grove. In four vls. Vol. IV. Parts 23—25. Appendix. London, Macmillan & Co. 1889.

Held. — Ein Fest auf der Bastille. Schauspiel in zwei Akten von Franz Held. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1889.

Hepp. — Wegweiser auf Sylt. Von G. Hepp. Mit Anhang: Bade-Reglement, Eisenbahn- & Dampfschiffs-Fahrpläne, Karten u. Plan von Westerland-Sylt. Tondern & Westerland-Sylt, F. Dröhse.

Hochstädt. — Buch der Liebe von Max Hochstädt. Berlin, Kemnner's Kommissionsverlag.

Ibsen. — Comödie der Liebe. Comödie in drei Akten von Henrik Ibsen. Deutsch von M. v. Borch (Nordische Bibliothek V). Berlin, S. Fischer. 1889.

Jensen. — Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann Max Roman u. A. Lf. 24. Berlin, H. Reuther's Verlag. 1889.

Lessing. — Unserer Väter Werke. Von Professor Dr. Julius Lessing. Berlin, Leonhard Simon. 1889.

Locella. — Zur deutschen Dante-Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der Uebersetzungen von Dante's Göttlicher Comödie. Mit mehreren bibliographischen und statistischen Beilagen von G. Locella. Leipzig, B. G. Teubner. 1889

Meerheimb. — Vom Kickelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. Thüringen und Harz in Ernst, Scherz, Lied und Fremden-Spruch Herausgegeben zur Grundsteinlegung eines Luftkur-Asyls für Invaliden des deutschen Heeres von R. v Meerheimb 2. Aufl. Dresden, Fred Oehlmann.

Meyers Konversations-Lexikon. 4. Aufl. XIV. Bd Rüböl — Sodawasser. Mit 51 Illustrationsbeilagen u 257 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1889.

Müller. — Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. Von Wilhelm Müller. Lf. 3—5. Kreuznach, R Voigtländer.

Müller-Bohn. — Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann Müller-Bohn. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Lf. 4 Berlin, Paul Kittel. 1889

Müller. — Ueber die Idee der Wiedergeburt des Menschen, die Geschichte der Menschheit und ihre diesseitige wie jenseitige Zukunft. Mit besonderer Beziehung auf Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts". Von Moritz Müller. Leipzig, Rößling'sche Buchhandlg. (H. Graf). 1889.

Neue litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier in Ost-Afrika. Nr. 3: Die socialen Kämpfe im Spiegel der Poesie. Berlin, R. Eckstein Nachf (Hammer & Runge).

Niemann. — Bei Hofe. Roman von August Niemann. 2 Bde. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Nysborg. — Erlebtes und Geträumtes. Von W. B. Nysborg Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1889.

Opitz. — Culturbilder aus dem klassischen Alterthume. V: Schauspiel und Theaterwesen der Griechen und Römer von Richard Opitz. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1889.

Pellissier. — Le mouvement littéraire au XIXe siècle. Par Georges Pellissier. Paris, Hachette & Cie.

Philosophische Vorträge herausgegeben von der Philos. Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge, Heft 14: Natur- und Kunstgenuss. Vortrag von Eugen Dreher. Heft 18: Ueber den Zufall. Von Friedrich Kirchner. Heft 19: Der Gottesbegriff in der neuen schwedischen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Weltanschauungen Boström's und Lotze's. Von Egon Zöller. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1889.

Pietsch. — Erinnerung an die „Klause" (Künstlerheim im Berliner Landesausstellungspalast). Text von Ludwig Pietsch. Mit 30 Abbildungen nach den in der „Klause" befindlichen Gemälden, Sculpturen u. s. w. Berlin, Rich. Bong (Verlag der „Modernen Kunst"). 1889.

Reuter. — Episode Hopkin's. Zu spät. Zwei Studien von G. Reuter. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Rosegger. — Stoansteirisch. (Neue Folge.) Vorlesungen in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. Graz. Verlag „Leykam". 1889.

Ruß. — Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur. Von Karl Ruß. Lf. 6—9. Berlin, Robert Oppenheim.

Rzehak. — Leyer und Flöte. Schäferspiel in einem Akt von Franz Rzehak. Leipzig, Debit der d. Genossenschaft dramat. Autoren und Componisten 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Wahrheit.

Novelle
von
Karl Frenzel.
(Schluß.)

VII.

Zehn bewegte, unruhige Tage lagen hinter uns. Zwar war die Kopfwunde, die der Graf erhalten, nicht so gefährlich, wie sie sich uns im ersten Schrecken dargestellt; aber das Wundfieber hatte sich schnell zu einer Gehirnentzündung ausgebildet. Die seelische Erregung, in der er mich verlassen, hatte ebenso stark wie die physische Ursache auf die Krankheit eingewirkt. Noch schwebte sein Leben in Gefahr, allein der Arzt ließ nicht nur uns hoffen, sondern hoffte selber. Die Phantasien ließen nach, die Hitze minderte sich ein wenig. Fritzlaw, Hilde — wir Alle im Hause athmeten auf.

Denn einmal drinnen, mußte er schon bleiben, wie heftig er auch verlangte, nach dem Hospitale geschafft zu werden, weil er uns nicht zur Last fallen wollte, weil es ihm bestimmt sei, am Wege zu sterben. Und was der tollen Einfälle auf der schmalen Scheide zwischen Bewußtsein und Besinnungslosigkeit mehr waren. „Haben sich da eine schöne Suppe eingebrockt," höhnte mich Fritzlaw, als wir den Verwundeten an jenem Abend in dem Krankenzimmer Ulrikens gebettet, „aus Menschenfreundlichkeit! Kann der eben bestandene Jammer von Neuem beginnen! Der barmherzige Samariter! Sehr schön, werden aber auf dem Wege nie nach Italien und in die Freiheit kommen, Herr Paulsen." Selbstverständlich war er einer der Eifrigsten in der Pflege des Kranken gewesen, nur daß es ihm ein Bedürfniß war, die Ueberlegenheit seines Geistes über sein Herz laut zu verkündigen. Das lange Leiden Ulrikens hatte uns nun gewissermaßen zur Vorschule gedient. Noch war das Haus mit allen zur Krankenpflege nöthigen Dingen versehen, die Dienerschaft darauf eingerichtet, die Krankenwärterin, deren Tüchtigkeit wir schon erprobt, trat wieder ein. Dennoch würde ich mich kaum zu jeder Stunde der Reue über meine Gutthat erwehrt haben, wäre nicht Hilde mit ihrer Unverdrossenheit und ihrer sich gleich bleibenden fröhlichen Willigkeit

gewesen, die das Schwerste auf sich nahm und durch ihre Gefaßtheit und Klugheit, mir das Peinlichste aus dem Wege zu räumen, dauernd keinen Mißmuth in meiner Seele aufkommen ließ. Freilich hatte sie einen besonderen Grund, ihren Diensteifer zu erweisen. Der Missethäter nämlich war ihr Bruder. Er hatte, wie er am andern Morgen, wo er sich freiwillig dem Polizeirichter stellte, in einer Mischung von Zorn und Reue eingestand, den Grafen für Richard Mind gehalten. Der graue Mantel und der graue Hut Bodin's, dazu die Dunkelheit, der Rausch, in den er sich getrunken, hätten ihn zu dem Irrthum verführt. Er habe einen Spahn auf Mind, der ihn neulich in der Schenke beleidigt, und sei ihm den Tag über nachgelaufen. Am Mittag habe er ihn an derselben Stelle getroffen, wo er in der Nacht den Grafen niedergeschlagen ... Hilde's Gewissen mochte ihr sagen, daß der Bruder um ihr früheres Verhältniß zu Mind wisse, daß ihr kurzes Gespräch mit dem Grafen vor unserem Hause den Rachsüchtigen in seiner Wuth und seiner Täuschung bestärkt habe. Sie fühlte sich verpflichtet, die Unthat des Bruders durch verdoppelte Pflege und Rücksicht bei dem Verwundeten wieder gut zu machen.

Eine Weile war die Stadt voll von diesem Vorfall. Die abenteuerlichsten Vermuthungen knüpften sich daran. Die Wenigsten schenkten den Angaben Franz Gollnow's unbedingt Glauben. Manche versicherten in zweideutigen Reden, daß er nur die Hand zu dem Ueberfall geliehen; der Graf müsse einen geheimen Feind haben, der sich seiner entledigen gewollt. Der Zufall unterstützte ihre Meinung: Richard Mind war nirgends zu finden, als ob ihn die Erde eingeschluckt. Die Einen ließen ihn nach Stettin, die Andern nach Berlin entschwinden. Auch der Ort der That gab den Klatschsüchtigen zu denken und zu schwatzen. Gegenüber dem Pfarrhause! Was hatte der Graf dort in der Nacht zu suchen? Nicht einmal der Untersuchungsrichter wollte sich mit meiner Erklärung zufrieden geben, daß der Graf, wie er zu Hilden gesagt, auf dem Wege nach der Weinstube gewesen. Je länger von der Vernehmung des Verwundeten abgesehen werden mußte, desto mehr Muße hatte das Gerücht, seine Fäden zu spinnen und zu verweben. Noch war kein Geflüster und kein Geraune, das den Superintendenten in eine Beziehung zu dem Vorfall gebracht, zu mir gedrungen, aber aus schrägen Blicken und bedeutsamem Kopfnicken, aus einem Seufzer: was werden wir noch erleben! merkte ich, daß sich ein unbestimmter Verdacht wie eine Gewitterwolke über dem Pfarrhause zusammenzog.

Sobald ich am Morgen nach der Verwundung des Grafen eine freie Stunde gewonnen, hatte ich mich zu den Wahrmund's begeben. Der Superintendent ließ sich den Vorgang ausführlich erzählen. Bei meiner eigenen Erregung mochte mir die seinige geringer erscheinen. Marie wurde gerufen. Sie war sichtlich über meinen Besuch erfreut. Meine Sorge über den Zustand des Grafen, die ich nicht verheimlichte, erweckte ihr Mitgefühl und nur die Rücksicht auf ihren Vater hielt es in Schranken. Denn dieser, als hätte er den Ausruf vergessen, den er am gestrigen Abend gethan, behandelte den Unfall von der leichten Seite. Damals wußten wir noch nicht, von wem der Streich ausgegangen. „Einer, dem die Neger in Afrika und die Menschenfresser auf den Südseeinseln kein Haar gekrümmt haben," meinte er nicht ohne Ironie, „wird nicht an einem Schlage

sterben; er hat einen pommerschen Dickschädel." Stellte er sich nur so gleichgültig, oder war ihm der Unfall des Grafen erwünscht? Hoffte er, daß er nie wieder aus dem Fieber zum Bewußtsein erwachen würde? Erst in den nächsten Tagen, als die Namen Richard Wind und Franz Gollnow in Aller Munde waren, nahm er einen lebhafteren Antheil an Bodin's Krankheit. Nun sandte er jeden Morgen den Diener, Nachrichten über den Kranken einzuziehen. Ein Mal kam er selbst. Doch blieb er nur wenige Minuten; er hätte jetzt nicht viel Muße. Sein Bau beschäftige ihn, und der „gute Arzt" habe ihm gerathen, jede peinliche Erregung so weit wie möglich von sich zu verbannen. Ich würde ihm den Zutritt zu dem Grafen verweigert haben, aber es war mir doch lieber, daß er den Wunsch danach nicht aussprach. „Ein neues Leben wollen wir beginnen, ein Leben in der Wahrheit," sagte er mir einmal; „mir ist's, als sähe ich die Morgenröthe eines neuen Tages aufleuchten." Ich hatte ihm vorher den bedenklichen Zustand Bodin's geschildert. Sollte ihm dessen Tod Erlösung aus seinen Zweifeln bringen?

Helfreich's Anordnungen gemäß war er oft außerhalb des Hauses, auf weiten Spaziergängen und Fahrten. Er besuchte die Kirchen und die Schulen in den Dörfern der Umgegend. Die Bauarbeiter und Zimmerleute, welche das Vogelbauer wieder herstellen sollten, beaufsichtigte er selber mit dem Rathszimmermeister, dem er die Leitung des Baues übertragen. Die innere Unruhe schien glücklich auf die äußere Geschäftigkeit hinübergeleitet zu sein. Dennoch war der Arzt mit der Wandlung nicht zufrieden; er stürzt aus einem Aeußersten in das entgegengesetzte, meinte er; welche Kräfte können auf die Dauer einem solchen Zerreibungsprozeß widerstehen? Die häufige Abwesenheit ihres Vaters aus dem Hause gestattete Marie einen lebhafteren Verkehr mit dem meinigen. Das Schicksal des Grafen ging ihr nahe, und so machte denn Hilde die geheime Botin zwischen den Häusern und wußte es mit ihrer Findigkeit geschickt so einzurichten, daß sie auf diesen Gängen nie von dem Superintendenten betroffen wurde.

War es nicht kindisch, daß ich diese heimliche Verbindung zwischen mir und Marien wie einen neuen Reiz unseres Verhältnisses empfand? Auch darum, weil sie etwas von einer verbotenen Frucht hatte. Und es wäre doch so unverfänglich gewesen, wenn ich selbst vor Aller Augen das Pfarrhaus besucht hätte. Jetzt hatte das Städtchen Wichtigeres zu bereden und zu errathen als eine Verlobung zwischen Marie Wahrmund und Hans Paulsen. Auch däuchte es mir, als stünden wir Beide in der harten Pflicht, die wir zu erfüllen übernommen, hoch über solchem Geschwätz. So wunderlich war mir das Gemüth gestimmt, daß nur das Ungewöhnliche seinen Saiten einen Klang entlocken konnte. Bisher hatte ich von dem Weltelend und dem Weltschmerz, von der Weltlüge und von der allgemeinen Schuldverstrickung in Dramen und Geschichten wohl gelesen, allein eine Selbstempfindung und Selbsterfahrung nicht davon gehabt. Großes und kleines Leid war an mich herangetreten; der Tod hatte mir die Theuersten entrissen, das Geschick mich in eine ungern gewählte Laufbahn gedrängt; oft genug hatte ich das Opfer meiner künstlerischen Neigungen und den unwiederbringlichen Verlust der Jugend beklagt, aber ich hätte mich belügen müssen, um in dem Allen eine herbe Welttragik zu finden. Ich war trotz dieser Schmerzen gemächlich durch

das Einerlei des Lebens geschritten; den Künstlerneid und den Stachel des unbefriedigten Ehrgeizes, die meinen Vater gequält, verspürte ich nicht; eher war durch Vererbung von den Großeltern her das kühle Paulsen'sche Fischblut wieder in mir zur Geltung gekommen. Neugierig hatte ich die Welt wie eine Comödie betrachtet und nur geseufzt, daß ich so wenig, nicht viel mehr von ihr als die vordersten Coulissen und die alltäglichsten Auftritte gesehen — machte es jetzt die gesicherte Stellung, der Müßiggang, das Gucken in die Wolken oder der Eindruck, den die letzten Ereignisse auf mich geübt, daß ich zu philosophiren anfing? Daß die Dinge ein anderes Aussehen für mich annahmen, ein Nebeldunst aufstieg und überall etwas Unfaßbares mir entgegendrohte? Obgleich ich es noch nicht wußte, ahnte ich doch das Geheimniß Bodin's, und der Mann, der hier in meinem Hause mit seinem Gewissen rang, ob er sterbend noch die Lüge aufrecht erhalten sollte, und der Andere, der drüben im Pfarrhause bis zur Selbstzerfleischung nach der Wahrheit suchte, erschienen mir wie die Vertreter der Lebenstragödie. Beständig, so sagte ich mir, drängt das Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen und Forderungen den Menschen in Schuld und Lüge, während ein eingeborener, unausrottbarer Trieb ihn zur Erforschung und zum Bekenntniß der Wahrheit zwingt; in diesem Gegensatz, der niemals rein aufzulösen ist, muß er tragisch zu Grunde gehen .. Und es gab Augenblicke des Hochmuths, wo ich die unermeßliche Mehrzahl der Menschen, die unbekümmert um diese Welttragik weiter vegetirten, für Geschöpfe einer geringeren Ordnung hielt, mich aber für einen Geweihten, da ich diesen Kampf zwischen Lüge und Wahrheit wenigstens in seiner Reflexbewegung nachempfand.

An diesem elften Tage, wo die Krankheit des Grafen eine Wendung zum Besseren nahm, hatte sich auch Richard Mind bei dem Untersuchungsrichter eingestellt. Er bestätigte alle Aussagen Franz Gollnow's über den Streit, den sie gehabt, und die meinigen, daß der Bursche ihm in böser Absicht nachgeschlichen sei. Nach der Ablegung seines Zeugnisses war er zu mir gekommen. „Obgleich Sie mich ein wenig unsanft aus diesem Hause verabschiedet haben," sagte er mir, „bin ich doch wieder da. Ohne Mißmuth und ohne Groll. Ich möchte aus Ihrem Munde hören, daß der Graf außer Gefahr ist. Seit ich die Ehre hatte, ihm Ihre Botschaft zu überbringen, empfinde ich die lebhafteste Theilnahme für den ausgezeichneten Mann. Nicht ohne Neid hatte ich seine Talente, seine Reisen und Erlebnisse aus der Ferne bewundert; seit ich ihn gesehen, bin ich sein Diener."

So gewitzigt war ich schon ihm gegenüber, daß ich diese Erklärung treuer Hingebung richtig als die Einleitung zu einem Geschäft abschätzte und ruhig abwartete, wie er seine Absicht weiter entwickeln würde.

„Wie gerne hätte ich für den Grafen den Schlag empfangen!" fuhr er denn auch nach einer Pause, die Augen zur Decke gehoben, fort — „das heißt, ich würde den Burschen tüchtig abgeführt haben. Mich überfällt man nicht so leicht, ich halte Augen und Ohren offen. Als mir der Wirth in Pritzwalk gestern Abend die Geschichte erzählte, hatte ich eine ungefähre Vorstellung von dem Schrecken des Prinzen Hamlet bei der Kunde Horatio's. Der Graf im Sterben oder wohl

gar schon todt — das war für mich von der gleichen Bedeutung, wie seines Vaters Geist in Waffen für den Prinzen."

„Warum?"

„Oh, sollte es Ihrem Scharfblick entgangen sein? Ist es so schwer, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen? Nachdem ich das Glück einer kurzen Unterredung mit dem Herrn Grafen gehabt, gab es für mich nur ein Ziel: Elbing."

Ich schlug mich vor den Kopf. War ich ein Dummkopf! Elbing .. der Trödlerladen .. das Medaillon ..

Er verbarg seinen Triumph hinter einem Lächeln zwischen Bescheidenheit und Verlegenheit. „Ja, Elbing! Wozu lebten wir im Zeitalter der Eisenbahnen, wenn sie unser Genie nicht beflügelten? Schlimmsten Falls waren die Reisekosten verloren, wenn ich das Medaillon nicht mehr bei jenem Trödler vorfand. Allein in den sechs Monaten, seit ich es verkauft, hatte es sich nicht vom Platz gerührt. Mit welcher Freude sah ich es in dem Schaukasten wieder! Hier ist es!" Und er zeigte mir, ohne es aus der Hand zu lassen, in einem rothen Schmuckkästchen das kleine Pastellbild in der goldenen Fassung. Unverkennbar war es der Kopf des Grafen, ein männlich schönes, kühnes und schwermüthiges Gesicht, vielleicht aus seinem dreißigsten Jahre.

„Und Ihre Absicht?"

„Welche andere Absicht könnte ich haben, als es dem Herrn Grafen gegen Erstattung der Spesen zum Geschenk anzubieten? Freilich ist die Rechnung etwas aufgelaufen."

„Natürlich!" lachte ich wider Willen über solche entschlossene Verschmitztheit. „Die Reise hin und her, zweiter Klasse, die Tagesgelder, der Ankauf — so etwa zweihundert Mark; habe ich richtig gerechnet?"

„Ich wußte es, daß ich mit einem königlichen Kaufmann zu handeln ging," entgegnete er mit einer schmunzelnden Verbeugung.

„Und da der Graf Bodin doch nicht gut ein Geschenk von Ihnen annehmen kann — halten Sie das Medaillon mit dreihundert Mark für bezahlt und die Geschichte für todt? Aber, Herr Mind, für ehrlich todt, ohne plötzlich wieder als ein Skelett in irgend einem Hause umherzuspuken?"

„Das Angebot beschämt mich, Herr Paulsen. Im Ernst, mich treibt nicht niedere Gewinnsucht. Es ist mehr das speculative Genie in mir, und dieser Geschichte bis auf den Grund nachzugehen, hatte ich eine zu mächtige Veranlassung. Meine Ehre als anschläglicher Kopf stand auf dem Spiel, vor mir selber. Jetzt bin ich darüber beruhigt. Und mit der Erfüllung hat sich die Enttäuschung eingestellt. Schamroth nehme ich Ihr Anerbieten an und gelobe feierlich Schweigen und Vergessenheit."

Gewiß, er war ein Lump, aber in dieser Angelegenheit hatte er sich klug und anständig gezeigt, und wenn er seines Vortheils nicht dabei vergessen hatte, so war ich der Letzte, ihn darüber zu tadeln. Für den Grafen mußte das Medaillon von unschätzbarem Werthe sein, es war in dieser tragischen Geschichte der einzige greifbare Ankläger. Fortan war es dem unberechenbaren Spiel des Zufalls entrückt, und mit erleichtertem Herzen verschloß ich es. Hätte ich nun noch Mind aus

unserem Gesichtskreis entfernen können, würde ich der Zukunft heiterer entgegengeblickt haben. Aber er behauptete, noch Geschäfte auf den Gütern zu haben, und hatte überdies den stichhaltigen Vorwand, bei der Verhandlung gegen Franz Gollnow als Zeuge aufgerufen zu werden, so daß ich nicht weiter in ihn drang und ihm nur in Betreff des Superintendenten Vorsicht anrieth. „Unbesorgt, Herr Paulsen," sagte er, „es ist keine Witterung zwischen uns. Uebrigens könnte er mit einem Mosisstab gegen dies Herz schlagen, es würde kein Quell aufsprudeln. Alles todt, würde ich ihm antworten, mein Heil ruht nicht mehr in Maria" . . .

Es war klar, daß er den Ausgang der Dinge abwarten wollte, und daß ich ihn darin gewähren lassen mußte. War doch so viel des Guten und Unerhofften erreicht, daß ich zum ersten Male nach den bangen Tagen mit freier Stirn und freierem Gemüth an das Bett des Grafen trat. Er hatte schon wiederholt nach mir verlangt; eine Last läge ihm auf der Seele, die einzig ich ihm abnehmen könne, sprach er zu mir, als ich nun neben ihm saß. Da er ein Bewußtsein von der Gefährlichkeit seines Zustandes hatte und eine Wiederkehr seiner Fieberphantasie befürchtete, drängte es ihn, die Stunde voll Schmerzlosigkeit und Gedankenhelle zur Ordnung seiner Angelegenheiten und zur Erleichterung seines Gewissens zu benutzen. Nach Möglichkeit suchte ich abzuwehren, meine Beschwichtigungen indeß reizten und ängstigten ihn, so daß mir nichts als die Ergebung in seinen Willen übrig blieb. Er bat mich inständigst, denn zu langen Reden hatte er nicht die Kraft, das Paket, das ich ihm aus dem Nachlaß Ulrikens übergeben, zu öffnen, die darin enthaltenen Briefe zu lesen und ihm dann, als Mitwisser seines Geheimnisses, zu rathen, was ihm zu thun von Pflicht und Ehre geboten sei . . . Etwas in mir sträubte sich dagegen. Das Amt eines Beichtvaters war mir immer als ein furchtbares erschienen, als ob man durch das Wissen fremder Schuld gleichsam zum Mitschuldigen würde und die Reinheit des eigenen Herzens durch die Sünde der Anderen beflecke. Es mochte hingehen, wenn uns die Thäter gleichgültig waren, in diesem Falle aber verbanden mich theuere Erinnerungen und innige Beziehungen mit ihnen. Auf der anderen Seite galt es, den Wunsch eines Schwerkranken zu erfüllen. Im Wachen wie im Traume beschäftigte ihn Mariens Schicksal. Die Vorstellung, daß sie ihm und nicht Wahrmund gehöre, ließ ihn nicht los. Sie marterte sein Herz und erzeugte in seiner Einbildung die abenteuerlichsten Pläne. Bei seiner Hülflosigkeit bedurfte er eines Beistandes, und der Einzige, der ihm zur Hand war, dem er nicht einmal mehr ein Geständniß zu machen brauchte, war ich. So unterwarf ich mich mit geheimem Widerstreben seinem Drängen.

Es waren nicht Briefe, die er mit Ulriken gewechselt, sondern der leidenschaftliche Briefwechsel zweier schuldvoll Liebender, den ich vorfand. Bei seiner Abreise nach dem Süden hatte der Graf Gerda die Briefe zurückgestellt, die sie ihm geschrieben; sie hatte, unmittelbar nach seiner Abreise, die seinigen damit vereint und das gefährliche Besitzthum Ulriken übergeben. Wie oft mochte sie in der Sicherheit unseres Hauses darin gelesen und sich Glück und Schuld der Vergangenheit heraufbeschworen haben! Von seinen Reisen hatte Bodin nur wenige Briefe noch an Ulrike gerichtet, keinen mehr an die einst so schwärmerisch geliebte Frau. Sei es, daß er den Abschied, den er von ihr genommen, als

einen unverbrüchlichen und ewigen betrachtet, oder kein Mittel mehr gefunden hatte, die Briefe heimlich in ihre Hände gelangen zu lassen.

Aus dem, was ich las, und aus den ergänzenden Mittheilungen, die er mir am nächsten Tage, da die Besserung anhielt und das Fieber beinahe ganz aufhörte, in dem Ueberdrange seines Herzens machte, entschleierte sich mir nun die leidvolle Wahrheit.

Gerda Jonas war die Tochter eines phantastischen Vaters und einer völlig in der Wirthschaftlichkeit und der Lebenssorge aufgehenden Mutter. Der Vater vererbte ihr die schwärmerische Anlage, die Mutter die Schönheit; aber die schlanke Gestalt, die fein und vornehm geschnittenen Züge, die bei der Mutter ohne Reiz und Ausdruck waren, beseelten sich bei ihr durch Anmuth und den Abglanz eines empfänglichen Gemüths. Während die Mutter das „Elfenkind" bei aller Liebe wie etwas ihr innerlich Fremdes betrachtete und es bald aufgab, den geringsten Einfluß auf die heranwachsende Tochter auszuüben, widmete sich der Vater ausschließlich ihrer Erziehung und Vergötterung. Er war ein begeisterter Freund der Dichtkunst und ein begabter Musikus. Sein geistliches Amt nahm er von der poetischen Seite, im Sinne Jean Paul's, das Christenthum sah er in romantischer Beleuchtung. Darin traf er ganz mit seiner Patronin, der Freifrau von Pritzwalk, zusammen, und zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause knüpften sich freundschaftliche Beziehungen. Unter der Leitung des Vaters entwickelte sich Gerda's Geist in einer gewissen Frühreife: sie las und lernte viel; auf dem Klavier wurde sie, in der Meinung ihrer Umgebung, eine Meisterin. Sie fühlte sich bald als der verwöhnte Liebling Aller; selbst ihre Launen erschienen reizend. Im Stillen bedauerte die Freifrau, daß Gerda nicht ihre Tochter sei, und je weniger die eigene Mutter ihre Lieblichkeit und ihre Gaben zu schätzen schien, desto höher standen sie bei der Gutsherrschaft im Preise. Welche Zukunft der Dorfpfarrer bei seinen bescheidenen Einkünften für Gerda träumte — Niemand wußte es. Aber es war bei seiner Neigung zum Abenteuerlichen nicht ausgeschlossen, daß er ein Wunder erwartete. Hatte er doch einmal in der Lotterie eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Summe gewonnen, die er zum Entsetzen seiner Frau theilweise dazu benutzt, die Eichengruppe am Ausgang des Dorfes zu erstehen und in ihrem Schatten ein Hüttchen aufzubauen, und ein anderes Mal war ihm unerwartet eine Erbschaft zugefallen. Konnten sich diese Glückszufälle für das Elfenkind nicht verdoppeln, verzehnfachen? Uebrigens war sie noch so jung; sollte er sich um ihre Zukunft betrüben?

Aber er hatte nicht die Macht, diese Sorge immer von sich fern zu halten. Ungerufen saß sie eines Morgens an seinem Bette, als ihn in der Nacht ein Blutsturz heimgesucht. Zwar kam er wieder auf, allein seine Gesundheit war gebrochen. Verließen ihn auch die hochfliegenden Pläne und Hoffnungen nicht, so ruhte doch zuweilen sein Auge mit zärtlicher Angst auf der sorgend um ihn beschäftigten Tochter. Und was sein Feingefühl und seine Liebe ihr verschwiegen, das sprach der im Daseinskampfe sich abmühende Sinn der Mutter unumwunden aus: was soll aus Dir werden, wenn der Vater stirbt? Nie hatte Gerda darüber nachgedacht. Ein buntbewimpeltes Boot, im Abendsonnenscheine, auf glattem Strom, an lieblichen Ufern vorbei, hatte sie ihr Leben in eine blaue Ferne dahin-

wallen sehen. Jetzt fiel der erste Schatten auf dies glänzende Bild und mit ihm die erste Schwermuth in ihr Herz. Unter diesen Umständen wurde das Erscheinen, das Auftreten Wahrmund's für sie verhängnißvoll. Der Prediger der Marienkirche, der schon damals eines Rufes als Kanzelredner genoß, war, wenn nicht der Freund, doch immerhin mehr als ein bloßer Bekannter und Amtsbruder ihres Vaters. Bei seinen seltenen Besuchen im Schlosse war er stets ein gefeierter Gast gewesen; weder der Freiherr noch die Freifrau liebten ihn, allein sie wußten die Ehre des Verkehrs mit dem hervorragendsten Prediger in der Umgegend zu schätzen. Die Töchter und mit ihnen Gerda hatten nicht ohne Scheu auf die stärkste und längste Altarkerze geblickt, wie der gottlose Graf Bodin unehrerbietig Wahrmund wegen seiner männlich stattlichen Erscheinung genannt, und der Prediger seinerseits sie kaum beachtet. Nicht nur seine Stellung, auch der Unterschied der Jahre trennte ihn von den Scherzen und den Vergnügungen der Jugend.

Die Gleichgültigkeit, die Gerda ihm bisher gezeigt, zerstob plötzlich vor dem Feuer seiner Beredtsamkeit. Am Pfingstsonntage hielt er für ihren Vater die Predigt in der Dorfkirche zu Pritzwalk. Es war etwas wie eine Offenbarung, das erste erschütternde Ereigniß ihres Lebens. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß solche Flammenworte aus dem Munde eines Menschen kommen könnten. Als ob sich das Pfingstwunder an ihm selber erneute. Das war nicht die sanfte Rede ihres Vaters, der alle Dinge auf Goldgrund malte und die Welt als den Ausfluß der Güte und der Weisheit des Allvaters im Himmel bewunderte. Der heilige Geist, den Wahrmund predigte, war ein Geist der Kraft, der sittlichen Erweckung, der zum unablässigen Kampfe mit dem Bösen in uns und außer uns trieb und spornte; ein Geist unbarmherziger Wahrheit, der keine Lüge gegen die Andern und keinen Betrug vor dem eigenen Gewissen duldete, ein Geist der Vernichtung, der sengend und verzehrend über die Schwächen, Eitelkeiten und Schönfärbereien des menschlichen Herzens dahinfuhr. Den Gehalt seiner Rede verstärkte noch der Eindruck seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Stimme, die wie Orgelklang das Ohr des siebzehnjährigen Mädchens erfüllte. Wie verzaubert hing sie an seinem Munde, an seinen edlen Bewegungen. In dem ersten Nachdenken über sich selbst, bei der ersten Ahnung der Schmerzen und Gefahren des Lebens erschütterte jedes seiner Worte ihre Seele mit doppelter Gewalt. Wenn es einen Menschen gab, der sie durch den Sturm des Daseins sicher zu Gott geleiten konnte, so war er es. An welche Triumphe seiner Beredtsamkeit Wahrmund auch gewöhnt war, die Ergriffenheit Gerda's schmeichelte ihm, ihre Schönheit rührte ihn. Eine leidenschaftliche Liebe zu ihr nahm Besitz von seinem Herzen — eine Liebe, die um so heftiger wurde, je mehr der um zwanzig Jahre ältere Mann sie als Thorheit zu bekämpfen suchte. Endlich hielt er um Gerda an, und seine Werbung wurde angenommen: von Seiten der Mutter als ein Glück, welches die Zukunft ihrer Tochter und ihre eigene allen Bedrängnissen enthob, denn Wahrmund war, von seiner Stellung unabhängig, ein wohlhabender Mann, von Seiten des Mädchens wie die Erfüllung eines idealen Traumes. Mochte der Vater auch ein anderes Loos für sein Kind gehofft haben, wie hätte er ihre Freude, ihren Stolz, den bedeutsamsten Mann in

dem Ausschnitt der Welt, den sie kannte, ihren Verlobten zu nennen, ihre Aussichten auf ein reiches und glanzvolles Leben beeinträchtigen können! Die Einzige, die der Verbindung widersprach, war die Freifrau. Ihren Liebling wollte sie nicht der Leidenschaft und dem Flammengeiste des stolzen und düsteren Predigers opfern. Aber ihre Einreden machten Gerda noch begieriger, das Wagniß, das diese Ehe sein sollte, zu bestehen. Alles an Wahrmund zog sie an und reizte sie: seine Persönlichkeit, sein Geist und sein Wissen, die Tiefe seiner religiösen Empfindung, die Wunderkraft, die er seinem Glauben zuschrieb. Wenn die Freifrau ihn mit einem brüllenden Löwen verglich, lächelte sie still in sich hinein; sie war die Elfe, die diesen Löwen mit ihren Blicken schon lenkte und zähmte.

Eine glückliche Braut, war sie überzeugt, die glücklichste Frau zu werden. Alle waren bis zu Thränen gerührt, als der Vater mit seinem leidenden, wie verklärten Aussehen, mit seiner sanften, von Schluchzen unterbrochenen Stimme den Bund einsegnete. Aeußerlich war Gerda's Loos das beneidenswertheste. Am Tage ihrer Trauung war Wahrmund zum ersten Pfarrer bei St. Marien ernannt worden. Auf das Wohnlichste hatte er das Pfarrhaus zum Empfange seiner jungen Gattin eingerichtet. Er sah ihr jeden Wunsch an den Augen ab, und es schien, als ob die Liebe ihn der Theologie abwendig machen würde. Die Stadt, die stolz auf ihren Kanzelredner war, kam seiner Gattin mit offenen Armen entgegen. Es bedurfte nur ihres Liebreizes, um sich alle Herzen zu erobern. Im Sturme das Ulrikens, die durch ihre Wohlthaten und ihre Stellung an der Spitze mehrerer Vereine in mancherlei Beziehungen zu dem Pfarrer stand. Wie lange Gerda auch innerlich glücklich war? Vielleicht hätte sie selbst die Frage nicht genau zu beantworten vermocht. Aber ihr Sein, ihr Denken und Empfinden geriethen in dem Zusammenleben mit Wahrmund allmälig in einen schärferen Gegensatz zu seinem Charakter. Jetzt lenkte sie nicht mehr den Löwen, sondern der Löwe schüchterte sie ein. Zu herrisch ließ er sie seine geistige Ueberlegenheit fühlen; zu hart tadelte er ihr Vergnügen an Putz und Schmuck, die kleinen Ausschreitungen ihrer Launen und ihrer unschuldigen Gefallsucht; zu schroff stießen die Düsterkeit seines Glaubens und der harte Ernst seiner Lebensauffassung mit ihren sentimentalischen Stimmungen und ihrer Schwärmerei ins Blaue zusammen. Selbst die Leidenschaft, die er für sie hegte und die dem Mädchen so geschmeichelt hatte, erschreckte die Frau, die sich ihr nicht mehr entziehen konnte. Die Macht in ihm, die ihr Herz überwältigt, dünkte sie jetzt eine unheimliche und dämonische. Sie hörte nicht auf, ihren Gatten zu lieben; es wurde ihr wie durch eine Erleuchtung klar, daß sie ihn überhaupt nicht geliebt, und daß die Empfindung, die sie zu ihm geführt, die Furcht und die Anziehungskraft des Abgrunds, das Staunen eines unerfahrenen und der Schauer eines phantastischen Gemüths gewesen. Wie die Umstände ihre jäh über Nacht aufschießende Neigung unterstützt, so entfremdeten sie in den drei ersten Jahren ihrer Ehe die Gatten unmerklich von einander. Ihr erstes Kind verlor Gerda unmittelbar nach seiner Geburt; ihr Vater, an dessen Herzen sie den willkommensten Ersatz für den Glücksmangel im eigenen Hause gefunden, starb, und die Mutter folgte ihm nach wenigen Monaten. Gern hätte sie in ihrer Vereinsamung einen Anschluß, ein Aussprechen, eine Hingabe gesucht. Aber Wahrmund

war gerade in einen öden, langwierigen theologischen Hader verwickelt, wegen eines Buches über die Gnadenwahl, dessen Gelehrsamkeit und Tiefsinn allgemein anerkannt, dessen Grundanschauungen und Lehren aber sogar von den Orthodoxen nur mit Einschränkungen gebilligt, von allen anderen Richtungen der evangelischen Kirche dagegen abgelehnt wurden. Wie hätte er in diesem Streit um das Wesenlose und Unbegreifliche, der all' seine Verstandeskräfte mit seiner Haarspalterei in Anspruch nahm und seine Seele halb mit Hochmuth, halb mit Bitterkeit erfüllte, für die Klagen, die Sehnsucht und das Trostbedürfniß eines jungen Weibes ein Ohr und gar ein Herz haben können! Er betrachtete den Tod nicht mit ihren Augen; er schalt ihre Thränen und ihre Seufzer als unwürdig einer in Gottes Willen ergebenen Christin und nannte es heidnisch, sich maßlos seinem Schmerze zu überlassen. Es verdroß und kränkte seinen empfindlichen Stolz, daß seine Gattin über den Todten seine Sache und sein Werk vergaß, und zugleich lockte und stachelte ihre Schönheit, die durch den Schmerz einen besonders schmachtenden Reiz erhielt, seine Sinnlichkeit stets von Neuem.

Eine Badereise war für den durch Arbeit und Aerger erschöpften Mann nothwendig geworden, Gerda war allein zurückgeblieben. Eifersucht kannte damals Wahrmund's Gemüth noch nicht; Gerda's Lebensführung war jedem Verdacht und Zweifel unzugänglich und er zu fest in der Gewißheit seiner Ueberlegenheit und der Stärke seiner Liebe, um auch nur die Möglichkeit eines Nebenbuhlers zuzugeben. Es war ein heißer Juni, Gerda hatte ihre Stadtwohnung verlassen und sich in ihrer elegischen Stimmung in die Einsamkeit ihres Vogelbauers zurückgezogen. Hier ereilte sie ihr Geschick. Im Herrenhause war wie in früheren Jahren Graf Bodin zu Besuch. Der schmuckste, liebenswürdigste und verwegenste Dragonerofficier, der sich im vorjährigen Kriege gegen Oesterreich auf den Schlachtfeldern in Böhmen Lorbeern geholt. Gerda kannte ihn aus ihrer Mädchenzeit und war damals von den scharfäugigen Freundinnen mit ihm und seinen Huldigungen geneckt worden. Wohl hatte sie ihn mit pochendem Herzen kommen und gehen sehen; seine Blicke noch mehr als seine Worte hatten ihr zuweilen Wangen und Stirn mit fliegender Röthe überhaucht, aber sie war zu jung und zu leichtlebig, um sich über ihre Empfindungen Rechenschaft zu geben oder Luftschlösser darauf zu bauen. Nur in einer Stunde hatte sie ihres Verkehrs mit dem Grafen in tiefster Angst gedacht: während der Pfingstpredigt Wahrmund's. Was ihr bisher harmlos und gleichsam folgelos erschienen, nahm plötzlich das Aussehen einer Gefahr und einer Versuchung an; es war ihr, als hätte Adalbert nur seine Arme ausstrecken brauchen, um sie an seine Brust zu ziehen. Ihr unbewußt hatte die Furcht vor ihrem Herzen sie Wahrmund genähert. Jetzt, nach dreijähriger Trennung, in der Sicherheit ihrer Frauenwürde, wie sie glaubte, durch das Leben geprüft, hatte sie darüber gelächelt und bei der Nachricht, daß er im Schlosse weile, keine lebhaftere Bewegung gefühlt; wie ins Bodenlose, bildete sie sich ein, sei die Jugendzeit mit ihren Thorheiten versunken. All' ihre Gefaßtheit und Ruhe verflog jedoch bei dem ersten Wiedersehen. So wie er jetzt vor ihr stand, so männlich und so ritterlich, meinte sie ihn nie gesehen zu haben. Wie unter einer übermächtigen Gewalt wandte sich ihr ganzes Wesen ihm zu. Selbst zur Flucht hatte sie Kraft und Entschluß

verloren. Nur seine Klugheit und Zurückhaltung hinderten sie, sich den Anderen zu verrathen. Gab es zwischen Pflicht und Leidenschaft einen Kampf in ihrem Herzen, oder raubte ihr der Taumel jede Besinnung wie ein berauschender Trank? Doch was hätten auf die Dauer auch ihre Bedenken gegen den Drang der Natur, gegen seine Betheuerungen, daß er sie immer geliebt, daß er nur sie lieben werde, vermocht? Ihre einundzwanzig Jahre, die Abwesenheit ihres Mannes, die Einsamkeit des Landlebens, wo jeder Späher wie jeder Warner fehlte, begünstigten und entschuldigten ihre Sünde. Erst das Geschehene fiel mit erdrückender Wucht auf ihr Gewissen. Ein wilder Entschluß verjagte den andern; nur eines war ihr klar, daß sie nicht länger mit Wahrmund leben könne. Mit der Absicht, das Haus ihres Gatten für immer zu verlassen, kehrte sie nach der Stadt zurück, das Nothwendigste zusammenzuraffen und zu entfliehen. Am Thore begegnete ihr Ulrike, die zu ihr hinaus wollte. Sie hatte eben eine Depesche aus dem Badeorte von dem Arzte Wahrmund's erhalten: er läge gefährlich krank darnieder; er bäte seine Gattin, zu ihm zu kommen. Diese Nachricht zerschmetterte die Schuldige; es war ihr, als ob sich grad aus dem Himmel eine unsichtbare Hand herausrecke, sie festzuhalten. An der Verwirrung und der Verzweiflung Gerda's merkte Ulrike noch nicht den Fehltritt, aber den Sturm in der Seele der jungen Frau. Mit ernsten und gütigen Worten stellte sie ihr vor, daß es hier keine Wahl gäbe, als dem Rufe des Kranken zu folgen. In ihrer Fassungslosigkeit fügte sich Gerda in alle Anordnungen der Freundin, und in der Nacht desselben Tages, die sie zu der Flucht von ihrem Gatten bestimmt, reiste sie ihm entgegen. Auf ihr inständiges Bitten begleitete sie Ulrike.

Damit hatte sie ihr Loos und die Verstrickung der Schuld besiegelt. Das Leiden Wahrmund's war langwierig. Tage traten ein, wo er sich für genesen erklärte und wie ein Gesunder trotz des Einspruchs des Arztes lebte; schwere Rückfälle folgten, und so verrannen ihnen die Sommermonate, fern von ihrer Heimath, in beständiger Unruhe und Sorge, die bei Gerda jeden Plan einer Trennung ausschlossen. Anfänglich war es ihr eine Genugthuung, wie eine Büßung ihrer Untreue gewesen, sich in der Pflege des Kranken das Schwerste zuzumuthen und der eigenen Gesundheit nicht zu achten; in den Augenblicken der Reue mochte sie den Tod als den sanftesten Löser aus der Verwirrung ihrer Gefühle anrufen. Aber allmälig wurde die Hingebung, mit der sie sich ihm widmete, eine neue Fessel, die sie ebenso stark wie einst ihr Schwur mit ihm verband. So sehr wurde er an ihre Gegenwart und Obhut gewöhnt, daß sie eine Grausamkeit begangen, wenn sie ihn verlassen. Wollte sie zu der Schuld des Treubruchs auch noch die andere fügen, vielleicht die Ursache seines Todes zu sein? Die Vorstellungen ihrer erregten Phantasie fanden an der Wirklichkeit einen Rückhalt. Die Freiheit des Handelns, die sie noch bei der Begegnung mit Ulriken gehabt, besaß sie nicht mehr. Nicht nur wußte sie sich von der Freundin bewacht, deren Anwesenheit schon lähmte ihr die Fähigkeit zu einem kühnen Entschluß. Und was damals ihre Gedanken nicht beschäftigt, die Frage nach der Zukunft, verfolgte sie jetzt unablässig. Würde der Graf sie nach erfolgter Scheidung heirathen? Konnte er es? Von Ulriken hatte sie erfahren, daß er in seiner Mittellosigkeit auf die Großmuth eines Verwandten angewiesen sei, daß

eine nicht standesgemäße Ehe ihn in seinen Ansprüchen und Aussichten schwer beeinträchtigen würde. Der Geliebte war nicht an ihrer Seite, ihre Zweifel zu zerstreuen, ihre Sorge mit einem Wort, mit einem Kusse zu beseitigen. Selten wagte er es, ihr zu schreiben, sie, ihm zu antworten. Und seine Briefe athmeten bei aller Zärtlichkeit doch dieselbe Furcht vor der Zukunft, die sie beschlichen. So blieb sie aus Pflicht und Scham, aus Gewohnheit und Angst bei ihrem Gatten, und jeder Tag, der vorüberging, rückte die Möglichkeit einer Flucht, ja die Möglichkeit eines Geständnisses in weitere Ferne.

Denn auch dies erwog sie in ihrem Sinne. Wiederholt hing es an jenem unberechenbaren Etwas, jenem Lufthauch, jenem Sonnenstrahl oder jenem Wolkenschatten, die so oft die hin- und herschwankende Entscheidung unseres Willens bestimmen, daß sie sich ihm zu Füßen warf und Alles bekannte. Aber bald schreckte sie sein Leiden, bald der Gedanke an den furchtbaren Ausbruch seines Zornes ab. In ihrer gleichen Freundschaft für beide Gatten redete und wirkte Ulrike still und unablässig zum Guten. Gerade weil sie das Geschehene mehr ahnte, als wußte, da die Scham Gerda ihr gegenüber den Mund schloß, konnte sie um so eindringlicher zur Erhaltung der Eintracht mahnen. Ihren Anschauungen nach hätte sie wahrscheinlich niemals der Scheidung einer Ehe zugestimmt, in diesem besonderen Falle war nun vollends die bloße Erwägung darüber für sie ausgeschlossen. Ihr weibliches Gefühl widersetzte sich ihr noch stärker als ihr Christenthum. Nach den Einwänden der Leidenschaft, mit dem Sophisma, daß die Ehe eine Lüge geworden, wenn sich das Herz des einen Theils von dem andern gewandt, durfte ihr Gerda nicht kommen. Wie lange dauert Leidenschaft? entgegnete sie ihr mit kühlem Verstande. Wenn es hoch geht, so lange wie die Jugend währt und die Schönheit besteht. Aber nicht auf Jugend und Schönheit ist die Ehe gegründet, sondern auf Pflicht und Ehre. Ob die Vorstellungen der Freundschaft und die Einflüsse der Umstände sich mächtig genug erwiesen hätten, wenn der Geliebte sie zu sich gerufen und sie zum Kampfe gegen die Gesellschaft aufgefordert hätte? Allein sein Ruf blieb aus. Wodin hatte ihr nur ein ungewisses Loos, Lebenssorgen, die Feindschaft seiner Verwandten und die Ausschließung aus der Gesellschaft anzubieten, die er bisher die seine genannt. Daß er es nicht that, daß seine Liebe sich nicht getraute, die Welt zu überwinden — ich fühlte nicht den Muth, ihn deshalb nachträglich anzuklagen; ich begreife alle menschlichen Schwächen, weil ich selber kein Held bin.

Auch Gerda's Lippen entschlüpfte nie ein Vorwurf gegen ihn. Nach der Geburt Mariens mochte sie finden, daß Alles am besten sei, wie es war. Wohin hätte sie sich wenden, wie es vermeiden können, wenn sie ihren Gatten verlassen, daß ihrem Kinde nicht ein Makel aufgedrückt wurde? Wie nach einem Schiffbruch suchte sie sich mit den geretteten Trümmern einzurichten. Der Briefwechsel mit dem Grafen schlief ein; Ulrike hatte ihn in ihrer kategorischen Weise gebeten, das nothdürftig wieder zusammengeflickte Verhältniß der Gatten nicht von Neuem zu stören. So war er in dem ersten Jahre nach Mariens Geburt nicht nach Pritzwalk gekommen; dann war der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen. Erst 1872 im Sommer hatte ihn Gerda wiedergesehen. Oefters in größeren Gesell-

schaften, im Herrenhause, in der Stadt, bei einem Gastmahl, das der Pfarrer dem „verwundeten, aber unbesiegten Helden" gegeben, ein und ein anderes Mal halb verstohlen in der Wohnung Ulrikens. Gerda's Herz floß über bei dem Anblick des kranken Freundes. Aber er hatte jetzt noch mehr Gründe als früher, sich nicht von der Leidenschaft übermannen zu lassen und ihr Schicksal mit dem seinen zu verflechten. Er nahm Abschied für immer. Die einzige Vermittlerin zwischen ihnen blieb Ulrike. Während Wahrmund früher niemals die geringste Unruhe in der Gegenwart des Grafen gezeigt, war er diesmal, wo er doch wußte, daß Bodin von ihnen ginge, der Wahrscheinlichkeit nach ohne Wiederkehr, betreten und verstimmt gewesen. Mit unverkennbarer Eifersucht hatte er seine Gattin betrachtet, bittere Worte waren gewechselt worden. Ulrikens Mahnungen und die Abreise Bodin's verscheuchten seinen Argwohn und stellten die Ehe auf der Grundlage der meisten Einrichtungen dieser Welt wieder her — in der Gewohnheit, bei dem Mangel eines Besseren und dem Vorzug, den wir aus der Schwäche unserer Natur heraus der einmal zugestandenen Bedürftigkeit des Irdischen vor dem Fall ins Ungewisse geben. Für Gerda war die Sonne längst untergegangen; sie lebte in einer Art Dämmerung, im Herbst ihrer Gefühle. Ueber ihr Wesen und ihre Erscheinung, über ihr Thun und Betragen breitete sich, auch durch die Herzkrankheit, deren Anzeichen immer deutlicher hervortraten, ein unbeschreiblicher Reiz des Elegischen aus. Sie war eine sanfte, geduldige Gattin, voll Fügsamkeit für die herrischen Launen Wahrmund's, eine musterhafte Führerin seines Haushaltes. Zu gefährlich hatte sie sich an dem Feuer der Leidenschaft verbrannt, um ihr Herz trotz ihrer Jugend noch einmal einer solchen Probe auszusetzen. Aeußerlich ganz mit den nächsten Pflichten beschäftigt, lebte sie in der Erinnerung ihr eigentliches Leben. Ob sie Ulrike in das Innerste ihres Geheimnisses einweihte, war aus den Briefen nicht ersichtlich, aber offenbar hatte sie in ihr etwas wie eine Mutter gesehen und verehrt. Ihrem Gatten gegenüber bewahrte sie auch bei dem Ausgang ihrer Krankheit ein unverbrüchliches Schweigen. Den Ausbrüchen seines Zornes, seiner Eifersucht und Leidenschaft war sie stets mit ihrem melancholischen Lächeln und dem bittenden Blick ihrer großen braunen Augen begegnet. Mit diesem Lächeln um die schön geschwungenen, nun im Tode erblassenden Lippen, mit diesem Aufschlag der Augen, der über ihn hinweg in den Wolken sich zu verlieren schien, war sie gestorben. Hatte sie nicht geglaubt, seine Vergebung nöthig zu haben, um in den Tod einzugehen, hatte sie überhaupt keine Reue empfunden — ich weiß es nicht und bin nicht ihr Richter. Ich habe der Erzählung ihres Schicksals, wie ich sie hier niedergeschrieben, in Einzelheiten vielleicht mehr aus meiner Auffassung und meinem Gedankengange heraus als aus dem ihrigen, kein Urtheil hinzuzufügen. Vieles, was dem Starken und Stolzen eine unerträgliche Last wäre, drückt auf die Dauer weder die Schultern noch das Gewissen des Schwachen und Demüthigen. Die Wahrheit, nach der Wahrmund lechzte, obgleich er ahnte, daß sie Gift für ihn sein würde, war für Gerda's Seele kein Bedürfniß gewesen. War sie darum die gemeinere Natur? Wer möchte es behaupten, wenn er in seinen Busen greift!

VIII.

Daß er mich trotz meines Widerstrebens nun doch mit der Geschichte seiner Liebe und seiner Schuld bekannt gemacht, war für den Grafen ein erster Schritt zur Erreichung seines Zieles gewesen. Er hatte dadurch mein Mitleid gewinnen und mir zugleich seinen Anspruch auf Marie darthun wollen. Seine eigentliche Absicht war, Marien in seinem Testamente einen großen Theil seines unabhängigen Vermögens zu hinterlassen, und meine Einwände bestärkten ihn in seiner Hartnäckigkeit. Wiederholt rief er nach einem Rechtsanwalt, ihm seinen letzten Willen zu dictiren. Aber wie hätte ich dies zugeben können? Eine solche Klausel wäre wie eine Bombe in das Pfarrhaus geschlagen. Unberechenbar, wie weit sich ihre zerstörenden Wirkungen erstreckt. Und selbst wenn der Graf vom Krankenbette erstand, das Testament in dem Gerichtsarchiv verschwand, wer sicherte uns, daß nichts von seinem Inhalte durchsickerte? Um ihm scheinbar entgegenzukommen und ihn ein wenig zu beruhigen, hatte ich ihm versprochen, Marien eine Andeutung seiner Absicht zu geben, um so zu erfahren, wie sie dieselbe aufnehmen würde.

Ich benutzte eine Abwesenheit Wahrmund's, die Hilde ausgekundschaftet, um die heikle Verhandlung einzuleiten. Wie peinlich aber auch mein Auftrag war, wie befangen ich mich Marien gegenüber fühlte — trotz alledem erfüllte mich eine uneingestandene wundersame Freude, eine bedeutendere Rolle in ihrem Leben zu spielen. So fernab von allen aufregenden Ereignissen war bisher mein Dasein verflossen; so durchaus auf das nüchterne Element der Zahlen war es angewiesen gewesen; keinen anderen Zweck hatte es gehabt, als den richtigen rechnungsmäßigen Abschluß jedes Tages, daß ich mir jetzt wie in eine höhere Sphäre entrückt vorkam. Tief unter mir lagen die Stürme und Gewitter der Börse; das Mein und Dein, in dessen Bannkreis sich meine Gedanken nothgedrungen bewegt, reichte nicht bis hier hinauf. Der Zufall hatte mich unter Menschen geführt, deren Herzschlag nicht von dem Fallen und Steigen der Spielpapiere beeinflußt wurde. Die Leidenschaften, die sie beherrschten, die Wünsche, die sie beseelten, erschienen mir edler und poetischer als die Gewinnsucht, als die Sehnsucht nach und der Kampf um die Million. Hatte ich auch in der Lässigkeit meiner Natur an diesem Mitbewerb nicht selbstthätig Theil genommen, so war ich doch eines der Räder in der Maschine gewesen und hatte Schlag und Gegenschlag empfunden. Jetzt bestrahlte mich ein reineres planetarisches Licht, und unwillkürlich steigerte sich in seinem Glanze die Kraft meines Willens. Zum ersten Male war ich berufen selber zu handeln. Ich hatte die Jugend und das Vermögen dazu. Härter, als ich die Schwäche meines Herzens tadelte, können es die Moralisten nicht thun, und doch beneidete ich den Grafen mehr um seine schmerzlich süße Erinnerung, als daß ich sein Unrecht verurtheilte. Eine große Leidenschaft einzuflößen und sie zu theilen, sie als seines Wesens höchsten Schatz zu hegen, dünkte mich erst die Vollendung unserer Persönlichkeit; sie adelt uns, auch wenn wir schuldig werden, und wenn wir sie überwinden, umgibt sie uns mit der Glorie der Heiligen.

So suche ich mir jetzt bei dem Niederschreiben dieser Geschichte den wunderlichen Zustand zu erklären, in den mich die Begebenheiten und die Charaktere

meiner Umgebung versetzt hatten. Sie hatten mich langsam aber unaufhaltsam aus der Rolle des gleichmüthigen Betrachters zu der des erregten Handelnden fortgedrängt. Vor zwei Wochen noch würde mir eine heimliche Zusammenkunft mit der Tochter des Superintendenten nicht im Traume eingefallen sein; meine angeborene Schüchternheit und meine Scheu gegen das Abenteuerliche, dem ich in der Wirklichkeit um so ängstlicher auswich, je feuriger ich es in den Büchern bewunderte, hätten sich gleich heftig dagegen gesträubt: jetzt ging ich entschlossen dem Pfarrhause zu. Ich hatte Marie durch Hilde um diese Unterredung bitten lassen, und sie empfing mich in dem kleinen Garten hinter dem Hause. Ein Pförtchen gestattete hier den Ausgang in eine Seitengasse, wenn die unerwartete Rückkehr des Vaters meine Entfernung, ohne von ihm gesehen zu werden, wünschenswerth machte. Es war am Spätnachmittag, und ein herrlicher Sonnenschein, der erste in diesem Frühling, erquickte die noch dünn belaubten, lichtgrünen Fliederbüsche, die spärlichen Blätter der Bäume, die Frühlingsblumen in den Beeten, hier und dort einen singenden Vogel und unsere Herzen. Wie ein sanftes Adagio wehte es durch die milde, duftige Luft. Es war mir wie etwas Selbstverständliches, daß ich sie, als sie bei meinem Nahen von der Bank unter dem breitästigen Lindenbaum aufstand und mir einen Schritt entgegenthat, nicht auf die ernste, sorgende Marie, sondern auf die Roggensee hin anschaute, als müßte ich einen Hauch jenes phantastischen Zaubers in ihren Zügen wiederfinden. Und wirklich lag mit dem Abglanz des schönen Tages der Schimmer einer hoffenden Seele auf ihrem Antlitz. Das graue enganschließende Wollenkleid mit den grauseidenen Schleifen hob die Schlankheit und Biegsamkeit ihrer Gestalt vortheilhaft hervor und verlieh ihrer ganzen Erscheinung, ich weiß nicht welchen lichteren Ton. Vielleicht war es nur die Wirkung des Gegensatzes, ich hatte sie bisher nur in schwarzen Kleidern gesehen. Wir drückten uns die Hände, als hätten sie sich längst nach dieser Berührung gesehnt. Eine Weile gingen wir beinahe wortlos neben einander hin. Dann boten die gegenseitigen Fragen und Antworten nach dem Zustande der Kranken, deren Hüter wir waren, den natürlichen Gesprächsstoff. Ueber ihren Vater vermochte Marie insofern Günstiges mitzutheilen, daß er sie nicht wieder mit seinen doppelsinnigen Reden und Drohungen gequält; jede Stunde, die er seinem Amte abmüßigen könne, widme er der Wiederherstellung des Landhäuschens; am 15. Mai, dem Geburtstage ihrer Mutter, solle es eingeweiht werden; wohl sei noch etwas Fieberhaftes und Gefährliches in ihm, aber aus der größeren Milde und Freundlichkeit, mit der er sie behandle, schöpfe sie die Hoffnung, daß die Krisis nachlasse und die Vernunft die irren Vorstellungen verscheuche. Nur müsse sie sorgsam vermeiden, den Namen des Grafen auszusprechen oder Theilnahme an seinem Ergehen zu bezeugen. Aber gerade diese Zurückhaltung, zu der sie gezwungen war, hatte ihr Interesse für den Verwundeten gesteigert. Es war ihr eine Erleichterung und eine Freude, von mir Näheres über ihn zu erfahren. „Wenn Sie auch mein Schweigen, mein Fernbleiben nicht falsch gedeutet, Herr Paulsen," sagte sie, „mir selber erschien ich kalt und herzlos, daß ich Ihnen kein Zeichen meines Mitgefühls gab, daß Alles auf die Botschaften der Dienstleute hin und her beschränkt blieb. Ja noch mehr, ich schämte mich in meines Vaters Seele. Er hätte Ihnen die Sorge für den

Verwundeten nicht überlassen dürfen. Vor unserer Thür war das Unglück geschehen."

„Vergessen Sie nur nicht, daß ich das nähere Anrecht an den Grafen hatte. Schon als der Erbe meiner Tante. Ihr Vater ist selbst leidend, wie hätte er Ihnen die neue Last aufbürden können. Auch würde der Graf den Samariterdienst nicht angenommen haben."

„Ein alter Streit hält die beiden Männer noch entzweit, ich hab' es wohl gemerkt, obgleich der Vater des Grafen nie gedacht hat."

„Der Graf hatte die Absicht, einen Annäherungsversuch bei Ihrem Vater zu wagen; ich bin es, der ihm davon abgerathen hat. Bei der Stimmung Ihres Vaters schien es mir so ungewiß, wie eine solche Zusammenkunft verlaufen würde. Sie waren Zeugin, wie ungünstig die älteren Herren und Damen sich über Bodin äußerten, als ich neulich ahnungslos von ihm erzählte. Das hat mir den Muth zur Vermittlung genommen. Glauben Sie mir, er ist am besten bei mir aufgehoben."

„Ganz wie Ihre Tante! Sie sind voll von dem Egoismus des Wohlthuns. Alle Hülfsbedürftigen sehen Sie fast wie Ihre Unterthanen an und wehren den Beistand der Anderen ab. Es sind meine Armen, hab' ich Ihre Tante oft sagen hören, wenn mein Vater sich einmischen wollte."

„Da werd' ich Sie rasch eines Besseren belehren. Ich komme, Ihre Theilnahme und Ihren Rath hinsichtlich meines Kranken zu erbitten. Ein seltsames Verlangen hat sich seiner bemeistert und verläßt ihn nicht mehr, der Wunsch, sie zu sehen."

„Mich? Ja, weiß er denn etwas von mir? Kennt er mich? Was bin ich ihm?"

„Jeder wird diese Frage stellen, aber die Sache klärt sich einfach genug auf. Er hat Sie zuweilen als vierjähriges Kind mit Ihrer Mutter bei meiner Tante gesehen. Vermuthlich in demselben Zimmer, in dem er nun liegt. In dem Fieberkranken sind, von der Umgebung her, die alten Erinnerungen wach geworden. Vielleicht schwebt noch ein Duft jener Zeit in diesen Räumen, der auf die Seele des Leidenden um so stärker wirkt, je weniger sie von der Greifbarkeit und Aeußerlichkeit der Dinge berührt wird. Dazu stand auf dem Tische Ihr Bild als Roggensee, Sie begreifen, wie leicht sich die Gedankenfäden verschlingen und schließlich den Wunsch des Grafen hervorrufen mußten." Welch' geborene Lügner sind wir Menschen doch! Mit welcher Geschicklichkeit des alten bösen Feindes hatte ich hier Wahres und Falsches zu ihrer Berückung verflochten! Und ich erröthete nicht, ich schlug meine Augen nicht vor den ihrigen nieder, als sie eine Weile erstaunt und forschend auf mir ruhten!

„Es ist ja möglich," sagte sie nachdenklich, „aber mir ist dabei so wunderbar zu Muthe. Wie tief ich auch in mein Gedächtniß hinabtauche, ich finde keine Erinnerung an den Grafen. Nur seines Namens entsinne ich mich; Ihre Tante hat ihn öfters genannt, meine Mutter nie. Und er will des Kindes noch nicht vergessen haben?"

„Sie müssen seine Krankheit und seine erhitzte Phantasie mit in Rechnung ziehen. Nur dadurch nimmt das Ganze den wunderlichen Schein an. Unter

gewöhnlichen Verhältnissen würde er einen Besuch bei Ihrem Vater gemacht und bei dieser Gelegenheit in aller Form die Bekanntschaft, der er sich zu Ihnen aus Ihrer Kindheit her rühmt, erneuert haben. Uebrigens, und das soll keine leere Schmeichelei sein, Fräulein Marie, würde jenes Bild von Ihnen Jedem, der es sieht, die Frage nach dem Urbilde einflößen."

„Das ist es eben, was mich so verwirrt," erwiderte sie. „Sollte man nicht meinen, dies Bild habe es ihm angethan? Ziemt es sich für eine Predigerstochter, in einem so phantastischen Maskenschmuck dazustehen? Wie sehr enttäuscht würde sich der Graf fühlen, wenn er mich sähe, wie ich in Wirklichkeit bin. So gar nicht wie eine Fee oder wie ein Dornröschen. Und nicht erst von heute oder gestern stammt diese Erkenntniß. Längst hatte ich Ihre Tante bitten wollen, die Photographie von ihrem Tische zu entfernen; ich that es nicht, weil ich wußte, wie sehr sie an diesem Bilde hing."

„Und mit Recht, es athmet eine so holde Schwärmerei und ein solches Glücksgefühl aus. Weil Sie so ernst und schwermüthig geworden sind, möchte die Tante Sie gern auch in Ihrer Heiterkeit sehen. Es müssen gute Zeiten gewesen sein."

„Gute Zeiten!" entgegnete sie und blickte zu dem Himmelsblau auf, und ohne daß sie es sich bewußt wurde, nahm ihr Gesicht, wie vorhin, den anmuthigen Ausdruck jenes Bildes an. „Ich war noch so jung und so unerfahren, so geblendet und berauscht von der Schönheit der Welt. Ein Schmetterling kann nicht fröhlicher und daseinstrunkener sein, als ich es damals war. Alle Blumen schienen nur mir zu duften, die Sterne nur mir zu leuchten, alle Menschen sagten mir Gutes. Und dazu das Fest und die lustige Vermummung und all' die lachenden und gerührten Gesichter, die alte Freifrau, die in Thränen zerfloß, und der alte Herr, der mit mir zum Tanze antrat. Es muß wohl ein berauschendes Element in der Luft gelegen haben, wie hätte sonst mein Vater zu alledem seine Zustimmung gegeben? Er war damals so zärtlich, so freundlich, er sonnte sich in meiner Freude. Aber ach! sie war von kurzer Dauer, und von all' der Süßigkeit ist mir nichts als der bitterste Nachgeschmack geblieben."

„Die Thorheit des Herrn Mind vermochte Sie doch nicht im Ernste zu verstimmen" —

„Nein, das war es nicht, was mir mit der einen Freude alle vergällt hat. Ich war noch so dumm oder er mir so gleichgültig, daß ich die eigentliche Bedeutung seiner Huldigungen und Betheuerungen gar nicht verstand. Weil er flink und zu allen Dingen geschickt und zu jedem Scherz aufgelegt war, lachte ich mit ihm und über ihn. Erst mein Vater klärte mich über seine Absicht auf. Daß er über Herrn Mind's Kühnheit in zornigen Unwillen gerathen war, begriff ich, aber nicht, warum er mich seitdem wie eine Leichtsinnige und Verworfene schon von der Mutter her behandelte. Nicht jetzt, damals habe ich die traurigsten Stunden und Erfahrungen durchlitten. Eine Wandlung trat bei meinem Vater ein. Während er sich bis dahin sorglich bemüht, mir alles Häßliche fernzuhalten, stieß er mich fortan geflissentlich darauf. Hildens Unglück wurde ihm zu einem unerschöpflichen Stoff seiner Bußpredigten, um in mir den Ueberdruß gegen die Welt und die Angst vor jeder Regung des Gefühls zu er-

zeugen. Das ist der Sumpf des Lebens, das ist die Lüge der Liebe, schloß er dann, nun spring' hinein, wenn es Dich gelüftet. Urtheilen Sie selbst, wie mir nach dieser Entzauberung mein Bild als Roggensee erscheinen muß!"

Wehmuth und Jammer rissen an ihrem Herzen, und ihre Augen, die vorher den Schimmer ihrer Sehnsucht in den farbigen Glanz des Abendhimmels ausgestrahlt, füllten sich mit Thränen. Wie hätt' ich ungerührt sie betrachten können, eine weiße Rose, die der Rauhreif zu zerstören drohte. Wir saßen auf der Bank, unsere Hände lagen in einander. Ich weiß nicht, was aus mir redete, aber ich sagte: „Soll eine schmerzliche Erinnerung Ihnen die ganze Zukunft verkümmern? Lacht die Erde nicht sonnig und herrlich auch nach dem schlimmsten Unwetter? Ist hienieden kein Glück vorhanden, weil auch in der reichsten Erfüllung unserer Wünsche sich die irdische Unzulänglichkeit offenbart? Sind unsere Gefühle unwahr und unrein, weil sie mit irdischem Stoffe beschwert sind? Nein, Fräulein Marie, Sie werden dem finsteren Glauben Ihres Vaters nicht verfallen und der Freude und der Hoffnung nicht entsagen. Blüht es nicht unter dem Frühlingshauche auch in Ihrem Gemüthe auf?"

„Wohl freu' ich mich des schönes Tages", entgegnete sie darauf, „und bin Ihnen dankbar für die gute Stunde. Niemand hat so liebevoll zu mir gesprochen, Niemand ein solches Verständniß für meine Lage wie Sie. Aber Sie werden gehen, und die frühere Dämmerung wird wieder über mich herabsinken. Allein, auf mich und den Vater angewiesen, stehe ich in der Welt. Zuweilen drängt es mich mächtig hinaus, und dann überfällt mich wieder die Furcht vor dem Sumpfe, in dem ich ersticken müßte, sowie ich den festen Boden des Vaterhauses aufgegeben."

„Und wenn sich Ihnen nun ein anderes öffnete, wo Sie sich noch sicherer und freierer fühlten?" entfuhr es mir.

Ihre Augen streiften mich von der Seite, leise zog sie ihre Hand aus der meinigen. „Ich bin kein Mädchen, das den Männern gefällt," sagte sie. „Schon dies Wort beweist es Ihnen. Mir fehlt der leichte Sinn und das entgegenkommende Wesen meiner Mitschwestern. In der kleinen Stadt hier hab' ich den Ruf des Hochmuths und der Unnahbarkeit. Ich gelte dafür, meine eigenen Gedanken über die Ehe zu haben und durch das Vermögen meines Vaters der Hand und dem Schutze eines Gatten entrathen zu können. Auch mag mich diese Sicherstellung meiner Zukunft, ohne daß ich es mir in jedem einzelnen Falle bewußt werde, nur zu oft in meinem Verkehr mit Männern zu Schroffheiten verleiten, die das, was sie Neigung nennen, nicht aufkeimen lassen. Kann man unweiblicher reden, als ich es jetzt thue? Aber der Vater hat mir zu gründlich die Leichtfertigkeit und die verführerische Anmuth der Roggensee ausgetrieben. Es ist nichts übrig geblieben als eine graue Motte."

„Und wenn ich nun doch darunter den Schmetterling ahnte? Die Seele, die zum Lichte und zur Freiheit strebt? Das Herz, das ungestüm einem Glückstraum entgegenpocht?"

„Sie, Herr Paulsen!" Hastig stand sie auf. Ein sanftes Erröthen flog über ihr Gesicht, ein leichtes Zittern durchschauerte sie, unbeschreiblich war der

Auf- und Niederschlag ihrer weichen, wie umflorten Augen. „Ich vertraute so ganz, so rückhaltlos Ihrer Freundschaft — was haben Sie mich sagen lassen!“

„Nichts, was ich wünschte, daß Sie es nicht gesagt. Denn ich habe ebenso über Sie gedacht und empfunden. Lange sind Sie mir wie ein Räthsel erschienen; ich gestehe es Ihnen, kein hold anziehendes, das errathen sein will, sondern ein dunkles, das geflissentlich die Lösung abwehrt. Aber dazu gehörte doch kein tiefer Sinn, um zu erkennen, wie weit Sie Ihrer Umgebung überlegen, daß Sie gleichsam aus einem anderen Stoffe sind. Wissen Sie, daß ich Sie oft mit Gluck's Musik verglichen? Eine Schönheit ist darin, aber eine gebundene, ein seelenvoller Klang, aber ohne das Schluchzen des Herzens, ein strahlendes Licht, aber ohne Wärme. Da hat mir jener Abend, als ich den ersten Einblick in das Leiden Ihres Vaters that, die Lösung des Räthsels gegeben und mit der Traurigkeit Ihres Schicksals auch die Opferkraft Ihres Gemüths enthüllt. Mein Herz schwoll über, war es Rührung oder Bewunderung, Mitleid oder Neigung? Nur das Eine ist gewiß, daß Sie es sich für immer gewonnen haben.“

„Was soll ich Ihnen antworten?“ erwiderte sie in einer Befangenheit, die ihr im Vergleich zu ihrer gewohnten Bestimmtheit doppelt lieblich stand. „Ich bin wie eine Nachtwandlerin, die man plötzlich angerufen. Das erste Gefühl der Erschreckten ist der Schwindel. Wenn Sie es nicht wären, der so zu mir spräche — ich würde es für eine Täuschung halten. Aber Sie sagen es, und ich bin beglückt, daß Sie mir ein Herz zutrauen, das Ihrige zu verstehen.“

Hand in Hand standen wir. Nichts konnte weniger einer stürmischen Liebeserklärung, der Ueberwältigung der Sinne durch den siegreichen Eindruck der Schönheit gleichen. Um uns der stille, eben erblühende Garten, über uns ein kleiner Ausschnitt des blauen, mit Rosenwölkchen bestreuten Himmels, ein sanftes Klingen in der Luft, das mit der Musik in unseren Seelen melodisch zusammenfloß. Wie viel leidenschaftlicher und phantastischer hätte ich mir noch vor einer Stunde eine solche Scene ausgemalt; jetzt hätte ich um keinen Preis gewollt, daß es anders gekommen wäre. Auch ohne zum Himmel aufzujauchzen, empfanden wir, daß im Vorüberschweben das Glück uns leise mit seinem Flügel streifte.

Und diese Nähe des Glücks und die Ueberzeugung, daß uns kein fremder Wille zu trennen vermöge, wirkte so zuversichtlich auf uns ein, daß die Botschaft der herbeieilenden Dienerin, der Superintendent sei eben zurückgekehrt, unsere heitere Fassung nicht störte, und ich gar nicht daran dachte, ihm auszuweichen. Nur unsere Hände lösten sich. So gingen wir ihm entgegen.

Er war in einer seltsamen Laune, hochroth im Gesicht, mit hastigen, unsicheren Bewegungen. „Seien Sie mir willkommen, Herr Paulsen,“ rief er mir schon aus einiger Entfernung überlaut zu, „meine Ahnung hat mich nicht betrogen; ich vermuthete Sie hier, uns das glückliche Ereigniß mitzutheilen. Die gute Wendung, welche die Krankheit des Herrn Grafen Bodin genommen.“

„So wissen Sie es schon?“

„Ich traf unsern Sanitätsrath auf meinem Spaziergange, der voll von seiner gelungenen Kur war. Wir haben eine Flasche auf das Wohl des Grafen geleert. Alles zu seiner Zeit, das Geistliche am Feiertage, das Weltliche am Werktage.

Ich thue, was ich kann, meinen irdischen Adam wiederherzustellen, dem Arzte und meiner Tochter zu Liebe."

Er hatte uns, während er so sprach, hastiger, als er es sonst zu thun pflegte, mit seinen argwöhnischen Blicken nicht verlassen, aber da wir nichts zu verheimlichen hatten und unsere Unbefangenheit bewahrten, beruhigte auch er sich allmälig und nahm seinen gewohnten Ton an.

„In dem einen Punkte hat der Doctor Recht," fuhr er mehr zu mir als zu Marien gewendet fort, „der Anblick der Außenwelt ist ein starkes Gegengewicht gegen die Blasen und Funken unseres Gehirns, stärker, als ich es dachte. Unsere Aufmerksamkeit zerstreut sich an hundert Einzelheiten und läßt sich nur mühsam wieder auf einen Punkt sammeln. Die Vielgestaltigkeit des Alls ist derselbe Abgrund für die Betrachtung wie die Wesenheit Gottes. Und welch' seltsame Geschöpfe bringt die Natur hervor! Entsinnst Du Dich noch jenes Herrn Mind, Marie, von dem Pritzwalker Erntefest? Nirgends auf Erden als in einer Weinstube konnte ich ihn wiederfinden."

Marie erbleichte und erröthete im Fluge und suchte nach einer Antwort. Ich kam ihrer Verlegenheit zuvor, erzählte, wie ich Mind vor einiger Zeit getroffen, und daß ihn die Erhebung seines Erbtheils nach der Stadt geführt. „Hat er Sie angesprochen, Herr Superintendent?" durfte ich schließen, ohne Verdacht zu erwecken. Doch war ich meiner Sache, daß Mind nicht geplaudert habe, auch ohne seine Antwort sicher.

„Halten Sie Herrn Mind der Scham für fähig? Da kennen Sie ihn schlecht. Ich hatte ihm vor Jahren die Thür gewiesen; kaum sah er mich heute, kam er auch schon mit der artigsten Verbeugung und einer unverschämten Aeußerung auf mich zu. Als wäre nie etwas zwischen uns vorgefallen, den Kopf hoch, mit offener Miene, er, der mich und meine Tochter so frech gekränkt! Jetzt, wo Sie mir sagen, daß ihn die unerschöpfliche Güte Ulrikens mit einem Legate bedacht, daß er Sie aufgesucht, erklärt sich mir sein Auftreten."

„Er machte seine entfernte Verwandtschaft mit mir geltend. Und wenn Sie mich ein wenig verwundert sehen, so ist die Ursache dieses Staunens das Spiel des Zufalls. Denn in derselben Frist, wo Mind Sie anredete, sprach auch ich mit dem Fräulein von ihm . . mittelbar wenigstens . . wir waren im Verlauf unserer Unterhaltung auf jenes Erntefest gekommen . ."

Er ging in unserer Mitte, ich ihm zur Rechten, Marie zur Linken. Jetzt blieb er stehen und musterte mich mit seinen scharfen, harten Augen, der Tochter den Rücken zukehrend. Zaghaft warf mir Marie einen verschämten Blick zu, als wolle sie mich um Schweigen bitten, aber ich hatte das Gefühl, eine solche Stunde und eine solche Entschlossenheit in mir nicht versäumen zu dürfen, weil ich sie vielleicht in der unberechenbaren Verschlingung der Dinge nicht wiederfinden würde. Auch wollte ich mit dem argwöhnischen Manne kein Versteckspiel treiben. „Ja," sagte ich darum, „wir sprachen von jenem Feste, von dem Bilde des Fräuleins als Roggensee; ein Wort führte das andere herbei, der Klang in einem Herzen den Widerhall in dem anderen. Halbwegs sind wir Spielgefährten aus der Jugendzeit, und die unbewußte Neigung, die uns damals verband, ist als eine bewußte wieder erwacht. Marie läßt mich hoffen, daß meiner Liebe

die Erwiderung nicht fehlen würde, wenn Sie unserem Wunsche die Weihe gäben."

Die halbe Stadt hatte mit ihrem voreiligen Geschwätz Unrecht gehabt. Wie vorhin Marie, war er jetzt bei meiner Erklärung ohne Fassung und ohne Antwort. „Alles, Herr Paulsen," brachte er mühsam hervor, „das hatte ich nicht vorausgesehen. Eher war ich mir eines Erdbebens gewärtig, als dieses Antrags. Eher, daß Sie mir das Bild von Saïs entschleierten — wissen Sie? Und jetzt wollen Sie es noch dichter verhüllen! Zu dem Schleier der Erinnerung den Mantel der Liebe fügen! Wie wirkt der Zauber der Mutter nach! Soll ich Ihren Antrag als eine Antwort auf meine Zweifel und Beängstigungen betrachten?"

„Auf alle Zweifel," beeilte ich mich, seine Rede abzuschneiden, „die Sie wegen der Zukunft Ihrer Tochter hegen konnten. Ihnen soll das Wohlergehen Mariens nicht theurer sein als mir."

Das Angemessene meiner Haltung gab auch ihm Besinnung, Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung wieder. „Ich habe in dieser Angelegenheit nur eine zweite Stimme, Herr Paulsen," sagte er, „meine Tochter hat einem Ehrenmanne gegenüber wie Sie allein ihr Herz zu fragen. Selbst wenn ich schon an einen Gatten für sie gedacht hätte, würde sie immer eine freie Wahl gehabt haben, aber Ihre Werbung überrascht mich darum so sehr, weil ich noch nie an Mariens Heirath gedacht. So selbstsüchtig ist die Liebe eines Vaters," und indem er sie bei der Hand faßte und mit der Linken langsam über ihren Scheitel strich, seufzte er: „Ach! nicht gerne sehe ich Dich scheiden, Kind meines Geistes, Kind meiner Schmerzen! Aber ziehe hin, wo die Welle des Lebens Dich leichter und lichter umspielen möge, als in dem Ernst Deines Vaterhauses."

Zusammenzuckend warf sich Marie an seine Brust: „So kann ich Dich nicht verlassen, mein Vater!"

„Wenn das Weib gewählt hat, ist sie des Gatten," sprach er feierlich. „Wehe Jeder, die mit getheiltem Herzen in die Ehe tritt. Nur zur Pein, zur Sünde und zum Verderben kann ihr dann diese Einrichtung ausschlagen, die im Namen Gottes eingesegnet wird und dem Teufel zum Spielplatz dient. Du hast gewählt, und Sie haben diese Hand ergriffen —" und er legte Mariens Rechte in die meine — „nun versuchen Sie, Herr Paulsen, ob das Gesetz der Vererbung zu brechen ist."

Das Alles entbehrte der schönen Freiheit und der Ursprünglichkeit einer schlichten und aufrichtigen Natur; es kam gleichsam qualvoll aus einer mit sich selbst ringenden und unzufriedenen Seele, aber ohne eine gewisse Größe und einen tiefen Eindruck auf mich war es nicht. Er glich Einem, dem eine magische Gewalt das Wort der Verdammung auf den Lippen in ein Wort des Segens verwandelt. Und so blieb er während der Stunde, die ich noch im Hause weilte. Die Kraft, meinem Antrage ein Nein entgegenzusetzen, hatte er nicht. Woher hätte er auch einen stichhaltigen Grund seiner Weigerung nehmen sollen, bei dem festen Entschluß, den er in meinen und in den Augen seiner Tochter las? Aber in seinem Innern sträubte sich etwas gegen unsere Wünsche. Ein ungeheuerliches Etwas, dem er sich einen Ausdruck zu geben scheute. Ich glaube, daß aus dieser

Unsicherheit seines Willens die Forderung entsprang, die er mir stellte: meine Verlobung mit Marien noch geheim zu halten; „es ziemt sich nicht," so kleidete er sein Verlangen ein, „daß wir ein solches Fest feiern, wo wir noch in Sorge und Unruhe eines werthen Kranken wegen sind." Je weniger mir daran lag, den Kleinstädtern von Neuem zur Zielscheibe ihrer Bemerkungen und Vermuthungen zu dienen, um so schneller willigte ich ein. Meinetwegen brauchte es die Stadt überhaupt nicht zu erfahren, daß sich zwei Menschenherzen erkannt und gefunden. Selbst als ich Abschied nahm, bewachte er mich und Marie mit seinen eifersüchtigen, spähenden Blicken. Allein bedurfte es zwischen uns der Betheuerungen und der schwärmenden Worte? „Auf morgen!" sagte sie halblaut, und der Glanz, der feucht in ihren Augen schimmerte, war mir das theuerste Zeugniß ihres Glücks und ihrer Liebe. Anmuthiger, so war es mir, bewegte sich ihre Gestalt, freudiger klang ihre Stimme; aus der Dämmerung, die sie bedrückt, regte sich ihre Seele dem Morgenroth entgegen.

Die erste unangenehme Empfindung in meinem gehobenen Bewußtsein bereitete mir Richard Mind. Breit hingepflanzt, als ob er mich erwartet hätte, stand er unter den Bäumen. Wenn es mir nur möglich gewesen wäre, ihn abzuschütteln! Aber wie hätte ich ihn beleidigen dürfen, der doch nun einmal um das traurige Geheimniß wußte.

„Alles gut abgelaufen, Herr Paulsen?" fragte er mit zuvorkommendem Gruß und theilnehmender Miene. „Sie sahen so fröhlich aus, ehe Sie mich erblickten. Bin ich Ihnen wie ein Schatten in die Erleuchtung gefallen? Ich war Ihretwegen in einiger Verlegenheit, deshalb stehe ich hier."

„Sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit, Herr Mind, obgleich ich nicht ahne, wodurch ich Ihnen eine Sorge verursacht haben könnte."

„Durch Ihren Besuch dort drüben. Trauen Sie dem Pfarrer nicht, es ist ein Hinterhaltiges in ihm. Ich saß vorhin mit einem Bekannten bei einer Flasche Wein. Wir sprachen von meinen Zukunftsplänen. Berlin ist eine Art Magnetberg für strebende Geister. Es reizt mich, einmal die große Welt kennen zu lernen, die Journalistik, die Volksversammlungen. Auch ich habe eine Zunge und eine Feder. Ich sage dies nur, um Ihnen anzudeuten, wie entfernt meine Gedanken in diesem Augenblicke von dem armseligen Neste hier und seinen Geschichten waren. Da gibt es einen allgemeinen Aufstand in der Weinstube. Der alte Kellner mit der Glatze stürzt an uns vorbei und reißt die Thür auf, der kleine purzelt im Eifer über einen Schemel, der Besitzer kommt aus dem Contor, die Feder und das Hauptbuch in der Hand; wenn sie es gekonnt, würden sich die Stühle, die Tische, der Kronleuchter und die Wände verneigt haben: seine Hochwürden der Herr Superintendent Wahrmund trat mit dem Sanitätsrath in die Erholung. Noch mehr; er setzte sich sogar und bestellte eine Flasche vom Besten; schweren Rüdesheimer. Und auf wen wird angestoßen? Auf den Herrn Grafen Bodin! Wir mußten wohl hören, was die Herren sprachen, denn während wir unsere Stimmen bescheiden vor so erlauchten Persönlichkeiten gedämpft hatten, legten sie sich keinen Zwang auf."

„Und ihr Gespräch versetzte Sie in Besorgniß meinetwegen?"

„Es kommt auf die Ohren an, die etwas hören. Der Herr Superintendent

war sehr neugierig in Bezug auf Alles, was im Hause Paulsen sich ereignet, aus christlicher Theilnahme für den Kranken, und der Doctor ging in die Falle. Das Medicinische erspare ich Ihnen, wie es sich der Superintendent ersparte, indem er ins Glas guckte und die Blume einsog. Aber der gute Doctor rühmte sich auch, den Kranken schon so weit hergestellt zu haben, daß er sich stundenlang mit Ihnen unterhalte, daß er sein Testament zu machen beschlossen, so vortrefflich sei er bei Besinnung und Verstand."

„Der Arzt ist eine Plaudertasche," sagte ich ärgerlich. „Wie kann er auf einen solchen Einfall eines Fieberkranken ein besonderes Gewicht legen!"

„Ihm war es auch nur ein Symptom der Genesung. Für den Superintendenten bedeutete es freilich etwas Anderes. Dann wurden Ihre Tugenden, Herr Paulsen, mit elektrischem Licht erleuchtet, welche Verdienste Sie sich als Seelenarzt um den Grafen erworben, Ihre Beziehungen zu dem Pfarrhause zart gestreift — da hielt ich es in Ihrem Interesse für geboten einzuschreiten, stieß plötzlich einen Laut des Erstaunens aus und begrüßte den Superintendenten, etwa wie Tell den Geßler, bescheidentlich: ich bin's, Herr Landvogt. Daß er mich hart und hochmüthig anfuhr, kränkte mich nicht, aber er machte ein Gesicht, das mir nicht gefiel. Wie Einer, der tödten will; sich oder einen Andern. Und auf mich hatte er es wahrlich nicht abgesehen. Ich bin ein Wurm, den er höchstens ohne Absicht zertreten würde. Er schob sein Glas bei Seite, mit einer Bewegung des Ekels, und stürmte fort. Nun wissen Sie, was mich hierher geführt. Ich vermuthete Sie im Pfarrhause, und ich sagte mir: vielleicht kann er dich brauchen. Diesmal, sehe ich, war es nicht nöthig. Aber gewarnt sind Sie. Guten Abend, Herr Paulsen."

Gewarnt? Ja, was hätte ich denn zu befürchten gehabt? Ein neuer Zorn- und Wahnausbruch Wahrmund's war nicht ausgeschlossen, und wie er vorhin in den Garten getreten, war wohl der Sturm im Anzuge gewesen. Die unbedachte Aeußerung des Arztes wie das aufdringliche Wesen Mind's mochten ihn heraufbeschworen haben. Aber meine Erklärung hatte ihn offenbar beschwichtigt. Wenn die Tochter von ihm schied, verlor der Argwohn den Stachel, der ihn stets von Neuem reizte. Mit ihrer Entfernung mußte auch das Bild Gerda's und die ganze Vergangenheit erblassen. Ohne das dämonische Spiel des Zufalls, der den Tod Ulrikens mit der Rückkehr des Grafen verkettet — eine Verschlingung, in der Wahrmund den unmittelbaren Eingriff Gottes sah — würde er schwerlich von seinen selbstquälerischen Vorstellungen heftiger als sonst heimgesucht worden sein. Unmöglich, daß er die Verheirathung Mariens, sobald er sich an den Gedanken ihres Verlustes gewöhnt, nicht als ein Glück hätte betrachten sollen. Schade nur, daß diese hin und herirrenden Gedanken mich aller Freudigkeit beraubten. Die bloße Erscheinung Mind's hatte genügt, mich aus der idealischen Sphäre in die Wirklichkeit hinabzuziehen. Ein unliebsamer Einfall löste den andern ab, eine Sorge hing sich in die andere. Wie mußte dieser freche Schelm über mich lachen! Ich war sein vorgezogener Nebenbuhler, ich, Hans Paulsen, hatte Richard Mind ein Mädchen abspenstig gemacht! Vergebens rief mein Verstand die thörichte Aufwallung meines Herzens zur Ordnung; ich sah plötzlich einen Fleck auf Mariens Kleide, gleichsam als ob seine Huldigung ihre Reinheit

hätte trüben können. Ob ich mich getraue, das Gesetz der Vererbung zu brechen? hatte mich der Vater gefragt. War es unsinniger oder schändlicher, Marien gegenüber eine solche Frage auch nur für einen Augenblick zu erwägen? Und doch . . Die Stimmung war mir verdorben, und nicht in der Laune eines glücklichen Bräutigams kehrte ich in mein Haus zurück.

Hilde hatte in meiner Abwesenheit dem Kranken Gesellschaft geleistet. Er schlief jetzt, wie es schien, ruhig und friedlich. Meine Abwesenheit, die sich länger, als vorausbedacht war, ausgedehnt, hatte ihn wohl mit Hoffnungen erfüllt, daß ich mit einem günstigen Bescheide heimkehren würde. Er wenigstens würde die unerwartete Wendung, die mein Besuch genommen, mit herzlichster Freude begrüßen. Vielleicht lenkte sie ihn auch eine Weile von dem Gedanken ab, seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Wie unablässig er sich damit beschäftigte, erfuhr ich von Hilden. Wiederholt hatte er sie gefragt, ob nach dem Justizrath geschickt sei? Und sie hatte ihn nur mit der Versicherung beruhigen können, daß Herr Fritzlaw ihn auf morgen eingeladen habe. Das rief mir Mind's Warnung ins Gedächtniß zurück. Mit verstärkter Gewalt, bei meiner Verdrießlichkeit und Schwarzseherei. War es nicht meine Pflicht, Marie zu bitten, auf ihrer Hut zu sein? Oder kleidete sich mein Bedürfniß, noch zu ihr zu sprechen, einen Theil meiner Unruhe abzuschütteln, in diese Form? In fliegender Eile schrieb ich ihr; durcheinander Sorgen, Liebesbetheuerungen; Mahnungen, nichts von dem Wunsche des Grafen, sie zu sehen, vor ihrem Vater laut werden zu lassen — den verworrenen Brief eines Liebenden, der mit sich selbst nicht im Einklang ist und sich von den Ereignissen fortgerissen fühlt.

Ich hatte nur eine Botin, um das Schreiben noch in so später Stunde in Mariens Hände zu bringen, Hilde. Eine unerklärliche Scheu drohte mir ihr gegenüber die Zunge zu fesseln. „Kann ich Ihnen vertrauen, Hilde?" wagte ich mich endlich heraus.

„Ja, Herr Paulsen, das können Sie," sagte sie, und ein Lächeln huschte über ihr offenes Gesicht, dem die Nachtwachen und die Krankenpflege nichts von seiner gesunden Frische geraubt.

„Da hab' ich einen Brief an Fräulein Wahrmund" —

„Geben Sie ihn mir. Ihr allein? Nicht wahr? Ohne daß es der Pfarrer merkt?" Und es kicherte zwischen Bosheit und Schelmerei in ihrer Stimme.

„Freilich, Sie wissen ja, wie vorsichtig man mit ihm umgehen muß und wie eifersüchtig er seine Tochter bewacht."

„Auch vor Ihnen, Herr Paulsen? Wenn Sie ernsthaft zugreifen wollten! Seit unser Fräulein gestorben, hat Keiner den Muth, dem Pfarrer die Wahrheit zu sagen. Die verstand es, ihn zurecht zu rücken. Jetzt fürchten wir uns Alle vor ihm. Darum ist er uns übermächtig geworden. Will er Ihnen seine Tochter nicht geben?"

„Seine Tochter? Wie kommen Sie auf solche Gedanken!" Dabei merkte ich, wie ich unter ihrem Blicke roth wurde und meine Worte überstürzte.

„Das ist über Sie geworfen, dem können Sie sich nicht entziehen, wie sehr Sie sich sträuben mögen. Diese Heirath war der Wunsch Ihrer seligen Tante. Auch wenn sie nie darüber zu Ihnen geredet hat, schwebt das doch unsichtbar

hier herum und umspinnt Sie. Und ist Fräulein Marie nicht ein schönes und reiches Mädchen? Voller Tugenden und klug — oh, so klug!"

„Und gut, vergessen Sie die Hauptsache nicht, Hilde," es war etwas in ihrem Lobe Mariens, das mich ärgerte.

„Gut, wie Sie es meinen? Da müßte sie ein Engel sein. Sie sind so gar nicht wie andere Menschen, Herr Paulsen, Sie sind nicht jähzornig und nicht rachsüchtig; Sie schenken gern und sind gütig gegen Jedermann; Sie verbergen nichts und haben keine Tücke im Herzen; so sind wir Frauenzimmer nicht, so nicht! Aber gram kann Ihnen keine sein. Und darum geben Sie mir Ihren Brief, das Fräulein soll nicht warten."

„Hilde, Sie sind nicht ehrlich, Sie grollen dem Fräulein noch immer, und es ist nicht recht von mir, Ihre Dienste in dieser Sache zu beanspruchen."

„Was geht es Sie an, wenn ich das Fräulein nicht leiden mag? Wie viel glücklicher ist sie als ich! Darum freut es mich, ihr hülfreich zu sein. In der ersten Zeit, als ich hier im Hause war, hat sie immer ihr Kleid an sich gezogen, wenn sie an mir vorüberging, um mich nicht zu streifen. Jetzt bring' ich ihr einen Brief ihres Verlobten, heimlich, beim Einbruch der Nacht. Ist das nicht drollig? Ich thu' es Ihnen und mir selbst zu Liebe."

Halb gab ich ihr, halb entriß sie mir das Schreiben. „Wie kommen Sie unbemerkt in das Pfarrhaus?" fragte ich nun erst.

„Das Fräulein hat mir den Schlüssel zur Gartenpforte gegeben, und das Fenster ihres Schlafzimmers geht auf den Garten. Gelt, Herr Paulsen, in der List sind wir Ihnen überlegen."

Ja, das waren sie. Nur daß mich gerade dieser List und Heimlichkeit wegen eine Beängstigung überfiel. Als ob die Wahrheit unser lügnerisches Spiel zerreißen müßte. „Ich sollte Sie lieber doch nicht schicken," sagte ich, „es eilt nicht. Und ein Gewitter ist im Anzug."

Sie indessen war nun schon Feuer und Flamme bei dem Abenteuer und, während ich hin und her schwankte, fest in ihrem Willen. „Das Gewitter wird mir nichts anhaben, ich husche drunter weg. Und ist es zu arg, bleibe ich die Nacht über im Pfarrhause. Einen Schlupfwinkel werden wir schon ausfindig machen. Hier bin ich nicht nöthig, die Schwester muß gleich eintreffen, um bei dem Herrn Grafen zu wachen." Uebermüthig beinahe nickte sie mir zu. „Sorgen Sie sich nicht um uns, Herr Paulsen, wir sind Eva's Töchter. Es wäre zu drollig, wenn ich Ihnen morgen die Braut zuführte."

Dann hörte ich sie unten noch mit der alten Ursel reden, der Schwester einige Verhaltungsmaßregeln wegen des Kranken mittheilen, die der Arzt für die Nacht angeordnet . . Nun fiel die Hausthür hinter ihr ins Schloß, und langsam, noch in der Ferne, grollte der erste Donner über uns hin.

IX.

Schwer und lange hatte das Gewitter über der Stadt getobt. Bis nach Mitternacht hatten in den Häusern die Lichter gebrannt, in der Erwartung, daß der Blitz einschlagen könne. Es war nicht verwunderlich, daß Hilde unter diesen Umständen nicht aus dem Pfarrhause zurückgekehrt war. Um so weniger, da sie

kein Hehl daraus gemacht, daß sie dort die Nacht zuzubringen und irgend ein Abenteuer zu bestehen wünsche. Möglich, daß sie vor Allem eine längere und ungestörte Aussprache mit Marien beabsichtigt, in der sie jetzt ihre zukünftige Herrin sehen mochte. Wir hatten sie nicht gebraucht, unserem Kranken hatte die Sturmnacht nichts angethan. Sein tiefer Schlaf war nur einmal auf kurze Zeit von den heftigen Donnerschlägen gestört worden. „Marie!" hatte er aus seinem Traume heraus gerufen. Mit hellen Augen, in dem Gefühl der Genesung, blickte er in den jungen Frühlingsmorgen. Fritzlaw und ich, wir drückten uns die Hand, daß wir ihn glücklich durchgebracht; sein gutes Aussehen schien die Möglichkeit eines Rückfalls auszuschließen. „Gottlob", sagte der Alte, „blauer Himmel über uns! Und da in der Ecke taucht auch die Aussicht der Italiareise wieder auf." Ich hütete mich wohl, ihm zu gestehen, welch' neues Hinderniß ich selbst gestern Abend meinen Reiseplänen geschaffen. Trotz seiner Neigung für Marie war ich nicht sicher, die bittersten Vorwürfe über meine Wankelmüthigkeit einstecken zu müssen. Denn seit den Reden Mind's war ihm die Ehe, die er sonst mit der Ironie eines Junggesellen als ein Problem betrachtet, zu einer so ungeheuerlichen Einrichtung des Lebens geworden, daß er sie ebenso sehr fürchtete wie verachtete; „ich hab' ein kaltes Gruseln," meinte er, „wie vor Gespenstern."

Ich saß in meiner stillen Stube am offenen Fenster. Ueber Nacht in Sturm und Regen hatten sich die drei Nußbäume lichtgrün mit Blättern bedeckt. Ein frischer Frühlingshauch strömte zugleich mit den Sonnenstrahlen in das Gemach. Hier und dort blitzten auf den Blättern einzelne Regentropfen, welche die Wärme noch nicht aufgesogen, funkelnd wie Diamanten. Die Tauben des Nachbars waren aufgeflogen und schwärmten mit glänzendem Gefieder an dem Ausschnitt des Himmels, der sich vor mir wölbte. Zutraulich war die eine auf das Fenstergesims gekommen und guckte mich an. Aber der Frieden und die Fröhlichkeit, welche Himmel und Erde ausathmeten, drangen nicht bis in den Untergrund des Trübsinns, der mir im Gemüthe lag. Erst war es ein unbestimmter Mißmuth gewesen, als wäre ich zu früh aus einem schönen Traume geweckt worden und suche vergebens, mich in die Traumwelt zurückzufinden; dann hatte er festere Gestalt angenommen, mir die Folgen meiner Verlobung in möglichst trüben Farben ausgemalt und sich zuletzt zu der Frage verdichtet, warum Hilde noch immer im Pfarrhause zögere?

Doch stürmte sie da nicht die Treppe hinauf und riß die Thüre auf? Wie entgeistert blieb sie auf der Schwelle stehen, die Hand um den Thürgriff geballt, als bedürfe sie einer Stütze, um nicht zu fallen. Sie war bleich und übernächtig, und Alles zitterte an ihr von dem eiligen Lauf.

„Ist ein Unglück geschehen? Was macht Marie?" So war ich erschrocken auf sie zugesprungen.

„Ich bin fortgelaufen, um Sie vorzubereiten, Herr Paulsen. Sie wollte zu Ihnen kommen, zu Ihnen und dem Herrn Grafen."

„Zu dem Grafen Bodin? Um des Himmels willen! Hat der Pfarrer vielleicht —"

„Ja, er hat zu ihr geredet, fürchterliche Dinge! Sich um den Verstand zu

bringen und die Andere, die es hören mußte. Wie bin ich für meine Voreiligkeit bestraft worden! Wäre ich lieber in dem Gewittergraus umgekehrt."

„Schöpfen Sie Athem, Hilde! Was hat es denn gegeben? Soll ich hin zu ihr?"

„Sie wird kommen. Es wäre zu grauslich, wenn Sie ihr auf der Straße begegneten." Sie hatte die Thür verlassen und war einige Schritte in die Stube hineingegangen. Ich schob ihr einen Stuhl hin, und sie fiel fast darauf nieder. „Fassen Sie sich," sagte ich und blieb vor ihr stehen, „erzählen Sie mir. Die Wetterwolke über dem Hause mußte einmal platzen. Aber es wird sich Alles noch zum Guten wenden."

„Wird es? Wenn Sie den Pfarrer gehört, glaubten Sie es nicht; der Teufel ist so mächtig in ihm, wie damals nach dem Tode seiner guten Frau. Ich war gestern so lustig und so leicht von Ihnen gegangen; ich freute mich ordentlich, dem Pfarrer einen Schabernack spielen zu können, nun hab' auch ich meine Strafe weg. Ich kam grad durch den Garten, als die ersten Tropfen fielen. Das Fräulein hatte Licht in ihrem Zimmer und stand am Fenster, wohl in Gedanken an Sie. Sie erkannte mich gleich und ging selbst die Treppe hinunter, mir die Hinterthür des Hauses zu öffnen. Da war nun zuerst große Freude über Ihren Brief, und daß sie mit mir von Ihnen sprechen konnte. Wir saßen hinter der verschlossenen Thür und überhörten in unserem Geplauder beinahe Donner und Sturm und Regen. Sie war mild und freundlich mit mir, wie schon seit lange nicht."

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß sie ein gütiges Herz hat?" unterbrach ich sie, selbst in dieser drängenden Hast schmeichelte es mir, das Lob der Geliebten zu hören.

„Ja, wir hockten zusammen, als ob wir noch die Kinder und die Spielgefährtinnen von ehemals wären, als wäre nichts zwischen uns gekommen, und wir versprachen uns, wieder gute Freundinnen zu sein. Und wie Kinder thun, flüsterten wir miteinander und hielten uns umfaßt, halb aus Zärtlichkeit, halb aus Furcht vor dem Gewitter. Denn das war inzwischen immer stärker geworden, und in dem unaufhörlichen Rollen und Knattern des Donners hatten wir nicht Acht darauf gehabt, daß einer die Stiege heraufgekommen und jetzt heftig an die Thür pochte. Der Vater! zischelte mir Marie ins Ohr und drängte mich rasch in die Nebenkammer. Bist Du es, Vater? fragte sie dann und schob den Riegel von der Thür."

„Und nun fuhr er wild auf die Tochter los?"

„Das dacht' ich auch, denn ich sehe ihn immer noch, wie er sie vor Jahren an den Haaren herumgeschleift hat, und ich stand auf dem Sprunge, ihr bei der ersten Bewegung, die er machen würde, Hülfe zu bringen. Ich hätt' es wohl mit seinem Jähzorn aufgenommen. Aber es kam ganz anders. Viel erblicken konnte ich durch das Schlüsselloch nicht von ihm, doch gewahrt' ich, daß er seinen schwarzen Talar angezogen, als wollte er eine Predigt halten. Und die hielt er auch. Mit einer Stimme, die mir noch mehr als der Donner, der über uns grollte, durch Mark und Bein ging. Eine Predigt von Sünde und ewigem Verderben, daß mir die Haare flogen und das Herz zum Zer-

springen hämmerte. Nicht meinetwegen, an mir ist nach der Meinung des Pfarrers nichts mehr zu verderben, aber um des armen Fräuleins willen, auf deren Seele das Alles niederprasselte wie Hagelkörner. Und sie war noch eben so glückselig gewesen und hatte so Liebes von Ihnen geredet, Herr Paulsen! Jetzt sollte sie mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen, ob sie Ihre Frau werden könnte — sie, die Tochter einer — — — — —"

„Sagte er das Wort? Er ist nicht bei Sinnen!"

„Ja, das sagte er, ohne Scham und Schande seiner Tochter ins Gesicht und schmähte die gute Selige, die viel besser und frommer und demüthiger bei ihren Lebzeiten gewesen war, als er, daß ich vor Zorn hätte aufschreien mögen. Das Fräulein war stumm und starr, ich vernahm nicht einmal, ob sie schluchzte. Und da der Apfel nicht weit vom Stamme fiele und das lüsterne Blut der Mutter in ihr flösse, würde sie ebenso handeln wie diese und Unehre über ihren Gatten bringen. Es gäbe nur ein Heilmittel, wenn sie ihr Verlöbniß aufkündigte und in des Vaters strenger Zucht bliebe, dann flösse vielleicht aus Gottes Grimm seine lautere Gnade: da stieß sie einen jähen Schrei aus und fiel schwer auf den Boden. Im Augenblick war ich bei ihr, kniete neben ihr nieder und hob ihr Haupt empor. Er stand mit hoch erhobenen Armen, und der Talar schlotterte um ihn. Fort! schrie ich ihn an, wollen Sie Ihr Kind morden? Lieber todt als verdammt, sagte er, aber er ging. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, wich ihre Ohnmacht. Daß ich die Mägde herbeirief, litt sie nicht; sie wollte auch mich fortschicken. Allein das gelang ihr nicht. Welche Nacht, Herr Paulsen! Welche Nacht haben wir durchweint! Gegen den Morgen wurde sie ruhiger und entschlossener. Doch wie sieht sie aus! Es ist herzbrechend. Dafür wird jetzt die ganze Schlechtigkeit und die eifersüchtige Bosheit des Pfarrers ans Licht kommen, und das freut mich! Wie hat er mich vordem verlästert und verketzert! Freilich, ein Mann, der seine eigene verstorbene Frau beschimpft! Auf der auch nicht ein Stäubchen lag! Nicht ein Stäubchen!"

Ich fühlte mich weder berufen, sie aufzuklären, noch ihr den Groll und die Schadenfreude gegen den Superintendenten zu verweisen, ich dachte nur an die unglückliche Marie und an die Möglichkeit, sie zu beruhigen. Flüchtig dankte ich Hilden für ihre Klugheit und Entschlossenheit und wollte eben das Haus verlassen, als mir auf der Treppe Marie entgegen kam. Hilde hatte Recht, ihr Antlitz war wie zu Stein verwandelt. Unwillkürlich hatte ich bei ihrem Anblick die Arme geöffnet, die Wankende darin zu empfangen und hinaufzuführen, aber mit dem traurigsten und zugleich eisigsten Blicke wehrte sie meine Berührung und meine Hülfe ab.

Welch' ein Opfer der Wahrheit! sagte ich mir, während ich sie in ein Zimmer geleitete. Wenn dies ihre Wirkung ist, möge uns nie die Wahrheit entschleiert werden. Der Bodensatz des Menschenlebens ist nicht zum Anschauen für empfindliche Seelen da. Was für die roheren Naturen der Rausch, ist für die feineren die Lüge; sie beide helfen ihnen über das Elend und die Gemeinheit der Wirklichkeit hinweg.

Widerwillig, da der Leib schwächer als der Geist, war sie in einen Sessel niedergesunken; ich hielt ihre Hände fest in den meinigen. „Sie sind außer sich.

Marie! Es sind leere Schreckbilder, die Sie ängstigen. Sie kannten den Wahn, der Ihren Vater quält und verfolgt, wir haben oft genug darüber gesprochen, was ist in der Nacht geschehen, daß er auch Sie angesteckt hat? Habe ich mich seit gestern verändert? Sind Sie nicht mehr, was Sie gestern waren? Mir so theuer und so lieb, wie je? Ist es nicht gerade das Leiden Ihres Vaters, das uns zusammengeführt hat?" So im Durcheinander der Gedanken und der Worte redete ich auf sie eifrig und beschwichtigend ein.

„Ja," erwiderte sie mit einem bitteren Ton, „ich bin nicht mehr, die ich gestern Abend war. Damals war ich Ihres Mitleids und Ihrer Liebe werth; ich wußte nicht, daß ich in Sünden und zur Sünde geboren bin. Jetzt aber braust und gährt es in mir; aus der Gluth, die in dem Innern jenes Mannes tobt, ist ein Funke in mein Herz gefallen. Sie haben um ein sanftes und ein reines Mädchen geworben, und ein leidenschaftliches mit vergifteter Phantasie steht vor Ihnen."

„Das ist nicht Ihre Stimme, nicht die Stimme der gütigen und ruhig klaren Marie, der Vater redet noch aus Ihnen. Und glauben Sie mir, sein zorniger Geist schafft mehr Unheil, als all' die Schuld, die er Ihrer Mutter andichtet."

„Andichtet? So spricht nur ein Ueberzeugter, welcher der Wahrheit voll ist."

„Das sind alle Schwärmer. Aber was beweist das für uns, für Sie und mich? Ich werde mir das holde Bild Ihrer Mutter nicht durch solche Vorstellungen trüben lassen, und sollte ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß Sie ihr gleichen? Darf die Eifersucht Ihres Vaters, seine Abneigung, Sie aus seiner Macht zu geben, und um Alles zu sagen, sein Haß gegen den Grafen, unser Glück zerstören? Was hat unsere Zukunft mit seiner Vergangenheit gemein?"

„Sie müssen aus Ihrem Edelmuth heraus so reden, aber mein Gewissen bringen Sie damit nicht zum Schweigen. Weit zurück habe ich den schmählichen Verdacht meines Vaters gewiesen, daß Sie aus Eigennutz und im Einverständniß mit dem Grafen, um mich geworben, daß er Ihnen einen Theil seines Vermögens um diesen Preis versprochen hätte."

„O, des unseligen Argwohns und seiner häßlichen Scharfsichtigkeit! Jedes Staubkorn nimmt er unter das Vergrößerungsglas."

„Ich habe an Ihnen nicht gezweifelt, so sollen Sie fortan auch an mir nicht zweifeln. Aus dem Dunkel, das mich umgibt, würden immer Irrungen, Schrecknisse und böse Gedanken auftauchen; ich würde niemals ruhig werden, und Sie würden niemals meiner Treue sicher sein. Darum will ich Klarheit um mich haben. Der Graf hat mich zu sehen gewünscht. Da bin ich, führen Sie mich zu ihm."

Sie war in einer Erregung und Unabänderlichkeit des Willens, der ich nachgeben mußte, wie bedenklich es mir auch erschien, sie in dieser Stimmung zu dem Grafen zu lassen. Ihn vorzubereiten war ausgeschlossen, kaum, daß ich Johann zu ihm hineinschicken konnte, ob er Fräulein Wahrmund empfangen wolle? Sie hatte den Hut abgelegt und das braune Haar, jedes Bandes ledig, fiel ihr leicht gelockt, in einem eigenen Glanze unter dem Widerschein der Morgensonne er-

schimmernd, auf die Schultern. Das schwarze Wollenkleid ließ sie noch höher und stolzer erscheinen, als sie war; nichts Weißes war an ihr sichtbar; wie in tiefer Trauer schritt sie daher, ernsten Ganges, mit einem Zuge der Unerbittlichkeit in ihrem marmorkalten Gesicht.

Der Graf saß aufgerichtet in seinem Bette. Die freudige Erwartung erhöhte den Glanz seiner Augen und lag als leichte Röthe auf seinen eingefallenen Wangen. Warmer Sonnenschein erfüllte das Krankenzimmer. So oft hatte Marie es in den letzten Wochen Ulrikens betreten, daß sie ohne Verlegenheit sich näherte. Ich folgte ihr. „Da ist Fräulein Wahrmund," sagte ich mit gedämpfter Stimme, „wie Sie es gewünscht haben."

Das schwarz gekleidete Mädchen mit dem strengen Ausdruck seiner Mienen, in seiner herben Haltung, enttäuschte seine Hoffnung, und seiner Gewohnheit nach senkte er seine Wimpern über die Augen, als müsse er sich erst innerlich an den unvermutheten Anblick gewöhnen. Nichts erinnerte zu dieser Frist an und in Marien an ihre Mutter oder die Roggensee. Nur ein wenig milderte das erwachende Mitleid mit dem Kranken ihre ablehnende Kühle.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Graf," redete sie ihn an, „und da ich von Herrn Paulsen gehört, daß Sie ein Jugendfreund meiner Mutter gewesen sind, bin ich zu Ihnen gekommen."

Auf einem Stuhl neben dem Bette hatte sie sich niedergesetzt. Ich stand in der Fensternische, bereit zum Rückzuge, so bald es mir räthlich erscheinen würde, Beide allein zu lassen.

„Ich danke Ihnen, mein liebes Fräulein," antwortete Bodin mit seiner sympathischen Stimme, der seine Angegriffenheit einen rührend weichen Klang gab, „Sie bereiten mir eine große Freude. Auf ein Gespräch wagte ich kaum zu hoffen; bei meinem Zustande wäre ich schon beglückt gewesen, Sie nur durch das Zimmer schreiten zu sehen; ich hätte es mir in meiner Phantasie als eine Engelserscheinung ausgelegt."

Er hatte seine Augen aufgeschlagen, und seine stillen Blicke schienen ihr Bild gleichsam in sich saugen zu wollen. Sie duldete es, ohne den Kopf abzuwenden, und betrachtete ihn mit derselben aufmerksamen Wehmuth. In ihrem Geiste mochte sie seine Züge und seine Sprache mit denen Wahrmund's vergleichen und halb unbewußt ihre eigene Persönlichkeit nach Aehnlichkeiten mit dem vor ihr liegenden Manne durchforschen. Allein keine noch so entfernte und verblaßte Erinnerung regte sich, keine noch so leise Stimme sprach in ihr für den Grafen. Er blieb für sie ein Fremder, dessen Eindrängen in ihr Leben sie sich nicht erklären konnte. In dem Dunkel ihres Gedächtnisses blitzte wohl jenes Medaillonbild auf, das ihr Mind einmal gezeigt, doch hatte der Eindruck sich ihr nicht lebendiger eingeprägt. Und wie sie sich auch Alles zusammenzureimen suchte, in ihre Seele trat es nicht. Wie ein Felsstück war es auf sie gefallen und drohte sie zu erdrücken; eine Beziehung zwischen ihrem Dasein, ihrem Empfinden und der Grausamkeit des Zufalls fand sie nicht.

Je inniger und zärtlicher Bodin's Gefühle für sie waren, desto richtiger erkannte er, was in ihr vorging. „Sie fragen nach der Ursache meiner Theilnahme für Sie," sagte er, „und entdecken keine. Ein gewisses Befremden be-

schleicht Sie. Es ist so natürlich, daß Sie längst vergessen haben, welch' alte Bekannte wir sind."

„Ich weiß es erst durch die Mittheilungen des Herren Paulsen," antwortete sie.

„So nehmen Sie mich als Ihren jüngsten Freund auf," meinte er mit einem milden Lächeln, „wie ich der älteste Ihrer Mutter war. Als junges Mädchen habe ich sie auf dem Pfarrhof in Pritzwalk gekannt, als Gattin Ihres Vaters habe ich sie verehrt; dann ist der Krieg, sind meine Reisen zwischen uns getreten. Jahre lang sind wir für einander verschollen gewesen; sie ist gestorben, während ich in Japan weilte. Aber das Gedächtniß einer so großen Schönheit, einer so engelhaften Güte konnte in mir nicht sterben; es war ein Theil meines Wesens geworden. Da wäre es still erloschen, ohne die Reihe der wunderlichen Ereignisse, die mich auf dies Krankenlager geworfen haben . ." Er hielt inne, das längere Sprechen und die Gewalt, mit der er seine innerste Bewegung zurückdrängte, hatten seine Kräfte erschöpft.

Unter seinen so gemessenen und zarten Worten hatte Marie etwas von ihrer Härte und Sicherheit eingebüßt. In dem ersten Antriebe der Leidenschaft mochte sie es für möglich gehalten haben, ihm zuzurufen: bist Du mein Vater? Weder Maß noch Ziel hatte der wilde Zorn gekannt, von dem sie sich ergriffen fühlte. In seiner Nähe jedoch entschwand ihr der unweibliche Muth. Seine Schwäche bot ihr keinen Punkt zum Angriff, keines seiner Worte reizte sie zum Widerspruche. Was er von ihrer Mutter sagte, drückte Hochachtung und Bewunderung aus und tröpfelte, ohne daß sie es sich eingestand, Balsam auf ihr wundes Herz. Durfte sie ihn nach seinem Geheimniß fragen? Ihm vorhalten, welcher Schuld ihn Wahrmund bezichtigte? Unsicher irrte ihr Blick über ihn hin, unsicher flog er zu mir hinüber. Sie zürnte ihrer eigenen Schwäche und rang doch vergeblich mit ihr. „Sie haben meine Mutter sehr geliebt?" brachte sie endlich zwischen den bebenden Lippen hervor.

„Gibt es Jemanden, der sie gekannt und nicht geliebt?" fragte er dagegen. „Hat Ihnen Herr Paulsen nie von seiner Schwärmerei für sie erzählt? Haben Sie je ein anderes Urtheil als das rückhaltloser Verehrung über sie gehört?" Einen Moment schlug sie die Augen nieder, dann aber faßte sie ihre Entschlossenheit zusammen und sagte leise: „Ja, von meinem Vater."

„O — verzeihen Sie ihm! Er ist sehr unglücklich, wenn er jetzt noch diese schöne Seele verkennt. Als Sie ein Kind waren, trug er Ihre Mutter auf Händen. Es waren starke, rauhe Hände; wenn sie zugriffen, verletzten sie oft, wo sie liebkosen und wohlthun wollten. So thut er jetzt seinen theuersten Erinnerungen weh."

„Es schmerzt, wenn wir merken, daß ein Herz uns nicht ganz gehört hat, das wir doch das unsrige nannten."

„Ach, mein Kind, was wogt Alles auf und nieder, im Laufe der Jahre, in einem Menschenherzen! Nicht nach seinen flüchtigen Wallungen dürfen wir es richten; wie es sich auslebt, das macht seinen Werth und Unwerth aus. Und eine Seele, die sich immer wieder ins Rechte findet, sollte nicht das Recht eines eigenen Daseins, eigener Freuden und Leiden haben? Aber wohin verirrt sich das Gespräch!

Statt mich dem Glücke Ihrer Gegenwart hinzugeben, nach Ihrem Ergehen, nach Ihrer Zukunft zu forschen, wie es sich ein kranker Mann wohl gestatten mag, verliere ich mich in Unergründlichkeiten. Der Antheil, den ich an dem Schicksal und den Hoffnungen meines lieben Freundes dort," und er deutete auf mich, „nehme, macht mir solche Fragen vielleicht auch in Ihren Augen um so verzeihlicher."

Wohl merkten Beide, daß sie mehr und mehr das Ziel verloren, das sie durch diese Begegnung zu erreichen gehofft. Aber der Sturm des Gefühls, in dem es allein möglich gewesen wäre, hatte sie nicht ergriffen. Den Grafen hatte Mariens Haltung eingeschüchtert, sie fand sich ihm gegenüber auf die Vertheidigung eingeschränkt. Was er ihr sagte, war der Lage so verständig angepaßt, so ohne jeden Ton der Leidenschaft, daß sie an den Behauptungen ihres Vaters irre wurde. Wenn doch nur eine idealische Neigung, eine Seelenfreundschaft ihre Mutter mit dem Grafen verbunden, wenn einzig das Reißen und Zerren daran die Unschuld zur Schuld entstellte! Wie unkindlich und hassenswerth hätte sie sich selbst erscheinen müssen, würde sie dem, was ihr das Herz zerwühlte, ein Wort geliehen haben! Bodin's letzte Aeußerung, die das Gespräch weit ab von der ursprünglichen Absicht dieser Zusammenkunft lenkte, erleichterte Beide und erlaubte mir, bescheiden mich einzumischen. Je deutlicher sie erkannten, wie viele Dinge zwischen ihnen standen, wie der Kraft, die sie zu einander zog, eine andere, die sie auseinander trieb, entgegenwirkte, desto willkommener war ihnen meine Vermittelung. Ich war die lebendige Verbindung zwischen ihnen, stärker und greifbarer als der Schatten Gerda's . . .

Und so durfte ich nach einiger Zeit ihnen vorschlagen, für diesmal die Unterredung zu schließen, schon aus Rücksicht auf die geringen Kräfte des Kranken, die der Schonung bedurften. Was sich billiger Weise von einer ersten Zusammenkunft zweier Menschen, die sich bis dahin fremd geblieben, erwarten ließ, hatte sich erfüllt, eine Annäherung war eingetreten, die Scheu vor einander überwunden. Ob sich ein innigeres Verhältniß anknüpfen würde, mußte der Zukunft anheimgestellt werden. Aber wie tapfer bis dahin sich auch Bodin selbst überwunden, ein so gelassener Abschied stand in einem zu schmerzlichen Widerspruche zu der Hoffnung, mit der er dieser Aussprache entgegengesehen, und zu der Rührung, die ihn bei dem Gedanken der Trennung ergriff. Würde er jemals Marie wiedersehen? Durfte er noch einmal auf eine solche Gunst des Zufalls rechnen? Er richtete sich in seinen Kissen hoch auf, legte meine und Mariens Hände ineinander und sagte: „Wie beglückt wäre ich, wenn sie immer so vereinigt blieben! Es gibt nichts Schöneres und Heiligeres auf Erden als den Bund zweier Herzen. Wohl denen, die ihn ohne Schuld schließen, sie haben die Krone des Lebens gewonnen. Mir ist es, als wären Sie beide von lange her für einander bestimmt, als hätte mich das Geschick in seiner unerforschlichen Weisheit hierher geführt, diesen Bund zu stiften und zu segnen," und er beugte sein Gesicht zu Marien hinüber, um ihre Stirn flüchtig mit seinen Lippen zu berühren.

„Halt!" rief da eine mächtige Stimme hinter uns. Wir hatten das Oeffnen der Thüre überhört und fuhren erschrocken auseinander. Auf der Schwelle stand Wahrmund. War es nur, daß ihn der volle Sonnenschein, der durch das Fenster

hereinfiel, umglänzte, oder war es eine Vision meiner Einbildung — wie von innerem Feuer glühte er.

„Halt!" rief er noch einmal. „Die Lippen des Sünders sollen dem Kinde der Sünde nicht das Siegel der Verderbniß aufdrücken."

Bis in die Mitte des Gemachs war er vorgeschritten. Ihn zu hindern, wäre mir vielleicht nicht einmal möglich gewesen, allein mir kam dieser Gedanke gar nicht. Es war wie eine Lawine, die den Berg hinunterrollt. Marie war neben dem Sessel, auf dem sie bisher gesessen, in die Kniee gesunken, und verbarg ihr Gesicht an seiner Lehne. Zwischen den beiden Männern war nichts — der Eine ein Kranker mit blassen, eingesunkenen Wangen, aus denen die Augen wie in einem Auflodern der Lebenskraft verzehrend flammten, mit fliegenden Händen, die auf der Bettdecke hin und her fuhren, als ob sie dieselbe zurückstreifen wollten, der Andere scheinbar in der Fülle körperlicher Gesundheit, mit geschwollenen Stirnadern, mit starkem Nacken, breitschultrig und hoch, ganz Eifersucht . .

„Da bin ich, Graf Bodin," sagte er, „zwischen uns ist der Tod und sein Abgrund. Alles Irdische ist von uns abgefallen; keine Rücksichten und keine Lüge sollen die freie Seele mehr binden. Hier stehe ich und fordere Wahrheit."

Eine dunkle Röthe zuckte über das Gesicht des Grafen hin. Er machte eine gewaltsame Anstrengung, als wollte er Decke und Kissen von sich abwälzen und aufspringen, seinem Feinde zum Kampfe entgegen. Aber seine Schwäche und mit ihr das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit steigerten sich nur in dieser vergeblichen Bemühung. Noch erwiderte er den Haß- und Zornblick Wahrmund's mit einem letzten Aufleuchten seiner Augen aus ihren tiefen Höhlen heraus, das gegenüber seiner körperlichen Ohnmacht etwas doppelt Furchtbares hatte, dann erlosch auch dies Feuer unter der dämonischen Gewalt des Gegners, und mit leiser Stimme, die Augen schließend und die Rechte nach Marien ausstreckend, bat er: „Verzeihung, Wahrmund, um dieser willen, Verzeihung!" Einen Augenblick hielt er die Hand noch erhoben, als erwarte er, daß sie Wahrmund ergreifen werde — kraftlos fiel sie auf die Decke zurück.

„Verzeihung!" schrie Wahrmund und brach in ein ingrimmiges Gelächter aus. „Das ist auch ein Geständniß. Die Wahrheit siegt, die Wahrheit! Da ist sie, ich halte sie!" Und wie triumphirend schaute er zu der Sonne auf. „Vor dir gibt es keine Lüge, die Sonne bringt Alles an den Tag." Mit den Händen fuhr er sich wild durch die Haare, daß sie sich wie Borsten emporsträubten. „Ein Reif ist von meiner Stirn gesprungen, ein Stein ist von meinem Herzen gefallen. Was liegt daran, ob wir zu Grunde gehen? Lobsinget der Wahrheit! Her zu mir, Marie! Unauflöslich gehören wir zu einander! Mit mir ist das Elend, mit Dir ist der Fluch. Deine Mutter war —"

Sprach's, stammelte, gurgelte einen heiseren, unverständlichen Laut wie im Erstickungskrampf, und lag breit und steif wie von einem Blitz gerührt auf dem grauen Teppich des Fußbodens.

„Mein Vater!" schluchzte Marie auf und warf sich über ihn hin.

Nicht einem Menschen, einer Leiche ähnlich starrte Bodin auf den gestürzten Feind. Hilde und Johann kamen auf meinen Hülferuf; wir hoben ihn auf, trugen ihn in das Nebenzimmer, betteten ihn auf ein Sopha. Ein Schlagfluß

hatte ihn tödtlich getroffen. Ohne die Besinnung und die Sprache wieder zu erlangen, lebte er noch einige Stunden; seine glanzlosen Augen erkannten Keinen mehr, seine gelähmten Hände erwiderten keinen Druck mehr. Nur was sich auf die Behandlung des Sterbenden bezog, wurde zwischen uns besprochen, sonst war es, als hätte das Verhängniß uns Alle mit Stummheit geschlagen. Der Sanitätsrath wollte solchen Ausgang in den letzten Tagen vorausgeahnt haben und deutete an, daß der Tod Wahrmund vor Schlimmerem bewahrt. Er überließ mir und Marien die Sorge um ihn und wandte seine Kunst und Pflege einzig dem Grafen zu, als hinge sein Ruf davon ab, daß er wenigstens einen seiner Kranken durchbrächte. So lange ihr Vater noch schwer und stöhnend athmete, war Marie von einer seltsamen Unruhe und Scheu; bei seiner leisesten Bewegung, bei jedem zufälligen Geräusch schauerte sie zusammen; zuweilen hatte sie den Ausdruck und die Stellung einer ängstlich Horchenden — fürchtete sie, sein Mund könne sich noch einmal öffnen, um den Satz zu vollenden, in dem ein Unfichtbares ihn unterbrochen? Als er den letzten Odem verhaucht und kalt und starr dalag, kniete sie nieder, küßte seine herabhängende Hand und schloß ihm die Augen — Alles ohne Thränen und ohne Seufzer. Aufstehend, war sie eine Verwandelte. Jede Unsicherheit war aus ihrer Haltung und ihrem Willen gewichen, mit ihrer Entschlossenheit war ihr auch ihre Unnahbarkeit wiedergekehrt. „Wenn man in solchen Dingen ein inneres Zeugniß anrufen darf," sagte sie mir, „so weiß ich, daß ich seine Tochter bin, mit dem Grafen hab' ich nichts zu schaffen." Ohne ihm Lebewohl zu sagen, verließ sie mein Haus. Kaum, daß sie meinen Kuß auf ihre Stirn duldete; als ich sie in meine Arme schließen wollte, trat sie zurück: „Laß!"

Nur mit Mühe gelang es mir und Fritzlaw, ihr einen Theil der Sorgen um die Bestattung abzunehmen. In jeder Hinsicht, in Pomp und Würden, in Feierlichkeit und Trauer war sie der Stellung und der Bedeutung des Todten angemessen. Die Stadt hatte ihren hervorragendsten Mann, die Kirche ein weithin leuchtendes Licht in ihm verloren. Welches Aufsehen auch der plötzliche Todesfall erregte, eine Vermuthung über den wirklichen Zusammenhang tauchte nicht auf. Der Einzige, der außer uns drei Augenzeugen den Hergang errathen mochte, Richard Mind, schwieg und spielte den Erstaunten; er hatte keinen Grund, Gerüchte, die ihm nichts einbringen konnten, auszustreuen. Für die Anderen hatte der Besuch, den der Superintendent mit seiner Tochter dem aus schwerer Krankheit erstandenen Grafen gemacht, nichts Auffälliges; war doch der Doctor ein klassischer Zeuge für die aufrichtige Freude, die Wahrmund über die Genesung Bodin's gezeigt. Daß der Prediger ein wunderlicher Heiliger, ein Erforscher Gottes und Wahrheitssucher gewesen, stand bei Allen, die nicht auf die geistliche Saite gestimmt waren, fest, ihnen konnte auch das Dienstbotengeschwätz von den absonderlichen Reden, die Wahrmund öfters mit seiner Tochter geführt haben sollte, nichts Neues sagen; nach ihrer Meinung hatte er seine Tochter falsch erzogen und war seiner Gattin nicht werth gewesen.

Der in dem Kampfe der beiden Männer nach menschlichem Ermessen hätte unterliegen müssen, der Graf blieb am Leben. An dem Tage, an dem wir Wahrmund bestatteten, entschied sich die Besserung seines Zustandes. Die unaufhörliche Span-

nung verschwand aus seinem Gemüthe, eine Leere trat ein, aber auch eine tiefe, beinahe wunschlose Ruhe. Zusehends erholte er sich, bald durfte er das Bett verlassen, ein Ausflug im Wagen erfrischte und stärkte ihn. Immer lebhafter sprach er davon, nach Berlin zurückzukehren; ich sollte ihn begleiten, es schien ihm nicht möglich, ohne mich sein Dasein weiterzuführen. Und ich selbst wußte mir keine bessere Wahl. Wohin, ach! waren meine Reisepläne gerathen, wohin die Freiheit, die ich mit so durstigen Zügen eingesogen! In die ärgste Knechtschaft hatte mich das Schicksal gestürzt. Alles, was ich gedacht und beabsichtigt, hatte es in das Gegentheil verkehrt. Von fremden Menschen und Verhältnissen war ich abhängig geworden, das willenlose Werkzeug zur Entschleierung der Wahrheit. Nicht eine böse Neigung, weder Habsucht noch der Trieb zur Lüge und Verleumdung — meine Gutmüthigkeit und meine Schwäche, das Krumme gerade biegen zu wollen, konnte ich allein anklagen. Sie hatten mich dahin geführt, wo es zur Zeit keine Umkehr für mich gab. Mit der ganzen Heftigkeit und Selbstsucht eines Kranken klammerte sich der Graf an mich. Denn jede Hoffnung, Marie an sich heranzuziehen, war gescheitert. Sie betrat mein Haus nicht mehr und lehnte jedes Gespräch über den Grafen ab. Mit keinem Worte verrieth sie ihre innerste Meinung, aber ich merkte bald, daß der Haß ihres Vaters gegen ihn sich geheimnißvoll auf sie vererbt. Der schreckliche Ausgang der ersten und einzigen Begegnung, die zwischen ihnen stattgefunden, hatte die Kluft, die sie trennte, unübersteiglich gemacht. Auch Bodin wurde unwillkürlich von diesem Schauer erfaßt. Wenn er sich eine Weile die Entzückung eines Wiedersehens ausgemalt, unterbrach er sich selbst: „Welch ein Traum! Nie werde ich den Muth haben, die Hand nach ihr auszustrecken; stände sie vor mir, würde sie einem Racheengel gleichen.“ So wurde ich sein Trost, seine Stütze und sein Berather . . .

Aber wie hätte meine Freundschaft für ihn anders als befremdlich und peinlich auf Marie wirken können? Nahm ich dadurch nicht nachträglich Partei für den Schuldigen gegen ihren Vater? Je eifriger sie sich mit der Regelung seines Nachlasses, mit der Aufgabe ihrer Wohnung im Pfarrhause beschäftigte, desto mehr erfüllte sie sich mit seinem Gedenken. Sie warf sich ihre Lieblosigkeit gegen ihn vor und suchte gleichsam seinen Schatten durch doppelte Bewunderung zu versöhnen. Rath forderte sie von Keinem, unablässig betrieb sie den Bau des Vogelbauers nach den Plänen des Vaters. Dort gedachte sie mit Hilden und einer alten Dienerin den Sommer in Einsamkeit zu verbringen. Hilde hatte ohne Zögern eingewilligt, „in dem Hause,“ sagte sie mir, „werden wir beide vor allen Anfechtungen sicher sein.“ Jetzt, am Ende des Mai's, war das kleine Haus wohnlich und schicklich eingerichtet; ich hatte sie um die Erlaubniß gebeten, es mir ansehen zu dürfen, um doch zu wissen, wie sie gebettet sein würde, und sprach ihr nun meine Befriedigung darüber aus, und daß ich erleichterten Herzens die Stadt verließe, da ich sie dort in friedlicher Stille, unter dem Schutze des freiherrlichen Paares, für wohl geborgen hielte.

Am nächsten Tage schon wollte sie hinaus, in der Frühe, Hilde könne nach meiner Abreise nachkommen. „Es duldet mich nicht mehr in diesen Mauern, sie erdrücken mich,“ äußerte sie. Ich fühlte, sie drängte auch zum Abschiede von mir.

Wieder wie vor fünf Wochen saßen wir auf der Bank unter der Linde im Pfarrgarten. Dicht mit hellgrünen Blättern und gelblichen Blüthenknospen waren alle Zweige des alten Baumes lieblich und festlich bedeckt. Aber in unseren Herzen athmete kein Frühlingshauch. Vielleicht hätte ein Anderer auch zu ihr an dem offenen Grabe von Liebe und Zukunft sprechen und gerade in dem Unglücke den Stoff zu seinem Glücke finden können; mir versagte ihr gegenüber der Wille wie die Stimme. Sie erschien mir wieder, wie ich sie zuerst bei Ulriken gesehen, in der festen und kühlen Bestimmtheit ihres Wesens keines Menschen bedürftig, freudlos und leidlos. So schön und schlank sie in ihrem Trauerkleide aussah, nichts als Abwehr lag in dem Ausdruck ihres Antlitzes. Nicht wie an jenem unvergeßlichen Abend umflorte ein durchsichtiger Thränenschleier ihre Augen, klar und traurig blickten sie, mit einer unheimlichen Schärfe, als gäbe es eine Hülle der Dinge, die sie nicht durchschauen könnten. Jedes wärmere Wort mußte fürchten, unter diesem kalten Glanze zu erstarren. Eine Weile hatten wir das Nothwendige gleichmüthig und karg besprochen, dann sagte ich: „Du bedarfst der Zeit und gleichsam einer anderen Sonne, Dich in Deinem Schmerze und in Deiner so völlig veränderten Lage zurecht zu finden. Du bist nun frei und Deine eigene Herrin; weit und offen liegt die Welt vor Dir. Ich habe die Empfindung, daß ich Dich in dieser Stimmung mit meinen Wünschen nicht beunruhigen darf."

„Hab' Dank dafür. Ich hab' keine bräutlichen Gedanken. Aber vergessen werde ich nie, welch' ein Freund Du mir in den schwersten Tagen meines Lebens gewesen bist."

„Ist dies Alles, was Du mir auf die lange Trennung als Trost und Hoffnung mitgibst?"

„Soll auch ich lügen? Ich sage Dir, wie es um mein Herz steht. Du verdienst ein besseres, ein freudigeres und sorgloseres Mädchen, als ich es bin. Es soll nichts heute entschieden werden, Lieber. Heute müßte ich zu Dir wie zu jedem anderen Manne sagen: nein! Zu Dir ohne Furcht, mißverstanden zu werden, denn Du fühlst mit meiner Seele."

„Vielleicht liegt in dieser Gleichheit des Empfindens die Bürgschaft für unsere Zusammengehörigkeit."

„Vielleicht! Aber dränge mich nicht, laß Dir wie mir die Freiheit der Wahl. Auf eine glücklichere Stunde."

Sie begleitete mich bis zu der kleinen Pforte des Gartens. „Auf Wiedersehen!" sagte ich und hielt ihre Hand in der meinigen. „Leb' wohl!" erwiderte sie und zog mit leiser Bewegung ihre Rechte zurück. Ich stand auf der Schwelle und sah ihr nach, wie sie den Baumgang langsam dahinwandelte, den Kopf ein wenig geneigt, von dem Nachmittagssonnenschein umflimmert, schwermüthig und still, ohne sich noch einmal nach mir umzuwenden.

* * *

Auf dem Rigi, wo der Graf in der frischen Bergluft Erholung sucht, und ich ihm Gesellschaft leiste, habe ich in den vielen müßigen Stunden eines solchen Aufenthalts diese Geschichte niedergeschrieben. Anfangs, um alle Einzelheiten festzuhalten, in dem unbewußten Drange, durch die Erzählung mit dem Ge-

schehenen selber fertig zu werden und seinen Eindruck zu überwinden, allmälig mit wachsender Theilnahme an den Problemen des Herzens, die sie mir bot. Nicht das kleinste stellt mir mein eigenes. Denn während ich in Ulrikens Hause mich nicht genug der erlangten Freiheit freuen und Bank und Börse verachten konnte, nahm ich in Berlin, als müsse es so sein, meinen Platz in meinem Handelshause wieder ein und arbeitete wie früher. Nicht mehr um den Tagelohn, sondern um die trägen Stunden zu beflügeln und die Langeweile des Daseins auszufüllen. Das Gleichmäßige und Gleichgültige der Beschäftigung that meinen noch immer unruhig zuckenden Nerven gut. Der Alltag trat wieder in sein Recht, und ich fürchte, die Voraussagung des Grafen wird in Erfüllung gehen und Hans Paulsen, der die Seele eines Künstlers zu haben glaubte, aber nicht den Beruf und das Talent zur Kunst und zur Freiheit hatte, als Bankdirector enden.

Zunächst wollen wir freilich mit dem Beginn des Herbstes nach Italien reisen und den Winter in Rom verleben. Der Graf hat an den Bürgermeister unserer guten Stadt geschrieben, um das Urlaubsgesuch Fritzlaw's zu unterstützen, der zur Vollendung seiner „Geschichte der christlichen Kunst" ein halbes Jahr in Rom zu studiren gedenkt. Das würde ein fröhliches Wiedersehen für uns sein. Wenn auch mehr in den Schenken, auf den Plätzen und in der Campagna, als in den Kirchen und den Museen. Wie still und einsam würde es dann in dem grauen Hause am Markte werden, das so merkwürdige Dinge gesehen! Die Ursula und der alte Johann in dem braunen Rock mit den blanken Knöpfen würden dann allein darin hausen und ungeduldig meiner Heimkehr harren. Gelegentlich würde auch Hilde zu ihnen kommen, um sich umzuschauen, daß noch Alles in Ordnung sei, und von dem abwesenden Herrn mit ihnen zu schwätzen. Denn daß Marie, wie es sich der Graf einbildet, während der Winterszeit, wenn der October mit Sturm und Regen sie aus dem luftigen Vogelbauer vertrieben, den ersten Stock beziehen würde, da sie nun doch einmal, wie sie mir geschrieben, das Trauerjahr in ihrer Heimath am Grabe ihres Vaters, zubringen wolle, glaube ich nicht. Wir führen einen regelmäßigen, freundschaftlichen, aber nicht sehr eifrigen Briefwechsel. Ob ihm die Sonne Italiens mehr Farbe und Gluth verleihen, ob er langsam durch seine eigene Stetigkeit Kraft und Wärme gewinnen oder müde und verdrießlich einschlafen wird — so zuversichtlich hoffe ich nicht das Erste, um nicht in Stunden des Zweifels auch auf das Letzte mich gefaßt zu machen. Die Wahrheit hat Mariens Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen, die nur in der trostlosen Erkenntniß vernarben kann, daß in der Gebrechlichkeit dieser Welt und bei der Schwäche unseres Willens die Lüge und die Sünde der Menschlichkeit eingeboren sind. Noch fällt diese Ueberzeugung ihrer empfindlich gekränkten Seele zu schwer, und edler dünkt es sie, den täuschenden Schein der Dinge zu fliehen und die stürmische Wallung des Gefühls zu bemeistern, als sich an dem holden Spiel des Irrlichts zu erfreuen und der Hinfälligkeit unseres Wesens nachzusehen. Aber kann es eine Liebe geben, die nicht blind und nicht schwach ist, eine Liebe, welche die Langmuth und die Vergebung nicht kennt?

Das neueste Berliner Galeriewerk.

Von

Carl Frey.

Die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung.

I.

Die ersten Galerien entstanden in Europa, als die Blüthezeit der bildenden Künste vorüber war. Die großen Meister, deren Schöpfungen die Neuzeit in langen Reihen und in oft ermüdender Folge aufstellt, haben nie im Hinblick auf diesen Zweck ihre künstlerische Thätigkeit entfaltet. Ob in Kirchen, Palästen oder einfachen Bürgerhäusern, eng verbunden mit dem Leben war die Kunst. Ueberall heftete sie sich an, und selbst Unbedeutendes und Nützliches erschienen in künstlerischem Gewande, in Formen, die das Auge entzücken und Zeugniß von dem feinen Geschmacke vergangener Geschlechter ablegen. Erst am Ende des Quattrocento's begegnen wir Galerien, doch grundverschieden von den heutigen nicht sowohl ihrer Bestimmung als vielmehr der Anlage und dem Inhalte nach. Indem die Künstler fortgesetzt für die reichsten und vornehmsten Bürger der niederländischen, deutschen und italienischen Commünen malten, bildhauerten, bauten, wurden Paläste und Häuser wie von selbst die Sammelplätze der edelsten Kunsterzeugnisse. Und wo, wie bei den Medici des 15. und 16. Jahrhunderts, infolge eines consequenten, sagen wir kaufmännischen Sammeleifers, nicht minder infolge der regen Betheiligung dieser Familie an Allem, was auf künstlerischem und geistigem Gebiete in Italien damals producirt wurde, eine besonders reichhaltige und werthvolle Privatsammlung zusammengebracht wurde, geschah das, wenn auch um dem angeborenen Kunstbedürfnisse der Mediceer zu genügen, zumeist doch zu Gunsten des öffentlichen Wohles, als dessen Vertreter gleichsam in Fragen der Kunst, der Wissenschaft, des Geschmackes dieses Geschlecht seit den Tagen Cosimo's des Alten anzusehen ist. Lorenzo's des Prächtigen Kunstschätze im Palazzo Medici-Riccardi[1]), im Garten und Villino von S. Marco, in den

[1]) Von welcher Reichhaltigkeit die Medicei'sche Sammlung im ehemaligen Familienpalaste war, zeigen selbst nach der Plünderung des Palastes durch florentinische Volkshaufen und durch die

Villen um Florenz waren allgemein zugänglich. Sie standen gleichsam im öffentlichen Dienst als unentbehrliches Unterrichtsmaterial höchster Art für alle Bürger wie für die angehenden Künstler. Aehnliche pädagogische Zwecke verfolgte Leonardo's Akademie in Mailand oder Squarcione's Sammlung in Padua, aus denen die lombardische Kunst nicht zu unterschätzende Anregungen schöpfte. Doch alle diese Sammlungen und die bei ihrer Entstehung waltenden Tendenzen blieben zunächst vereinzelt. Zu allgemeinerer Bedeutung gelangten sie erst seit der zweiten Hälfte des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts.

Seit dem Sacco di Roma (1527) und (drei Jahre später) seit der Unterwerfung der Republik Florenz unter das nunmehr herzogliche Haus der Medici, mit dem Auftreten ferner der Gegenreformation unter Führung der Jesuiten, sowie der ständisch-religiösen Kämpfe waren die vielseitige, feine Bildung und der Geschmack in Europa merklich im Sinken. Wissen und Gelehrsamkeit waren wohl breiter geworden, doch ohne entsprechende Vertiefung. Die künstlerische Technik hatte eine Staunen erregende Vollendung erreicht, aber auf Kosten des Inhaltes. Geistige Roheit hatte Platz gegriffen und verhinderte, daß die großen Kräfte und Talente, an denen kein Mangel war, Erspießliches leisteten, vielmehr an Schnell- und Massenproduction, an ödem Manierismus oder zügellosem Naturalismus Gefallen fanden. Die echte Kunst machte Rückschritte. Der eklektische Charakter der Zeit, die theoretischen Bestrebungen, die auf dem Gebiete der Kunst zur Stiftung von Akademien, in der Wissenschaft zum Betriebe der Alterthumskunde führten, waren der Entstehung von Galerien, Statuen- und Bildermuseen, Raritätencabinetten aller Art günstig. Auf dem Boden der habsburgisch-spanischen Monarchie begegnen allenthalben solche Anstalten: wie die päpstlichen Sammlungen im Vatican, die der Medici in Florenz, der Este, Gonzaga, Rovere in Ferrara, Mantua, Urbino, oder die des Kaisers in Wien und der spanischen Könige in Madrid, resp. ihrer Statthalter in Neapel und Brüssel. Jeder Fürst fast legte Gewicht auf den Besitz einer Galerie, einer Kunstkammer u. dergl.; zuweilen aus wahrem Kunstverständniß, häufig um zu prunken oder den Großen ebenbürtig zu erscheinen, immer aber zu Privatzwecken, wie noch theilweise die Sammlungen des englischen Adels, für den Hof und dem Hofe nahestehende Kreise, für Fremde von Distinction, die die Residenz berührten, weniger für das große Publicum, das freilich noch kaum vorhanden war oder vielmehr zu existiren aufgehört hatte. Erst in Frankreich entstand die erste, der Bevölkerung in ihrer Gesammtheit nutzbar gemachte Galerie, die Sammlung des Louvre.

Frankreich war seit dem Ausgange des Quattrocento ästhetisch vom Auslande abhängig geworden. Zu einem kleinen Theile versorgten die Niederlande das Königreich; für italienische Kunsterzeugnisse bot es das Hauptabsatzgebiet, und nicht immer das Beste ging dorthin. Herman Grimm hat in diesen Blättern[1]) dargelegt, auf welche Weise Ludwig XIV. und sein Kanzler Colbert

Franzosen anno 1494 noch später aufgenommene Inventare (z. B. eins vom Jahre 1512), welche Eugen Müntz jüngst unvollständig und unkritisch veröffentlicht hat. Diese Kunstschätze bilden den Grundstock für die ausgedehnten Sammlungen der Uffizien und des Pittipalastes in Florenz.

[1]) „Raphael's Ruhm in vier Jahrhunderten", Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLXI, S. 216—240 und S. 342—370.

dieser Bevormundung des Auslandes ein Ende gemacht haben. Zwar wurde die Superiorität der Antike und der italienischen Hochrenaissance rückſichtslos anerkannt, aber das hinderte nicht, trotz allem Nachbilden klassischer Muster, in der Kunst den specifisch-französischen Charakter nicht nur zu wahren, sondern in noch nie dagewesener Schärfe und Selbständigkeit auszubilden. Zu den Maßregeln des Königs und seines Kanzlers, das geistige und künstlerische Leben Frankreichs auf ein höheres Niveau und schließlich den französischen Stil in Europa zum herrschenden zu erheben, gehörten die Reorganisation der Académie royale de peinture et sculpture in Paris, der sich später, nach Bernini's Besuch am königlichen Hofe a. 1671, diejenige der Académie de l'architecture anschloß, die Stiftung der Académie française in Rom, der Manufacture royale des meubles de la couronne, eines um die Hebung der vervielfältigenden Künste und des Kunstgewerbes hochverdienten Institutes, das unter Le Bruns' Leitung sehr bald den verwöhntesten Ansprüchen und Bedürfnissen Genüge leistete. Es gehörten ferner dazu die Veranstaltung jährlicher Kunstausstellungen, der ersten in Europa, und besonders die Eröffnung der Louvregalerie als einer gleichsam öffentlichen Unterrichtsanstalt, welche, wie Vieles, was Ludwig XIV. ins Leben rief, das Vorbild für Europa wurde. Ueberall, von Stockholm bis Neapel, von Lissabon bis Petersburg, entstanden Kunstakademien nach französischem Muster. Die Bildergalerien, Statuenmuseen, Antikencabinette an deutschen Höfen, z. B. zu Stuttgart, Braunschweig, Mannheim, vor Allem in Dresden u. a. m., übten auf das geistige Leben der Nation nachhaltigen Einfluß aus. In Dresden ging Winckelmann, Lessing und Goethe „die Erkenntniß vom Wesen der Antike“ auf, die bei dem Ersten und Letzten in Italien geläutert und vertieft, zur geistigen Wiedergeburt des deutschen Volkes führte.

Die Tendenzen, welche Ludwig XIV. mittelst der Galerien und Akademieen verfolgte, blieben in Frankreich in unverminderter Geltung, auch als die Revolution und das Empire mit den Erinnerungen an das Königthum aufzuräumen bemüht waren. Gerade Napoleon I. trug viel zu ihrer Verwirklichung bei, indem er, im Stile der Universalmonarchie, die künstlerischen Kräfte und Mittel aller Nationen Europa's in Anspruch nahm. Für das Musée Napoléon in Paris wurden fast alle Galerien Europa's geplündert. Die berühmtesten Kunstwerke Italiens wurden, zum Theil als Kriegskostenentschädigung, ihnen einverleibt. Allgemeine Anerkennung aber und zeitgemäße Erweiterung fanden Ludwig's XIV. Bestrebungen erst in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In Reaction gegen das alle nationalen Bildungen negirende Universalreich Napoleon's erwuchs hier eine historische Bewegung, die mit Begeisterung die lange mißachteten Denkmäler der Vergangenheit auf staatlichem, wirthschaftlichem und geistigem Gebiete, in Sprache, Sitte, Recht und Kunst zu sammeln und in ihrem Wesen und Werden zu verstehen bemüht war. Daß derselben keine engen Grenzen gesteckt waren, beweist die Gründung des deutschen Institutes zu Rom, sowie das intensive Studium, das den alten Culturen überhaupt sich zuwandte. Frei von einseitigem Spezialistenthume wie von oberflächlicher Vielwisserei breitete sich die deutsche Wissenschaft aus. Neue Disciplinen, die früher als Sache des Dilettantismus galten, wurden als vollberechtigt ihr angegliedert. So fand, wie früher

die Archäologie unter den philologischen Wissenschaften, die neuere Kunstgeschichte jetzt unter den historischen Platz und gewann Mittel zu streng methodischem Betrieb; und ihre Ergebnisse kamen wiederum der allgemeinen Culturgeschichte zu Gute.

Um diese Ergebnisse aber so reich wie möglich zu gestalten, genügten nicht bloß eine intensive Durchforschung und Veröffentlichung der schriftlichen Quellen der mittelalterlichen und neueren Kunst aller Culturvölker — diese wurde in der That von berufenen Fachleuten unternommen, und ihre Arbeiten dienen noch der heutigen Generation zur Grundlage — sondern im weitesten Umfange auch der hinterlassenen Denkmäler. Ein reichliches Anschauungsmaterial mußte der Forschung zugänglich gemacht werden; und diesem Zwecke dienten die neuen Galerien, welche nach der Revolution in Deutschland aus königlicher wie privater Initiative hervorgingen, nicht minder wie die bereits vorhandenen Sammlungen, welche zum Theil in ihrem Bestande vermehrt und in ihrer Organisation den neuen Ansprüchen gemäß jetzt umgewandelt wurden.

Doch es wäre einseitig, anzunehmen, daß nur aus kunstwissenschaftlichen Interessen das Wallraffianum in Köln, das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M., die Münchener Pinakothek, wohin die Boisseree'sche Privatsammlung gelangte, endlich die jüngste und umfassendste dieser Anstalten, das Museum am Lustgarten in Berlin, entstanden seien. Gerade die Gründung König Friedrich Wilhelm's III. zeigt, welch' edle Motive den hochherzigen Stifter leiteten. Volksthümlich war die Bewegung der Freiheitskämpfe gewesen und zugleich für die idealen Güter des Lebens unternommen worden. Ihre Früchte sollten auch der Gesammtheit zu Gute kommen. Was der Staat an materiellen Einbußen erlitten, suchte er durch Vermehrung und Vertiefung des geistigen Besitzes auszugleichen, ja zu überbieten. Neben der Berliner Universität die Galerie, beide, wie die Schulen, Volksbildungsanstalten edelster Art. Dementsprechend war von Anfang an und im Sinne ihrer hohen Stifter und Protectoren das Streben der Museumsverwaltung darauf gerichtet, ein Bild der gesammten Kunst aller Zeiten und Völker zu geben: der alten wie der neuen, der Plastik, der Malerei, des Kunstgewerbes, der reproducirenden Künste (Stich und Holzschnitt), der Handzeichnungen, Münzen 2c. Und ferner wurden die einzelnen Abtheilungen nach historischem Gesichtspunkte angeordnet. Dem aufmerksamen Besucher der Museen sollte eine vollständige Entwicklungsgeschichte der Kunst von den Mumien Aegyptens und den unbehülflichen Erzeugnissen der Südseeinsulaner an bis zu den großen Meistern der Neuzeit, Raphael, Dürer, Michelangelo, Cornelius und anderen, womöglich in Originalwerken, wo diese fehlten, in guten Nachbildungen geboten werden. So sind die preußischen Kunstsammlungen, deren ursprüngliches Programm noch immer Geltung hat, gerade deshalb durch die Stiftung der Nationalgalerie, der Museen für Kunstgewerbe und Völkerkunde mannigfaltige Erweiterung erfahren hat, von ungeheurem Segen für die Volksbildung, für die heimische Wissenschaft wie für die künstlerische und kunstgewerbliche Production geworden.

Doch läßt sich nicht verkennen, daß der Besuch der Galerien nur ein local begrenzter sein kann, daß ferner eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Be-

suchern Verständniß und Nutzen von ihnen haben wird. Die aufgestellten Schätze würden nur ein todtes Capital bleiben, falls nicht für ausreichende Veröffentlichung und Erläuterung derselben Sorge getragen würde. Diesen Gedanken verfolgt das neueste Berliner Galeriewerk in größtem Maßstabe und auf breitester Grundlage. Sehen wir, in welchem Verhältnisse dasselbe zu seinen Vorläufern steht.

II.

Vor der Erfindung des Kunstdruckes war die Vervielfältigung von Kunstwerken beschränkt. Repliken von der Hand des Künstlers, Copien seiner Schüler oder fremder Meister, Skizzen, Zeichnungen u. dergl. mußten genügen. Diese so zu sagen vornehmste Art der Reproduction hat nie aufgehört, auch als Kupferstich und Holzschnitt in voller Blüthe standen. Die Niederländer erwiesen sich als geschickte Copisten fremder, besonders italienischer Meister, der Bedeutung zufolge, welche die italienische Kunst des Cinquecento für die Monumentalmalerei Flanderns und Hollands bis auf Rubens und seine Schule gewonnen hatte. Rubens selbst z. B. copirte in Italien und Spanien theils zum Selbststudium, theils in fremdem Auftrage Werke der Antike wie der Hochrenaissance, besonders Tizian's, in großer Zahl. Die Verbreitung von Kunstwerken aber auf diesem Wege konnte naturgemäß von nur geringem Umfange sein. Wahrhaft populär wurden die Schöpfungen großer Meister erst seit dem Eingreifen von Holzschnitt und Kupferstich; oder vielmehr, da die Kunst in Metall zu stechen und in Holz zu schneiden, eine längst bekannte, und was die Xylographie anlangt, in Deutschland auch geübte war, — seitdem man begonnen hatte, von geschnittenen oder gestochenen Platten Abdrücke zum Zwecke der Vervielfältigung von Werken der bildenden Kunst zu liefern. Dies geschah in bewußter und konsequenter Weise etwa seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Aufkommen dieser Fertigkeiten, zweifelsohne deutsche[1]) Erfindungen und von Deutschen vornehmlich in die Nachbarländer importirt, war für die bildende Kunst von ähnlicher Bedeutung wie der Bücherdruck mit beweglichen Metalltypen für das Buchwesen und die Wissenschaft des ausgehenden Mittelalters; und wiewohl die jüngste unter den drei Erfindungen, so ermöglichte doch erst die Typographie die schnelle Verbreitung und vor Allem die künstlerische Verwerthung des Kunstdruckes. Nun erst, wo es gelang, Werke aus allen Gebieten der Kunst, vorzüglich aber, wie es naturgemäß war, der Malerei, vermittelst des Reliefschnittes auf Holz- und Kupferplatten in beliebig vielen Exemplaren und ohne große Kosten nachzubilden, war die Möglichkeit einer umfänglichen Reproduction hervorragender Kunstschöpfungen gegeben — allerdings unter Verzichtleistung auf die farbige Erscheinung der Vorlage und, was die Anwendbarkeit und Wirkung beider Techniken anlangt, mit verschiedenem Erfolge.

Unzweifelhaft war der Holzschnitt schon längst im Gebrauche und ein dem Volke beliebtes Vervielfältigungsmittel, ehe die Kunst, in Kupfer zu graviren und zu drucken, erfunden oder, wenn man will, wiederaufgefunden worden war. Diese Priorität der

[1]) Die Streitfrage, ob der Kupferstich in Italien oder in Deutschland entstanden, resp. zuerst geübt worden sei, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Hier nur so viel, daß von dem vermeintlichen Entdecker der Kunst, Maso Finiguerra, Plattenabdrücke unbekannt sind.

Xylographie folgt wohl aus der verhältnißmäßigen Einfachheit des ihr zu Grunde liegenden Processes, der noch am ehesten die Benutzung mechanischer Hülfsmittel zuläßt. Das complicirtere und schwierigere Verfahren beim Kupferstich, besonders beim sogenannten Nachstich, verlangt in höherem Maße als die Xylographie die Hand eines geübten Künstlers, der die charakteristischen Merkmale und Feinheiten der Vorlage nachzuempfinden und selbständig wiederzugeben im Stande ist. Beiden Arten reproducirender Kunst ist ein zeichnerischer Charakter eigen. Vermittelst der Linien und Striche werden die Umrisse sowohl wie Licht und Schatten, die Stimmung des Tones u. dergl. ausgedrückt. Aber es hieße Wesen und Bedeutung des Holzschnittes verkennen, wollte der Xylograph mit seinen beschränkten Mitteln die Qualitäten eines Stiches nachahmen, in Stecheltechnik oder Stahlstichmanier, etwa durch ein System geschwungener, gerader, sich kreuzender Linien coloristische Reize hervorzubringen suchen. Die darauf bezüglichen Versuche[1]) in England am Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts haben zu frostig glatten, unerfreulichen Resultaten geführt und sind als Verirrung zu betrachten. Auch bei den technisch vollkommeneren Leistungen der modernen Xylographie erscheint es räthlich, stets sich des Zweckes wie der Grenzen dieser Kunst bewußt zu bleiben.

Die Aufgabe des Formschneiders besteht vorzugsweise in der treuen Wiedergabe einer Handzeichnung, während der Stecher in der Wahl seines Vorbildes größere Freiheit genießt. Jener kann nur andeuten, wo dieser vermöge seines elastischen, jedem Drucke der feinen Instrumente zugänglichen Materiales große Mannigfaltigkeit des Ausdruckes zu erzielen vermag. Gerade dieser Reichthum der Wirkung, die Sauberkeit, vornehme Eleganz und plastische Bestimmtheit in der Ausführung machen die hervorragenden Eigenschaften des Kupferstiches aus, Einfachheit, ja Ungewandtheit und Sprödigkeit im Vortrage, eine gewisse Derbheit und Ursprünglichkeit in der äußeren Erscheinung die des Holzschnittes. Was der Holzschneider bringt, ist stets deutlich und leicht faßlich; der anspruchsvollere Stich verlangt zu seinem Verständniß schon ein geübteres Auge. Dort kommt es in erster Linie auf den Inhalt an, auf die schöne Form bei dem Stiche. Der Zweck des letzteren ist ein vorwiegend künstlerischer; der Formschnitt will daneben noch in ethischer Weise wirken.

Vermöge dieser Qualitäten hat der Holzschnitt von Anfang an eine größere Volksthümlichkeit besessen. Wie das Volkslied ist er zu allen Zeiten bei den Massen in Gunst gewesen, als fliegendes Blatt, dem Bedürfniß und der Stimmung des Tages dienend, von Hand zu Hand gewandert. Sein Leben ist oft nur kurz, seine Wirkung aber, wenn auch vorübergehend, tief.

In dem Wesen der Xylographie liegt es, daß nicht alle Epochen und Verhältnisse ihrer Entwicklung gleich günstig gewesen sind. Nur in Zeiten volksthümlicher Erregung blühte sie. Während der religiösen Bewegung in Deutschland, vom vierzehnten Jahrhundert bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, erlebte der Holzschnitt eine Glanzperiode. Die Reformatoren wie deren Gegner

[1]) Von dem Begründer des modernen Holz- resp. Tonschnittes, Thomas Bewick und seiner Schule.

bedienten sich seiner zur Verbreitung ihrer Gedanken und Absichten. Die populare Bewegung, welche in Florenz an Savonarola's Auftreten knüpft, ermöglichte auch dort eine kurze Blüthe des Formschnittes. Sonst fand derselbe gerade in Italien einmal wegen der Indifferenz der Massen, sodann in Folge der verschiedenen künstlerischen Entwicklung dieses Landes, die auf anderen Voraussetzungen beruhend, vielmehr der Verbreitung der Chalkographie förderlich war, nur geringen Eingang und vorzugsweise auch nur da, wo wie in Norditalien, besonders in Venedig, ein intimerer Connex mit den Ländern jenseits der Alpen vorhanden war. Ebenso bewirkten der Mangel lebendiger Gegensätze in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, das Aufhören eigener künstlerischer Production und infolge dessen die Abhängigkeit in Kunst und Geschmack vom Auslande den Niedergang der Xylographie; und auch heutzutage scheint das Wiederaufleben des Holzschnittes nicht sowohl einem inneren Bedürfnisse zu entspringen als vielmehr einem gewissen historisch-antiquarischen Interesse, zum Theil auch der virtuos-industriellen Vielseitigkeit, die das Kennzeichen der Gegenwart ist.

Die technische Vollkommenheit und die außerordentliche Beliebtheit des Holzschnittes in Deutschland zu Ende des fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beruhten aber außer den angedeuteten allgemeinen Gründen hauptsächlich auch auf dem innigen Zusammenwirken von Zeichner und Nachschneider. Künstler ersten Ranges beschäftigten sich nicht nur mit dem Entwurf der Vorlagen, sondern auch mit deren xylographischer Ausführung. Auf der Höhe freilich, die Dürer's Arbeiten nach Inhalt wie Form zeigen, hielt sich der Formschnitt in Europa nicht. Der Zwang, schnell und für den Markt zu produciren, sowie die Rücksicht auf Billigkeit beeinträchtigten die Güte der Leistungen und ließen oft auf künstlerische Mitwirkung verzichten. Die Anfertigung der Zeichnung, ihre Uebertragung auf den Holzstock und ihr Abdruck wurden rohen und ungeübten Händen überlassen. Infolge der handwerksmäßigen Massenproduction, die eintrat, sank die Xylographie und verfiel in Mißachtung, und auch das Eingreifen bedeutender Meister unseres Jahrhunderts[1]) hat eine nur vorübergehende Besserung bewirkt. Vollends in der Gegenwart ist der Holzschnitt infolge seiner Verbindung mit den zahlreichen photographischen und photochemischen Processen eine Sache des Handwerkes geworden[2]). In diesem Verhältnisse bietet er freilich, besonders als Illustrationsmittel, zur Veranschaulichung und Ausschmückung von Texten aller Art, denen er sich leichter als die Photographie einfügt, unverkennbare Vortheile. Der Text des Berliner Galeriewerkes gewährt in dieser Beziehung einige Proben[3]).

Der Kupferstich, nach Herkunft und Technik zur Goldschmiedekunst gehörig, fand frühzeitig in dem Atelier des Malers Aufnahme und seitens der bedeutendsten Künstler fast aller Länder und Epochen intensive Pflege. So bietet die Chalkographie, seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts etwa die ständige Be-

---

[1]) Z. B. Menzel's, Richter's, Unzelmann's u. A. m.

[2]) Z. B. in Verbindung mit der Phototypie, Aetzkunst, Zinkographie — photozinkographische Clichés als Ersatz für Holzstöcke u. dgl.

[3]) Z. B. Lieferung II., S. 1.

gleiterin zumal der Malerei, in ihrer speciellen Entwicklung ein Bild von den Wandlungen der neueren Kunst überhaupt.

Der Kupferstich trat in Deutschland, Italien und den Niederlanden zunächst als Linien- oder Cartonstich auf, entsprechend dem mehr auf plastische Formgebung und kräftige Zeichnung, denn auf die Wiedergabe von Wirkungen des Lichtes und Colorites gerichteten Stil der Malerei überhaupt. Von Albrecht Dürer, Lucas van Leyden, Marc Anton Raimondi erhielt er in dieser Richtung seine höchste künstlerische Ausbildung und zwar je nach der Eigenart der Künstler und der Geschmacksrichtung ihres Publicums, in den germanischen Gebieten meist als Originalstich, während er in Italien vorzugsweise zur Reproduction und Verbreitung bedeutender Kunstschöpfungen, besonders Raphael's und Michelangelo's, verwendet wurde.

Sehr bald jedoch sind infolge der der neueren Kunst eigenthümlichen malerischen Tendenz, die seit dem Cinquecento in Italien wie im Norden auf allen Kunstgebieten gleichmäßig zur Geltung kam, höhere Ansprüche an den Stecher von Fach als an den Künstler, der nur gelegentlich zu Stichel und Nadel griff, gestellt worden. Gemälde von der Ausdehnung und den coloristischen Feinheiten wie die Correggio's, Tizian's oder Rubens' erheischten bei der Vervielfältigung eine andere technische Behandlung als etwa die Blätter kleineren und kleinsten Formates nach den ausschließlich für den Stich in Linienmanier bestimmten Erfindungen Dürer's, der sog. Kleinmeister oder nach den Zeichnungen Raphael's resp. Marc Anton's. Ferner bedurften die Künstler, mochten sie nun selbst ihre Malerei vervielfältigen oder nach der Weise der älteren Kunststecher von vornherein für die Gravüre arbeiten, einer Technik, welche ihnen neben möglichster Ersparniß von Kosten, Zeit und Arbeit die vollkommenste malerische Freiheit gewährte, die ihr Gegenstand erforderte. Gerade die mühsame, kostspielige, volle Hingabe des Stechers beanspruchende Grabsticheltechnik hatte (z. B. in den Niederlanden) die Theilnahme des künstlerischen Elementes zu beschränken begonnen und einen berufsmäßigen Stecherstand, die „Platsnijders", aufkommen lassen, die, über Europa verbreitet, nur in selteneren Fällen künstlerische Leistungen producirten, vielmehr aus naheliegenden Gründen im Dienste der Speculation und des Handels eine handwerksmäßige Thätigkeit entfalteten. Die Gefahr bestand also, daß auch der Kupferstich, ähnlich der Xylographie, dem Verfalle entgegenginge. Endlich, nicht allen Aufgaben war der Stich, selbst in seiner höchsten technischen Ausbildung, gewachsen. Gerade die zahlreichen Nüancirungen und feinen Contrastwirkungen, die die Gegenstände in der freien Natur oder im geschlossenen Raume, unter dem Einflusse natürlicher oder künstlicher Beleuchtung sowie der Atmosphäre aufweisen, Dinge, auf deren Darstellung die Künstler des protestantischen Hollands in erster Linie bedacht waren, vermochte der Kupferstich nur unvollkommen nachzuahmen, und selbst die Leistungen Rubens' und seiner Schule genügten nicht, abgesehen davon, daß sie vereinzelt blieben. So begegnen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts und zu Beginn des siebzehnten zuerst in den Niederlanden Bestrebungen [1]), die bisherige chalkographische Technik den neuen Bedürfnissen gemäß umzugestalten.

[1]) Bei Meistern wie Cornelis Cort, Hendrick Goltzius u. A.

Aus diesen Versuchen erfolgte zweierlei: Einmal wurde dem eigentlichen Kupferstiche eine mehr malerische Behandlung zu Theil durch eine beweglichere, gleichsam malende Grabstichelführung, eine abwechselungsreiche Anlage von Strichen und Schraffirungen, endlich durch Anwendung von Aetzung. Sodann zweigte sich die mit dem Stiche bisher zumeist verbundene Radirung als selbständiges Reproductionsverfahren ab. Der strenge, gesetzmäßige Kupferstich wurde mehr in den romanisch-katholischen Ländern Europas cultivirt, während in den germanisch-protestantischen Gebieten ausschließlicher die freie malerische Radirung den Vorrang hatte. Diese führte Rembrandt zur Blüthe, jener fand, als sog. farbiger Stich an Rubens und seinen Stechern, Pontius, Schelte a Bolswert, Lucas Vorstermann u. A. glänzende Vertreter. Doch war die ethnographisch-geographische Scheidung keine prinzipielle. Auch Frankreich und Italien besaßen bedeutende Malerradirer, Deutschland und Holland hervorragende Vertreter der reinen Grabstichelmanier; Stecher von Ruf übten Radirung und Stich auch in gemischter Technik mit großem Erfolge.

Zu klassischer Entfaltung gelangte der Kupferstich in Frankreich unter Ludwig XIV. Im Jahre 1660 für eine freie Kunst erklärt, wurde er gleichwohl in akademischer Weise unter Le Brun's Leitung betrieben. Das entsprach aber dem französischen Wesen. In Frankreich entstand eine nationale Schule, der die berühmtesten Stecher wie Nanteuil, Masson, Edelinck, de Poilly, Audran, Dorigny u. a. m. angehörten. Auf ihre glänzenden Leistungen, die siegreich gegen jede Konkurrenz den Markt behaupteten, ist nicht zum kleinsten Theil die Herrschaft französischer Formen und französischen Geschmackes in der Kunst und Industrie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen[1]). Der Kupferstich wurde in Frankreich eine populäre Kunst. Den Bedürfnissen des Tages, als Illustrationsmittel aller Art, wie der von wechselnder Mode und Stimmung unabhängigen Kunst diente er.

Seit dem Cinquecento hatte sich, vorzugsweise an den Centren der Kunst wie des Kunst- und Buchhandels, in Rom, Florenz und Venedig, in Basel und Frankfurt a. M., in Harlem und Antwerpen, auch London und Paris, eine Kupferstichindustrie entwickelt. Aus kleinen und vereinzelten Anfängen waren, meist auf Bestellungen großer Druckereien, bedeutende Unternehmungen mit Text und Abbildungen ins Leben getreten, bei denen der Gelehrte und Antiquar wie der Künstler und berufsmäßige Stecher betheiligt erscheinen. Diese waren zu den verschiedensten Zwecken veranstaltet worden: zur Belehrung wie Erheiterung, häufig aus kaufmännischer Speculation[2]). Diese umfangreiche, hochentwickelte

[1]) Immee gehörte der Kupferstich zu den wirksamsten Mitteln, den Austausch von Kunstproducten unter den veeschiedenen Nationen zu beförbern. Die Heeeschaft der antiken und italienischen Kunst in Europa zur Zeit der Spätrenaissance beruhte vorzugsweise auf der umfangreichen Thätigkeit italienischer und niederländischer Stecher des Cinque- und Secento's.

[2]) Dahin gehören z. B. illustrirte Reisebeschreibungen, kunsttheoetische, besonders architektonische Lehrbücher, Bibel- und Erbauungswerke jedes Bekenntnisses und in allen Formen, dann archäologisch-historische Publicationen, wie Atlanten antiker und zeitgenössischer Denkmäler aus allen Gebieten der Kunst, Aufnahmen von Stadtplänen und Städteansichten, Sammlungen von Porträts berühmter Männer aller Zeiten und Völker u. dgl. m.

Industrie ging jetzt nach Frankreich, d. h. Paris über. Paris wurde der Markt für den europäischen Kunst- und Buchhandel und hat diese führende Stellung bis in die Gegenwart behauptet. Fast alle Kupferstecher, auch die berühmtesten, arbeiteten für diese Industrie und deren Abnehmer, das große Publicum.

Wie Alles, was in Frankreich auf geistigem und künstlerischem Gebiete geschaffen wurde, erhielt auch die Chalkographie vom Hofe eine Fülle von Anregung und Förderung. Infolge seines persönlichen Interesses für dieselbe veranlaßte der König direct oder indirect die Stecher, auf immer höhere Aufgaben ihre Kräfte zu concentriren. Diese Steigerung der Ansprüche hinsichtlich der Technik wie der Wahl der Vorlagen für den Stich bedingte zum Theil die nun eintretende Blüthe der Kupferstichkunst. Unter dem Titel des Cabinet du roi veranstaltete z. B. Ludwig XIV. die bekannte Sammlung von Stichen in Folio, die seine Thaten in Krieg und Frieden, seine Bauten, Schlachten, Feste und Siege verewigten und an die Höfe verschenkt wurden. In diesem Umfange einzig, lehnte sich das Unternehmen gleichwohl an Arbeiten früherer Zeiten. Dasselbe war der Fall mit den zahllosen gestochenen Porträts, die in einzelnen Blättern oder in größerer Folge das dankbarste Publicum fanden. Nanteul, Masson und Edelinck sind die vornehmsten Vertreter dieser Gattung gewesen. Ihre Porträtstiche waren in Europa verbreitet und wurden nachgeahmt[1]). Vollendete Kunstwerke waren die Reproductionen von Gemälden der klassischen italienischen Kunst wie der gleichzeitigen Historien- und Decorationsmalerei. Die Hofmaler des Königs, Le Sueur, Mignard, Le Brun besonders, verdanken ihre Berühmtheit zumeist den vorzüglichen Stichen eines de Poilly, Edelinck, Audran nach ihren Malereien. Die hervorragendsten Gemälde der Louvregalerie, besonders die Raphael's und Leonardos da Vinci, erschienen in zahlreichen künstlerischen Reproductionen.

Zu einer Gesammtausgabe der Louvresammlung in Stichen kam es aber damals noch nicht. Je nach der Neigung des Künstlers, der nur das stach, was ihn innerlich befriedigte, oder nach dem Geschmacke des Publicums resp. der Auftraggeber, der hinsichtlich dessen, was als berühmt galt, höchst wandelbar war, folgten die einzelnen Blätter einander.

Das erste Galeriewerk ist überhaupt nicht in Frankreich veröffentlicht worden, sondern in den katholischen Niederlanden: die vorzüglichsten Gemälde der Galerie des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Oesterreich zu Brüssel, von mehreren Stechern unter Leitung von David Teniers d. J. Antwerpen 1658 reproducirt. Doch diese unansehnlichen Kupferstiche blieben lange Zeit ohne Fortsetzung. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschienen unter Betheiligung von Künstlern ersten Ranges größere Suiten von Stichen nach den Originalen gewesener wie gleichzeitiger Klassiker. So kamen 1710 die prachtvollen, kräftigen Stiche nach Rubens' Gemälden in der Galerie du Luxembourg heraus. Nattier hatte die Zeichnungen dazu geliefert, welche zum Theil von Andran und Picart gestochen worden waren. Das

[1]) Johann Bensheimer stach z. B. die Porträts der sächsischen Kurfürsten. Chodowiecki's Thätigkeit in Porträtstich resp. -Radirung mag kurz erwähnt werden. Große Sammlungen von Bildnissen, oft von Tausenden von Exemplaren, kamen zusammen; so diejenige von Cochin, Févret de Fontette in Paris und Dijon, die des Pfarrers Bruck in Waiblingen, Lavater's u. a. m.

Werk wurde dem Könige gewidmet und war von größtem Einflusse. Audran stach, etwa gleichzeitig, die Fresken und Tapeten Raphael's, Dorigny nach den in England befindlichen Cartons des Meisters zu den Sixtinischen Teppichen[1]). Picart nach den Malereien Le Sueur's und Le Brun's im Hotel Chastelet[2]). 1752 wurde die Galerie Orleans (Le Brun) veröffentlicht.

Nun war die Zeit für umfangreiche Galeriewerke gekommen. Die Schätze aller größeren öffentlichen sowie zahlreicher privater Sammlungen in Europa wurden in bunter Folge auf chalkographischem Wege vervielfältigt. Durchweg fand bei ihnen die glänzende, sinnfällige französische Technik Anwendung[3]). Die bedeutendsten Stecher in Europa, der Engländer Strange, die Deutschen Schmidt, Wille, Schmutzer, die Italiener Volpato, Piranesi, Raphael Morghen sind direct wie mittelbar Schüler der Franzosen gewesen. Nach dem Muster der Chalkographie du Louvre in Paris wurden überall ähnliche Institute für die Hebung der Grabstichelkunst eingerichtet oder schon bestehende reorganisirt, so zu Dresden, Leipzig, Berlin[4]); in Rom die calcografia Romana, anno 1732 von Papst Clemens XII. gegründet. Raphael Morghen wirkte in Florenz an der von ihm auf Veranlassung des Großherzogs eingerichteten Anstalt, Porporati an der von ihm begründeten Kupferstecherschule zu Neapel, in Mailand an der Brera der berühmte Giuseppe Longhi.

Gegen die französische Suprematie machte sich jedoch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine immer stärker werdende Strömung bemerkbar, die in weiterer Folge den Verfall der Kupferstichkunst und das Aufkommen neuer, zum

---

[1]) Von 1711—1719. Ueberhaupt muß die Bedeutung betont werden, welche gerade Raphael's Werke für den französischen Kupferstich gehabt haben. Selbst in Zeiten, wo der Geschmack und das Verständniß für den Meister geringer waren, arbeiteten, unbekümmert um die öffentliche Stimmung des Publicums, Stecher nach seinen Gemälden: De Poilly z. B. stach mehrere (sechs) Madonnen nnd die Vision Ezechiels. Edelinck eine heilige Familie. Dorigny außer den zwölf Platten nach der Farnesina, die Transfiguration im Jahre 1709. Picart eine Anzahl heiliger Familien, die Galathea und die Grablegung u. s. w. Zu Beginn unseres Jahrhunderts entwickelten Stecher wie Boucher-Desnoyers, Tardieu, Richomme, Massard u. A. die intensivste Thätigkeit nach Raphael.

[2]) Erschienen Paris 1740.

[3]) 1735 erschien z. B. eine Anzahl meist niederländischer Genre- und Landschaftsstücke der kaiserlichen Pinakothek zu Wien (besonders viele Breughels). Die rohen Stiche gaben Prenner und Stampart heraus; von 1735—1737 die schönsten Gemälde der Dresdener Galerie, von Franzosen gestochen, in 3 Bänden; 1778 die kurfürstlich Düsseldorfer Galerie; 1786 der Louvre; 1789—1792 die Sammlungen der Uffizien und des Pittipalastes zu Florenz, fortgesetzt in den seit 1846 erschienenen Stichen von Bartolini, Bezzuoli, Jesi, Markó. 1805 folgte die Eremitage (von Labensky); von 1803—1811 erschienen die 4 Bände des Musée français nach den von Napoleon vereinigten Antiken unter der Leitung von Bervic, mit Text von Visconti. Seit 1805 das Musée Napoléon von Landon (eine Auswahl von Stichen nach Landschaften und Genrebildern). Derselbe veröffentlichte seit 1811 in 12 Bänden Les vies et œuvres les plus célèbres de toutes les écoles. Auch darin wurden in bunter Folge nur die berühmtesten Originalwerke der Antike, der italienischen Renaissance (bis auf Domenichino) und der französischen Kunst geboten. 1840 erschien die Londoner National Galery; von 1838—1847 in 15 Bänden Les galeries historiques de Versailles (von Gavard) u. s. w.

[4]) Die Akademien für bildende Kunst (1763 in Dresden) und für Zeichenkunst (1764 in Leipzig), beide unter Oeser's Leitung. 1787 war Daniel Berger, Professor der Kupferstichkunst und Lehrer Chodowiecki's, Rector der Berliner Akademie u. s. w.

Theil mechanischer Reproductionsverfahren zur Folge hatte. Statt der Schnörkelei und Ueberladung des Rococo strebte man nach Einfachheit und Reinheit der Form, für die Kunst der „Grazien und galanten Feste" Boucher's und Watteau's, nach der Einfalt und „stillen Größe" der klassischen Kunst im Alterthume und in der Renaissance. Gegenüber der technischen Virtuosität und malerischen Freiheit betonte man in nicht minder einseitiger Weise den Inhalt und die treue Wiedergabe der äußeren Erscheinung [1]). Die alten Meister des Grabstichels, besonders Marc Anton und Albrecht Dürer, erschienen wieder als klassische Vorbilder. Bereits Giuseppe Longhi in Mailand war literarisch [2]) wie künstlerisch für eine plastische Formgebung im Sinne der Alten eingetreten. In dem „Verständniß der Linie" lag ihm das Wesen der Kupferstichkunst. Seine berühmten Stiche nach Raphael's Sposalizio und Michelangelo's jüngstem Gericht [3]) sind Muster treuer Reproduction und zeigen jene Plastik des Vortrags, die das Kennzeichen seiner Schule blieb. Den gleichen Standpunkt nahmen in Frankreich, im Anschluß an die Kunst David's, Bervic, Tardieu, Boucher-Denoyers, Richomme, Forster u. A. ein, Meister, welche hauptsächlich nach der Antike oder nach Raphael stachen.

Die eifrigste Zustimmung fanden diese Tendenzen aber in Deutschland. Deutsche hatten ja seit Winckelmann zuerst, freilich meist in Italien vor den klassischen Denkmälern dieses Landes, den Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben. Die Klassiker und Romantiker in Literatur wie Kunst, mochten ihre Anschauungen und Bestrebungen in Betreff der Kunst und des in ihr Zulässigen auch noch so verschieden sein, in ihren Forderungen hinsichtlich des Kupferstiches fanden sie sich doch zusammen. Vielleicht, daß die Romantiker wohl außerdem noch von dem damals wieder aufblühenden Holzschnitte beeinflußt, noch strenger die Consequenzen ihrer Ueberzeugungen zogen. Bloß malerische Wirkung wurde verschmäht. Die einfachen Umrisse und strenge Zeichnung genügten. Die Linie in ihrer idealen Schönheit sollte zur Geltung kommen. Werke von so ausgesprochen zeichnerischem Charakter wie die Carstens', Cornelius', Genelli's, Schwind's, Schnorr's u. A. m. verlangten auch vom Stecher gleichsam eine Reduction seiner Ausdrucksmittel. So gelangte der Carton- oder Umrißstich, früher bereits in Kupferwerken wissenschaftlichen Charakters zur Anwendung gebracht [4]), bei Reproductionen von Gemälden wieder zu umfangreicherer Aufnahme.

---

[1]) Die Stiche der großen Meister lassen an Genauigkeit der Reproduction oft viel zu wünschen übrig. Rubens „corrigirte" z. B. willkürlich die Vorlagen, die er stach. Morghen hat sich ebenso bei seinem Hauptwerke, dem Stiche nach Leonardo's Abendmahl, wesentliche Ergänzungen zum Original gestattet. Freilich war er dazu bei dem mangelhaften Zustande des Gemäldes bis zu einem gewissen Grade genöthigt.

[2]) In der theorica della calcografia, übersetzt von dem Kupferstecher Barth.

[3]) Longhi († 1831) ließ das jüngste Gericht unvollendet. Anderloni, sein Nachfolger an der Brera, stach hauptsächlich nach Raphael (Madonnen und Stanzen). Auch Toschi und Jesi gehörten hierher; ebenso waren deutsche Stecher seine Schüler gewesen.

[4]) Z. B. zur Illustration archäologischer Werke. Zu nennen sind hier die Arbeiten Lasinio's nach den Malereien toscanischer Künstler des Trecento (Campo Santo). Die Zeichnungen Carstens' stach Müller nach den Originalen zu Weimar in Cartonmanier; Ruschewey die des Cornelius' zum Faust; die Nibelungen stach Amsler; die Campo-Santo-Entwürfe Thaeter rc.

Beförderte ehemals das Versiegen der volksthümlichen Bewegung in Europa den Aufschwung der Chalkographie, so trat jetzt bei ihrem Wiederaufleben das Gegentheil mit dem Kupferstiche ein. Die Begeisterung für nationale Kunst, für Hans Sachs und Albrecht Dürer, ließ in England und Deutschland den Holzschnitt zu neuer, wenngleich kurzer Blüthe gelangen. Es ist ferner darauf hingewiesen worden, wie das Verlangen nach Belehrung und Bildung, die Antheilnahme an den Werken der Kunst im Volke allgemeiner geworden waren. Der Popularisirung der Kunstschöpfungen aber, da wo eine schnelle und wohlfeile Vervielfältigung der neuesten Erscheinungen zeitgenössischer Kunst und Literatur bezweckt wurde, vermochte der theuere und langwierige Grabstichelproceß nicht in genügender Weise zu entsprechen. Auch kaufmännisches Interesse ließ einen Ersatz für den Kupferstich wünschenswerth erscheinen.

Aus bereits im 18. Jahrhundert unternommenen Versuchen resultirte nunmehr eine Reihe von Vervielfältigungsmethoden, die alle Wünsche zu befriedigen schienen und die Chalkographie erheblich beschränkten. Das waren der Stahlstich, die Lithographie und die Photographie.

Der Erstere gelangte schnell aus seiner englischen Heimath nach dem Continente. In Karlsruhe, Dresden und Leipzig, Wien, ganz besonders in Nürnberg entstanden, theilweise unter englischer Leitung, große Ateliers für Stahlstichfabrikation. Bei zahllosen Einzelblättern wie größeren Illustrations- und Prachtwerken, überhaupt da wo mehr der kaufmännische Vortheil in Betracht kam, fand der Stahlstich Verwendung. Besonders beliebt waren Ansichten von Stadt und Land in einer gewissen romantischen Stimmung oder von „Kunstschätzen" und Merkwürdigkeiten aller Art[1]). Die weite Verbreitung des Stahlstiches in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beruhte hauptsächlich auf seiner größeren Abdrucksfähigkeit. Aber die Möglichkeit, von einer Stahlplatte zwölfmal mehr Abdrücke denn von einer Kupferplatte zu erhalten, konnte auf die Dauer nicht für das kalte und glatte Aussehen, die Härte und „seelenlose Eleganz" des Verfahrens entschädigen. Und seitdem in der Neuzeit durch Verstählung von Kupferplatten deren Druckfertigkeit gesteigert worden ist, hat der Stahlstich fast alle Bedeutung verloren.

War aber die Vorliebe für den Stahlstich nur vorübergehend gewesen, eine Mode gleichsam, die dem Kupferstiche höchstens auf industriellem Felde ernstliche Concurrenz machte, den Kupferstecher vielmehr nöthigte, alle Kraft auf die Production möglichst künstlerischer Leistungen zu concentriren, so erlitt die Chalkographie auch bei der Vervielfältigung von Kunstwerken eine starke Einbuße durch die Erfindung Senefelder's, die Lithographie.

Die Leistungsfähigkeit des Steindruckes in technischer und künstlerischer Beziehung schien unerschöpflich zu sein. Typographie, Xylographie und Chalkographie zusammen schien er zu ersetzen; sogar farbige Abdrücke war er zu liefern im Stande (Chromolithographie). Ein allen Anforderungen ent-

[1]) Nach englischem Vorbild entstanden z. B. die „Originalansichten der vornehmsten Städte Deutschlands" von Lange; die „klassischen Stellen der Schweiz" (nach A. Müller's Aufnahmen gestochen von H. Winkle); „die malerischen Ansichten aus Nürnberg" von Poppel; „Berlin und seine Kunstschätze" von Payne, Heawood, French u. A. im Verlage der englischen Kunstanstalt für Stahlstich von A. H. Payne in Leipzig und Dresden erschienen.

sprechendes, zu allen Zwecken verwendbares Reproductionsverfahren schien gewonnen zu sein, das beste Mittel zur Popularisirung der Kunst. Blitzschnell verbreitete sich die neue Erfindung von Deutschland über die Welt, wurde vervollkommnet und weiter ausgebaut. Beim Metalldruck vergingen mehr als zweihundert Jahre, ehe das erste Galeriewerk darin erschien, beim Steindruck keine zwanzig Jahre, als Strixner und Piloty mit der Publication der Königlichen Galerie von München und Schleißheim (1817—1820) den Beweis lieferten, daß die neue Erfindung zur Reproduction der schwierigsten Kunstwerke vollauf geeignet sei[1]). Damit war das Signal zu einer großen Reihe ähnlicher Unternehmungen gegeben. Strixner, der sich überhaupt um die Entwicklung der Lithographie die größten Verdienste erworben hatte, begann im Jahre 1820 die Reproduction der berühmten Boisseree'schen Gemäldesammlung, die sich in Stuttgart damals noch befand[2]). 1822 erschien die Galerie der Herzogin von Berry zu Paris in Lithographien; 1826 die nach Bildern des Königs von Spanien[3]); um dieselbe Zeit in je zwei Foliobänden Lithographien nach Gemälden der Galerie Orleans und der Königlich Preußischen Sammlung zu Berlin[4]). 1845—1847 folgte die Eremitage[5]). Den Höhepunkt in technischer Beziehung bezeichnete das Hanfstängl'sche Werk, die Dresdener Gemäldegalerie, 1836 begonnen.

Durch diese und ähnliche Leistungen schien die Existenzberechtigung des Steindruckes bewiesen und die älteren reproducirenden Künste, Kupferstich und Radirung, überflüssig geworden zu sein.

Allein die Lithographie vermochte auf künstlerischem Gebiete doch nicht mit der Chalkographie zu wetteifern; und auch technisch ist sie durch die neuesten mechanischen Vervielfältigungsmethoden weit überholt. Freilich die Herstellungskosten eines Steindruckbildes sind gering; daher diese Technik z. B. bei Abbildungen niederen Genres, besonders zu Illustrationszwecken aller Art, in kolossalem Umfange und mehr als der Holzschnitt und der bei uns nie recht eingebürgerte Stahlstich benutzt worden ist, theilweise noch wird. Aber dem steht doch wieder die geringere Abdrucksfähigkeit entgegen.

Man hat als Vorzüge des Steindruckes seine Treue und Unmittelbarkeit hinsichtlich der Wiedergabe des Originales gerühmt. Aber diese ist nicht größer

---

[1]) Dieses lithographische Sammelwerk war nicht das erste in seiner Art. Bereits in den Jahren 1805—1807 ließ Senefelder in 26 Lieferungen „Lithographische Kunstproducte“ erscheinen, Ansichten von Gegenden Oberbayerns, Thierbilder rc. 1810 ff. folgten die „Œuvres lithographiques“ von Senefelder, Strixner, Piloty, Aretin. In 72 Lieferungen (432 Tafeln) wurden darin die Hauptblätter des Münchener Handzeichnungscabinets publicirt (vergl. v. Lützow: Der Holzschnitt. Vorwort.)

[2]) Sammlung alt-, nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder Boisseree und Bertram, Lithographien von J. N. Strixner.

[3]) Galerie de la duchesse de Berry von Bonnemaison; und colleccion lithographica de cuadros del rey de España von Jose de Madrazo. Franzosen, welche die lithographische Technik ja überhaupt auf ihren Höhepunkt gebracht haben, führten die neue Erfindung in Spanien ein.

[4]) Vatout et Quénot: Galerie d'Orléans, Paris (o. J.).

[5]) Goltier Desfontaines: Galerie impériale de l'Ermitage. 2 vols. (Pétersbourg 1848.) etc.

24*

oder geringer als beim Metalldruck; und erst nachdem die Lithographie sich wie der Holzschnitt mit der Photographie verbunden und zu einem mechanischen Druckverfahren umgewandelt hatte, konnte sie in dieser Beziehung bessere Resultate aufweisen. Dazu kommt, daß das lithographische Bild häufig die Sauberkeit und Zartheit, die plastische Bestimmtheit der Form vermissen läßt, die Grabstichel und Nadel nun einmal so meisterhaft hervorbringen können. Eine Lithographie sieht je nach der Bearbeitung des Steines entweder glatt, gleichsam polirt aus oder rauh, körnig, daher verwaschen und unklar. Gegenüber den älteren Reproductionsweisen fehlen ihr die Wärme und die Kraft des Vortrages, die unendlich gesteigerte Ausdrucksfähigkeit nach der malerischen Seite, besonders was die feine Abstufung der Farben- und Lichttöne anlangt. Und selbst ihre glänzendsten Leistungen im dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben diese Mängel, die aus der Natur des Materiales wie des Verfahrens resultiren, nicht beseitigen können. Und was von der einfachen Lithographie gesagt ist, gilt von ihren Abarten, der Aquatintamanier und Chromolithographie, wiewohl nicht verkannt werden soll, daß in ihnen in Frankreich (besonders durch Engelmann) das Möglichste geleistet worden ist.

Somit nahm denn auch seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Interesse für die Lithographie als künstlerisches Reproductionsmittel ab, während dieselbe in der Gegenwart meist nur noch in praktischer Beziehung in Betracht kommt.

Von dieser Geschmacksänderung hatten aber Stich und Radirung zunächst keinen Vortheil, und die Bemühungen für die Hebung der vervielfältigenden Künste blieben auf die Dauer ohne Erfolg. Denn jetzt nahm die Photographie unter dem Einflusse der historischen Richtung unserer Zeit den größten Aufschwung. Absolute Zuverlässigkeit und Sicherheit der Instrumente und Methoden, deren die Forschung auf allen Gebieten des Wissens sich bediente zur Verwerthung des Materiales, das in möglichster Vollständigkeit zusammengebracht wurde oder erst gesammelt werden sollte, wurden angestrebt und zu diesem Zwecke, wo es anging, die Ergebnisse der Naturwissenschaften, deren überraschende Erfolge nicht zum kleinsten Theile auf die Ausbildung einer exakten Methode zurückgeführt werden dürfen, benutzt. Auf dem Gebiete der modernen Kunstwissenschaft ließen die älteren graphischen Reproductionsweisen, was Treue der Wiedergabe anlangt, zu wünschen übrig. Zwischen Original und Publicum trat als Interpret erst der Kupferstecher, Radirer, Formschneider, auch der Lithograph. Der Beschauer erhält somit von dem Kunstwerke nicht ein objectives Bild, sondern die individuelle Auffassung eines Dritten. Und wie verschieden dieselbe ist, je nach der Anlage und Bildung, auch manuellen Geschicklichkeit des Reproducenten, lehrt die Vergleichung von Kupferstichen oder Radirungen verschiedener Meister nach demselben Gegenstande[1]). Dieses persönliche Element in den Leistungen der graphischen Künste mag dem genießenden oder lernenden Publicum behagen. Es ist stets von Interesse zu erfahren, welchen Eindruck ein

[1]) Die Kupferstiche von Longhi und Stang nach Raphael's Sposalizio, des Letzteren sowie Raphael Morghen's Reproductionen nach Leonardo's Abendmahl bieten die jüngsten prägnanten Beispiele dafür dar.

bedeutendes Kunstwerk auf den Kunstgenossen gemacht hat. Auch wird das Verständniß von Kunstwerken durch eine Interpretation von gleichsam berufener Hand entschieden gefördert. Aber der Kunstforschung kann nur das Original oder die absolut exacte Copie, mit allen Kleinigkeiten und Zufälligkeiten, nach seinem augenblicklichen Zustande und ohne den geringsten subjectiven Beisatz genügen.

Diesem Bedürfnisse entsprechen die Photographie und die neuerdings aus ihr entwickelten photochemischen Druckverfahren. Die Billigkeit ihrer Producte, ihre Fähigkeit, das einzelne Blatt ins Ungemessene zu vervielfältigen, die leichte Ersetzbarkeit vernutzter Abbildungen, endlich die unbeschränkte Anwendbarkeit des photographischen Prozesses auf die gesammte Welt der Erscheinungen, gewähren die Möglichkeit des Erwerbes eines ausreichenden Anschauungsmateriales.

Diesen Eigenschaften zu Folge hat die Photographie für das moderne Leben eine nicht geringe Bedeutung erlangt. Es gibt fast keine Wissenschaft, der sie nicht eine unentbehrliche Dienerin geworden wäre. Vollends die neuere Kunstgeschichte vermag der Photographie und ihrer Abarten nicht mehr zu entrathen; sie haben ihr das Studienmaterial verschafft, vermittelst dessen sie als historische Wissenschaft auf Universitäten Deutschlands gelehrt werden kann. Nunmehr ist man im Stande, kritische Bilderexegese zu treiben, die Genesis eines Kunstwerkes von der ersten flüchtig skizzirten Idee durch alle Phasen seiner Entwicklung bis zur Vollendung an der Hand photographirter Handzeichnungen, Studien, Cartons und dergleichen zu verfolgen. Das Studium der großen Meister, Dürer's, Holbein's, Raphael's, Michelangelo's u. s. w., auf die es in der neueren Kunstgeschichte in erster Linie ankommt, hat erst mit Hülfe der Photographie die gebührende Breite und Intensität erlangt. Durch sie ist es möglich geworden, in zuverlässigen Abbildungen die in alle Welt zerstreuten Werke dieser Hauptmeister zu vereinen und den Umfang und die Eigenart ihrer künstlerischen Thätigkeit nicht minder als ihre Bedeutung für die allgemeine Culturentwicklung zu beurtheilen.

Nicht mit einem Schlage hat die Photographie sich dies Gebiet erobert. Auf experimentellem Wege, mit der zunehmenden Erkenntniß und Nutzbarmachung der dem photographischen Processe zu Grunde liegenden chemischen Gesetze, sowie in Folge der Verbindung der Photographie mit dem Pressendruckverfahren gelang es erst, die Leistungsfähigkeit des Lichtbildes, was die Vervielfältigung von Originalkunstwerken aller Art sowie den Ersatz der graphischen Künste anlangt, aufs Höchste zu steigern.

Sämmtliche Reproductionsweisen lassen sich in zwei Hauptgruppen theilen: in die sozusagen rein photographischen und in diejenigen, wo auf chemischem Wege durch Aetzung das photographische Bild auf eine Stein- oder Metallplatte übertragen und vermittelst des Pressendruckes vervielfältigt wird. Zu der ersteren möchten noch die Kohlendrucke gehören, welche seit einer Reihe von Jahren in dem Verlage von Braun u. Cie. in Dornach erscheinen. Vermittelst des feinen Kornes gelingt es, die variabelsten Wirkungen, besonders die zartesten Abtönungen im Lichte zu erzielen. Jede neue Publication der weltbekannten Firma übertrifft ihre Vorgängerin an Güte, Treue und Eleganz der Abbildungen. Ueberarbeitung

der Platten durch Retouchen, worunter in der Photographie so häufig die Zuverlässigkeit des Bildes leidet, ist ausgeschlossen. Die letzten Mittheilungen von Gemälden des Prado und aus englischen Galerien lassen eine weitere Steigerung des Verfahrens kaum noch möglich erscheinen.

Unter den photochemischen Vervielfältigungsarten erregten anfänglich die Heliogravüren von Ammand-Durand nach Zeichnungen wie Radirungen und Stichen alter Meister Bewunderung. Aber kein Gebiet reproducirender Technik ist mehr der Mode unterworfen als dieses. Ein erstaunlicher Wetteifer, man möchte sagen Sport, hat sich hier entwickelt, auf experimentellem Wege immer neue Combinationen zu entdecken, und die jedesmal neueste Erfindung begegnet begeisterter Aufnahme, um in Kurzem einer neuen Nüance zu weichen. So erfreute sich z. B. der Zinkdruck (Zinkhochätzung, Zinkotypie) eine Zeitlang großer Beliebtheit; allein die Roheit und Unansehnlichkeit der gewonnenen Bilder schränkten bald den Bedarf auf das niedere Genre oder auf gewisse Arten von Reproductionen ein, bei denen eine derbe Deutlichkeit erwünscht ist (z. B. für Ornamente, Vorlagen kunstgewerblichen Genres u. dergl.)

Von all diesen mechanischen Vervielfältigungsverfahren, deren Bezeichnung theilweise noch nicht einmal stabil geworden ist, beanspruchen im modernen Gebrauch drei Arten den ersten Platz: Die Photogravüre (Heliogravüre), die Phototypie (Heliotypie) und der Lichtdruck (Photolithographie)[1]. Die schwierigsten Probleme werden mit Hülfe dieser Techniken gelöst. Wohl keine öffentliche Sammlung existirt in Europa, deren Schätze, aus Liebhaberei oder zum Studium, einzeln oder in zusammenhängender Folge, auf dem einen oder dem anderen mechanischen Wege nicht bereits vervielfältigt worden sind. Und auch in dem neuesten Berliner Galeriewerke werden mit Hülfe der geschulten Kräfte der Reichsdruckerei Photogravüren und Hochätzungen hauptsächlich zu Textabbildungen, aber auch als Vollblätter verwendet[2]).

[1]) Auf eine nähere Erörterung der in Rede stehenden technischen Proceduren kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Es genügt der Hinweis auf den Bericht über die in Wien 1883 stattgefundene internationale Ausstellung der graphischen Künste. Hier nur so viel, daß diese drei mechanischen Vervielfältigungsarten im Allgemeinen den älteren reproducirenden Künsten entsprechen: Die Tiefätzung oder Photogravüre steht mit der Chalkographie auf gleicher Stufe; die Phototypie oder das Hochdruckverfahren, mit dem Holzschnitte vergleichbar und für denselben häufig verwandt, gestattet beim Abdrucke die Benutzung der Buchdruckpresse. Schon aus diesem Vortheile erhellt die außerordentliche Beliebtheit dieses Verfahrens, besonders zu wissenschaftlichen Zwecken, während die erstere, die Photogravüre, mehrfach zu Prachtwerken, Galeriepublicationen, complicirten Tongemälden u. a. m. herangezogen wird. Der Lichtdruck endlich, der Lithographie vergleichbar, benutzt bei der Herstellung der Abzüge die lithographische Presse. Doch hat dieses Verfahren, wie es scheint, noch nicht seine höchste Leistungsfähigkeit und vorzugsweise für die Praxis Bedeutung gewonnen. Auch farbige Drucke werden auf diesem Wege, allerdings bisher noch ohne befriedigende Resultate, hergestellt. Diese Eintheilung ist natürlich nicht stricte aufzustellen. Auch der Lichtdruck wird mit Erfolg zum Ersatze z. B. der Radirung verwandt. Bei der Nachbildung von Broncen, Skulpturen &c. hat sich neben der Phototypie auch die Heliogravüre vorzüglich bewährt. Es wird meist im Belieben der Autoren stehen, welches Verfahren sie im Einzelnen angewendet wissen wollen.

[2]) In der Herstellung von Photogravüren excellirt, von der Berliner Reichsdruckerei, der unter ihrer intelligenten Leitung der Vorzug gebührt, und von der Photographischen Gesellschaft abgesehen, besonders noch der Hanfstängl'sche Verlag in München, in dem z. B. die

Sehen wir jedoch die Dinge von einer anderen Seite an.

Die gediegenen Ergebnisse dieser mechanischen Vervielfältigungsmethoden haben zum Theil eine Ueberschätzung ihres Werthes hervorgerufen. Von ihren Verehrern wurde vorausgesagt, daß Kupferstich und Radirung, überhaupt die reproducirenden Künste bald nur noch ein historisches Interesse beanspruchen würden; dies um so mehr, als ja auch die Erzeugnisse des Metall- und Holzdruckes ebenso vortrefflich und weit wohlfeiler durch die photographischen und photochemischen Techniken wiedergegeben werden könnten.

Erinnern wir uns jedoch, daß Kupferstich und Radirung, Holzschnitt, sogar Lithographie zu den Künsten gehören, die Photographie und ihre Abarten mechanische Proceduren sind. Jene reproduciren, diese copiren. Dort freie künstlerische Behandlung unter Berücksichtigung der Eigenart des Originales und des Wesentlichen; hier Maschinenbetrieb mit handwerksmäßigen Manipulationen, der, blind wie der Zufall, jeder Vorlage meist dieselbe Bearbeitung zu Theil werden läßt und auch das Nebensächliche und Unbedeutende in gleicher Breite vorträgt. Die absolute Exactheit und Treue der Facsimilereproductionen, von wissenschaftlichem Standpunkte betrachtet, ein unbestrittener Vorzug jener Techniken, erweisen sich in künstlerischer Beziehung als in manchen Fällen nachtheilig. Bei aller Anerkennung der vorzüglichen Leistungen sind diese noch niemals zu selbständigen Kunstwerken geworden, haben mithin Kunstwerke nie vollgültig zu ersetzen vermocht. Und auch in Zukunft, selbst wenn diese verschiedenen Methoden (was zweifelsohne eintreten wird) auf den Gipfelpunkt der Vollkommenheit gebracht sein mögen, werden ihre Producte keine Kunstwerke sein. Man vergleiche die prachtvollen Photogravüren des unten erwähnten Reichsmuseums mit Originalradirungen, wie schwärzlich und verwaschen erscheinen sie; oder vergleiche Kupferstiche mit den besten auf mechanischem Wege hergestellten Copien, welch kalte Eleganz in diesen gegenüber dem warmen Leben und der Beweglichkeit jener, bedingt durch die Persönlichkeit des reproducirenden Künstlers! Dieses persönliche Element gerade, das jedem Kunstwerke innewohnt, vermag kein auch noch so verfeinerter mechanischer Prozeß zu ersetzen, selbst nicht die gelegentlichen Ueberarbeitungen der Platten seitens künstlerisch veranlagter Retoucheure[1]).

Reproductionen nach Gemälden der Kasseler Galerie, ferner, als jüngste Veröffentlichung, die Meisterwerke des Rijksmuseums zu Amsterdam mit Text von A. Bredius, ganz staunenswerthe Blätter, was die Wiedergabe der farbigen und Lichtwirkungen anlangt, erschienen sind. Das letztgenannte Photogravüre-Prachtwerk erhebt den Anspruch, Radirungen geradezu zu ersetzen. Nicht minder vorzüglich sind die hundert Blätter, welche Riegel in photographischem Kupferdruck (so die Verdeutschung von Photo- oder Heliogravüre) nach den hervorragendsten Gemälden des herzoglichen Museums zu Braunschweig (Berlin 1885, Photographische Gesellschaft) herausgegeben hat. — Als neueste Publication von Phototypien sind H. v. Brunn's werthvolle „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur in historischer Anordnung" (bei Bruckmann in München veröffentlicht), von Lichtdrucken die verschiedenen Ausgaben des Berliner Kupferstichcabinets, die Handzeichnungen älterer Meister betreffend, die von München: die ältesten Denkmäler des Holz- und Metallschnittes, zu nennen und noch sehr vieles Andere.

[1]) Die geätzten Kupferplatten bei Photogravüren und sonst noch werden häufig von geschickten Kupferstechern retouchirt. Dergleichen vertheuert aber wieder die Arbeit und kann nur vereinzelt stattfinden. — Zu wünschen wäre, daß öfters durch Ausstellungen von Erzeugnissen künstlerischer wie mechanischer Vervielfältigungsverfahren — es braucht nicht im Maßstabe der

Die richtige Erkenntniß der specifischen Eigenart der mannigfaltigen Reproductionsweisen hat sich nunmehr auch allmälig Bahn gebrochen. Gerade durch die colossale Concurrenz seitens der vervielfältigenden Techniken wurden die Vertreter der älteren vervielfältigenden Künste genöthigt, sich ausschließlicher und mit größerer Intensität auf das künstlerische Gebiet zu concentriren. Weit entfernt also, daß eine Verdrängung oder gar Unterdrückung der graphischen Künste eingetreten wäre, beginnen vielmehr diese, sich in der Gegenwart von Neuem zu heben.

Doch in ungleicher Weise.

Der vorwiegend malerischen Richtung der modernen Kunst, welche mannigfache Analogien zu derjenigen der Spätrenaissance und der Barockzeit darbietet, scheint die Radirung am besten zuzusagen. Entgegen dem klassischen Kunstgeschmack in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat die Radirung in der Neuzeit überall Aufnahme gefunden. Und zwar gingen Frankreich, England, Amerika voran. Zu welch' erstaunlicher Meisterschaft dort die Originalradirung gediehen ist, zeigt die Ausstellung von Radirwerken (hauptsächlich Landschaften und Porträts), welche in jüngster Zeit die Kunstfirma von Amsler und Ruthardt in Berlin von zum Theil bei uns unbekannten Meistern jener Länder veranstaltet hat. Aber auch Deutschland hat eine Reihe von hervorragenden Künstlern auf diesem Felde aufzuweisen; ich nenne nur W. Unger, wohl der bedeutendste unter ihnen, was die Nachahmung von Werken älterer Meister, hauptsächlich der Holländer, anlangt[1]).

Doch nicht überall ist die Radirung das geeignete Mittel zur Wiedergabe von Kunstwerken. Ein Gemälde Raphael's wird besser durch den Kupferstich reproducirt werden. Und so konnte es auch nicht fehlen, daß, nachdem einmal die Alleinherrschaft der vervielfältigenden mechanischen Techniken in Frage gestellt war, auch der Kupferstich zu neuer Geltung gelangte. Wenn nur einmal erst größere Aufgaben an die Stecher herantraten, konnte ein Erfolg nicht ausbleiben.

Dies bewirkt, zu der Hebung der modernen Chalkographie überhaupt beigetragen zu haben, ist das Verdienst des Berliner Galeriewerkes, zu dessen näherer Besprechung nunmehr übergegangen wird.

III.

Die vorangehenden Erörterungen waren nöthig, um die exceptionelle Stellung und den hohen Werth des großen Berliner Galeriewerkes hervorzuheben. Wäre den Herausgebern desselben nur um die Reproduction einzelner Meisterwerke

---

Wiener internationalen zu sein — auch dem Laien Gelegenheit gebaten würde, sich über die Fortschritte auf beiden Gebieten zu arientiren. Zum mindesten müßten die öffentlichen Anstalten im Vallbesitze des bisher publicirten Materials sein.

[1]) Zu seinen Erstlingsarbeiten gehören die Radirungen (18 Blatt) vorzüglich nach vlämischen und holländischen Meistern der Braunschweiger Galerie. Kein Radirer hat sich mit größerem Erfolge in den Geist dieser Kunst eingearbeitet als gerade W. Unger. Außer seinen zahlreichen Einzelblättern für Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst, ferner für Publicationen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, sind besonders seine meisterhaften cyklischen Repraductionen zu nennen, z. B. die Radirungen nach Franz Hals, mit Text von Vosmaer (1873); das Musée national d'Amsterdam (32 Tafeln); die Publicatian des Belvedere und der Callection Artaria (Wien 1886) rc.

unseres Bildermuseums zu thun gewesen, das Unternehmen hätte schon längst in Angriff genommen werden können und würde wohl auch weiter vorgeschritten sein. Auch würde dasselbe bereits Vorgänger gehabt haben [1]). Im alten Geleise jedoch hätte das neue Berliner Galeriewerk nur das Verdienst beanspruchen können, eine nach dem gegenwärtigen Stande vervielfältigender Technik verbesserte Auflage älterer Ausgaben zu sein, die nur so lange Interesse erregt hätte, bis eine neue ähnliche Erscheinung in unserer rasch producirenden Zeit auf den Markt gebracht worden wäre. Dieser Standpunkt ist von der Generalverwaltung der Königlichen Museen mit vollem Rechte nicht eingenommen worden.

Wir haben auf die nach Programm wie Entwicklung eigenthümliche Sonderstellung der Berliner Galerie hingewiesen. Nicht sowohl der Gesichtspunkt war maßgebend, durch den Besitz einzelner Perlen mit anderen Galerien zu concurriren, ein für Berlin doch nur vergebliches Bemühen; vielmehr erstrebte die Verwaltung die möglichste Vollständigkeit des Bestandes, der in historischer Folge geordnet und in wissenschaftlicher wie populärer Weise erläutert, dem Laien wie dem Kenner eine Entwicklung der Kunst in allen Epochen darböte.

Bis vor Kurzem freilich war man von diesem Ziele weit entfernt. Die verschiedenen Abtheilungen des Museums zeigten empfindliche Lücken. Erst mit dem Beginn der siebziger Jahre ist es einer rührigen, zielbewußten Verwaltung unter Benutzung einer Reihe sich günstig darbietender Gelegenheiten gelungen, ein Kunstmaterial zu beschaffen, dem in dieser Vollständigkeit höchstens die englische Nationalgalerie, in der Art seiner Organisation und Verwerthung zum allgemeinen Besten dagegen kein Museum der Welt zu vergleichen ist. Somit war es an der Zeit (und durfte auch vom Publicum erwartet werden), daß der Inhalt nicht des ganzen Museums, wohl aber einzelner Abtheilungen, die sich durch besondere Reichhaltigkeit und Seltenheit ihres Bestandes auszeichnen, weiteren Kreisen in entsprechender Weise zugänglich gemacht werden. Als besonders geeignet für solche Publicationen können in erster Linie gelten das Kupferstich- und Handzeichnungscabinet, das Antiken-Museum, welches durch den Besitz der Pergamenischen Alterthümer neben dem Londoner und Pariser den ersten Rang in Europa einnimmt, endlich die Abtheilung der neueren Kunst, besonders die Gemäldegalerie.

Nur Einzelnes war bisher geschehen: Ueber die verschiedenen Neuerwerbungen des Museums wurde regelmäßig in dem amtlichen Organ der Verwaltung, dem „Jahrbuch für Königlich Preußische Kunstsammlungen", Bericht erstattet. Zahlreiche „Führer" von verschiedenem Umfange und Werth, von der einfachen Inventarisirung des Vorhandenen bis zum raisonnirenden Katalog mit Abbildungen [2])

[1]) Auf das Werk „Berlin und seine Kunstschätze", Stahlstiche im englischen Verlag, ist bereits verwiesen worden. 1820 erschien das erste Heft der „Berlinischen Bildergalerie", Kupferstiche von Daniel Berger. Ferner hat die Photographische Gesellschaft zu Berlin eine Menge der bekanntesten Gemälde unserer Galerie in mehr oder minder gelungenen Photographien in bunter Folge publicirt u. dgl.

[2]) Jüngst ist die „Beschreibung der Bildwerke der christlichen Epoche", bearbeitet von W. Bode und H. v. Tschudi, mit 68 Tafeln und 70 Textillustrationen erschienen. Ein Ideal von Katalog wäre das geworden, wenn nicht bei dem durchaus gerechtfertigten Bestreben der Unternehmer nach möglichster Vollständigkeit des Anschauungsmaterials die Klarheit und Genauigkeit der Reproductionen wie die Wohlfeilheit des Ganzen zu kurz gekommen wären.

sind erschienen, auch Reproductionen von Kunstwerken, vorzüglich aus dem reichen Bestande des Kupferstichcabinettes[1]). Doch alle diese Veröffentlichungen erfolgten ohne Zusammenhang, für Fachleute vornehmlich; es waren zum Theil Privatarbeiten einzelner Beamter und von ungleichem Werthe.

Nunmehr tritt das Berliner Galeriewerk auf als amtliche Publication der Generalverwaltung und will mit Hülfe der besten Kräfte und Mittel zum ersten Male in methodischer Weise zunächst eine Reproduction der Hauptstücke der Berliner Gemäldegalerie und, durch die Art wie sie erfolgt, ein Bild der Entwicklung der gesammten christlichen Malerei bis zum Beginn der Neuzeit geben. An alle Kreise und Interessen, die hierbei füglich in Betracht kommen können, wendet es sich: es dient der wissenschaftlichen Forschung nicht minder als der Popularisirung der Kunst, der Belehrung wie der Erheiterung.

Die Publication (in Folio-Format) zerfällt in Text und Abbildungen. Auf letzteren ruht ihr Schwerpunkt; der Text erheischt daneben nur ein secundäres Interesse. Für die Einzelblätter, welche die Hauptwerke der großen Meister (soweit solche in unserer Galerie vertreten sind) zur Anschauung bringen sollen, können naturgemäß nur die vornehmsten unter den reproducirenden Künsten zur Verwendung gelangen, vornehmlich aber die Radirung und, wenn es der Charakter des Originals verlangt, der Kupferstich. In einzelnen Fällen sollen aber auch die photographischen Techniken, Photogravüre wie Hochätzung, herangezogen werden. Professor L. Jacoby, bekannt durch seinen Stich nach Raphael's Schule von Athen, ist im Auftrage der Generalverwaltung die Leitung des künstlerischen Theiles des Unternehmens anvertraut. Die besten Stecher und Radirer Deutschlands, darunter besonders Unger, Hecht, Eilers, Eisenhardt, Holzapfl, Klaus, Köpping u. A. m., sind für die Mitarbeit gewonnen.

Die zahlreichen Text-Illustrationen dienen zur näheren Begründung der Ausführungen und zur Veranschaulichung „des Wirkens der Schule und der kleineren Meister". Von Künstlerhand theilweise entworfen, werden dieselben durchweg auf mechanischem Wege in der auf dem Gebiete vervielfältigender Technik rühmlichst bewährten Reichsdruckerei hergestellt. Bisweilen sollen jedoch auch kleinere Radirungen dem Texte eingefügt werden.

Der Text endlich, aus der Feder der bekannten Abtheilungsdirectoren, Geheimrath Professor Julius Meyer und Dr. Wilhelm Bode, will nicht eine Reihe „lose gefügter ästhetischer Betrachtungen" bringen, wie bisher bei so vielen Galeriewerken üblich gewesen ist, aber auch keine „systematisch lehrhafte Vollständigkeit"; was mit Rücksicht auf den populären Zweck des Unternehmens allerdings unstatthaft wäre. Wohl aber beabsichtigt derselbe „in geschichtlicher Schilderung" und „im Anschluß an die Gemälde in das Verständniß der Meister und Schulen einzuführen". Er will das „verknüpfende Band zwischen den zerstreuten Werken der Sammlung" sein, ein „zusammenhängendes Ganzes", und

[1]) Z. B. Zeichnungen alter Meister im Kupferstichcabinet von Lippmann (1882); Zeichnungen Albrecht Dürer's in Nachbildungen (von Demselben. Bd. I, 1883; Bd. II ist vor kurzem nachgefolgt). Ferner die Ausgabe der Zeichnungen Botticelli's zu Dante's Divina Commedia (1887). Nachbildungen von Stichen und Radirungen Schongauer's, Dürer's, Rembrandt's mit Text von Janitsch und Lichtwark (1885). Endlich die Beiträge zu internationalen Publicationen, z. B. zum œuvre Rembrandt's, für die challographische Gesellschaft 2c. 2c.

„immer auf das Wesentliche, d. h. auf das große künstlerische Vermögen und Schaffen gerichtet, dem Wirken der großen Meister rückwärts zu den Anfängen, vorwärts zu den Nachfolgern nachspüren", — in der That ein ebenso einziges wie reichhaltiges Programm.

Zwei Hauptabtheilungen gliedern den ausgedehnten Stoff; eine jede zu zwei Bänden; jeder Band zu 6—7 Lieferungen; jede Lieferung enthält 6 Einzelblätter und 4 Bogen (à 8 Seiten) Text[1]). Immer 2 bis 3 Lieferungen erscheinen im Laufe eines Jahres. Der erste Band (Capitel I—IV) behandelt die italienische Kunst im 14. und 15. Jahrhundert. Jede einzelne Schule findet dabei in ihren Hauptvertretern Beachtung: also die Florentiner Meister von Giotto bis Ghirlandajo und Lorenzo di Credi; die Sienesen und Umbrer, besonders Melozzo da Forlì und Signorelli, die Ferraresen, Lombarden und Venezianer, für welche die Galerie charakteristische Specimina aufweist. Band II (Cap. V—VIII) bringt in ca. 4½ Lieferungen die großen Cinquecentisten Italiens und die Meister der Spätrenaissance im 17. und 18. Jahrhundert, in ca. 2½ Fascikeln die Spanier, Franzosen und, was zu billigen ist, die deutschen Maler während jener Epoche. Band III und IV sind ausschließlich der Kunst in den germanischen Ländern, in Deutschland und den Niederlanden gewidmet; und zwar wird Band III (Cap. IX—XI) die deutschen Maler vom 13. bis 16. Jahrhundert, darunter besonders Dürer, und die Niederländer vom 15.—17. Jahrhundert, von den Brüdern van Eyck bis Rubens und dessen Schülern schildern, Band IV (Cap. XII—XV) nur die Holländer des 17. Jahrhunderts, vorzüglich Franz Hals, Rembrandt, die Kleinmeister und Landschafter. Der Preis einer Lieferung ist auf 30 Mark normirt worden[2]); eine „Künstlerausgabe" von 25 in der Presse numerirten Exemplaren[3]) zum Preise von 100 Mark für die Lieferung und eine Ausgabe von 80 „Vorzugsdrucken", zu 60 Mark pro Lieferung[4]), werden daneben als chalkographische Curiosa Liebhabern und Sammlern geboten. Das Berliner Galeriewerk wird somit in ca. 10 Jahren in 4 Bänden oder 15 Capiteln zu 25 bis 27 Lieferungen vorliegen und sich auf die respectable Summe von 750 Mark (bis 810 Mark) belaufen (bei den Luxusausgaben, für welche ein besonderes Bedürfniß kaum vorliegen dürfte, auf 1500—1620 Mark, resp. 2500—2700 Mark), ein Preis, der mit Rücksicht auf die in Aussicht gestellten Leistungen sicherlich nicht zu hoch, andrerseits aber, wie ich fürchte, der wünschenswerthen Verbreitung des Werkes hinderlich sein wird. Träfe dies zu, so würde der Zweck des ganzen Unternehmens, vermittelst der Berliner Kunstschätze in würdiger Reproduction die Freude an der Kunst vergangener Perioden in weiteren

[1]) Band I im Ganzen zu 6—7 Lieferungen und statt 4 Bogen Text deren 7; Bd. II zu 6½—7; Bd. III zu 5½—6; Bd. IV zu 7 Lieferungen.

[2]) Derselbe Preis begegnet bei einem früher schon unternommenen Galeriewerke: Kupferstiche nach Werken neuerer Meister in Dresden, Text von Roßmann. Auf Veranlassung des königl. Ministeriums des Innern und der Generaldirection der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, begonnen 1882.

[3]) Remarquedrucke auf Japanpapier, Einzelblätter mit breitem Plattenrande und mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler.

[4]) Ebenfalls in der Presse numerirte Exemplare auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande.

Kreisen zu wecken und ihre Kenntniß mehr als bisher zu verbreiten, zum Theil nicht erreicht werden.

Von den beiden bisher erschienenen Lieferungen repräsentiren die Einzelblätter bereits alle Schulen und Epochen der Kunst, während der Text der ersten: Die Florentinische Schule des 15. Jahrhunderts von Professor Dr. Julius Meyer, dem zweiten Capitel des ersten Bandes, derjenige der zweiten: Die vlämische Schule des 17. Jahrhunderts von Director Dr. W. Bode, Band III Cap. XI entsprechen. Somit besteht zwischen Erläuterungen und Abbildungen kein Zusammenhang, auch ist ein Urtheil über die Wahl der Illustrationen nicht möglich. Der Prospect legt auf die geschichtliche Behandlung besonderen Nachdruck. Vielleicht wäre eine strengere Beobachtung der historischen Folge in den Lieferungen am Platze gewesen. Daß „technische Gründe" die systematische Reihenfolge in der Ausgabe der einzelnen Fascikel nicht einhalten ließen, ist nicht denkbar. Welcher technische Grund hätte z. B. die Verfasser des Textes abhalten können, mit Giotto die Erzählung zu beginnen — oder die Stecher, ein Bild von Masaccio oder Fiesole zu reproduciren? So ist nicht abzusehen, wann die disjecta membra zu einem Ganzen sich fügen, und das abschließende Urtheil muß suspendirt werden.

In Geheimrath Professor Dr. Julius Meyer findet die Florentinische Kunst des Quattrocento einen vorzüglichen Darsteller. Nach einer allgemeinen Schilderung der Kunstentwickelung in dieser Epoche charakterisirt derselbe eingehend die Hauptvertreter der verschiedenen Richtungen, besonders Fra Filippo Lippi und Andrea del Verrocchio. Während der Lehrer Leonardo's da Vinci (gleich seinem großen Schüler selbst) in der Berliner Galerie nur durch Schulbilder repräsentirt wird, besitzen wir von dem Carmeliter Mönche die köstliche Anbetung des Kindes, ein Hauptwerk der Jugendzeit des Künstlers, das in mehreren Repliken noch vorhanden ist. Der Kupferstich von Professor L. Jacoby bringt dieses Waldidyll, die stille, innige Andacht in den Köpfen der Personen und die sonntägliche Stimmung der Landschaft vortrefflich zum Ausdruck[1]).

In mehr katalogisirender Weise schildert der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete niederländischer Kunst als Autorität geltende Director Dr. W. Bode, die vlämische Schule des 17. Jahrhunderts, bezüglich Peter Paul Rubens'. „Die 16 oder 17 echten Werke Rubens' in Berlin" erfahren in der Mehrzahl nach ihren stilistischen Merkmalen eingehende Würdigung; auch die Geschichte ihrer Erwerbung für unser Museum wird im Einzelnen erzählt. Das ehemals viel umstrittene Bild: Neptun und Amphitrite, gibt Gelegenheit, noch einmal die Streitfrage und die Gründe, welche für seine Originalität zu sprechen scheinen, zu erörtern. Auch das Verhältniß der Schüler zu Rubens, hauptsächlich des Antoon van Dijck wird hier behandelt, und des Letzteren Antheil an den Gemälden seines Lehrers, besonders der Unterschied seiner Maltechnik von der Rubens' zu fixiren gesucht. Zwei vollendete Radirungen William Unger's, die Glanzstücke der beiden

[1]) Das in Heliogravüre mitgetheilte Bild desselben Meisters in unserer Galerie: Maria als Mutter des Erbarmens, welches 1821 mit der Sammlung Solly in unser Museum kam (Nr. 95), ist wohl unter Beihülfe eines Schülers entstanden.

Lieferungen, die Andromeda Rubens' und die Beweinung Christi van Dijck's, veranschaulichen trefflich die Verschiedenheit der Maler. Wohl selten hat ein Radirer mit größerer Virtuosität die gefällige Eleganz im Aufbau, die vornehme Haltung der Personen, ihre gleichsam von der Hofetiquette gedämpfte Leidenschaft, endlich die eminent malerische Behandlung bei van Dijck, andererseits die markigen, lebensstrotzenden Formen der „Andromeda", das goldige Licht und die warme Färbung, in die die Scene getaucht ist, die geniale Ausführung, die hier skizzenhaft flüchtig, dort auf das Subtilste und Sorgfältigste, nur um so plastischer die sinnliche Schönheit der nackten Gestalt hervortreten läßt, wiedergegeben.

Mit den Ausführungen der beiden Gelehrten darf man sich im Ganzen einverstanden erklären. Ausstellungen hinsichtlich der Auffassung, Begründung, sowie Benennung einzelner Erscheinungen der geschilderten Kunstepochen zu erheben, ist hier nicht der Ort. Nur möchten vielleicht die Texte (7 und 4 Bogen, beide ohne Schluß) mit Rücksicht auf den Zweck der Publication zu ausführlich sein. Ich weiß wohl, wie schwer es ist, bei einem Minimum von Zeit und Raum eine getreue Schilderung zu entwerfen, in der kein wesentlicher Zug fehlt. Um so größer aber wäre das Verdienst der gelehrten Verfasser.

Die größte Freude erregen die köstlichen Blätter selbst. Durchweg von vornehmem, künstlerischem Charakter, geben sie hinsichtlich der Begabung und Eigenart der einzelnen Stecher zu interessanten Vergleichen Anlaß. Der Radirung ist, wie nicht anders zu erwarten war, der größte Raum gewährt. Unger hat außer den beiden erwähnten brillanten Blättern noch den italienischen Feldhauptmann Alessandro del Borro in seiner herausfordernden „Falstaffhaltung" nach Velasquez radirt. Die Reproduction büßt nichts von ihrem Werthe ein, seitdem jüngst von berufener Seite[1]), wie mir scheint, begründete Zweifel gegen die Echtheit des Gemäldes laut geworden sind.

Von W. Hecht rühren her „die stille See" nach Jan van de Capelle (bereits früher im Museumsjahrbuch erschienen) und die „Vision Daniels" nach Rembrandt. Das reizvolle Spiel der Sonnenstrahlen auf dem leicht gekräuselten Wasserspiegel hier, der magische Glanz, welcher von der Erscheinung des Engels ausstrahlend die märchenhafte Umgebung des zagenden, jugendlichen Sehers durchdringt, dort, sind meisterhaft wiedergegeben. A. Krüger hat in der „Amme mit dem Kinde" nach Franz Hals die sprechenden Züge von Wärterin und Baby, sowie den steifen Brokatstoff, die Spitzen und Kleinodien an dem Kleidchen des letzteren sehr glücklich in seiner Radirung getroffen.

Das Genre ist durch Jan Steen's „Wirthshausgarten" (von Klaus radirt) und Hendrik Mommers' „Landschaft mit Hirten" (Radirung von Krauskopf), das Architekturbild durch ein Kircheninterieur im Stile der Spätrenaissance von E. de Witte vertreten. Die vortreffliche Radirung von L. Schulz veranschaulicht wirkungsvoll die verschiedenen Pläne der Kirche, den hell erleuchteten Chor in der Tiefe, ferner die dunkleren Mauermassen des Vorraumes und des mit Tonnengewölben überdeckten Langschiffes mit seinem mannigfaltigen, bildnerischen Schmuck, auf welche von der Seite her einige grelle Streiflichter fallen.

[1]) C. Justi, Leben Velasquez', Bd. II, S. 350 f. stellt die Bedenken gegen das Bild hinsichtlich der technischen Behandlung, der Chronologie und des Inhaltes zusammen.

An Kupferstichen werden drei geboten: Außer dem bereits besprochenen von L. Jacoby nach Fra Filippo Lippi, ein männliches Bildniß von Hans Holbein dem Jüngeren vom Jahre 1541 (Nr. 586 B. unserer Galerie), gestochen von G. Eilers, und eine thronende Maria mit Engeln und Heiligen von Raffaellino del Garbo, Stich von G. Eisenhardt. Das Porträt, welches mit der Sammlung Suermondt 1875 erworben wurde, gehört zu den besten Werken Holbein's aus seiner englischen Periode. Der Florentiner Maler Raffaellino del Garbo ist ein Talent zweiten Ranges gewesen, welches, ohne eigene Individualität, gleichwohl die von selbständigeren Künstlernaturen empfangenen Anregungen zu einem anmuthigen Gesammtbilde zu verwerthen verstanden hat. In allen Kunstepochen bestand, wie es natürlich war, in der Arnostadt kein Mangel an solchen Eklektikern, welche die Schöpfungen der vorangegangenen großen Meister nach Inhalt wie Form verarbeiteten und die nothwendigen Bedingungen für das Auftreten neuer genialer Künstler schufen. Die Berliner Galerie besitzt von Raffaellino drei Bilder, darunter das vielleicht ansprechendste und beste des Meisters: Maria und Kind mit zwei Engeln (Nr. 90). Es steht wohl zu hoffen, daß auch dieses Gemälde durch den Grabstichel noch vervielfältigt werde. Ueberhaupt ist zu wünschen, daß in der Folge der Kupferstich in weitestem Umfange vertreten sei. Wir vermögen nicht zu glauben, daß, nach den Worten des Prospectes, der „unaufhaltsame Rückgang des Kupferstiches in unserer Zeit zu beklagen" sei. Gerade durch künstlerische Aufgaben, wie sie die vorliegende Publication in so reichem Maße bietet, wird eine Hebung und Neubelebung der edlen Grabstichelkunst bewirkt.

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß das Gebotene nur durch die hingebendste gemeinsame Thätigkeit so vieler hervorragender Künstler und Gelehrten zu Stande kommen konnte. Und die geringen Bedenken und Ausstellungen im Einzelnen vermögen nicht den hohen Werth und die bleibende Bedeutung einer Publication zu schmälern, auf welche Veranstalter wie Empfänger mit Freude und Genugthuung zu blicken berechtigt sind. Auch der Verlagshandlung von Müller-Grote gebührt volle Anerkennung dafür, daß sie zur Verwirklichung der hohen Ziele dieses Unternehmens weder Kosten noch Mühe gespart hat. Wird auch ein Endurtheil beim Abschlusse des Ganzen erst möglich sein, so darf die Erwartung wohl ausgesprochen werden, daß die Fortsetzung des Berliner Galeriewerkes hinter den bedeutenden Leistungen des Anfangs nicht zurückbleiben werde.

Mirabeau in Berlin[1]).

Von
Alfred Stern.

Das Jahr 1785 neigte sich seinem Ende zu, als Mirabeau, ausgerüstet mit Empfehlungen des Ministers Vergennes, begleitet von „seiner Horde", wie er sich ausdrückte, den Weg nach Deutschland nahm. Er hatte seine Freundin, Frau von Nehra, seinen natürlichen Sohn, einen kleinen Hund und die nöthige Dienerschaft bei sich. Dem äußeren Anscheine nach war er ein wohlhäbiger Reisender, in Wahrheit ein armer Schlucker, gezwungen und gewohnt, aus Anderer Tasche zu leben. Die Fahrt war recht abenteuerlich. Man litt unter starker Kälte und wurde im Dunkel zwischen Toul und Verdun durch ein paar Pistolenschüsse, vermuthlich einer Räuberbande, überrascht. Nach kurzen Stationen in Nancy, Frankfurt, Leipzig langte man am 20. Januar 1786 in Berlin an und nahm in der „Stadt Paris", Brüderstraße, Quartier.

Mirabeau war schon eine zu bekannte Persönlichkeit geworden, als daß sein Verschwinden aus der französischen Hauptstadt nicht hätte Aufsehen erregen sollen. Der dortige österreichische Gesandte hielt es für nöthig, Kaunitz darüber Bericht zu erstatten. „Obschon die Absicht dieser Reise," meinte er, „ein Geheimniß ist, so dürfte sie dennoch nicht lange verborgen bleiben." Weniger gleichmüthig faßte sein College, der französische Gesandte in Berlin, Graf d'Esterno, die Sache auf. Er war von der Ankunft Mirabeau's mit seinem Gefolge und von den Empfehlungen, die er mitbrachte, durchaus nicht erbaut. Ueberhaupt gab ihm die Mehrzahl seiner zugereisten Landsleute Grund zur Unzufriedenheit. Entweder ließen sie sich in Vergötterung alles Preußischen, und namentlich in Herabsetzung des französischen Militärwesens gehen. Oder sie sagten den Berlinern Grobheiten, die, wie er urtheilte, „weniger phlegmatische Charaktere nicht ruhig hinnehmen würden." Von Mirabeau fürchtete er noch dazu, daß er ihm durch Schuldenmachen große Verlegenheiten bereiten möchte. Als er hörte, im Frühjahr würde auch der jüngere Sohn des „Menschenfreundes" kommen, um an den Manövern

[1]) Aus einem demnächst im Verlage von S. Cronbach, Berlin, erscheinenden Werke „Das Leben Mirabeau's".

theilzunehmen, entlockte ihm dies den Schmerzensruf: „Wir haben an einem gerade genug“ [1]). Er konnte es indessen nicht hindern, daß Mirabeau beim Kronprinzen und beim Grafen Hertzberg Zutritt erhielt, mußte erleben, daß Prinz Heinrich an seiner Unterhaltung Gefallen fand, ja daß der große König selbst ihm in einem freundlichen Schreiben eine Audienz bewilligte. Mirabeau hatte seiner Bitte um Gewährung einer solchen ein Paket Drucksachen, vermuthlich seine politischen und finanziellen Schriften aus den letzten zwei Jahren, beigefügt. Wenn er später behauptet hat, der König habe ihn aus freien Stücken zu sich gerufen, so lag darin eine seiner gewöhnlichen Uebertreibungen.

Er war für Friedrich als Mensch wie als Schriftsteller kein Fremder. Die Ausschreitungen und Leiden seiner Jugend waren ganz Europa bekannt geworden. So wenig der Gefangene von Vincennes mit dem Gefangenen von Küstrin in Parallele gestellt zu werden verdiente, mußte sich doch der Gedanke daran aufdrängen, daß im einen wie im anderen Falle die rauhe Hand eines harten Vaters unerbittlich in das Leben des Sohnes eingegriffen hatte. Mit dem Schriftsteller Mirabeau aber hatte sich der König erst vor wenig Jahren, als Souverän von Neuenburg, beschäftigen müssen. Er wird sich der Klagen, welche die französische Regierung damals wegen des Druckes anstößiger Werke durch die Neuenburger Fauche und Genossen erhob, entsonnen haben. Daher versäumte er denn auch nicht, vorsichtshalber durch Formey, den Secretär seiner Akademie, auszukundschaften, welchen Zweck der Verfasser des Buches über die „Lettres de cachet“ bei seiner Reise verfolge. Indessen dachte er zu groß, um sich durch Rücksichten auf das Vergangene beirren zu lassen. Am 25. Januar 1786 empfing er ihn in Potsdam. Zwei repräsentative Menschen, die gleichsam zwei Zeitalter in sich verkörperten, traten sich in einem jener wohlbekannten Rococogemächer von Sanssouci gegenüber. Mirabeau war so sehr von der Audienz befriedigt, daß er es wagte, dem König Enthüllungen über seine Zukunftspläne zu machen, die, ob wahr oder falsch, fein berechnet waren. Während der Audienz hatte er sich vor Zeugen nicht aussprechen wollen. Was er wollte, vertraute er am folgenden Tage einem Briefe an. „Meine Absicht ist, ich gestehe es Ihnen allein, in dem Lande eine Anstellung zu suchen, das meines Wissens am meisten der Fremden bedarf. Ich werde also nach Rußland gehen, würde jedoch diese noch rohe Nation und ihr rauhes Land nicht aufsuchen, wenn mir nicht Ihre Regierung zu vollkommen organisirt zu sein schiene, als daß ich mir schmeicheln dürfte, Eurer Majestät nützlich werden zu können. Eurer Majestät zu dienen, nicht in Akademien müßig einen Platz auszufüllen, wäre ohne Zweifel das höchste Ziel meines Ehrgeizes gewesen. Die Stürme meiner Jugend und die in meinem Vaterlande erlittenen Enttäuschungen haben jedoch meine Gedanken von diesem schönen Ziele zu lange abgelenkt, und nun muß ich fürchten: es sei zu spät.“ Das sah ganz danach aus, als wollte der Briefschreiber zum Bleiben genöthigt werden. Der alte Fritz war jedoch noch feiner. Er antwortete mit bloßen Complimenten und mit dem Ausdrucke der Hoffnung, ihn noch öfter zu sehen.

---

[1]) d'Esterno an Vergennes 24. Januar 1786. Vergennes' Antwort 8. Februar 1786. Archives du ministère des affaires étrangères. Paris, daselbst für das Folgende d'Esterno's Berichte vom 2. März und 18. April 1786.

Mirabeau begann inzwischen, sich in Berlin einzuleben. Die Kreise der Diplomatie und des höchsten Beamtenthums waren die ersten, die sich dem gut empfohlenen Reisenden öffneten. Madame de Nehra spricht in ihren Aufzeichnungen [1]) von den ceremoniellen Gastmahlen, zu denen er zugezogen wurde, die jedoch des Reizes für ihn nicht ganz entbehrten. Schon hier stieß er auf Männer von Geist und Kenntnissen, deren Umgang er nach Kräften ausnutzte, wie Ewart, den Secretär der englischen Gesandtschaft, und den ausgezeichneten im Auswärtigen angestellten Dohm. Dieser war ganz der Mann, ihm die Vorgeschichte der Stiftung des Fürstenbundes, des letzten großen Erfolges der Fridericianischen Politik, zu erläutern. Dohm kann nicht genug rühmen, wie rasch der Franzose seine Vorurtheile abgelegt, wie gute Fortschritte er im Erlernen der deutschen Sprache gemacht, wie er aus Büchern und aus dem Umgange mit Menschen aller Stände, vom Minister bis zum Handwerker, Belehrung gesucht habe. „Die Kunst zu fragen,“ sagt er, „verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist, dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat.“ — Manchen Aufschluß dankte er den zahlreichen Mitgliedern der französischen Colonie Berlins. Der vielseitige Erman erfüllte ihn mit Begeisterung für das Wirken des großen Kurfürsten [2]). Der weltkundige Marquis de Luchet, der einst auf Voltaire's Empfehlungen hin als Bibliothekar und Theaterdirector an den Hof des Landgrafen von Hessen-Kassel gelangt und dann in den Dienst des Prinzen Heinrich von Preußen getreten war, blieb ihm seit dieser Zeit immer hülfsbereit und von Herzen ergeben. Beim Prinzen Heinrich selbst, dem erst kürzlich während seines Aufenthaltes in Paris von den Franzosen gehuldigt worden, benahm er sich wie ein Stammgast, ergötzte ihn durch die übertreibende Aufzählung der „vierundfünfzig lettres de cachet“, die seine Familie verbraucht hätte und malte ihm zu d'Esterno's Kummer den traurigen Zustand der französischen Finanzen aus.

Auch bei den deutschen Gelehrten und Schriftstellern fand er leichten Eingang und wußte jeden auszubeuten, um seine mangelhaften Vorstellungen, insbesondere von preußischen Dingen, zu berichtigen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Nicolai neben Dohm einer seiner ersten Berather und Führer ward, wennschon ihre persönliche Bekanntschaft nicht nachweisbar ist. Die „allgemeine deutsche Bibliothek“ wurde fast noch mehr als die „Berlinische Monatsschrift“ eine wahre Fundgrube für den rasch auffassenden Franzosen. Nicolai's Orts- und Reisebeschreibungen galten ihm als Hauptquelle. Auch den damaligen Stand der deutschen Literatur sah er mit den Augen des Bannerträgers der Berliner Aufklärung. Daher seine hohe Werthschätzung Lessing's, dem er trotz einiger Einschränkungen ein so volltönendes Lob zollt, wie es bis dahin dem Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie“ schwerlich je aus dem Munde eines Landsmannes Voltaire's gesungen worden war. Daher sein befangenes Urtheil über Kant, den er einmal „einen der größten Denker Europa's“ nennt, um ein anderes

[1]) S. Mirabeau et Madame de Nehra in Louis de Loménie: Esquisses historiques et littéraires, Paris, C. Lévy. 1879.

[2]) Erman: Sur le projet d'une ville savante dans le Brandebourg présenté à Frédéric Guillaume le Grand, 1792. Introduction.

Mal zu behaupten, „er habe sich in den Speculationen der abstrusesten Metaphysik verloren und verstehe oft sich selbst nicht.“ Daher endlich seine völlige Verkennung der Kraftgenies unserer Sturm- und Drangperiode, von der er zu sagen wagt, „daß die Blüthen verwelkt seien, ehe sie sich erschlossen hätten.“

Moses Mendelssohn, von dessen Entwicklungsgang ihm Niemand bessere Kunde hätte geben können als Nicolai, war kurz vor seiner Ankunft gestorben. Aber das jüdische Element der Berliner Gesellschaft war durch ihn so sehr gehoben worden, daß es Mirabeau nicht gleichgültig bleiben konnte. Er hörte gelegentlich einen der physikalischen Vorträge von Marcus Herz, zu denen die vornehme Welt sich drängte. Er erschien in dem Salon seiner schönen Frau, die nach Jahren in ihren Erinnerungen hervorhob, „daß sie nie Jemanden so hinreißend sprechen gehört habe,“ und Rahel, noch ein halbes Kind, empfing einen bedeutenden Eindruck von dem pockennarbigen, corpulenten, aber stets beweglichen Manne mit den dunklen, feurigen Augen, der aussah „als einer, der viel gelitten und discutirt hatte.“

Man merkt der einzigen Schrift, die Mirabeau während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin drucken ließ, die Einwirkungen der dortigen Aufklärer auf jeder Seite an. Sie handelt von Cagliostro, der, in den Halsbandproceß verwickelt, als Gefangener das Publicum von Paris eben in hohem Maße beschäftigte, und von Lavater, dem die Berliner und ihre rationalistischen Gesinnungsgenossen schon häufig zugesetzt hatten[1]). Das Malitiöse der Schmähschrift Mirabeau's liegt darin, daß er mit dem Urtheil darüber, ob Cagliostro ein Schwindler sei, noch zurückhält, seinen Züricher Bewunderer aber ziemlich unverblümt dieser Kategorie einreiht. „Dieser Lavater, der im eisigen Norden die heiße Phantasie des Südens besitzt, dies wunderliche Gemisch von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Aberglauben und Gottlosigkeit, von Geist und Wahnsinn, Frömmler und Zauberer, Weltmann und Rigorist, wollüstig und mystisch, intriguant und arbeitsam“, wird mit einer Fülle von giftigen Bemerkungen überschüttet, wie Mirabeau sie namentlich den ihm zugänglichen deutschen Zeit- und Streitschriften entnehmen konnte. Wahres wird von Falschem völlig überwuchert. Die Begeisterung des „berühmten evangelischen Doctors“ für die Wunderkuren Gaßner's und Mesmer's und der lächerliche Verdacht, er sei ein geheimes Werkzeug der Jesuiten, erscheinen neben einander. Den Schluß bildet die Aufforderung allgemeiner Toleranz sowohl der „elenden Charlatans und Abenteurer“, welche sich an die Fürsten drängen, um durch Gaukelkünste ihren Blick „von den

[1]) Lettre du Comte de Mirabeau à M. .... sur M. M. Cagliostro et Lavater. A Berlin, chez François de La Garde, Libraire, rue et pont des Chasseurs 1786. Deutsche Uebersetzung Berlin und Libau, bei de la Garde und Friedrich 1786, s. Anhang zu den Bänden 53 bis 86 der allgemeinen deutschen Bibliothek. Dritte Abtheilung, S. 1608. — Gegenschriften: Lettre à M. le Comte de Mirabeau au sujet d'une brochure contre M. Lavater à Francfort. 1786 (auch in zwei deutschen Uebersetzungen. Frankfurt, Streng. 1786. Bremen 1787) und Schreiben an den Grafen von Mirabeau von Johann Friedrich Reichardt, königlich preußischem Capellmeister. Lavater betreffend. In Commission bei G. Hoffmann in Hamburg und bei Mazdorf in Berlin (1786). Eine scharfe Kritik von Mirabeau's Schrift u. a. in der Correspondance littéraire, XIV, 395—400.

wahren Quellen des öffentlichen Wohles" abzuziehen, wie auch der Lichtfreunde, die sie zu entlarven und ihrem schädlichen Treiben entgegenzuwirken suchen.

Mirabeau's Schrift wurde ins Deutsche übertragen, nicht ohne daß der Uebersetzer stillschweigend einige Kraftphrasen, wie z. B. die „vom eisigen Norden", wohin Zürich verlegt worden war, verbessert hätte. Allein da das Werk nun erst recht beachtet wurde, glaubten die Verehrer Lavater's etwas zu seiner Vertheidigung thun zu müssen. Im Laufe des Jahres 1786 erschienen zwei Gegenschriften wider Mirabeau: eine vom Landgrafen von Hessen-Homburg, die andere von Johann Friedrich Reichardt verfaßt, der den Tactstock so gerne mit der Feder vertauschte. Reichardt hat behauptet, der wahre Grund von Mirabeau's Groll gegen Lavater sei gewesen, daß dieser, wiederholt gedrängt, dem Franzosen eine Empfehlung an Karl August von Weimar zu geben, zuletzt einen Zettel mit der Aufschrift: „Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau", übersandt habe. Was er weiter von einem Aufenthalte Mirabeau's in Weimar erzählt, ist reine Dichtung. Und so mag seine Mittheilung überhaupt anfechtbar erscheinen. Indessen hat Mirabeau selbst erklärt, durch seinen Freund, den Züricher Johann Kaspar Schweizer, „der seinen Wunsch, sich Goethe zu nähern, gekannt, in Berlin einen Brief Lavater's für den Souverän dieses Ministers erhalten zu haben"[1]. Nur soll dies „lange nach der Niederschrift" seines Werkes geschehen, und der Brief von ihm zurückgesandt worden sein, „weil er nicht bescheiden genug war, um zu glauben, sein Name habe die Empfehlung eines Lavater nöthig." Auch von diesen Worten wird man nicht jedes buchstäblich nehmen dürfen. Was Lavater betrifft, so hat er später in der physiognomischen Abschätzung Mirabeau's, nach einem Bilde desselben, seinem Herzen Luft gemacht.

Hätte Mirabeau nicht auf guten Rath gehört, so würde der Schrift über Cagliostro und Lavater ein Druckwerk ganz anderer Art gefolgt sein. Er hatte sich, seitdem er Frankreich verlassen, mit der Abfassung eines offenen Briefes an Calonne beschäftigt, der zu einem bogenlangen Register von Beschuldigungen anschwoll. Mit einer Geschichte seiner persönlichen Beziehungen zu dem Minister war die Geschichte der bisherigen Finanzverwaltung Calonne's verwoben. Er schleuderte ihm die stärksten Vorwürfe ins Gesicht, kündigte ihm Krieg bis aufs Messer an und pochte darauf, er werde ihn vor dem König und vor der Nation derart bloßstellen, daß er seinen Posten mit Schimpf und Schanden werde verlassen müssen. Das Manuscript des Pamphletes war von Mirabeau seinen Freunden in Paris zugeschickt worden. Aber diese, soweit sie mit Calonne gut standen, wie Talleyrand, der Herzog von Lauzun, Narbonne, hintertrieben in Mirabeau's Interesse den Druck. Andererseits machten sie dem Minister klar, daß er gut thun werde, einen so kühnen und gewandten Schriftsteller zum Schweigen zu bringen. „Calonne fand," wie Mirabeau später seinem Vater schrieb, „es wäre sicherer, mir durch dienstliche Verwendung einen Maulkorb anzulegen." Der Finanzminister setzte sich mit Vergennes ins Benehmen, der nicht abgeneigt war,

[1] S. über Schweizer und seine Frau Magdalena das Lebensbild von David Heß, herausgegeben von J. Bächtold. Berlin, Hertz. 1884.

neben dem anerkannten Vertreter Frankreichs in Berlin einen geheimen Beobachter zu dulden. Hatte doch auch Prinz Heinrich kürzlich den Wunsch geäußert, „für einen kritischen Moment" Frankreich durch einen Mann von größerer Energie und Gewandtheit als d'Esterno in Berlin vertreten zu sehen. Freilich hatte ihm der Gedanke an Mirabeau dabei fern gelegen[1]). Aber Calonne machte sich dies zu Nutze. Genug: Mirabeau wurde zur Einholung näherer Instructionen nach Paris zurückgerufen und sah seine baldige Wiederkehr nach Berlin für so gewiß an, daß er „seine Horde" dort beließ.

Vor seinem Weggang aus Deutschland wünschte er dem alten König, dessen Tage, wie er nicht bezweifeln durfte, gezählt waren, Lebewohl zu sagen. Friedrich war allerdings durch Mirabeau's aufdringliches Gebahren nicht eben angenehm berührt worden. Als dieser es wagte, sein Einschreiten in einem Rechtshandel zu Gunsten eines der ihm bekannten Finanziers zu erbitten, schrieb der König seinem Secretär als Inhalt der Antwort vor: „Das ginge ja nicht an. Ich könnte mich nicht davon meliren." Graf d'Esterno meldete, daß Mirabeau eine zweite Audienz in Sanssouci Ende Februar nicht habe durchsetzen können. Auch wollte er wissen, daß Friedrich bei Tafel im Gespräche über ihn gegen den Minister von Heinitz mißfällige Worte habe fallen lassen, die an die Adresse seines Bruders, des Prinzen Heinrich gerichtet gewesen seien. Diesem selbst, fügte der Gesandte hinzu, werde das kecke Benehmen des Fremden lästig. Allein, als Mirabeau zur Reise gerüstet war, gewährte der König ihm bei seiner Fahrt durch Potsdam am 17. April eine lange Abschiedsaudienz. Mirabeau fand ihn sehr leidend, im Lehnstuhle sitzend, von Athemnoth gequält. Das Sprechen wurde dem König schwer, aber die Anmuth seiner Unterhaltung riß den Hörer zur Bewunderung hin. Ihr Gespräch drehte sich unter Anderem um die Lage der Juden und um die Toleranz. Der Gegenstand lag Mirabeau nahe, da die Schrift von Dohm „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hatte sie schon in der Arbeit über Cagliostro und Lavater benutzt und trug sich mit dem Gedanken, selbst etwas über Moses Mendelssohn und seine Glaubensgenossen zu schreiben. „Ich rathe den Fanatikern nicht," meinte er im Hinblick auf Friedrich's Aeußerungen, „hier anzusetzen." Ein anderes Thema, das damals berührt wurde, deckte sich beinahe mit dem Inhalte der herrlichen Verse, die Schiller dem Selbstwerthe der deutschen Muse widmete. „Warum," frug Mirabeau den König, „ist der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr Augustus geworden? Warum hat Friedrich der Große es nicht der Mühe für werth gehalten, sich am Ruhme der literarischen Umwälzung seiner Zeit zu betheiligen, sie zu beschleunigen und durch das Feuer seines Genies und seiner Macht zu unterstützen?" — „Was hätte ich," erwiderte Friedrich, „zu Gunsten der deutschen Schriftsteller thun können, das der Wohlthat gleichgekommen wäre, die ich ihnen erwies, indem ich sie gehen ließ?" Seine Antwort verfehlte nicht, Mirabeau einzuleuchten. „Ich halte," sagte er wenig später in seinem Werke über die preußische Monarchie, „das Unglück für sehr gering, daß der deutschen

[1]) Dieudonné Thiébault: Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Paris. An XII. Bd. II, S. 198; vergl. Bd. III, S. 276.

Literatur die Unterstützung der Großen und der Fürsten gefehlt hat. Es ist mit der Schriftstellerei wie mit dem Handel. Sie haßt den Zwang, und der Zwang ist der unzertrennliche Begleiter der Großen."

Mirabeau schied von dem Weisen Sanssouci's mit dem richtigen Gefühl, daß er ihn nicht wiedersehen werde. Aber wie er ihm schon in seinem ersten Werke, dem „Versuche über den Despotismus", gehuldigt hatte, so blieb ihm der Eindruck dieses größten Repräsentanten der alten Staatsordnung für immer unauslöschlich. Ein kurzer Aufenthalt in Braunschweig bot ihm zwar insofern eine Enttäuschung, als er den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der sich in Krieg und Frieden mit Ruhm bedeckt hatte, nicht antraf. Dafür knüpfte sich aber in dieser Stadt seine Bekanntschaft mit einem Manne an, die vom höchsten Werthe für ihn wurde. Es war ein Freund Dohm's, Jacob Mauvillon, Major im Ingenieurcorps und Lehrer der Taktik am Carolinum, für Mirabeau schon dadurch von Interesse, daß Mauvillon's Vorfahren aus Frankreich stammten, sein Vater sogar aus der Provence gebürtig war. Weit wichtiger aber war ihm die Gemeinschaft geistiger Bestrebungen, die er hier mit Freuden entdeckte. Mauvillon hatte neben Arbeiten militärwissenschaftlichen Inhaltes schon als junger Mensch staatswissenschaftliche Studien betrieben und als Autor wie Uebersetzer die physiokratischen Lehren verbreitet. Seine Polemik gegen die stehenden Heere hing damit zusammen. Wie sich Mirabeau auf diesem Boden mit ihm begegnete, so in der Begeisterung für verfassungsmäßige, monarchische Regierung, für Freiheit der Meinungsäußerung und friedliche Annäherung der Völker. Da Mauvillon ferner in verschiedenen Lebensstellungen, auch außerhalb Braunschweigs, Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatte, so wurde er für Mirabeau's Wißbegierde ein wahres Archiv, gleich so vielen anderen seiner Bekannten. Ihre „Seelenheirath", wie Mirabeau ihr Verhältniß einmal bezeichnet, ward bald der schriftstellerischen Production sehr günstig. Die Briefe, die Mauvillon von Mirabeau empfing, nach dessen Tode von dem Braunschweiger Officier herausgegeben, sind dafür das beste Zeugniß.

In Paris angelangt, fand Mirabeau die ganze Stadt wegen des Halsbandprocesses in Erregung. Er war Zeuge des Jubels, mit dem das Volk den Spruch aufnahm und ermaß die Größe der Niederlage, welche die monarchische Autorität erlitten hatte. Im Verkehr mit Calonne verbarg er wohlweislich, was er von früher her gegen ihn auf dem Herzen hatte. Auch der Minister wird sich gehütet haben, ihm die rauhe Seite zu zeigen. Es scheint vielmehr zweifellos, daß er im Gespräche mit ihm jene Reformpläne berührte, die er damals erwog, und die ein halbes Jahr nachher mit der Berufung der Notabeln ans Licht traten. Es müssen noch andere Gegenstände, auf die Mirabeau später in seinen Berliner Berichten anspielt, zwischen Calonne und ihm zur Sprache gekommen sein, wie der Plan, eine Staatsbank zu gründen, wofür man auch preußisches Geld zu gewinnen hoffte. Allein da zu erwarten war, daß er während seiner geheimen Mission weniger über finanzielle Fragen als über Gegenstände der allgemeinen Politik Auskunft ertheilen werde, so schien es rathsam, ihn vorher eine Art von Probestück auf diesem Felde liefern zu lassen. So kam es zur Niederschrift jener vom 2. Juni 1786 datirten Skizze „Ueber die augenblickliche Lage Europa's",

welche die später gedruckten diplomatischen Berichte Mirabeau's einleitet. Man hat in diesen paar Seiten eine Art von Ergänzung seiner anderthalb Jahre vorher erschienenen Schrift „Ueber die Freiheit der Schelde" zu finden. Wie dort, so sieht er auch hier das Interesse Frankreichs und des Weltfriedens dadurch gewahrt, daß den weitausgreifenden Bestrebungen Joseph's und Katharina's baldigst ein Damm entgegengeworfen werde. Wie dort, so glaubt er auch hier eine englisch-französische Allianz, nach dem Vorausgehen eines Handelsvertrages, nicht zu den Unmöglichkeiten zählen zu dürfen. Berufen, in Berlin Umschau zu halten und so gut wie gewiß, an Friedrich's Platz Friedrich Wilhelm II. zu finden, erwägt er, ob dieser nicht gleichfalls gegen die Vergrößerungspläne der Kaisermächte Stellung zu nehmen sich gezwungen sehen werde. Das Phantom eines französisch-englisch-preußischen Dreibundes schwebt ihm vor, dessen einziger Zweck sein soll, jeder Macht Erhaltung ihres Besitzstandes zu verbürgen. Aber wenn er 1784 aus der Schwäche Frankreichs im Inneren die bedenklichsten Schlüsse gezogen hatte, so war er im Hinblick hierauf 1786 noch schwarzsichtiger. Mit allen seinen reichen natürlichen Hülfsmitteln sah er sein Vaterland durch den Ruin der Staatsfinanzen und die Unzufriedenheit des Volkes dahin gebracht, daß es „weder zur Aufrechterhaltung des Friedens noch zur Führung eines Krieges" kräftig genug erschien. Der Ausgang jenes Streithandels zwischen Kaiser Joseph und den Niederlanden hatte erst vor wenig Monaten die Schwäche Frankreichs, der vermittelnden Macht, bewiesen. Zwar die Schelde blieb gesperrt, aber Joseph erhielt neben anderen Zugeständnissen eine Entschädigung von zehn Millionen Gulden, von denen Frankreich fast die Hälfte aus eigener Tasche zahlte. Dies schwere Opfer war allerdings die Bedingung des Bündnißvertrages, der zwischen Frankreich und den Generalstaaten nunmehr abgeschlossen wurde. Allein es frug sich, ob ein solches Bündniß Frankreich, kraftlos wie es war, nicht neue Ungelegenheiten bereiten würde. England fühlte sich sofort dadurch getroffen. Der englische Gesandte im Haag, Harris, befolgte demgemäß die Politik, sich des Statthalters gegen die herrschende Partei der „Patrioten" noch eifriger anzunehmen als früher und hatte dabei auf die volle Billigung seiner Regierung zu rechnen. Schon war aber die längst vorhandene Spannung zwischen der oranischen und patriotischen Partei so weit gediehen, daß der Ausbruch des Bürgerkrieges unvermeidlich erschien. Nichts konnte Mirabeau's Traum einer englisch-französischen Verbindung grausamer stören als die Zunahme dieser Zwistigkeiten, welche die beiden Westmächte zu einer Intervention im entgegengesetzten Sinne zu nöthigen drohten. Aber man mußte fürchten, auch Preußen durch eben diese holländischen Wirren in das antifranzösische Lager getrieben zu sehen. Die Gemahlin des Erbstatthalters, der patriotischen Partei äußerst verhaßt, war Friedrich's des Großen Nichte. Wenn zu Friedrich's Lebzeiten daraus keine Gefahr einer Störung des Friedens folgte, so war die Frage, ob sich sein Nachfolger, der Bruder der Prinzessin, ebenso maßvoll verhalten würde wie der alte Oheim. Mirabeau wies auf diese dunkle Wolke hin. Er stellte Alles zusammen, was den künftigen preußischen Monarchen zu einem kriegerischen Unternehmen reizen könne: das Bewußtsein seiner Macht, der Besitz des „größten bekannten Feldherrn", des Herzogs von Braunschweig, „der vielleicht für seine

eigene Rechnung Lorbeeren pflücken wolle", das Gefühl der Entrüstung über die französischen Machinationen, die Versuchungen, an denen England es nicht werde fehlen lassen, Preußen zu sich herüberzuziehen. Soviel war ihm klar, daß unter allen Fragen der auswärtigen Politik diese holländische Angelegenheit seine schärfste Aufmerksamkeit erfordern werde.

Indessen gleich von dem ersten deutschen Platze, an dem er kurze Zeit Station machte, glaubte er beruhigende Nachrichten geben zu können. Es war von Braunschweig aus, wo er diesmal den Herzog antraf. Die Aufnahme, die der vielbewunderte Fürst ihm zu Theil werden ließ, schmeichelte ihm nicht wenig, und dies erklärt es, daß er ein Bild von ihm entwarf, wie es mehr seinen Wünschen als der Wirklichkeit der Dinge entsprach. Er sah in ihm den einzigen Mann, der nach Friedrich's Tode fähig sein würde, „das Steuer zu ergreifen", und wünschte sehnlich, daß es ihm bald gelingen möge, maßgebenden Einfluß auf den Nachfolger zu gewinnen. Denn der Herzog hatte ihn im vertraulichen Gespräche davon überzeugt, daß er selbst sehr friedlich gesinnt sei. Er hatte ihn sogar durch die Frage überrascht, ob er eine Allianz zwischen Frankreich, England und Preußen, deren Zweck die allgemeine Erhaltung des Besitzstandes in Europa wäre, nicht für möglich halte? Mirabeau war hocherfreut, seine eigenen Worte aus diesem Munde zu vernehmen, ließ sich noch die Versicherung dazu geben, der preußische Thronfolger habe gar keine kriegerische Ader, und reiste, sehr befriedigt von seinem Braunschweiger Aufenthalt, nach Berlin weiter.

Am 21. Juli hier wieder angelangt, hatte er gleich mitzutheilen, was er von dem raschen Kräfteverfall Friedrich's erfuhr. Er glaubte noch, das sich wehrende Heldenleben werde bis zum Herbste vorhalten, und folgte Anfang August einer Einladung des Prinzen Heinrich nach Rheinsberg. Aber am 17. August hatte er schon zu berichten: „Das Ereigniß ist eingetreten, Friedrich Wilhelm ist König. Einer der größten Charaktere, der jemals auf einem Throne gesehen worden, und eines der schönsten Werke, welche die Natur jemals hervorgebracht hat, sind zerbrochen." — Seine Trauer war tiefer als die des großen Publicums, gegen das er die Anklage erhob, es scheine weniger die Bedeutung des Verlustes, als das Aufhören eines schweren Druckes zu empfinden. „Das also ist das Ergebniß von so viel gewonnenen Schlachten, von so viel Ruhm, einer halbhundertjährigen Regierung, die von so viel großen Thaten erfüllt ist" [1]). Er hat später bei der Herausgabe seiner Berliner Berichte diese Worte unterdrückt, weil er sie in sein vielbändiges Werk über die preußische Monarchie unter Friedrich aufnahm. Der Plan zu dieser Arbeit war schon entworfen und mit Mauvillon besprochen worden. Mit Unterstützung des kundigen Freundes, den Brief auf Brief zur Eile drängte, wurde sie alsbald in Angriff genommen und in Kürze um ein gutes Stück gefördert.

Allein das Nächste, was Mirabeau beschäftigen mußte, war nicht der alte, sondern der neue König. Und diesem wagte er mit einer Kühnheit als Mentor

---

[1]) Originalconcept von Mirabeau's Depeschen. Archives du ministère des affaires étrangères. Paris, im Drucke der „Histoire secrète de la cour de Berlin" einzuschieben I, 99; vergl. De la monarchie Prussienne. I, 238. Dieselbe Stelle kommt auch in einem Briefe an Mauvillon vor: nur ein Beispiel der zahlreichen Fälle, in denen Mirabeau sich copirt hat.

sich aufzudrängen, wie sie nur in dem enthusiastischen Zeitalter möglich war, das die ideale Gestalt des Marquis Posa erschaffen sah. Ganz in der Art seines Vaters, wie sie in dessen „Menschenfreund" hervorgetreten war, und die er selbst in seinen Werken gelegentlich schon nachgeahmt hatte, hält er eine mahnende Anrede unmittelbar an den Träger der Krone. Was aber bis dahin nur schriftstellerische Fiction gewesen, wird hier zur Wirklichkeit. Der „Brief an Friedrich Wilhelm", ein Reformprogramm, äußerlich wie inhaltlich gleich auffällig, wurde in der That dem neuen Monarchen „am Tage seiner Thronbesteigung zugestellt." Die Antwort Friedrich Wilhelm's II. vom 20. August, in der er den Empfang mit dankenden Complimenten bescheinigt, ist ein vollgültiges Zeugniß dafür. Da aber jene briefliche Ansprache an Friedrich's Nachfolger in dem später von Mirabeau veröffentlichten Drucke zweiundsechzig Seiten füllt, so ist es klar, daß sie schon längst für den geeigneten Moment ausgearbeitet, wohl auch schon sorgsam ins Reine geschrieben war.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß er das Manuscript ziemlich fertig von Paris mitbrachte, und die Behauptung eines Kenners, sein Freund, der Genfer Clavière, habe ihm hiebei geholfen, hat etwas für sich [1]).

Immerhin schöpfte der kühne Rathgeber des neuen Monarchen vornehmlich aus dem, was er selbst in Deutschland gesehen, erfragt und gelesen hatte. Auch Ungedrucktes von Werth, wie eine Denkschrift Hertzberg's aus dem Jahre 1779, scheint ihm von Nutzen gewesen zu sein [2]). Das gesammte Material, das ihm zur Verfügung stand, goß er mit der ihm eigenen Virtuosität in die Form halb rhetorischer, halb lehrhafter Betrachtungen, die er, stolz auf seinen Freimuth, zu den Stufen des Thrones gelangen ließ. „Das ist mehr werth," so sollte nach seinen Worten der neue Herrscher von seinem Wagniß denken, „als der käufliche Weihrauch, mit dem mich die Versschmiede und die akademischen Lobredner ersticken. Ich bin Mensch, ehe ich König bin. Warum sollte es mich beleidigen, daß man mich als Menschen behandelt? Daß ein Fremder, der nichts von mir fordert, der meinen Hof bald auf Nimmerwiedersehen verlassen wird, mir die ungeschminkte Wahrheit sagt?"

Schärfer, als es hier geschah, konnten in der That zahlreiche Einrichtungen des preußischen Staates nicht beurtheilt, dringlicher tiefgreifende Umwand-

---

[1]) Lettre remise à Frédéric Guillaume. Roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au trône, par le Comte de Mirabeau. Berlin. 1787. (E. Dumont: Souvenirs de Mirabeau, 1832, p. 19: „Clavière lui avait donné le fonds de sa lettre au nouveau roi de Prusse", was jedoch übertrieben sein muß.) Gegenschriften: Der Brief des Grafen von Mirabeau an des jetzt regierenden Königs von Preußen Majestät nach der von dem Herrn von Grossing (Staaten-Journal 1787, August) bekannt gemachten teutschen Uebersetzung u. s. w. mit Bemerkungen eines märkischen Patrioten (Magnus Wilhelm von Arnim, Ritterschaftsrath der Uckermark und des Stolpeschen Kreises) Prenzlau, 1788. — Vertheidigung Friedrich's des Großen gegen den Grafen von Mirabeau u. s. w. von dem Ritter von Zimmermann. Hannover, 1788.

[2]) Ich schließe dies aus der Stelle der Lettre, S. 22, 23, vergl. mit Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (S. W. XXXI, XXXII, S. 22, 197), Philippson: Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen, I, 88, 89, Lehmann: Scharnhorst, II, 75, 76.

lungen seines Baues nicht gefordert werden. Mirabeau hat sich gegen den Vorwurf verwahrt, als habe er mit seiner Denkschrift eine Satire auf Friedrich den Großen liefern wollen, und dies mit Recht. Aber es war nicht zu verkennen, daß er auf jeder Seite das Fridericianische System als nicht mehr zeitgemäß angriff. Dabei ließ er sich auf eine Untersuchung seiner nothwendigen Vorbedingungen und seines inneren Zusammenhanges nicht ein, mischte Ausführbares und Chimärisches durcheinander und skizzirte mit flüchtigen Strichen das Bild einer neuen Welt, wie sie sich als Ganzes im Kopfe keines einzigen der zum Handeln berufenen preußischen Staatsmänner der Zeit malen und auch nach Jena nicht ohne sehr starke Correcturen in die Erscheinung treten konnte.

Umwandlung des bestehenden drückenden Heerwesens, das er als „militärische Sklaverei" bezeichnet, in eine nationale Miliz mit kürzerer Dienstpflicht und gänzlichem Ausschluß der ausländischen Werbung, Freigebung der Auswanderung, Niederreißung der ständischen Schranken, allgemeine Bauernbefreiung, Gleichstellung des bürgerlichen Beamten und des Officiers, Aufhebung der Censur, Proclamirung unbeschränkter Toleranz, Aufbesserung der Landschulen, Beseitigung der „furchtbaren Geißel des Lotto", allmälige Ersetzung der Zölle und indirecten Abgaben durch eine directe Grundsteuer, Verzicht auf das Ansammeln von edlem Metall, Vernichtung der Monopole, Begünstigung des Transithandels: das ist die Summe der Rathschläge, die er wie ein Sturzbad über das Haupt des neuen Königs ausschüttet. „Nicht zuviel regieren", sich „vor der Wuth der Reglemente hüten", „jeden in Frieden seiner Arbeit genießen lassen": darin liegt der Kern seiner Mahnungen. Es ist, wie man bemerkt, ein sehr physiokratisch denkender Posa, der ungerufen hier Gutes stiften möchte. Diesem würde es doch wohl auch geschmeichelt haben, Fürstendiener zu sein. Wenigstens prahlt er in seinen geheimen Berichten, daß, wie vorher Prinz Heinrich, so nach Uebersendung seiner Denkschrift der König ihn habe sondiren lassen, ob er nicht Lust habe, in preußische Dienste zu treten. Das stimmt freilich schlecht mit den Angaben d'Esterno's, der überhaupt durch Mirabeau's Wiederauftauchen erbittert, behauptet, der schulmeisterliche Ton des ungefragten Rathgebers habe unangenehm berührt und der Nation geschadet. Auch Prinz Heinrich, fügt er hinzu, habe sich bei ihm über Mirabeau beklagt und geäußert, es wäre gut, „seine Abreise aus Preußen zu bewirken" [1]). Sicher ist, daß der Prinz sich hütete, allzu vertraulich gegenüber einem Aushorcher zu sein, dessen zudringliches Wesen ihm unbequem wurde.

Für Mirabeau's Wißbegierde gab es aber nach Veränderung der Scene, da ein ganz anderer Luftzug von oben wehte, noch weniger Schranken als früher. Zwar empfand er das Zweideutige seiner Stellung schmerzlich. Er war nur ein „diplomatischer Unterofficier", nirgendwo für voll angesehen, Manchem verdächtig, auf „die untergeordnete Spionage der Bedienten, Höflinge und Secretäre" ange-

[1]) Mirabeau an Talleyrand 22. August 1786 (im Drucke der Histoire secrète de la cour de Berlin einzuschieben, I, 115). Graf d'Esterno an Vergennes 2. September 1786. Archives du ministère des affaires étrangères.

wiesen. Aber er that, was er konnte. Bei den Ministern und Gesandten, bei dem Schauspiel der Beisetzung von Friedrich's Leiche, bei den Truppenübungen und Paraden fand er sich ein, überall danach ausschauend, welches Horoskop der neuen Regierung, zumal im Hinblick auf die Interessen Frankreichs, zu stellen wäre. Bei einer Revue der Artillerie, an einem der ersten Septembertage, konnte er auch den Herzog von Braunschweig wieder sprechen. Noch immer hielt er an dem Glauben fest, daß dieser „bald Herr der Dinge“ sein und Hertzberg verdrängen würde, in welchem er den Gegner einer Allianz mit Frankreich, den Befürworter entschiedenen Auftretens zu Gunsten der Oranier haßte und fürchtete. Vom Prinzen Heinrich versprach er sich weniger. Zwar hatte er ihn, den Gönner französischen Wesens, Friedrich Wilhelm II., in seiner Denkschrift recht eindringlich als Beistand und Berather empfohlen. Aber wenn er ihn dort eine „Mischung von Heros und Weisen“ genannt hatte, so nannte er ihn wenig später in seinen vertraulichen Berichten bereits eine „Mischung von Ueberschwänglichkeit und Bramarbasiren.“

Inzwischen blieb Berlin nicht das einzige Feld seiner Beobachtungen. Er benutzte die Zeit, da sich der Hof nach Königsberg begab, um einen Abstecher nach Dresden zu machen, nahm in der zweiten Octoberwoche an den Manövern bei Magdeburg Theil und eilte von da für ein paar Tage nach Braunschweig. Nicht nur der Herzog, den er soeben an der Spitze der Truppen bewundert hatte, zog ihn dort an. Auch mit Mauvillon gab es Vieles zu besprechen, was sich brieflich schlecht abmachen ließ. Diesem unermüdlichen und anspruchslosen Freunde wurde er immer mehr zu Danke verpflichtet. Bei der Vorbereitung des großen Werkes über die Monarchie Friedrich's, Herstellung statistischer Tabellen von Preußen, Braunschweig und Sachsen, Sammlung politischer, militärischer, nationalökonomischer Notizen aller Art, womit er in Paris aufzuwarten wünschte: bei alledem ging ihm der feingebildete Officier an die Hand, dem er sich hinwieder durch Empfehlung und Verbreitung seiner Schriften nützlich machte. Auch das kleine Buch „über Moses Mendelssohn und die politische Reform der Juden“, das er sich anschickte, in Druck zu geben, bedurfte der Beihülfe Mauvillon's[1]). Der Plan, dieser Sache seine Feder zu widmen, war nicht neu. Er kam zur Reife, als man erfuhr, daß die Juden sich mit der Hoffnung trugen, aus Friedrich Wilhelm's Hand längst ersehnte Erleichterungen zu empfangen. Wenn der König in seiner Instruction für das Generaldirectorium demselben „angelegentlich empfahl, mit Nachdruck darauf zu halten, daß die ohnedem schon gedrückte jüdische Nation, soweit es möglich, soulagiret und von dem Generalfiscal nicht so greu-

---

[1]) Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs: Et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la grande Bretagne. Par le Comte de Mirabeau. A Londres 1787. Deutsche Uebersetzung: Berlin, Maurer. 1787; vergl. Anhang zu den Bänden 53—86 der allgemeinen deutschen Bibliothek. Dritte Abtheilung. S. 1459—1466. S. über die gleichzeitigen Pläne und Erwartungen einer Besserung der Lage der Juden in Preußen: Ranke a. a. O., S. 563; Philippson a. a. O., I, 165, 373 ff. II, 352. Ludwig Geiger: Geschichte der Juden in Berlin, I, 132; II, 159 ff. (Ergänzungen dazu in Geiger's Arbeit: „Vor hundert Jahren, Mittheilungen aus der Geschichte der Juden Berlins“, Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland 1889.)

lich gequält werde", so hatte Mirabeau in seiner großen Denkschrift Gewährung „voller bürgerlicher Freiheit" für die Juden gefordert. Seine neue Arbeit verfolgte den praktischen Zweck, diese Forderung näher zu begründen, und die „so greulich Gequälten" in ihrem Kampfe zu unterstützen. Daneben aber bot sich ihm Gelegenheit, seine Landsleute mit dem Leben und der Wirksamkeit Moses Mendelssohn's bekannt zu machen, bei Erwähnung von Mendelssohn's Beziehungen zu Bonnet und Lavater gegen diesen wieder einen Streich zu führen, den Vertheidigern, die für den Züricher Propheten aufgetreten waren, die Zähne zu zeigen, und vor Allem das Werk von Dohm „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" auszupressen. Mündliche Belehrung konnte er von Dohm nicht mehr erhalten. Der treffliche Mann war in diplomatischer Stellung nach Köln versetzt worden. Als er vorübergehend in Berlin weilte, vermied er es, Mirabeau zu sehen, „seine fast unwiderstehliche Zutraulichkeit fürchtend" [1]).

Neben dem, was Dohm's Buch dem Autor bot, kamen ihm namentlich Artikel von Nicolai und Engel zu statten. Ein kleiner Aufsatz, welchen er ein paar Freunden von jenseits des Canals verdankte, über den gesetzgeberischen Versuch von 1753, Juden in England durch Parlamentsbeschluß zu naturalisiren, ließ sich ungezwungen einflechten. Dem Ganzen aber blieb Mauvillon's Theilnahme gesichert, der denn auch von Mendelssohn'schen Manuscripten im Besitze seines Herzogs Kunde geben konnte. Viel Selbständiges ist demnach wieder in dieser Arbeit nicht zu finden. Am meisten Originelles steckt in den persönlichen Anzüglichkeiten, in der feurigen Beredsamkeit, mit der die Sache der Humanität verfochten wird, in der Erhebung über nationalen Hochmuth, die den Verfasser veranlaßt, den Franzosen das Studium fremder Literaturen, wie der deutschen, recht warm ans Herz zu legen.

Einen ganz anderen Charakter tragen die Schriftstücke, welche die wichtigste Frucht von Mirabeau's damaligem Aufenthalt in Deutschland bilden: seine Depeschen, die wenige Jahre später in verstümmelter Form als „Geheime Geschichte des Berliner Hofes" veröffentlicht wurden. Von allen Geisteserzeugnissen Mirabeau's, die man zu seinen Lebzeiten kennen lernte, zeigt denn auch keines so deutlich den Stempel seiner Individualität, wie diese zwei Bände. Hier hat man ihn selbst und nur ihn, mit seinem Spürsinn, seiner Beobachtungsgabe, seiner Keckheit im Denken und Sprechen, seinem Ehrgeiz und Thatendrang. Doch muß man, um ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, auf die zum Glück noch erhaltenen Originalconcepte von seiner Hand zurückgehen. Mit Ausnahme von drei Stücken, die an den Herzog von Lauzun adressirt wurden, gingen die chiffrirten Berichte an Talleyrand. Dieser dechiffrirte sie und ließ sie Calonne zukommen, jedoch nicht ohne sie vorher nach eigener Einsicht zuzustutzen, was ihm um so rathsamer schien, da Ludwig XVI. selbst die Briefe Mirabeau's nicht ungelesen ließ [2]). Es gewährt ein hohes psychologisches und literarisches Interesse, zu beobachten, wie der vorsichtige und feinfühlige Abbé einzelne Phrasen seines

[1]) Gronau: C. W. v. Dohm, S. 126.

[2]) Talleyrand an Mirabeau 4. September und 3. December 1786. Archives du ministère des affaires étrangères (Papiere Mirabeau's). Es sind im Ganzen fünf Briefe Talleyrand's an Mirabeau, die sich dort finden.

Freundes abschwächt, verkürzt oder als unschicklich und verletzend wohl gar gänzlich unterdrückt. Leider läßt sich diese Vergleichung nur für so lange vornehmen, als die Berichte auch Vergennes vor Augen kamen und danach, im Anschluß an die Depeschen d'Esterno's, den Akten seines Ministeriums einverleibt wurden. Vergennes hörte aber, wie es scheint, schon Anfang September auf, die Mittheilungen des „diplomatischen Unterofficiers" eines Blickes zu würdigen, vermuthlich, weil d'Esterno's Urtheil über sein Auftreten in Berlin ihn mißtrauisch gemacht hatte[1]). Dagegen ergötzten sich Calonne und der König fortdauernd an dieser pikanten Lectüre, die nach Talleyrand's Versicherung viel schmackhafter von ihnen befunden wurde, als die der Depeschen des beglaubigten Gesandten.

Ueberblickt man das Ganze der geheimen Correspondenz Mirabeau's, so muß man zunächst den Fleiß, den er aufwandte, bewundern. Abgesehen von gesonderten Denkschriften, statistischen Tabellen und Aehnlichem, sandte er während der sechs Monate seiner Mission beinahe siebenzig und meistens sehr ausführliche Berichte an seine Auftraggeber. Er hatte freilich zwei Secretäre, von denen einer, der Baron von Nolde, ein junger kurländischer Edelmann in französischen Diensten, große Fähigkeiten bewies. Auch nahm er zur Bewältigung aller Schreibereien oft die Nächte zu Hülfe. Mitunter legte er sich, wie Madame de Nehra erzählt, um ein Uhr nieder, stand um fünf Uhr auf, weckte seine Leute, um Feuer zu machen, und setzte sich als der Erste wieder an die Arbeit. Nach der Lampe rochen aber seine Berichte durchaus nicht. Vielmehr merkte man ihnen sehr deutlich an, daß sie aus dem vollen Leben geschöpft waren: freilich oft aus dem Leben etwas unreiner Sphären, in denen Klatsch und boshafte Nachrede üppig wucherten. Die Skandalchronik herrscht vor. Das Privatleben des Königs, besonders sein Verhältniß zu dem Fräulein von Voß, nimmt den breitesten Raum ein. Nicht jede Nachricht ist zuverlässig, nicht jede Persönlichkeit richtig aufgefaßt, am Schiefsten vielleicht Carl August, der, dem Franzosen wegen seiner politischen Gesinnungen verhaßt, unbedenklich der „Sekte der Visionäre" zugerechnet wird. Ueberhaupt schadet die Neigung zu karikiren der Unbefangenheit des Beobachters sehr empfindlich. Manche unrichtige Vorstellung von den Zuständen des Berliner Hofes, die sich in der Folge bei französischen Politikern geltend machte und bitter rächte, ist auf diese trübe Quelle zurückzuführen. Auch die Wichtigthuerei, die in Mirabeau's Berichten hervortritt, macht keinen guten Eindruck. Wenn der König an einem Empfangsabend einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt, wenn der Minister Struensee ihn nach Calonne's Finanzplänen ausgefragt hat, so wird dies in demselben Maße aufgebauscht, in dem keine Gelegenheit unbenutzt bleibt, den Gesandten d'Esterno als ungeschickt und nachlässig anzuschwärzen.

Hält man sich indessen vor Augen, auf wie viel Schleichwege Mirabeau bei seinem diplomatischen Incognito angewiesen war, so wird man über die Fülle seiner Kundschaften erstaunt sein und den Stolz auf die Ergebnisse seiner rastlosen Thätigkeit begreifen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß er den Kampf der

---

[1]) S. Näheres bei Charles de Loménie: Mirabeau et Talleyrand in La nouvelle Revue 1886. Maiheft.

Parteien und das Spiel der Leidenschaften im ersten Halbjahr der Regierung Friedrich Wilhelm's II. mit Scharfblick durchschaut und aus den vereinzelten Zügen, die er wahrnimmt, manche treffenden Folgerungen für die Zukunft ableitet. Das schwankende „Auf- und Abwogen von Plänen und Anordnungen" an höchster Stelle, verbunden mit dem „Mangel an Kraft und Mitteln" entgeht ihm nicht. Er ahnt die kommende Herrschaft der Wöllner und Bischoffswerder. „Was wird," so ruft er einmal aus, „das Schicksal eines Landes sein, in das die Priester, die Visionäre und die Buhlerinnen sich theilen werden?" Und „Fäulniß vor der Reife" glaubt er als Devise dieser Macht angeben zu dürfen, die zwei Jahrzehnte später zusammenbrach, um erst aus einem Läuterungsprocesse herrlicher wieder zu erstehen. Fast sollte man meinen, er hätte sogar vorausgesehen, unter wessen Scepter diese Läuterung sich durchsetzen würde. Er sagt vom nachmaligen König Friedrich Wilhelm III.: „Vielleicht hat dieser junge Mann ein großes Geschick vor sich. Sollte eine denkwürdige Umwälzung von ihm ausgehen, so würden weitblickende Leute sich darüber nicht wundern." Der Prinz ist einer der Wenigen, bei deren Schilderung nicht Schwarz in Schwarz gemalt wird.

Im Uebrigen wurde Mirabeau's Kritik der Zustände und Personen von Tag zu Tage bitterer. Zwar mußte der Widersacher des Mercantilsystemes es mit Freuden begrüßen, wenn die Regie beseitigt werden, Tabaks- und Kaffeemonopol fallen und Erleichterungen des Durchfuhrverkehres eintreten sollten. Aber er vermißte durchaus einen consequenten Plan und konnte mit dieser Abschlagszahlung auf die Rathschläge seines anspruchsvollen Schreibens nicht befriedigt werden. Auch fühlte er sich durch die ausgesprochene Wendung gegen alles Französische verletzt, wie sie namentlich bei der Behandlung de Launay's, des bisherigen obersten Leiters der Regie, hervortrat. Obwohl ein Gegner seiner volkswirthschaftlichen Ansichten, unterließ er es nicht, für den Unglücklichen, dessen Person man von der Sache trennen müsse, einzutreten. Einen Mann von berühmterem Namen, Lagrange, den Friedrich einst als Euler's Nachfolger an die Akademie gerufen hatte, suchte er für Frankreich zu erobern. Es handelte sich nur um die Geldfrage, da der große Mathematiker seines Aufenthaltes in Berlin schon längst überdrüssig geworden war. Auf Mirabeau's Betreiben verwandte sich auch d'Esterno für ihn, und der Erfolg der vereinten Bemühungen blieb nicht aus. Während dem galligen Beobachter in Deutschland überall noch „Spuren der alten Barbarei" auffielen, glaubte er sein Frankreich als das einzige Land der Erde rühmen zu dürfen, wo man „dem Genie der Wissenschaften und Künste dauernd huldige" [1]).

Was seine üble Laune verstärkte, war die wachsende Besorgniß vor dem Entstehen eines Konfliktes wegen der holländischen Frage, in welchem Frankreich sich England und Preußen gegenüber finden würde. Zwar schwelgte er auch jetzt noch in der „lichtvollen Idee", daß „England und Frankreich vereint die Freiheit und den Frieden beider Welten hüten könnten, wenn nur sie die widersinnigen Feindseligkeiten aufgeben wollten, die aus der Rivalität des Handels

[1]) d'Esterno an Vergennes 9. December 1786. Archives du ministère des affaires étrangères, als Ergänzung der Histoire secrète, II, 173—177, 234 und der Briefe an Mauvillon, S. 173, 185.

entstehen.“ Selbst mit dem englischen Gesandten und seinem Secretär hatte er „philosophisch“ darüber gesprochen. „Dieser Ihr Plan,“ schrieb er dem gleichgesinnten Herzog von Lauzun, „ist der einzige, der Alles versöhnt und beendigt.“ Erst jüngst, im Herbste 1786, war ein Handelsvertrag zwischen beiden Ländern geschlossen worden, den die Oekonomisten aus Quesnay's und Gournay's Schule als einen bedeutenden Sieg betrachten durften, guten Theils das Werk Du Pont's, des Freundes Mirabeau's, ihm selbst höchst erwünscht. Allein die alte „Rivalität“ bestand noch ungeschwächt fort und mit ihr die Gefahr neuer Kämpfe. Mirabeau konnte sich dies nicht verhehlen und ließ es deshalb doch wieder in eben jenem Briefe an Lauzun gelten, daß man „für absehbare Zeit die einzig lichtvolle Idee“ als „romantisch“, als „ein Kapitel aus Gulliver's Reisen“, als „eine prächtige Illusion“ bezeichnete[1]). Zugleich aber fürchtete er, das englische Interesse werde doch vielleicht am preußischen Hofe das Uebergewicht über das französische erhalten. Je geringeren Einfluß man vom Prinzen Heinrich erwarten durfte, desto verächtlicher sprach er von ihm. Er glaubte zu bemerken, daß der Prinz selbst schon anfange, sich „seiner Gallomanie“ zu entäußern, meinte jedoch, bei seiner bekannten „Perfidie“ werde ihm dies nichts nützen. Seine letzte Hoffnung blieb der Herzog von Braunschweig, den er einer antifranzösischen Haltung, zumal in den holländischen Angelegenheiten, nicht für fähig hielt. Daneben tauchte auch einmal eine flüchtige Idee auf, die früherer Zeiten vollkommen würdig war. Es handelte sich darum, eine französische „Sirene“ Madame Joly de Fleury, die Nichte des gleichnamigen Ministers, welche sich in den Kopf gesetzt hatte, den empfänglichen König „zu erobern“, bei ihren löblichen Absichten zu Nutz und Frommen Frankreichs zu unterstützen. Sie war nach Mirabeau's Kennerurtheil „ein Dämon an Verführungskunst“, wohl geeignet, „physisch wie moralisch“ das Fräulein von Voß, dem er entschiedene englische Sympathieen zuschrieb, auszustechen. Er wußte, zu d'Esterno's Erstaunen, auch dem Prinzen Heinrich den Glauben beizubringen, daß eben dies die richtige „Maitresse“ für seinen Neffen sein werde, ohne der Sache jedoch weitere Folge zu geben[2]).

Mit solchen gewürzten Zuthaten seiner Berichte vermischten sich zweideutige Anekdoten, die er auch von anderen Seiten in Erfahrung gebracht hatte, scharfe Urtheile über durchreisende Landsleute, wie über den älteren Custine, Mittheilungen über die Verhältnisse Curlands, wohin der eine seiner Secretäre, der Baron von Nolde, auf Kundschaft gegangen war[3]). Aber so emsig er sich be-

[1]) Mirabeau an den Herzog von Lauzun 25. Juli, 12. November 1786. Archives du ministère des affaires étrangères, der erste in der Histoire secrète de la cour de Berlin fehlende Brief, abgedruckt bei Pallain: La mission de Talleyrand à Londres en 1792. Plon 1889, S. 38, das fehlende Stück des zweiten einzuschieben im Drucke der Histoire secrète, II, 110, übrigens schon von Mirabeau selbst wörtlich verwerthet De la monarchie Prussienne, IV. P. 2, 315.

[2]) d'Esterno an Vergennes 2. December 1786. Archives du ministère des affaires étrangères, als Ergänzung zur Histoire secrète, II, 112 ff., 141 ff.

[3]) Instructions données par le comte de Mirabeau au baron de Nolde et lettres adressées par celui-ci au comte de Mirabeau. Archives du ministère des affaires étrangères. Papiere Mirabeau's.

mühte, Neuigkeiten aller Art zusammen zu bringen, erschien ihm sein ganzes Treiben doch nur als eine Art von „thätigem Müßiggang“. Mochte Talleyrand ihm noch so lebhaft versichern, wie sehr man mit ihm zufrieden sei: er forderte mehr als lobende Worte. Er rechnete dem Freunde vor, wie viel er mit seinem Stabe von Gehülfen im Dienste des Staates aus eigener Tasche aufwende; daß er mit der Summe, die er erhalte, „für sechzehn Stunden harte Arbeit täglich und härtere Langeweile“ elend bezahlt sei und nothwendig Schulden machen müsse, deren Tilgung er verlangte. Er klagte bitterlich darüber, daß man ihn Wochen lang ohne Nachrichten lasse, wie einen „Subalternen“ behandle und nicht daran denke, ihn seinen Verdiensten gemäß, durch eine officielle Anstellung zu belohnen. „Zweihundert Pistolen monatlich,“ schrieb er einmal an Talleyrand, „und eine gesicherte Zukunft oder meine Rückberufung: das ist mein letztes Wort, und ich lasse nicht mit mir handeln. Dies kann nicht dauern; ich kann und will es nicht länger dulden .. Ihr Freund ist nicht dazu gemacht, zwischen zwei Wassern umherzuschwimmen, als ein untergeordneter Kundschafter oder als ein Schreiber traktirt zu werden. Hat es in meiner früheren Laufbahn nicht an Fallstricken gefehlt, so muß, glaube ich, die Regierung meinen Vater und sich selbst deshalb anklagen. Hält man mich für fähig, nützlich zu sein, so ist man dazu vielleicht befugt, kraft des Rufes des Talentes, den ich mir gemacht habe; vielleicht findet man auch, daß meine Thaten während einiger Monate für mich gesprochen haben, daß ich als ein Recht fordern darf, was Andere als eine Gnade erbitten. Mit einem Worte: ich bin mehr werth, als die meisten Gesandten des Königs nach meiner Geburt, und was die Fähigkeiten betrifft, so urtheilen Sie darüber; ich müßte mich schämen, es selbst zu thun“ [1]).

Konnte er nicht erwarten, daß man d'Esterno abberufen und ihm sogleich einen so großen Posten geben würde, wie dieser ihn einnahm, so hatte er gelegentlich Hamburg, Braunschweig, München als passende Anfangsstationen einer selbständigen diplomatischen Wirksamkeit in Vorschlag gebracht. In den ersten Tagen des Jahres 1787 schien ihm noch eine andere Aussicht verlockend, bei der die holländischen Dinge in Frage kamen. Der Gesandte der Generalstaaten in Berlin, Baron von Reede, frug bei ihm an, ob er nicht geneigt sei, sich mit amtlicher Beglaubigung einer Mission nach Nymwegen zu unterziehen, um dort persönlich mit der Prinzessin-Statthalterin zu unterhandeln. Die Gefahr lag nahe, die Wichtigkeit dieser Eröffnung zu überschätzen, und Mirabeau entging ihr nicht. Mit plötzlichem Optimismus wähnte er zu durchschauen, daß die Prinzessin daran verzweifle, von Preußen aus jemals ernstlich unterstützt zu werden, und daß sie deshalb vor allem Verständigung mit Calonne, als dem einflußreichsten Minister Frankreichs, suche; sich selbst sah er schon halb und halb in der glorreichen Rolle des Friedensstifters [2]). Als solcher heimgekehrt, hätte er

[1]) Mirabeau an Talleyrand 7. November 1786 (Archives du ministère des affaires étrangères), einzuschieben im Drucke der Histoire secrète, II, 88. Ebenda wären nach den Originalconcepten ähnliche Stellen 1, 222, 303 einzufügen.

[2]) Als Ergänzung der Histoire secrète dienen die Briefe de Reede's an Mirabeau. Archives du ministère des affaires étrangères, Papiere Mirabeau's. Diese Papiere sind auch von Pierre de Witt: Une invasion prussienne en Hollande en 1787, Paris 1886 benutzt worden.

mit Freuden die Stelle eines Secretärs der Notabelnversammlung übernommen, deren Berufung unmittelbar bevorstand. Denn das furchtbar angeschwollene Deficit vor Augen und in gerechter Besorgniß, keine neue Einregistrirung durch das Pariser Parlament erlangen zu können, sah sich die Regierung dazu gedrängt, jene Pläne ins Werk zu setzen, von denen Mirabeau bereits im vorhergehenden Sommer einiges aus Calonnes Munde erfahren hatte. Schon gab Talleyrand ihm Auftrag, Artikel über das bevorstehende große Ereigniß in deutschen Zeitungen anzubringen und den Minister dabei herauszustreichen [1]). Er seinerseits behauptete, „das Glück gehabt zu haben, die Idee der Notabeln anzugeben". Er erwartete die Nachricht ihres Zusammentrittes mit höchster Spannung und prophezeite: „Die Nationalversammlung wird in Bälde nachfolgen".

Noch war er ungewiß darüber, was ihm bestimmt sei, als er sich entschloß, Berlin zu verlassen und nach Paris zu eilen. In Luchet, den Prinz Heinrich ihm mitgab, fand er einen Reisebegleiter, wie er ihn brauchen konnte. Uebrigens nahm er nur seinen Diener und seinen Secretär mit sich, hielt sich nicht einmal in Braunschweig bei Mauvillon auf und hoffte sicher, bei der sich ankündenden Wendung der vaterländischen Geschicke zu großen Dingen berufen zu werden.

---

[1]) Talleyrand an Mirabeau 1. Januar 1787. Archives du ministère des affaires étrangères.

Shakespeare im Anbruch der classischen Zeit unserer Literatur.

Von

Bernhard Suphan[1].

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat ihr erstes Vierteljahrhundert ehrenvoll zurückgelegt. Wachsthum, Ausbreitung, Lebensdauer literarischer Genossenschaften hängen zum Theil von äußeren Umständen ab und geben an sich noch kein Urtheil über ihren Werth, ihre Nothwendigkeit. Ist aber die Frage nach Lebenskraft und Lebenswürdigkeit, so hat diese Gesellschaft Beides in Leistung und That reichlich bewährt. Aus ihrem Schoße ist die neubearbeitete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung von Shakespeare's Dramen hervorgegangen, die unter der kunstverständigen Leitung Hermann Ulrici's, ihres ersten Präsidenten, zu Stande kam, und so viel hervorragende Arbeiter ihr in leitender Stellung angehörten, so viel Lebenszeichen hat sie gegeben. Die Shakespeare-Ausgabe von Nicolaus Delius, das Shakespeare-Wörterbuch von Alexander Schmidt, die Biographie des Dichters von Karl Elze, an dem Ruhm dieser Werke darf die Gesellschaft in dem Grade Theil nehmen, wie die Verfasser ihr verbunden und zugethan waren. Delius, der berühmte Shakespeare-Philolog, ist Ulrici's Nachfolger im Präsidium gewesen bis 1884; Schmidt und Elze haben hervorragenden Antheil an der neuen Uebersetzung, Elze war (bis 1879) Redacteur und Herausgeber der stattlichen Bände, in welchen die Gesellschaft alljährlich von ihrem Wirken und Dasein Kunde gibt[2]). Delius, Schmidt, Elze sind im Laufe eines Jahres der Gesellschaft entrissen. Werke von Verstorbenen sind es, welche ich zugleich als Ehrenmäler der Gesellschaft, die ihnen ihr Ansehen dankt, anführe[3]). So schließt ihr erstes Vierteljahrhundert ernst ab. Lebende zu

[1]) Zu Grunde liegt der am 25. Jahrestage der Shakespeare-Gesellschaft (23. April 1889) zu Weimar gehaltene Festvortrag.

[2]) Herausgeber der beiden ersten Bände des Jahrbuchs ist Friedrich v. Bodenstedt.

[3]) Delius' „Abhandlungen zu Shakespeare", aus dem „Jahrbuch" gesammelt, sind 1878 und 1888 erschienen, jetzt in einer neuen Titelauflage (Berlin, Wiegandt & Schotte, 1889). Unlängst haben sich in einem stattlichen Bande angeschlossen „Gesammelte Abhandlungen von Alex. Schmidt. Herausgegeben von Freunden des Verstorbenen" (Berlin, G. Reimer, 1889); voran eine ansprechende Lebensskizze, verfaßt von E. Witt.

preisen, ist nicht mein Beruf. Zu nennen aber ist auch bei dem kürzesten Rückblick der Mann, dessen jugendliche Begeisterung den Verein ins Leben gerufen hat. Ende 1863, als die dreihundertjährige Shakespeare-Jubelfeier bevorstand, ließ Wilhelm Oechelhäuser seine „Ideen zur Gründung einer Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" ausgehen, und sein Werk ist es, daß sich schon zu dieser Jubelfeier eine Deutsche Shakespeare-Gesellschaft zusammenfand. Eine gesunde Idee war es, die sich da verwirklichte, und in Weimar war, das hat die Folge erwiesen, sogleich die rechte Heimstätte gefunden. Oechelhäuser stellt mit seinen Bühnenbearbeitungen Shakespeare'scher Dramen zugleich die in die Weite wirkende Thätigkeit der Gesellschaft dar, ihre Bestrebungen für kunstmäßige, dem poetischen Charakter Shakespeare's gemäße Aufführung seiner Schöpfungen. Bestrebungen, die jetzt in München eine neue, vielverheißende Gestalt angenommen haben.

Die ersten Jahre waren dem Aufblühen der Gesellschaft nicht günstig. Auf andere Dinge war damals in Deutschland der Sinn gerichtet. Hoffnung kämpfte noch mit Beklommenheit. Aber „es siegte der Muth in dem gesunden Geschlecht". Und die Erhöhung des nationalen Sinnes ist dann auch ihrem Wirken zu gute gekommen. Die Shakespeare-Uebersetzung ward 1871 abgeschlossen, und die übrigen großen Werke, die ich genannt habe, sind im Verlauf der siebziger Jahre geschaffen oder in erneuerter Gestalt hervorgetreten[1]).

Abzuschätzen, was die Gesellschaft im Einzelnen geleistet hat, wird eine Aufgabe für sich sein; ich gedenke zu ihren Ursprüngen vorzudringen. Von diesen müßte ja unter allen Umständen ausgehen, wer über ihr Dasein und Wirken die rechte Auskunft ertheilen wollte. Nur die natürlichen Bedingungen des Entstehens geben die Beglaubigung zukünftigen Bestandes.

I.

Es hat gesellige Shakespeare-Verehrung in Deutschland gegeben lange bevor eine förmliche Gesellschaft sich seinem Dienste widmete. Ihr Name und Titel ist mir zuerst in einer Novelle von Achim v. Arnim begegnet[2]). Da wird der Wunsch ausgesprochen, es möchten doch aller Orten die Verehrer des großen Britten zusammentreten, Verständniß und Verbreitung seiner Werke zu fördern. „Gäb's doch auch Shakespeare-Gesellschaften," sagt Arnim wörtlich, „wie jetzt Bibelgesellschaften zur Sprache kommen." Die Novelle spielt auf englischem Boden, gemeint ist es für Deutschland. Aber die Zeit kleiner Shakespeare-Gemeinden ist noch älter als die deutsche Romantik, und was Arnim wünscht, war schon ein Mal hier und da in einfachster Gestalt, in einigen frischen Ansätzen verwirklicht. Es hat Gesellschaften gegeben, die sich in Shakespeare's Namen zusammenfanden, wenn sie sich auch nicht nach ihm benannten. „Wir feiern heute Shakespeare's Tag," hat es schon vor hundert und fast zwanzig Jahren in einer Festrede gelautet. Den Redner aber nennt der junge Goethe

[1]) Die siebenbändige Ausgabe von Delius' Shakespeare ist zuerst 1854—60 erschienen, dann 1864. Seither weitere drei Auflagen, die fünfte (in zwei Bänden) 1882; und in dieses Jahrzehnt fällt zugleich die Verbreitung ihres Textes durch eine der am meisten benutzten englischen Ausgaben.

[2]) „Die Ehenschmiede".

seinen und Shakespeare's würdigen Freund, und von ihm und sich wie von den andern Genossen hat er gesagt, sie seien Shakespearefest gewesen, in dem Sinne, wie man sonst von bibelfesten Leuten spreche.

So darf man von einer Vorgeschichte der Shakespeare-Gesellschaft, von geistigen Vorfahren ihrer Begründer sprechen. Von Ahnen, zu denen wir auch sonst den Blick so gern zurückwenden. Diese Betrachtung führt uns zurück in die Zeit, als unsere Literatur eine neue Jugend erlebte, der Saft in ihrem Stamme mächtig zu steigen, in ihre Aeste einzuschießen begann, und alles das Große sich in ihr vorbereitete, was unser Stolz noch heute ist und lange unsern nationalen Werth allein bezeichnet hat. Wie ist in dieser Zeit, frage ich, der große Gast, den wir jetzt wie einen der Unsern betrachten, empfangen worden; wie hat sie ihn verstanden und gewürdigt? Goethe sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott." So ist auch sein Dichter, darf man sagen; das heißt, so wählt und sieht und nimmt er seinen Dichter, so legt er ihn sich zurecht, so legt er ihn sich aus. Wie jemand sich Homer oder Shakespeare oder Goethe zu nähern und anzubilden, welche Seiten er ihnen abzugewinnen vermocht hat, darin kennzeichnet er sich selbst und seinen Werth. So der Einzelne, so ein Zeitalter, ein Geschlecht. Mit solchen Gedanken betrachten wir nun jenes Geschlecht, dessen that- und schaffenskräftige Jugend zusammenfällt mit der neuen Jugend im geistigen Leben unseres Volkes.

Das Epochenjahr dieser goldenen Zeit ist das, welches im nächsten Jahrhundert die entscheidende Wendung in unsern staatlichen Verhältnissen herbeiführen sollte: 1766. Das Jahr von Lessing's Laokoon und Minna von Barnhelm. Beide Werke gelten uns noch so viel, mindestens so viel, als sie den Zeitgenossen bedeuteten. Alles aber, was vor 1766 liegt, gehört mehr oder weniger schon jetzt der geschichtlichen Betrachtung an.

Nur an einer Stelle that sich auch vorher schon ein frischeres Leben hervor: in der ästhetischen Kritik, den Schriften der Kunstrichter, wie man damals sagte. Allein die Kritik macht keinen Frühling in Kunst und Dichtung. Im günstigsten Falle wirkt sie wie die starken Winde, die um die Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche durch das Land ziehen, und fegt wie sie alles Alte, Winterliche, Abgestorbene hinweg. Und so war es damals. Der Höhepunkt der vorklassischen Kritik wird erreicht in den Berliner Literaturbriefen, soweit Lessing ihr Urheber ist, der kritische Genius der Zeit. Auf der Schwelle aber, welche das Verjährte von dem Jungen und Lebenskräftigen scheidet, wenn nicht schon diesseits derselben, steht ein Brief, der sich durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes über alle andern hebt: der berühmte siebzehnte, der „Niemand"-Brief. Sein Thema: Die Franzosen, Shakespeare und das deutsche Drama der Zukunft.

„Niemand wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe" — so hatte sich die Leipziger Kritik vernehmen lassen. Und Lessing entgegnet: „Ich bin dieser Niemand, ich leugne es geradezu." Mit *einem* Satze fertigt er Gottsched, den Patron des französischen Theaters, ab. Und dann tritt er mit voller Kraft für das englische, das Drama Shakespeare's, ein. „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern

Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben ... und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet. . . ."

„Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich Dieser die Alten sehr wohl und Jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet" u. s. w.

Dies ist Lessing's ästhetisches Glaubensbekenntniß, Shakespeare betreffend, geblieben. Bekräftigt hat er es mit Siegel und Namen des Doctor Faust. An den Schluß nämlich hat er eine ganze Scene aus seinem Faustdrama gesetzt, und so ist diese eine wenigstens auf uns gekommen: „Faust und sieben Geister". „Das alte Volksstück von Doctor Faust," sagt er dazu, „hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen." So sind ihm unsere alten Volksstücke die Vermittler zu Shakespeare geworden, wenigstens sind sie ihm zum Mittel geworden, die Verwandtschaft des englischen und deutschen Wesens im Drama darzuthun.

Shakespeare ein Genie, ein Originalgeist, der es in der dramatischen, der tragischen Wirkung mit den größten Tragikern, zumal denen des Alterthums, aufnimmt, wiewohl bezüglich der Mittel und Wege außer allem Vergleich mit ihnen; Shakespeare's Drama das befreiende Vorbild für ein volksmäßig deutsches Schauspiel — diese Lessing'schen Thesen haben hinfort der schaffenden, wie der urtheilenden Thätigkeit die Richtung gegeben. Auch dann, wenn man ihnen widersprach. Wir können ihre Wirkung, ihren Nachklang verfolgen bis zu den Gipfeln unserer Literatur. „Ein Genie," sagt Lessing, „kann nur von einem Genie entzündet werden." Und Goethe eröffnet seine letzte große Kundgebung über und für Shakespeare, den Aufsatz mit der oft mißverstandenen Ueberschrift „Shakespeare und kein Ende" mit den Worten: „Es ist über Shakespeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu wünschen übrig; und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt."

Lessing wünscht den Deutschen eine Uebersetzung von Shakespeare's Dramen. Er denkt sie sich ausgeführt „mit einigen bescheidenen Veränderungen." Diese Uebersetzung kam zu Stande, rascher, als er es sich versprochen, und durch den Mann, an den er vielleicht am letzten gedacht hatte. Durch Wieland, dem er den Vorwurf gemacht hatte, er habe in der Schweiz sein Deutsch verlernt, und dem in den Literaturbriefen wegen seines unechten Pietismus manche bittere Wahrheit gesagt war. Auf dem Wege zu Shakespeare war Wieland schon, als

Lessing ihn wegen seines halb eigenen, halb dem Englischen entwendeten Drama's „Lady Johanna Gray" mit schalkhaftem Erstaunen wie einen Seraph bewillkommnete, der „die ätherischen Sphären verlassen habe und wieder unter den Menschenkindern wandle".

Es ward Wieland wohl und wohler unter den echten Menschenkindern Shakespeare's. Er erklärt (in einem Schreiben an den berühmten Arzt und Schriftsteller Zimmermann), daß er Shakespeare liebe mit allen seinen Fehlern. „Shakespeare ist fast einzig darin, die Menschen, die Sitten, die Leidenschaften nach der Natur zu malen . . . Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie?"

Im Jahre 1766 ist der letzte von den acht Bänden seiner Uebersetzung erschienen, Hamlet und das Wintermärchen enthaltend. Den ersten mit dem Johannisnachtstraum und König Lear hatte er vier Jahre vorher herausgegeben. Fünf Jahre, wie er im Schlußwort zum letzten versichert, hat er den größten Theil seiner Nebenstunden auf diese Arbeit verwendet, durch die er, wie er bescheiden genug sagt, sich einiges Verdienst um seine Nation erworben zu haben glaubt.

Wieland's Uebersetzung verdient durchaus den geschichtlichen Ehrenplatz, den Goethe ihr in seiner Selbstbiographie anweist: trotz ihrer Prosa, ja Goethe meint, eben mit ihrer Prosa. Schon äußerlich stellt sie sich würdig dar: diese Schweizer-Ausgabe mit ihren großen Lettern, den von Salomo Geßner gezeichneten Vignetten, nahm für den noch so wenig bekannten Fremden die Ehren eines einheimischen Klassikers in Anspruch. Echte Poesie ist unverwüstlich, sie wirkt auch ohne ihr Feierkleid, am meisten die dramatische. Und die Empfänglichkeit für das Poetische der Form ging ja auch nicht weit bei Lessing's und Wieland's Zeitgenossen, selbst bei dem folgenden Geschlechte nicht. Weshalb hätte sonst Schiller sich herbeigelassen, die Wiederaufnahme des Verses im Wallenstein-Prolog zu rechtfertigen?

Für die aber, welche wirklich feineren Genüssen zugänglich waren, wies auch Wieland schon auf ein Höheres hin. Er hatte dem Stücke, mit welchem er seinen Shakespeare einführte, dem Johannisnachtstraum, den Reiz der Form, so gut er es verstand, zu erhalten gesucht. Für weitere Versuche reichte damals seine Kraft und Kunstfertigkeit nicht aus. Das fühlte er selbst. Und wie er im Johannisnachtstraum den Elfenzauber des Schlusses lieber unübersetzt ließ, statt ihn zu entstellen, so hat er auch sonst, wo er sich nicht zu helfen wußte, die lyrischen Stellen einfach fortgelassen. Er bekannte damit nicht bloß die eigne Unzulänglichkeit. Das Deutsch von 1766 war nicht reich und geschmeidig genug, nicht bis zu dem Grade literarisch durchgearbeitet, um mit Shakespeare's Sprache wetteifern zu können. Gerade durch die Mängel und Lücken dieser Uebersetzung ward der Eifer hervorgerufen, der es bald zu erstaunlichen Erfolgen brachte. Niemals und nirgends hat die poetische Sprache einen solchen Aufschwung gewonnen, als bei uns im ersten und im zweiten Jahrzehnt nach 1766. An diesem Aufschwung ist auch der Dichter des Oberon betheiligt.

Und Oberon wiederum ist das Gedicht, mit dem Wieland an seine alte Shakespeare-Liebe wieder anknüpft.

Seine Auslassungssünden also hätte man ihm schon zu Gute halten dürfen. Wären sie nur alle so in der Noth begangen gewesen. Aber Wieland ging weiter. Er liebe Shakespeare mit allen seinen Fehlern, hören wir ihn bekennen. „Bei allen seinen Fehlern," meinte er, und er glaubte sich berechtigt, sich des Dichters gegen seine Fehler anzunehmen. Freilich war Shakespeare ein Genie, aber leider fehlte es ihm am rechten Maß, leider ging das Genie manchmal mit ihm durch. So dachten auch die entschiedenen Verehrer des Dichters in England, so Alexander Pope, mit dessen Vorrede zur Shakespeare-Ausgabe Wieland sein Uebersetzungswerk am besten glaubte einführen zu können. Sie staken alle noch im ancien régime, und Wieland hatte doch nur einen Fuß erst herausgesetzt, ja manchmal zog er auch den einen wieder zurück. So hat er nun seinen Shakespeare verkürzt und beschnitten, ganze Scenen weggelassen, die er für episodisch, störend, geschmacklos, im Ton verfehlt hielt. Er hat das meistens auch begründet, in Zwischenreden und Anmerkungen, die sich für den heutigen Leser aberklug und schnurrig genug ausnehmen. Indessen verstehen läßt sich dies Verfahren doch, und also auch entschuldigen. Wieland suchte einen Leserkreis zu gewinnen für den englischen Dichter, der den Gebildeten noch so gut wie unbekannt war. Und wider den Geschmack der Gebildeten verstieß sehr Vieles. Wir dürfen nicht vergessen, daß noch im Anfang der achtziger Jahre Friedrich der Große die Dramen Shakespeare's lächerliche Possen nannte, werth, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden[1]), und daß zu diesem Urtheil des Zurückgebliebenen noch immer die alten Herren aus Gottsched's Schule vergnügt Beifall nickten. Freilich auch nur diese noch und das Corps der Deutschfranzosen. Selbst Lessing hatte dem Uebersetzer Shakespeare's Aenderungen gestattet, fast angerathen, freilich nur bescheidene. Aber was heißt bescheiden? Nach seiner Bescheidenheit ist auch Wieland verfahren. Er befand sich in dem Falle des Schauspieldichters oder Schauspiel-Zurichters, der sich nach dem Geschmack seiner Zuschauer richten muß. Wie es im nächsten Jahrzehnt Ludwig Schröder mußte, dessen Bühnenerfolge mit Shakespeare's Dramen nicht errungen wären ohne eine Zurichtung, bei der die Bescheidenheit nicht das erste und nicht das letzte Wort gesprochen hat.

Bei der Kritik aber riefen diese eigenwilligen Aenderungen den heftigsten Widerspruch hervor. Neuere Literaturbriefe erhoben Einspruch dagegen. Nicht Berlinische (die waren eingegangen), sondern die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur", deren erste Theile 1766 in Schleswig erschienen sind[2]). Herausgeber und Verfasser war Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg, gebürtig aus Nord-

[1]) „Ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada."

[2]) Diese Briefe, die selbst zu den Merkwürdigkeiten der damaligen Literatur gehören, sind dem Literaturfreunde jetzt bequem zugänglich in dem von A. v. Weilen besorgten Heilbronner Neudruck. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert), Bd. XXIX, S. 109—166. Von dem Eindruck, den Gerstenberg's fünf Briefe ihrer Zeit hervorbrachten, erhalten wir eine Vorstellung durch Herder's Erwiderung, die älteste, im Juni 1771 verfaßte Gestalt seiner Schrift über Shakespeare. Ich habe diese jetzt in der Weimarischen „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte", Band II, Heft 3 veröffentlicht.

schleswig, gebildet in Jena. Gerstenberg hatte bis dahin fast nur leichte lyrische Waare auf den Markt gebracht: „Tändeleien“ war die erste Sammlung seiner Sächelchen betitelt. Die Briefe sind seine erste literarische That, und besonders darf man die fünf so nennen (14.—18.), welche Shakespeare und seinem Uebersetzer gewidmet sind. Sie bedeuten einen Fortschritt in dem Verständniß für Shakespeare's Art und Kunst.

Bisher hatte sich den Kritikern in Shakespeare, dem Genie, zu allererst der Gegensatz zwischen Natur und Kunst dargestellt. Selbst Lessing sagt in dem Niemand-Briefe (er wiegt seine Worte behutsam ab), Shakespeare scheine Alles bloß der Natur zu verdanken, schrecke nicht ab durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst. Gerstenberg aber erklärt es ausdrücklich für seinen Endzweck, „den Ungrund des allgemeinen Vorurtheils aufzudecken, daß es Shakespeare an Kunst fehle,“ zu zeigen, „daß es ihm nicht an dramatischer Kunst fehlt, wo Kunst erfordert wird.“ Es glückt ihm, diese Kunst im Aufbau der Handlung, auch in einzelnen Vorzügen der Technik nachzuweisen, und ein Fortschritt ist es, daß sein Augenmerk dabei auch auf die Lustspiele gerichtet ist. Mit besonderem Glück zeigt er gerade an zwei Comödien, die er zergliedert (den Lustigen Weibern und der Comödie der Irrungen), wie sich genialer Ueberfluß mit wohlberechneter technischer Haushaltung vereinigt. Gerstenberg erhebt sich zu der Vorstellung, daß dem Genie gegenüber mit dem Hin und Wider von Natur und Kunst nicht auszukommen, dieser Gegensatz im Genie eben aufgehoben ist. Die Betrachtung Shakespeare's verhilft ihm zu der Erkenntniß, daß ein Kunstwerk, von einem bevorzugten Geiste hervorgebracht, auch Natur ist, eine Natur, die über der gemeinen Wirklichkeit steht, da sie erhöhten Lebenskräften ihr Dasein verdankt.

Ich hebe noch einige Punkte von gleicher Wichtigkeit hervor. Eine Vergleichung Shakespeare's des Tragikers mit Sophokles findet Gerstenberg „unschicklich“ und will ihn auch nicht „glücklich preisen, wenn er ein Aristophanes wäre“. Aber die großen Grundsätze, welchen die Dichter des Alterthums folgten, die findet er auch in seiner Kunst wirksam. Er meint eben die Erhöhung der Wirklichkeit zur Kunstwahrheit. Gerstenberg will Shakespeare's Werke nicht „aus dem Gesichtspunkte der Tragödie“ betrachten, sondern als „Abbildungen der sittlichen Natur“. Er nennt sie „Bilder des idealischen und animalischen Lebens“, will sagen: der geistigen und sinnlichen Natur. Er meint, und weiß es nur noch nicht recht auszudrücken: Shakespeare sei ihm in erster Linie Dichter, dann erst Dramatiker. Das Wesen der Poesie überhaupt, nicht die Aufgabe der einzelnen Gattung gebe den Maßstab für seine Größe. Wenigstens im Keim also hat er die Auffassung von Shakespeare, welche Goethe auf der Höhe seines Lebens vertritt, welcher dann Emerson in seiner berühmten Parallele „Shakespeare und Goethe“ Ausdruck gegeben hat. Schließlich noch dies: Gerstenberg erklärt Shakespeare für unübersetzbar. Zu derselben Zeit hat Lessing im Laokoon den Homer für unübersetzbar erklärt. Aber der Zweifel wurde hier wie dort alsbald bestritten durch einen Nachfolger, der ein höheres Ideal von Uebersetzung und Uebersetzerkunst in sich trug, als Lessing und Gerstenberg. Ehe das Jahrhundert zu Ende ging, war er durch die That widerlegt. Und wenn die Ueber-

setzung des Homer selbst mit zur Bildung unserer Dichtersprache beigetragen hat, so ist die Uebersetzung Shakespeare's ein Denkmal ihrer Kunsthöhe geworden.

Nun nenne ich nur das Buch, das am kräftigsten in dieser Zeit die Wirkungen darstellt, welche Shakespeare zu üben berufen war: Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Der britische Genius im Kampfe mit den Franzosen, der Vertreter der Natur, vielmehr der freien Kunst gegen die Cavaliere der drei Einheiten — die Stellen der Dramaturgie, an denen dies Turnier ausgefochten wird, sind bekannt, schulbekannt.

Was im siebzehnten Literaturbriefe aufgestellt war, dafür hat Lessing gründlich und redlich den Beweis in der Dramaturgie erbracht. Wieland's Uebersetzung bringt er zu Ehren. „Die Kunstrichter (schreibt er) haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, viel Gutes davon zu sagen." Und er sagt es. Das war auch an Gerstenberg gerichtet, der in seinem Eifer für Shakespeare zur Unzeit gegen Wieland den kecken Ton der alten Literaturbriefe anzuschlagen versucht hatte.

Wieland und Gerstenberg, der Schwärmer und der Tändler, es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie sie Beide sich zu Shakespeare wenden und halten. Sie werden durch das ihrem Wesen Widersprechende angezogen. Sie finden Schutz bei ihm gegen das Schwächliche und Kleine. Sie saugen Kraft aus seiner Welt. Sie werden größer durch die Berührung mit ihm. Diesen Dienst sollte nun Shakespeare noch manchem erweisen. Denn wir befinden uns ja im Zeitalter der Humanität, der Gefühlsschwärmerei und der schönen Seelen.

Ich habe die Wendung, die um 1766 eintritt, zu charakterisiren versucht. Die ödeste und kahlste Zeit unserer Literatur ist die Gottschedische gewesen, die von Shakespeare nichts wissen wollte und unfähig war, ihn zu verstehen. „Ich bedaure die, die so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen" — ruft Lessing den zurückgebliebenen Vertretern des Alten zu. Sie waren auch zu bedauern — arme Leute! Mit der Aufnahme Shakespeare's und dem wachsenden Verständniß für seine Größe und Eigenart geht die Wiedererhebung fast in gleichem Schritte.

II.

Die Wiedererhebung: das heißt die Erhebung zum Vaterländisch-Volksmäßigen. Das nächste Kernjahr unserer Literatur ist 1773. Das Jahr, das Matthias Claudius einweiht mit seinem Neujahrsmorgenliede von „Der alten Barden Vaterland, dem Vaterland der Treue"; das Jahr von Goethe's Götz von Berlichingen und von Bürger's Lenore; das Jahr schließlich des Büchleins Von deutscher Art und Kunst. Der Ton, der da angeschlagen ward, ein Kraftgesang, auch in Prosa, hat nachgeklungen über das Jahrzehnt hinaus.

Auch von Shakespeare sprach und schrieb man in einem neuen Tone. „Ich schaudere vor tiefer heiliger Ehrfurcht, wenn ich seinen Namen nenne, und kniee hin und bete an zur Erde, wenn ich seines Geistes Gegenwart fühle." Wer ist es wohl, der so, einem Verzückten gleich, redet? Kein anderer als der alte Liebhaber und Verbesserer Wieland — der alte Schwärmer. Den andächtigen Erguß aber verbindet er gleich mit einem derben Ausfall auf die „Bürschgen,

die mit Shakespeare's Geist so vertraulich thun, die Gelbschnäbel, die sich airs geben, als ob sie mit Shakespeare's Geist blinde Kuh zu spielen gewohnt wären". Wieland, der Nachbar und Freund Goethe's und Herder's in Weimar. Herder und Goethe waren die Führer und Götter des jungen Geschlechts. Die Gelbschnäbel hatten zu singen angefangen, sie sangen eine neue Weise. Und Wieland singt sie mit, aber er merkt gar nicht, daß er mitsingt.

Alles, was uns das Jahr 1773 gebracht hat, ist vorgebildet und angebahnt wiederum in einem Jahre, das im nächsten Säculum dazu auserſehen war, Deutschlands Größe zu bezeichnen: 1770. Um die literarischen und persönlichen Voraussetzungen übersichtlich zu machen, muß ich noch einmal zurückgehen in die Zeit der ersten Bände von Wieland's Uebersetzung.

1764: Herder, zwanzigjährig, Student in Königsberg, liest mit seinem wunderlichen, geistvollen Freunde Hamann, dem Magus in Norden, den Hamlet. Er lernt an dem Stücke Englisch. Es ist ihm, als müßte er knieen vor Shakespeare, mit seinem Selbst in ihm aufgehen. In dieser Begeisterung und mit seinem Gefühl für echte Poesie wagt er sich daran, aus Shakespeare zu übersetzen, Stellen, an denen Wieland gescheitert war: Lieder und Balladen, Empfindungsstücke, Monologe, Geister- und Hexenscenen; alles in Versmaß, Weise und Ton des Originals. Diese Uebersetzungen entstehen im fernsten deutschen Osten, in Riga, 1768—69. 1769 ist Herder in Paris, sieht, hört die Declamationstragödie an Ort und Stelle, bestärkt sich in seinem Widerwillen gegen sie und in seiner Bewunderung für Shakespeare. Wenige Monate danach, 1770, tauscht er Anschauungen und Erfahrungen in persönlichem Verkehr mit dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie aus.

1766: Goethe, Leipziger Studio, lernt Shakespeare kennen zunächst durch eine Anthologie[1]). Selbst das Stückwerk trifft ihn gewaltig. Er sieht es mit dem Auge des Dichters, mit einer Empfindung vom Ganzen. Dann greift er zu Wieland's Uebersetzung. Er nennt Shakespeare seinen echten Lehrer, neben dem Manne, der ihn in die Kunst der alten Griechen eingeführt hat, und als Dritten nennt er Wieland.

1770: Herder's und Goethe's Begegnung in Straßburg. Sie macht Epoche in Goethe's Leben; sie ist von höchster Bedeutung auch für die Aufnahme Shakespeare's. Herder hat seine Reise angetreten mit dem Vorsatze: „Funken zu schlagen zu einem neuen Geiste der Literatur". Das ist ihm hier gelungen. Die Flamme, die er in dem jungen Freunde entfachte, lohete mit seiner eigenen Gluth zu einem gewaltigen Opferfeuer zusammen. So wirken hier, in der vom Vaterlande abgerissenen Westmark, die Anregungen zusammen, die von den Nord- und Ostmarken, vom dänischen und baltischen, preußisch-russischen Ende Deutschland ausgegangen sind. Es ist, als ob dem Fremden gegenüber der germanische Geist sich am stärksten seiner Eigenheit bewußt geworden wäre. Shakespeare aber ward wie ein Landsmann und Zugehöriger willkommen geheißen.

---

[1]) William Dodd, The Beauties of Shakespeare; regularly selected from each Play. London 1752. 2 Voll. Sec. Ed. 1757. 2 Voll. Mit Zusätzen und den letzten Verbesserungen des Verfassers nochmals nach Dodd's Tode 1780. Das einst so verbreitete Buch ist jetzt äußerst selten, und nicht einmal in der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu finden.

Der junge Goethe ist es, der nun persönlich in einem weiteren Kreise Stimmung für Shakespeare gemacht hat: zunächst in Straßburg. Es bestand da eine sogenannte Gesellschaft der schönen Wissenschaften. Die Mitglieder waren junge Männer. Jung Stilling gehörte dazu, der biedere Lerse, Heinrich Leopold Wagner, von 1771 an auch Lenz. „Eine Anzahl edler Jünglinge," sagt Jung (edel ist Modewort. In unserer Sprache würde es heißen: es waren etliche recht tüchtige junge Leute darunter.) Soweit sie literarisch in Betracht kommen, zeigen sie sich alle für Shakespeare lebhaft entzündet. Treten wir in diesen Kreis ein, wie er am 14. October 1771 den Namenstag des Dichters begeht. Der Festredner ist Lerse. Vier Schutzpatrone, sagt er, ehre die Gesellschaft. Er nennt sie: vor Allen die heilige Poesie, dann Shakespeare — unser Shakespeare sagt er — und die zwei Barden der Vorwelt, Ossian und Homer. „Wir feiern heute," fährt er fort, „Shakespeare's Tag, des so unrecht verstandenen, so oft verleumdeten und nur wenig Edlen recht bekannten Shakespeare's." Viel hat der brave Lerse zum besseren Verständniß aus eigenen Mitteln nicht beizutragen; er kanzelt mit Lessing's Hülfe Voltaire ab und übt mit Gerstenberg das Standrecht gegen Alle, welche die Phrase wiederholen, daß Shakespeare's Fehler so groß seien als seine Schönheiten.

Die Anregung zu dieser Feier hat Goethe gegeben, der durch seinen Freund und Verehrer Jung „um einen Ehrentag des edlen Shakespeare's angesucht hat." Daheim in Frankfurt bereitet er selbst die Feier vor, im Verein mit seiner Schwester, die er für Shakespeare gewonnen hat, wie vorher für Homer. Er hat schon zuvor, wie er sich rühmt, „dem Warwickshirer ein schön Publicum zusammengepredigt"; nun läßt er es sich mit Cornelia angelegen sein, den Tag mit großem Pomp zu begehen. Sie wollen Freund Herder als Ehrengast dabei haben, wenigstens soll er die Abhandlung, die er vor Kurzem verfaßt hat, auf den Tag einsenden, damit sie einen Theil der Liturgie ausmache. Und nochmals um diese Abhandlung mahnend, fügt Goethe das Versprechen hinzu: „Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll auch Ihnen getrunken werden." Indessen Herder hat seine Shakespeare-Rhapsodie nicht eingesandt, weil er mit ihr nicht zufrieden war, und so muß Goethe selbst eingetreten sein, da es hier galt, den Wilhelm aller Wilhelme „aus vollem Herzen zu verkündigen".

Wir haben in der That von ihm eine Art Ansprache „Zum Schäkespear's Tag." Wie wir sie haben, ist sie keinesfalls zum eigenen Vortrage bestimmt gewesen, sondern augenscheinlich zum Vorlesen in einer auswärtigen Gesellschaft. Wie dem auch sei, sie ist uns werth als eine Reliquie aus der Zeit des ersten Shakespeare-Enthusiasmus.

„Wir ehren heute," sagt Goethe, ähnlich wie Lerse, „das Andenken des größten Wanderers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an: von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir die Keime in uns." Er nennt Shakespeare einen Wanderer, wie er selbst sich damals gern nannte.

Er bekennt: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; geahndet, empfunden, ist das Höchste, wohin ich's habe bringen können." Und nun beschreibt er den Eindruck der ersten Bekanntschaft. „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem

ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick scheukt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert."

So meldet sich „Gottfried von Berlichingen" an. Das Drama trägt ja vor aller Welt Shakespeare's Kleid und Wappen. Es trug die Zeichen der frischen Beschäftigung mit dem englischen Dichter noch augenfälliger in dem ersten Entwurf. So daß Herder sogar den jungen Freund vor einem Uebermaß der Nacheiferung zu warnen allen Grund hatte, wie Goethe später selbst vor diesem Uebermaß gewarnt hat. Aber schon in dieser Erstlingsgestalt hatte Herder das Drama lieb wegen seiner „deutschen Stärke, Tiefe und Wahrheit", versprach den Lesern „Freudenstunden", und mit Freuden machte er sich, als Goethe den Ritter mit der eisernen Hand in alle Welt ausreiten ließ, zu seinem Herold. An Goethe richtet sich das Schlußwort jenes Aufsatzes über Shakespeare, der zum Vortrage bei der Frankfurter Feier nicht erschienen war. Glücklich preist sich Herder, daß er noch im Ablauf der Zeit lebt, wo er Shakespeare begreifen konnte (er fürchtet, eine spätere Zeit werde ihn nicht mehr verstehen) „und wo du" — fährt er fort — „wo du, mein Freund, den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als ein Mal umarmet, den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache, unserem so weit abgearteten Vaterlande darzustellen". Er verheißt dem Werke die Ewigkeit und dem jungen Dichter den andächtigen Dank der Nachkommen.

Das steht gedruckt in dem Büchlein Von deutscher Art und Kunst, die Umarmungen aber vor Shakespeare's Bilde weisen zurück auf die Straßburger Zeit. Mit dieser Zeit und mit dem Geist und Streben der Straßburger Gesellschaft bringt Goethe selbst das kleine Buch in Verbindung. „Will Jemand unmittelbar erfahren", sagt er in der Selbstbiographie, „was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakespeare in dem Hefte Von deutscher Art und Kunst, ferner Lenzen's Anmerkungen über das Theater." Der lese, darf man zu Goethe's Anweisung hinzufügen, auch das Stück vor und das nach dem Aufsatze Shakespeare, nämlich Herder's Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker und Goethe's Aufsatz Von deutscher Baukunst. Alle Beiträge des kleinen Sammelwerkes sind namenlos, und wo sonst auf dem Titel der Verfasser steht, sehen wir das Bildchen eines Maiblumenstengels, die einzige Zierde dieser äußerst schmucklosen Blätter — das rechte Bild und Gleichniß für den Geist, der hindurchgeht.

Gleich im ersten Stück gesellt sich zu Ossian Shakespeare mit seinen Liedern und Balladen, zu ihm Homer, als Improvisator, als Naturdichter vorgestellt. Und über Allen schwebt das Bild der Poesie, der heiligen Poesie, wie Lerse in seiner Rede sie nannte: der Natur- und Volkspoesie, mit deren Resten, wo man sie nur finden und ahnen mochte, der Aufsatz sich beschäftigt. Heilig nennt dies Geschlecht die Poesie, heilig die Natur; sie reden vom heiligen Homer und vom heiligen Bilde Shakespeare's. Ich erinnere mich nicht, daß man auch Ossian heilig gesprochen. Und das ist recht gut; denn Ossian ist bekanntlich einer von den Heiligen, die vor der Kritik nicht Stich gehalten haben. Shakespeare aber

und Homer sind in der That die beiden Brunnen des Lebens, an denen die Besten, und zwar am einen wie am andern, sich erquickt, gekräftigt haben. Mit der thränenfeuchten Begeisterung für Ossian, den falschen, empfindsamen, zurechtgemachten Barden, wurde der süßen Schwäche des Zeitalters der schuldige Zoll entrichtet. Shakespeare und Ossian, auch Goethe, der Gesundeste von Allen, nennt und ehrt sie Beide zusammen; er übersetzt Stücke aus Ossian, während er seinen Götz dem Shakespeare nachbildet: einen wie den andern will er „aus vollem Herzen verkünden".

Auch in Goethe's Aufsatz von deutscher Baukunst lebt und webt Shakespeare. Dieser kleine Aufsatz kündet uns am lebhaftesten die formalen Grundsätze des jungen Geschlechts an. Das Lobpreisen der charakteristischen Kunst (Goethe sagt: der bedeutenden Kunst) vor der regelmäßig schönen, die Verachtung der französischen Schönheitelei, der Drang nach Freiheit und Eigenart — wenn das hier Alles wie höhere Eingebung, vor dem Straßburger Dom, dem Werke Erwin's gewonnen, urkräftig und feierlich hervordringt, so hat Goethe sich doch in allen diesen Ueberzeugungen, ehe er sie bekannt gab, beglaubigt an Shakespeare's Dramen. „Wenigen ward es gegeben," ruft er begeistert aus, „einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes." Zu den wenigen Auserwählten zählt er jedenfalls den Dichter, der die gewaltigsten Entwürfe aufzuthürmen, die kühnsten Bögen zwischen Pfeiler und Pfeiler zu spannen vermochte, der die breitgedehnten epischen Stoffe aufzulösen, zu gliedern, zu vermannigfaltigen verstanden hat, wie der deutsche Baumeister die ungeheuere Einförmigkeit der Mauer.

An die kleine Schrift von deutscher Baukunst also dürfen wir nächst und neben dem Shakespeare'schen Jugenddrama denken, wenn wir aus Schiller's Munde Goethe's des Befreiers feierliches Lob vernehmen:

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt.

Und so preisen wir den Genius zugleich, der ihn nach seinem Geständniß auf die freie Bahn gestellt und ermuthigt hat, den Regeln die Fehde anzukündigen und die Thürme ihrer Vertheidiger zusammenzuschlagen. Kräftigung zuerst, Freiheit sodann, das ist der natürliche Fortgang. Und darf ich für Weltliches ein Bild des Heiligen gebrauchen, so sage ich: 1766 ist Ostern und 1773 Pfingsten. Denn wohl dürfte man die begeisterte Rede — manchmal mehr Stammeln als Rede — der jungen Verkündiger der Freiheit ein weltliches Reden in Zungen benennen.

Es würde zu weit führen, wollte ich gleichermaßen von allen den Schriften, die wir als literarischen Niederschlag der ersten Shakespeare-Begeisterung zu betrachten das Recht haben, den Inhalt angeben und sie durch sich selbst sprechen lassen. Von Ton und Farbe läßt sich durch allgemeine Beschreibung schwerlich eine Vorstellung erwecken. Jeder Verfasser gebärdet sich in seiner Weise: Lenz nämlich wie ein Student, der sich ein Vergnügen daraus macht, dem Herrn Professor Aristoteles die Fenster einzuwerfen; Goethe, der Wanderer, „weit hoch herrlich den Blick rings ins Leben hinein," bisweilen auch der übermüthige junge

Lord, wie er seinen Freunden als Frankfurter Recensent erschien; Herder ein begeisterter Seher und Prediger. Shakespeare, nach seiner Proteus-Natur, zeigt dem Einen dies, dem Andern jenes Angesicht. Jetzt tritt er auf als Jahrmarktsmann mit dem Schön-Raritäten-Kasten, der die Geschichte der ganzen Welt am Faden hat und vor staunenden Kinderaugen vorüberziehen läßt. Jetzt wie einer der alten nordischen Riesen, „hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels!" Dann als Hercules, dann als Prometheus, der seine Menschen in kolossaler Größe erschafft und sie alle mit dem Hauch seines Geistes belebt.

Nur einige durchgehende Bilder, Vorstellungen, Gedanken will ich zur Charakteristik dieser Schriften und ihrer Verfasser angeben und erläutern.

Unschätzbar war es, daß der eine und erste der führenden Geister, Herder, einen Blick für das Geschichtliche besaß, wie keiner bisher. Er lehrte die Unterschiede des antiken und des englischen Schauspiels ableiten aus den Lebensbedingungen der Nationen: aus der Einfachheit und Oeffentlichkeit des hellenischen Lebens, aus der gottesdienstlichen Bestimmung des alten Dramas — andererseits aus der Buntheit der Gesellschaft, dem Abstand der Klassen, der Verwicklung der politischen Zustände vom Anbruch des Mittelalters an, aus der Natur der Volkslustbarkeiten schließlich und den rohen Formen der Schaubühne bei den nordischen Völkern. So bedeutet es eine Wiederaufnahme der Lessing'schen Parallele in einem höheren Sinne und ein tieferes Erfassen der Gegensätze, wenn Herder die einheitliche Handlung des griechischen Dramas mit dem Umfassend-Mannigfaltigen bei Shakespeare, das er „Geschichte" (Geschehniß), „Weltbegebenheit" nennen will, vergleicht, wenn er Sophokles und Shakespeare als Ebenbürtige, geradezu als Brüder bezeichnet, und für diese innere, höhere Verwandtschaft den Aristoteles selbst als Zeugen anruft.

Was Einheit der Handlung beim antiken Drama, das ist Einheit der Stimmung, der Seele beim Drama Shakespeare's. Was die empfängliche Tempelandacht der alten Griechen, das ist die hohe, starke Illusion (man sagte damals, ohne Gefahr mißverstanden zu werden: Täuschung), in welche Shakespeare alsbald den Zuschauer versetzt, kraft deren er ihn je länger je fester vor seine Zaubertafel bannt, und zum Miterleben, zum Mitdichten auffordert. Auch Lessing hat diese Macht des Dichters empfunden und geschildert. Wie er den Geist von Hamlet's Vater mit alle dem wunderbar Befänglichen auftreten läßt, mit dem Gespenster erscheinen. Aber was ist das gegen das lebhaft nachschaffende Gefühl der Jüngeren! Niemals zuvor ist Shakespeare's Macht über Gemüth und Phantasie, über die ganze sinnlich-empfindliche Natur des Menschen so beschrieben worden: wie er Ort und Zeit, den Lustkreis, möchte ich sagen, alles Geschehenden zu diesem Geschehenden mitwirken läßt, mit diesem Geschehenden fort- und umwälzt; wie er die Seele des Zuschauers in der Gewalt hat, bald gängelt und wiegt, bald mächtig vorwärts treibt und reißt; wie er den Schein verstärkt zu ahndevoller Gegenwart; wie er mit seinem Zauber- und Märchenton uns in eine Märchenstimmung zu versetzen weiß, daß wir ihm endlich Alles glauben.

So ist denn er, Schöpfer und Herr einer Welt, auch Vertrauter der Weltleitung, Mitwisser der Geheimnisse des Schicksals. Ich habe schon Goethe's

späten Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende“, genannt und genutzt. Einer der großartigsten Aussprüche steht darin. „Shakespeare“, lautet er, „gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt, wie jener, Beiden ist nichts verborgen; aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen.“ In Shakespeare's Dramen glaube man vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals zu stehn, sagt Wilhelm Meister, Büchern, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Beide Stellen wurzeln in jenen frühen mächtigen Eindrücken, knüpfen fast wörtlich an die alten Zeugnisse an in den Blättern von deutscher Art und Kunst. Mit dem Ein und All des Spinoza vergleicht schon Herder dort Shakespeare's dramatisches Universum und den Geist, der darin webt, und schon er hat gesagt: Shakespeare's Dramen sind „ausgerissene wehende Blätter aus dem großen Buch der Vorsehung; im Sturm der Zeiten rauschen sie daher und schweben vors Auge“, und noch ein Mal: „Shakespeare zeigt das Buch der Vorsehung, daß der Leser gleichsam das Gesetz der Fatalität empfinde.“ In dem nämlichen Vorstellungskreise aber wandelt schon der junge Goethe, der Shakespeare-Redner von 1771, wenn er sagt: „Shakespeare's Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt.“ Dieses Ganze ist die Welt, und sein nothwendiger Gang ist, was Herder das eine Mal Vorsehung nennt, das andere Mal Gesetz der Fatalität. Schicksal des Einzelnen, Weltschicksal zu enthüllen, ist des Tragikers hohes Amt. Er „schildert“, wie Goethe von seinem unsterblichen Freunde sagt, „das Schicksal, das gewaltig von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht“. Wer uns davon nichts zu sagen und zu künden weiß, sondern die Seele bloß mit schmerzlichen Begebenheiten peinigt, der hat als Tragiker seinen Beruf verfehlt. Denn darauf besonders beruht des Tragikers Macht über das Gemüth. Gang des Schicksals zu begreifen, wenigstens zu ahnen, jeder fühlt sich dazu getrieben, in dessen Leben das Unberechenbare, Unbegreifbare, Unabwendbare eingegriffen hat. Goethe, der Wanderer, hatte diese Macht schon erfahren, und Herder, der auch im Gedicht über „seines Lebens verworrene Schicksalsfabel“ nachgrübelt; sie haben allezeit daran geglaubt und haben es unzählige Male bezeugt. Und wer glaubt nicht daran? Es kommt nicht auf den Namen an, mit dem wir das Waltende zu nennen versuchen. So überkommt denn Jeden einmal das Verlangen, des Augenblicks theilhaft zu werden,

Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Vor Shakespeare's Bühne können uns solche Augenblicke kommen. Er läßt uns ein Gesetz der Vergeltung ahnen, einen Zusammenhang von Schuld und Leid, und auch von Leid und Schuld, in seinen größten, ergreifendsten Werken; aber wahrhaft und aufrichtig, wie er ist, läßt er auch in seiner Welt das Mißverhältniß zwischen beiden bestehen, wie es in der wirklichen Welt vorhanden ist, und nöthigt uns, uns drein zu ergeben. Auch die alte Tragödie entließ ja den

Zuschauer manchmal mit der Erkenntniß, daß, wie der abziehende Chor zu singen pflegte, „das, was vermuthet ward, sich nicht erfüllte, dem aber, was sich nicht erwarten ließ, ein Gott Weg und Ziel aussand". Mehr als ein anderer Tragiker aber hat Shakespeare die feinen und festen Fäden aufgedeckt, wenigstens zu tasten gegeben, die zwischen dem Schicksal des Menschen und seinem Handeln oder aber Nichthandeln vermitteln; denn das Rechte und Angemessene zur rechten Zeit nicht gethan, gesagt, gefragt zu haben, das ist eine Form der tragischen Schuld, die wir zu wenig beachten; und der Dichter ist wahrlich ein Vertrauter und Ausleger des Schicksals, der uns auch zu der Erkenntniß verhilft, wie schwer solche Unterlassungen sich zu rächen pflegen. Solch ein Orakel ist unser Dichter; von Shakespeare's Muse gilt, was Goethe von seiner Göttin sagt:

Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.

Von diesen Betrachtungen darf ich mich nicht abwenden, ohne wenigstens einmal der kleinen seltsamen Schrift von Lenz im Einzelnen zu gedenken, der „Anmerkungen über das Theater." Lenz hat richtig erkannt (es war eine Beobachtung in Herder's geschichtlichem Geiste), daß das antike Schicksal und das Schicksal bei Shakespeare nicht ein und dieselbe Macht ist. Daß jenes mit eherner Nothwendigkeit waltet, und daß eben solch schonungsloses Walten, dem auch der Treffliche erliegt, der Tragödie der Alten ihren Bitterreiz gab (Lenz hat dies seine Wort erfunden), dieses aber, das moderne Schicksal, unsern Religionsbegriffen gemäß, mit dem Charakter des Helden wenigstens verflochten ist, wo nicht völlig darin begründet. So daß dem modernen Dichter die Gleichung zwischen Schuld und Leid immer nahe gelegt ist, dem antiken von Haus aus niemals. Erst neuerdings hat man hierauf wieder den gebührenden Nachdruck gelegt[1]).

So kannten und erkannten die jungen Gesellen ihren Shakespeare. Ihr Verhältniß zu ihm trug ganz den Charakter einer Jugendfreundschaft. Es erging ihnen mit ihm mindestens so, wie dem echten und rechten deutschen Jüngling mit seinem Schiller. Die Jugend liebt und verwirft unbedingt, sie kann nicht mäkeln und markten. „Shakespeare, mein Freund," ruft der junge Goethe aus, „wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir!" Vor seinem Bilde umarmten sie sich, in seinem Namen schlossen sie Freundschaften; sie bekannten den Liebsten und Nächsten, wie sie für ihn schwärmten. Sie lebten sich ein und wuchsen hinein in seine Gestalten. Goethe und sein junger Herzog und die Genossen ihres kraftgenialen Treibens, wie sie dort um die nächtlichen Feuer im Ilmenauer Forst lagern, sie erscheinen dem Dichter selbst in der Rückerinnerung als Gestalten aus Shakespeare's Welt.

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchenland?
Welch' nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand? . . .
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeare's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht.

[1]) Ludwig Bellermann, Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1888. Bd. I, S. 31 ff. Ein Buch, das, auch außerhalb des bezeichneten Kreises, manche feine Bemerkung enthält, sachlich und anspruchslos vorgetragen.

So hat Shakespeare wie mit persönlicher Gegenwart gewirkt. Wie eine Göttererscheinung ist er zu ihnen herabgestiegen; der Sinnesart, mit der sie ihn empfingen, entsprach „ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über ihnen schwebe". Mit diesen Worten bezeugt Goethe sein Gefühl. Dies Hochgefühl, die Stimmung der Jugendzeit, hat er noch in seinem Alter in sich hervorzurufen vermocht, als er Shakespeare's Art und Kunst klar von der seinen unterschied und auch über mißliche Wirkungen des Shakespeare-Dienstes in Deutschland kühle Erwägungen angestellt hatte[1]). Mehr als Alles, was ich sammeln und sagen könnte, bezeugt ein einziges, aus den späteren Jahren (1820) stammendes kleines Gedicht jene, wie ich sagte, persönliche Einwirkung Shakespeare's. Es lautet so:

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

So knüpft er den Namen des Dichters, der ihm einmal Alles gewesen ist, zusammen mit dem Namen der Frau, von der er sagt: „Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als Alles." — Einen Dichter haben und eine Liebe, einen geistigen Wecker und Leitstern und eine „Seelenführerin", darin liegt allerdings Alles, was im reinsten und höchsten Sinne menschliche Bildung und menschliches Glück ist, beschlossen.

In der ersten Zeit seiner Liebe zu Charlotte von Stein hat Goethe gegen einen Jugendgenossen die Aeußerung gethan: Shakespeare gehöre für ihn zu den Dingen, „von denen man nicht reden könne, zum wenigsten nicht disputiren"[2]). Und im Alter meint er (das bedeutet die Ueberschrift: „Shakespeare und kein Ende"), es sei kein Ende zu finden, wenn man einmal von Shakespeare angefangen habe. Das dient noch heute Jedwedem zur Entschuldigung, der sich unterfängt, von Shakespeare und (setze ich hinzu) von Goethe zu reden. Ich muß enden, ohne fertig zu sein. In einer der Shakespeare-Urgemeinden habe ich verweilt; von der kleinen Vereinigung zu Göttingen, deren Mittelpunkt der Dichter der Lenore ist, kann nur noch wie im Vorübergehen die Rede sein. Bürger ist im Uebersetzen Shakespeare's der Vorgänger und Lehrer August Wilhelm von Schlegel's. Darin beruht die Bedeutung von Göttingen, wenn von Shakespeare in Deutschland die Rede ist. Ueberhaupt habe ich mich darauf beschränkt, zu sagen, was die jungen Dichter aus Shakespeare gemacht haben; es bliebe zu sagen, was er aus ihnen gemacht hat. Das kann aber jetzt und hier nicht nachgeholt werden. Es verdient eine besondere Untersuchung, auch sind darüber

[1]) Ich begnüge mich, auf eine merkwürdige Stelle aufmerksam zu machen. Sprüche in Prosa. Nr. 769. „Wie viel Falsches Shakespeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken." Hempel'sche Ausgabe, Bd. XIX, S. 164.

[2]) Die Aeußerung ist im Gespräch mit Friedrich v. Stolberg gefallen.

schon treffliche Beobachtungen im Einzelnen angestellt[1]). Ich schließe also, und sage nur noch dies:

Wir sind, was Wissen und Kenntniß von Shakespeare betrifft, über die Zeit, die ich darzustellen versucht habe, weit hinausgeschritten. Auf jene Zeit ist in raschem Schritt die klassische Periode gefolgt, die in unser Jahrhundert hineinragt. Wir sind mit unsern Studien und Forschungen sehr ins Feine gegangen, und haben darin uns schöner Erfolge zu rühmen. Eins aber hatte die Frühzeit unzweifelhaft vor uns voraus. Sie suchte das Allgemeine zu erfassen, drang auf das Ganze hin. Wir wollen uns, aus löblicher Gewissenhaftigkeit, erst des Besondern versichern, und sind dabei in Gefahr, uns ins Einzelne, im Einzelnen zu verlieren. Wir wollen erst ausgerechnet haben, in wie vielen Dramen Shakespeare das Walten einer sittlichen Weltordnung darstellt, und in wie vielen der bloße blinde Zufall sein Werk zu treiben scheint, auch wie es in diesem Betracht mit seinen gedankenhaften Aussprüchen bestellt sei und so weiter, ehe wir den Spruch sprechen. Anders hielten es jene, anders auch die großen Vertreter der classischen Zeit. Sie verallgemeinerten den tiefen, allmächtigen Eindruck, den einige sozusagen für das Ganze zeugende und stehende Stücke, wie Lear und Hamlet, Macbeth und Richard III., ihnen gemacht hatten. Dieser Eindruck war bestimmend für ihre Gesammtanschauung. Ich habe hierüber besonders Goethe zum Zeugen genommen. So nennt aber auch Herder, noch am Ende seines Lebens, Shakespeare's Tragödien sämmtlich Tragödien des Schicksals. So erscheint in Schiller's Xenie Shakespeare's Schatten in der Gestalt, die schon den ersten Verehrern wohl bekannt war, als Hercules:

> Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
> Und der Pfeil auf der Sehn' traf noch beständig das Herz.

Und dem kleinlichen Geschlecht, das die Tragödie zur Trivialität des bürgerlichen Sittenbildes hat sinken lassen, entgegnet der Halbgott mit der zürnenden Frage:

> Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
> Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Eine Frage, die man versucht ist, auch einem neueren Geschlecht von „Tragöden" vorzulegen. Unser Shakespeare-Wissen mag größer sein, unser Shakespeare-Verständniß wage ich dem der classischen Zeit nicht vorzuziehen. Es gibt Fragen, zu deren Lösung die gewissenhafteste Einzelforschung und ein völliges Beherrschen ihrer Ergebnisse nicht ausreicht. Die, welche ich hervorgehoben habe, ist von dieser Art. Hier traue ich mehr dem Schauen und Erkennen der großen Meister, ihrem dichterischen Erfassen mit gesammten Seelenkräften. Es thut uns gut, zu ihnen zurückzuschauen, auch in die Zeiten der ersten frischen Begeisterung und ihres „freudigen Bekennens." Noch immer ist das ein bewährtes Mittel, die Seele jung zu erhalten, so auch die Seele einer ganzen Gesellschaft. Die „Freudigkeit" ist ja, wie es im Götz von Berlichingen heißt, „die Mutter aller Tugenden", und so gewiß auch aller tüchtigen, auf das Edle, Große und Schöne gerichteten Bemühung. Freudig also in ein neues Vierteljahrhundert hinüber! Dies ist mein Glückauf! für die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.

[1]) Michael Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare, 1872. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, zwei Dichter der Geniezeit, 1878; Heinr. Leop. Wagner, Goethe's Jugendgenosse. 2. Aufl. 1878.

Quer durch Grönland.

Von den Expeditionen, die in den letzten Jahren ausgezogen sind, die arktische Welt zu erforschen, ist vielleicht keine mehr geeignet, das allgemeine Interesse zu erregen, als die von dem Norweger Dr. Frithiof Nansen im Laufe des vergangenen Sommers unternommene Entdeckungsreise durch Grönland. Der junge Forscher hat hier, wie wir später sehen werden, aus eigenem Antriebe und mit den bescheidensten Mitteln eine Aufgabe vollbracht, deren Lösung seit Jahrhunderten schon manchen Seehelden und Gelehrten beschäftigte. Ein kurzer Rückblick auf die Entdeckungsgeschichte des fernen Polarreiches lehrt uns am besten die Kühnheit des Unternehmens würdigen.

Bekanntlich waren es norwegische Wikinger, die bereits im neunten Jahrhundert als die ersten Europäer Nordamerika erreichten, und hier, auf Grönland (das grüne Land), gründeten sie Niederlassungen, welche rasch emporblühten und eine rege Verbindung mit dem Mutterlande unterhielten.

Ueber den ersten Versuch, von der Ostküste aus in das Innere einzudringen, berichtet der isländische Abt Lambkárr Torgilsson in einer zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verfaßten Chronik. Mit seinem Drachenschiffe zog der Seekönig Einar Torgurson, ein Ohm des Verfassers der Edda Snorre Sturlason, von Island aus in der Absicht, Grönland zu durchwandern. Er gelangte glücklich an die Ostküste und begann die Gletscherbesteigung, doch weder er noch seine Mannen kehrten jemals in die Heimath zurück. „Alle ließen sie das Leben in der Wildniß Grönlands," schließt kurz der Chronist, ohne die näheren Umstände anzugeben; doch läßt sich aus anderen Berichten über Einar und dessen ruhmreiches Geschlecht, dem isländischen Gelehrten Dr. Björn Olsen zufolge, mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß diese Fahrt um das Jahr 1150 stattgefunden haben muß.

Im fünfzehnten Jahrhundert verfielen die grönländischen Ansiedelungen, und bald drang keine Kunde mehr von ihnen über das Weltmeer. Die dänische Regierung begann sich erst dreihundert Jahre später für die einstigen Besitzungen der damaligen Provinz Norwegen zu interessiren und sandte 1721 eine Expedition unter Leitung des frommen und gelehrten Hans Egede aus, um nach den verschollenen Stammesgenossen zu forschen.

Egede entdeckte mehrere fruchtbare Landstrecken an der Westküste Grönlands, wo er die Colonie **Godthaab** gründete — von den alten Niederlassungen war aber keine Spur zu finden, und auch die Eskimos, deren Sprache er erlernte, wußten nichts von ihnen zu erzählen. Dennoch verlor Egede nicht den Muth: wurden doch in dem Geschichtswerk **Snorre Sturlason's** die norwegischen Besitzungen stets als „Österbygden", das östliche Thal, bezeichnet, und seiner Ansicht nach galt es daher, Alles aufzubieten, um nach der Ostküste vorzudringen.

Der dänische König, dem die Aussicht, neue und fruchtbare Länder zu gewinnen, wohl verlockend erschien, sandte auch bereitwillig 1728 eine neue Expedition nach Grönland. Major **Paars**, der Führer, wählte den Ameralikfjord als Ausgangspunkt, kehrte aber schon nach dreizehn Tagen zurück, da es ihm ganz unmöglich dünkte, den „Eisberg", wie er kurzweg das Gletscherplateau bezeichnete, zu besteigen.

Entmuthigt durch diesen Mißerfolg, beschränkte die dänische Regierung sich während der folgenden hundertundfünfzig Jahre darauf, ihre Besitzungen an der Westküste zu erweitern und das Christenthum unter den Eskimos zu verbreiten.

Erst vor wenigen Jahren wurde wieder eine Expedition unter Capitän **Holm** ausgerüstet, welche der Ostküste entlang dahinzog und vollkommen die Aussage der Schiffer bestätigte, deren Fahrzeuge an dies unwirthliche Ufer verschlagen worden waren: diese Küste könne niemals bewohnt gewesen sein, denn gewaltige Eisberge machten jede Landung höchst gefährlich, und das Innere scheine gleichfalls aus einem einzigen Eisplateau zu bestehen.

Ein Versuch **Nordenskiold's**, von der Westküste aus ins Innere vorzudringen, blieb gleichfalls erfolglos.

Nach diesen Erfahrungen war es daher kein Wunder, daß **Nansen's** Project zuerst in Norwegen mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen wurde. Ja, einige seiner Landsleute gingen gar so weit, ihm offen zu erklären, das ganze Unternehmen sei ein Thorenwerk, welches ihn Leben und Gut kosten würde. Nur seine früheren Lehrer und Diejenigen, welche den jungen Naturforscher von der Kindheit an kannten, waren anderer Ansicht.

In Christiania, Ende der fünfziger Jahre, als der Sohn eines angesehenen Rechtsanwaltes geboren, wuchs **Frithiof Nansen** in den angenehmsten Verhältnissen auf. Die Familie bewohnte ein schön gelegenes Landhaus dicht vor der Stadt, und es war daher dem Knaben reichlich Gelegenheit geboten, sich mit der Geschwisterschar in Wald und Flur zu tummeln. Im Winter wurde eifrig Schlittschuh gelaufen, oder man bediente sich der norwegischen Schneeschuhe, um weite Fahrten durch die schneebedeckte hügelige Landschaft zu unternehmen. So lernte Nansen früh, den Körper zu stählen und den Unbilden des harten norwegischen Winters zu trotzen.

Als er später die Universität seiner Vaterstadt bezog und mit großem Fleiße dem Studium der Naturwissenschaften oblag, wurde er ein eifriger Sportsman, der zu jeder Jahreszeit die unwegsamsten Gegenden durchstreifte, und es darauf anzulegen schien, zu beweisen, wie wenig der Mensch der bequemen, modernen Beförderungsmittel bedürfe, wenn er nur kühn der eigenen Kraft vertraut.

Nach vollendetem Staatsexamen nahm er eine Stelle als Conservator am Museum zu Bergen an, wo er Gelegenheit hatte, seine Studien fortzusetzen und mehrere Fachschriften verfaßte, die in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregten.

Der Gedanke, Grönland zu erforschen, mag bei ihm durch die Fahrten Holm's und Nordenskiold's erweckt worden sein; den Reiseplan hat er aber selbst ersonnen, und erst als er ihn reiflich überlegt hatte, trat er mit seinem Vorhaben an die Oeffentlichkeit, fest entschlossen, Alles daran zu setzen, um sein Ziel zu erreichen. Große Unterstützung wurde ihm bei der Ausführung seines Projectes, wie bereits angedeutet, nicht zu Theil. Keiner der großen Handelsherren seiner Heimath stellte ihm ein Fahrzeug zur Verfügung, und wenn auch die Professoren der Universität, denen seine Energie und Begabung wohl bekannt waren, es nicht an Ermuthigung fehlen ließen, so vermochten die Herren ihm doch keine pecuniäre Hülfe zu gewähren.

Nansen ließ sich aber nicht beirren. Sein väterliches Erbe in Verbindung mit einer kleinen Summe, die ihm sein Freund, der dänische Etatsrath Gamél, zur Verfügung stellte, mußten hinreichen, die nothwendige Ausrüstung zu beschaffen. Böte, Schlitten rc. wurden aber doch aus dem besten Material verfertigt, und Nansen selbst kümmerte sich um jede Kleinigkeit, indem er all' jene Erfahrungen benutzte, welche die Neuzeit den Entdeckungsreisenden zur Verfügung gestellt hat. Bei der Rückkehr hatte er auch die Befriedigung, erklären zu können, er wünsche sich zu einer zweiten Expedition keine bessere Ausrüstung; nur möchte er andere Segel und Vorrichtungen, diese an die Schlitten zu befestigen, empfehlen.

Kochapparate, Brennspiritus, Cakes, Conserven und Chocolade, sowie andere leicht transportable Eßwaaren wurden eingekauft; doch nahm Nansen keinerlei Spirituosen mit, da er auf seinen Fußwanderungen die Erfahrung gemacht hatte, daß diese nur dazu dienten, Erschlaffung und Entkräftigung hervorzurufen.

Während Nansen eifrig die Ausrüstung betrieb und seinen Reiseplan fertig stellte, war er gleichzeitig bedacht, die geeigneten Begleiter zu gewinnen. Wohl wissend, daß jeder Einzelne der Theilnehmer seine Aufgabe sehr ernst nehmen und erfüllen müsse, wenn die Expedition gelingen sollte, ging er bei der Wahl der Gefährten langsam und vorsichtig zu Werke. Auch suchte er dieselben nicht im Kreise der Stubengelehrten.

Wie er selbst ein tüchtiger Sportsman und Naturforscher ist, so waren die fünf Genossen, die sich bereit erklärten, ihm durch Eis und Schnee zu folgen, jeder in seiner Art Männer, welche ihm, was Muth und Ausdauer betraf, ebenbürtig zur Seite standen.

In Lieutenant O. C. Dietrichson, einem gewandten, tüchtigen Officier, fand er einen Kameraden, dessen persönliche Eigenschaften ihn befähigten, im Nothfall die Führung zu übernehmen, während Sverdrup, der als Steuermann bereits weite Fahrten unternommen hatte, in jeder Hinsicht geeignet war, dem Freunde hülfreich zur Seite zu stehen. Beide waren im Besitz jener praktischen und theoretischen Kenntnisse, die zum guten Erfolge der Expedition wie zur Gewinnung wissenschaftlicher Ergebnisse erforderlich schienen.

Christensen, ein tüchtiger Mechaniker und Landwirth, sowie die beiden abgehärteten Lappländer Ravna und Balto, waren hinwieder Gefährten,

deren Geschicklichkeit und im Leben gesammelte Erfahrungen in der Stunde der Noth von unschätzbarem Nutzen sein konnten.

Mit Ausnahme des Lappländers Ravna, der eine treue Gattin als Hüterin seiner Rennthierherde hinterließ, waren die Uebrigen alle jüngere ledige Männer, die es wohl wagen durften, ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Jedenfalls mag Dr. Nansen Recht haben, wenn er meint, der Umstand, daß jeder einzelne Theilnehmer der Expedition ein Sportsman gewesen sei, habe vornehmlich den Erfolg gesichert, indem während der ganzen Zeit keine Krankheit oder Uebermüdung die Wanderer gezwungen habe, sich unnütz unterwegs aufzuhalten.

Entschlossen, treu zusammenzustehen und muthig allen Gefahren zu trotzen, boten die sechs Männer im Frühsommer 1888 Norwegen Lebewohl und traten in Kopenhagen die Reise über den Ocean an. Mit dem Capitän eines dänischen Walfischfängers, der nach Island gehen wollte, war nämlich die Verabredung getroffen worden, er solle die Expedition so nah wie möglich an die Ostküste Grönlands bringen, wo Nansen an der Mündung des Sermelikfjordes seine Wanderung zu beginnen gedachte. Voll kühner Hoffnung, stellte er sich's damals leichter vor, als es in Wirklichkeit war, zu landen und rechnete sicher darauf, noch im Laufe des Sommers die Colonie Christianshaab an der Westküste zu erreichen und mit einem dänischen Dampfer vor Anbruch des Winters in Norwegen zurück zu sein.

Daß es anders kam, werden uns die Tagebuchblätter seines Gefährten Dietrichson lehren.

Hier soll nur noch berichtet werden, wie die Kunde von dem glücklichen Gelingen des wagehalsigen Unternehmens in der norwegischen Heimath den größten Enthusiasmus hervorrief; war man doch um das Geschick der Expedition sehr besorgt gewesen, als Wochen und Monate vergingen, ohne irgend welche Nachricht von dem Verbleib der Gletscherbesteiger zu bringen. Während des Winters, welchen die Reisenden in Grönland verbrachten, mußte man sich gedulden; als aber erst bekannt wurde, Nansen würde Ende Mai in seine Vaterstadt zurückkehren, da wetteiferten Alt und Jung, die früheren Spötter an der Spitze, dem echten Nachkommen der alten Wikinger die Huldigungen der Heimath darzubringen.

Wirklich war dieser Empfang dazu angethan, dem ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Manne volle Genugthuung zu verschaffen.

Eine ganze Flotille von großen und kleinen Schiffen gab dem Heimkehrenden das Geleit, als er an einem strahlenden Maimorgen den Kristianiafjord hinaufzog, während ihm aus den Häfen schnelle Böte, deren Segel sich lustig im Winde blähten, entgegeneilten. Die zierlichen Landhäuser, welche sich ringsum auf den grünen Inseln erheben, hatten alle Flaggenschmuck angelegt, und selbst die blauen Fluthen glitzerten so hell, als wollten auch sie das Ihrige dazu beitragen, die Schrecken des Eismeeres in Vergessenheit zu bringen. An den Ufern standen die Menschen dicht geschart, und brausende Hochrufe erfüllten die Luft, während die Damen die ersten Frühlingsblüthen als Heimathsgruß überreichten.

In Christiania wurden Feste jeder Art zu Ehren der Reisenden gerüstet, und überall, wo sich die hohe schlanke Gestalt Nansen's zeigte, war er Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Mehr noch als der Jubel der Menge wird indeß den Mann der Wissenschaft die übereinstimmende Aussage der Fachmänner befriedigt haben, daß die von ihm gemachten Beobachtungen, namentlich für die Meteorologie und die Geologie, von der größten Bedeutung sein werden. Die Resultate seiner Reise wird Dr. Nansen in einem ausführlichen Berichte niederlegen, mit dessen Ausarbeitung er gegenwärtig beschäftigt ist.

König Oskar, der Gönner der Wissenschaften und Künste, hat die verschiedenen Mitglieder der Expedition durch hohe Ehrenbeweise ausgezeichnet, während alle Reiseausgaben durch freiwillige Beiträge, im ganzen Lande gesammelt, gedeckt sind.

Jedenfalls darf diese in ihrer Art einzig dastehende Entdeckungsfahrt als ein Triumph der modernen Wissenschaft und eine günstige Verheißung für künftige Unternehmungen auf diesem Gebiete angesehen werden.

Nachfolgende einfache Schilderung — Blätter aus dem Tagebuche des Premierlieutenants in der norwegischen Armee, Herrn O. C. Dietrichson, die uns gütigst zur Verfügung gestellt worden sind — wird am besten zeigen, welche Gefahren und Beschwerden die Reisenden zu überwinden hatten, ehe es ihnen vergönnt war, den Lohn ihrer Mühe zu genießen.

I. Die Landung.

Am 17. Juli 1888 machte sich unsere kleine Reisegesellschaft bereit, das gute Schiff „Jason" zu verlassen, welches uns weit übers Meer bis an die Küsten Grönlands getragen hatte.

Es war sieben Uhr Abends, als wir unter dem Donner der Geschütze und den Hochrufen der Mannschaft die beiden Böte bestiegen, die uns an die Mündung des Sermelikfjords führen sollten, von welchem Punkte aus wir unsere Wanderung durch das Innere des Landes anzutreten gedachten. Eine Strecke von 2½ Meile trennte uns noch von der Ostküste Grönlands, und wir hofften, dieselbe am nächsten Morgen schon zu erreichen. Leider hatten wir nicht in Betracht gezogen, daß die Eisschollen, welche überall umherschwammen, sich in der Nähe des Ufers so dicht zusammendrängten, daß unsere Weiterfahrt sehr erschwert wurde.

In der lichten Nacht sahen wir noch, wie die Flagge des „Jason" uns einen Gruß zuwinkte; wir erwiderten denselben mit unserer kleinen Fahne und boten damit der civilisirten Welt ein Lebewohl, von dem Niemand zu sagen wußte, ob es nicht ein letztes sein würde . . . .

Unser nächstes Bestreben ging vorläufig darauf aus, das offene Wasser zu gewinnen, welches von Zeit zu Zeit zwischen den Eisschollen sichtbar wurde. Unser Vorgehen geschah in der Weise, daß wir die Böte über die bewegliche Eisbrücke zogen und den Augenblick benutzten, wo die größeren Eisberge auseinanderglitten, um rasch hindurchzuschlüpfen.

Als wir über einen der vielen Strudel setzten, die sich inmitten des Treibeises bilden, brach die Sonne plötzlich durch die finstere Wolkendecke, welche sie unseren Blicken so lange verborgen hatte, und hell leuchtend ragten die Gipfel der Berge aus dem rothglühenden Meer empor. Diese purpurn glänzende Fläche war aber kein Gewässer — es war die eisbedeckte Hochebene von Grönland, die zu erforschen wir heute ausgezogen waren. So überwältigend, so eigenartig wirkte dieser Anblick, daß wir, jede Gefahr vergessend, die Ruder sinken ließen und uns ganz der Betrachtung des herrlichen Bildes hingaben.

Doch nur kurz dauerte dieser Genuß. Schwere feuchte Wolken ballten sich am Horizonte zusammen, und bald zwang uns ein heftiger Regenguß, im Verein mit dem dichten Nebel, unser Zelt auf einer Eisscholle aufzuschlagen und eine unfreiwillige Ruhepause eintreten zu lassen.

Erst am 19. Juli wurde das Land wieder sichtbar. Zu unserem Schrecken zeigte es sich aber, daß die Eisscholle, und wir mit ihr, uns immer mehr vom Ufer entfernt hatten und jetzt vom Lande ab auf die offene See zugetrieben wurden.

Mit Windeseile glitt unsere Eisscholle an einer Reihe gewaltiger Eisberge vorbei, die mit ihrer wuchtigen Masse offenbar den Grund erreicht hatten und im Gegensatz zu dem Treibeis in starrer Ruhe verharrten. In unendlicher Weite dehnte sich das Polarmeer wieder vor uns aus, und wir wußten nur zu gewiß, daß uns allein ein Wunder davor bewahren konnte, von der gähnenden Tiefe verschlungen zu werden; denn die hohe Eismauer trennte uns jetzt unwiderruflich vom Festlande und hinderte uns daran, einen Versuch zu machen, dasselbe mittelst Rudern zu erreichen.

Am 20. Juli wölbte sich ein strahlend blauer Himmel über uns, und die Sonne schien so grell, daß wir unsere dunklen Schutzbrillen hervorsuchen mußten.

Während das Brüllen der Brandung immer deutlicher an unser Ohr drang und die Eisberge von den thurmhohen Wogen gegen einander geschleudert wurden, daß der Gischt hoch aufspritzte, machte sich zum Ueberfluß noch ein großer Riß auf unserer Eisscholle bemerkbar und nöthigte uns, diese Zufluchtsstätte schleunigst zu verlassen.

Das Gepäck wurde rasch in die Schlitten verladen, und indem wir diese halb trugen, halb hinter uns herzogen, kletterten wir mühsam von Scholle zu Scholle, bis es uns endlich gelang, einen Eisberg zu erklimmen, der uns vermöge seiner Größe und Festigkeit eine verhältnißmäßige Sicherheit gewährte. Keinen Augenblick täuschten wir uns aber darüber, daß die Aussicht, mit dem Leben davon zu kommen, immer geringer wurde und vertheilten schweigend Proviant und Munition unter uns. Bald befanden wir uns inmitten der tosenden Brandung, von mächtigen Eisbergen eingeschlossen, und hatten schon jeden Gedanken an Rettung aufgegeben, als plötzlich das erhoffte Wunder wirklich eintrat: der Strom nahm unerwartet eine andere Richtung, und nach wenigen Stunden lag das wild bewegte Meer, dessen drohende Stimme noch lange vernehmbar war, hinter uns.

Unsere liebe Eisscholle war aber nicht zum Wiedererkennen; klein und rund, ähnelte sie einer glänzenden Halbkugel, deren Seiten durch das stete Reiben der Eismassen ganz glatt abgefeilt erschienen.

War nun auch für den Augenblick jede Gefahr vorüber, so mißglückten doch während der folgenden Tage noch immer die wiederholten Versuche, durch Rudern das Land zu gewinnen, indem uns der reißende Strom bald hierhin, bald dorthin schleuderte. Erst am 23. Juli Vormittags gelang es uns mit unsäglicher Mühe, eine kleine Strecke vorwärts zu kommen, und in der Hoffnung, das Eis werde jetzt lockerer werden, beschlossen wir, die Nacht in den eigens zu diesem Zwecke von Dr. Nansen erfundenen Schlafsäcken zu verbringen und das Zelt mit dem übrigen Gepäck in die Böte zu verladen, um gleich beim Anbruch des Morgens die Fahrt fortsetzen zu können.

Der Leser wird durch die Beschreibung dieses Kämpfens und Ringens mit dem Eise ermüdet sein: daß sich unsere Geduld zu erschöpfen begann, brauche ich kaum zu erwähnen.

Bis jetzt hatte sich kein lebendiges Wesen weit und breit gezeigt. Da erschien eines Abends ein gewaltiger Eisbär vor unserem Zelte, und wir bereiteten uns schon darauf vor, ihm einen warmen Willkommsgruß zu senden, als der Beherrscher dieses unermeßlichen Reiches, von unziemlicher Furcht befallen, von Scholle zu Scholle springend, ebenso schnell wieder verschwand, wie er gekommen war. Wir bedauerten von Herzen die Kürze des Besuches; der Pelz hätte wohl eine prächtig warme Decke abgegeben, und einen Bärenbraten hätten wir auch nicht verschmäht.

Endlich, wir schrieben bereits den 29. Juli, erweckte uns früh Morgens der frohe Ruf: „Land! Land ganz in der Nähe!"

Schnell waren wir alle auf den Beinen und ergriffen fröhlich die Ruder, um so bald wie möglich an das ersehnte Ziel zu gelangen.

Drei Uhr Nachmittags landeten wir auch wirklich auf der Insel K e k e r t a r s u a k im Bezirke Anoretok, 61½ Grad nördlicher Breite.

Sehr freundlich war zwar der Anblick nicht, welcher sich uns hier darbot. Nackt und kahl erhoben sich die Felsen an der unwirthlichen Küste, nur selten eine Höhe von 3000 Fuß erreichend. Das Gefühl, die ersten Schwierigkeiten siegreich überwunden zu haben, versetzte uns indes in die beste Stimmung und frohgemuth wurde beschlossen, die glückliche Landung würdig zu feiern und ein Festmahl zu rüsten. Die Anordnung des Menus machte uns wenig Sorge. Da wir keinerlei Spirituosen mit uns führten, mußten wir uns mit echtem grönländischen Pumpenheimer begnügen; dazu als Hauptgericht warme Chocolade mit Cakes, eingekochten Früchten und Käse.

Während unser Kochapparat in Thätigkeit versetzt wurde, lagerten wir uns gemüthlich am Ufer einer kleinen Bucht und beobachteten mit Theilnahme die Mücken, welche lustig im Sonnenscheine tanzten. Keiner dachte daran, sie zu verjagen; erschienen sie uns doch nach der langen Fahrt durch Eis und Kälte wie liebe alte Freunde, die im Vereine mit den kleinen Blüthen und Gräsern zu unseren Füßen das Vorhandensein des Sommers bezeugten, eine Thatsache, die wir beinahe vergessen hatten. Noch einen großartigen Luxus gestatteten wir uns heute: zum ersten Male wurden die Pfeifen wieder gestopft, und während der Rauch in die klare Luft aufstieg, begannen wir zu überlegen, wie wir am besten unsere Entdeckungsfahrt quer durch das Innere beginnen könnten.

Vor Allem galt es, unsere ganze Kraft daran zu setzen, binnen vierzehn Tagen in Umiwik zu sein; nur so konnten wir daran denken, unseren ursprünglichen Plan auszuführen und die Westküste bereits im September zu erreichen. Um keine Zeit zu verlieren, bestiegen wir daher bereits nach einer dreistündigen Rast unsere Böte und setzten den Kurs nordwärts.

II. Die Fahrt der Küste entlang. Begegnung mit den Eskimos.

Das Eis erwies sich auch hier als ziemlich fest, und obgleich wir hart am Ufer dahinruderten, mußten wir fortwährend die Bootshaken dazu verwenden, die Eisstücke auseinander zu sprengen oder uns gar mit der Axt einen Weg bahnen.

Am folgenden Nachmittag stiegen wir erst aus unseren Böten, als wir jene Landzunge erreicht hatten, welche den Namen des alten norwegischen Seehelden Cort Adelaer trägt.

Wir waren eben damit beschäftigt, unser Zelt aufzuschlagen, als ein seltsamer Laut vom nahen Fjord zu uns herüberdrang: es klang ganz, als ob zwei Menschen sich anriefen. Wir ließen einen Ruf erschallen. Einen Augenblick blieb Alles still, dann erklang der Laut aufs Neue, und wir entdeckten plötzlich zwei schwarze Punkte, die sich scharf von den weißen Eisbergen abhoben. Sie wurden größer und bewegten sich rasch von Scholle zu Scholle. Bald sahen wir, daß es zwei Eskimos waren, die sich mit ihren Kajakken[1]) näherten.

Ehe wir wußten, wie uns geschah, standen sie vor uns, zogen ihre Fahrzeuge gelassen ans Land und warfen den kurzen Pelz, den die Eskimos meist nur beim Rudern tragen, zur Seite.

Dies eigenthümliche Kleidungsstück sieht einem Frauenrock ähnlich, wird aber oberhalb der Brust festgebunden und hindert in dieser Weise das Wasser daran, die übrige Kleidung zu durchdringen.

Wären wir diesen Leuten an jedem andern Ort als gerade in Grönland begegnet, wir hätten sie unfehlbar für Südländer gehalten, so verbrannt und dunkel war die Hautfarbe, so schwarz und struppig das Haar. Dazu kam noch, daß sie von einer überraschenden Lebhaftigkeit waren. Obgleich sie ihre Rede während der ganzen Zeit mit Gesten begleiteten, gelang es uns doch nicht, ein Wort zu verstehen. Vergebens kramten wir unsere spärlichen Kenntnisse der Eskimosprache hervor; vergebens ließen wir gar eine Kiste öffnen, um einen Briefbogen herauszuholen, auf welchen uns ein berühmter Gelehrter die wichtigsten Sätze aufgeschrieben hatte. Beide Theile waren so klug wie zuvor. Doch glaubten wir aus den Mittheilungen der Männer schließen zu dürfen, daß sich weiter drinnen am Ufer des Fjordes ein großes Eskimolager befinde.

Nachdem wir unsere Gäste mit Bisquits bewirthet hatten, von denen sie den größten Theil sorgsam verwahrten, bestiegen sie wieder ihre Kajakken und verschwanden in derselben Richtung, aus der sie gekommen waren. Auch wir brachen unser Zelt ab und setzten die Fahrt fort.

[1]) Kajak = grönländisches Mannsboot mit nur einer Oeffnung im Deck, die der darin Sitzende mit seinem Oberkörper gerade ausfüllt.

Einen interessanten Anblick bot der riesige Gletscher von Puisortok dar, der in den Sagen und Erzählungen der Eskimos eine bedeutsame Rolle spielt. Wer den Gletscher passiren will, darf ihn weder anblicken noch den Namen Puisortok nennen, will er nicht von der Wucht der Eismassen zermalmt werden. Uns geschah indes kein Leid, obgleich wir muthig das blendende Schneefeld ins Auge faßten.

Kurz darauf entdeckten wir eine Schar Menschen unten am Strande und weiter hinten eine Reihe Zelte. Schnell entschlossen, steuerten wir dem Lager zu und wurden aufs Freundlichste empfangen.

Die Eskimos, siebzig bis achtzig an der Zahl, wetteiferten, unser Gepäck ans Land zu tragen; die glänzenden Blechkasten, in welchen Cakes und Conserven verwahrt wurden, schienen vor Allem ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und unaufhörlich erscholl das langgezogene „Hm!“, das dem Gesumme der Bienen ähnlich klingt und bei diesen Naturkindern den höchsten Grad von Bewunderung bezeichnet.

Während Männer und Frauen, Kinder und Greise unter Gelächter und Geschrei die fremden Gäste und ihr Gepäck anstaunten, schlugen wir unser Zelt auf und begannen dann, das Lager in Augenschein zu nehmen.

Die Eskimos stellen ihre Zelte in der Weise her, daß sie eine Anzahl Seehundsfelle um ein Gerippe von hölzernen Stangen legen, welche als Treibholz am Strande aufgefischt werden: das Zelt hat gewöhnlich die Form eines Kegels und wird mittelst Thranlampen spärlich erleuchtet. Letztere sind überhaupt keine großen Kunstwerke, sondern bestehen einfach aus steinernen Schalen mit geschmolzenem Speck gefüllt. Als Docht wird ein wenig Moos benutzt.

Nur selten geben die Eskimos sich die Mühe, ihr Essen zu kochen; im Allgemeinen wird das Fleisch roh verzehrt.

An der einen Wand des Zeltes ist eine Britsche angebracht, welche durch etwa zwei Zoll hohe Scheidewände in so viele Räume getheilt wird, wie es Inhaber des Zeltes gibt. Manchmal wohnen bis zwanzig Personen in einem derartigen Raume zusammer. Diese Britsche bildet sowohl die Schlafkammer der Eskimos wie die Werkstatt der Frauen. Letztere sitzen hier wie bei uns die Schneider auf einem Tische und arbeiten, indem sie entweder die Füße kreuzen oder sie lang ausstrecken.

Als wir eben im Begriff waren, ein größeres Zelt zu besichtigen, trat die Hausfrau ein und begann sofort, das bei ihrem Volke übliche Hauskleid anzulegen, d. h. sie zog alle Kleidungsstücke bis auf einen Gurt aus. Dann holte sie ihren Säugling aus der sogenannten „Amaute“ hervor, in welchem sie denselben bis dahin getragen hatte und legte ihn an die Brust.

Die Amaute ist eine Jacke, welche unten fest um die Hüfte schließt, während der Rücken so weit ist, daß sich hier ein Sack bildet, in welchen der Säugling gelegt wird, wenn die Mutter das Zelt verläßt. Im Allgemeinen behält diese ihr Kind bei sich, bis es ein Alter von fünf Jahren erreicht hat; doch kommt es auch vor, daß die Knaben vierzehn Jahr alt werden und bereits mit auf die Seehundsjagd gehen, ehe sie die Muttermilch entbehren lernen.

Sehr eigenthümlich ist die Art, wie der Eskimo seine Braut gewinnt. Die Sitte gebietet dem Mädchen, sich gegen die Ehe zu sträuben, und der Bewerber muß seine Erwählte daher den Eltern mit Gewalt entführen. In der Wohnung der Zukünftigen angelangt, schlägt die Braut, als Zeichen des Kummers, ihre langen Haare auseinander und benutzt die erste Gelegenheit zu entfliehen; doch wird sie immer wieder zurückgebracht, und entschließt sich gewöhnlich zuletzt, gutwillig bei dem Manne zu bleiben. Ist ihr die Ehe durchaus verhaßt, so kann sie derselben dadurch entgehen, daß sie sich ihr Haar abschneidet; doch darf sie dann überhaupt nicht mehr heirathen. Ein grausames Mittel, die Widerspänstige zu zähmen, besteht darin, daß der Anbeter ihr mit einem scharfen Instrument ein paar Schnitte in die Fußsohlen beibringt, um auf diese Weise ihre Flucht endgültig zu hindern.

Gewöhnlich haben die Eskimos nur eine Frau, und selbst, wenn sie deren mehrere nehmen, behauptet die Erste immer ihren Rang als Herrin, zumal wenn sie ihrem Gatten Söhne geschenkt hat. Ist dies nicht der Fall, so kommt es wohl vor, daß sie mißhandelt, ja gar verstoßen wird.

Im Allgemeinen aber scheinen die Männer ihre Ehefrauen hoch zu halten; denn die Bewohner der verschiedenen Zelte, in die wir traten, beeilten sich stets, uns ihre besseren Hälften vorzustellen.

Im großen Ganzen sind die Eskimos ein glücklich beanlagtes Völkchen, heiter und zufrieden und wenig geneigt, sich mit Sorgen um die Zukunft zu plagen. Was der Eskimo gewinnt, verpraßt er in kurzer Zeit; er kann aber auch, wenn es gilt, mehr Hunger und Durst ertragen, als die meisten andren Sterblichen.

Wir hatten allen Grund, uns über ihre Freundlichkeit und große Freigebigkeit zu freuen. Einer nach dem Andern kam freiwillig mit seinen Geschenken heran. Wie die Lappländer, so gebrauchen auch die Eskimos die Narde (nardus stricta), um mit derselben ihre Fußbekleidung wärmer zu machen. Hocherfreut waren nun unsere lappländischen Begleiter, einen kleinen Vorrath davon mitnehmen zu dürfen. Uns Andern waren vor Allem gut gearbeitete Riemen aus Seehundsfell willkommen.

Obgleich wir erst am folgenden Morgen diese Gaben erwiderten, indem wir unseren Wirthen einige der vielbewunderten Blechkasten und Nadeln überreichten, zeigten sie mit keiner Miene, daß sie sich enttäuscht fühlten. Ueberhaupt konnten wir uns über das zurückhaltende und gesittete Wesen dieser Naturkinder, von denen Viele bis dahin noch keinen Europäer gesehen haben mochten, nicht genug wundern.

Nachdem wir noch eine Stunde im Freien verbracht hatten, suchten wir unser Zelt auf; aus dem Schlafen wurde jedoch nicht viel, denn in der Nähe befand sich eine Schar Hunde, welche die ganze Nacht um die Wette heulten. (Bekanntlich bellt der Hund nicht in diesen Regionen, sondern heult wie ein grimmiger Wolf.)

Am frühen Morgen erklang plötzlich ringsum ein lautes Gemurmel: es waren die Eskimos, welche die Zeit benutzten, sich unser Gepäck immer aufs Neue zu besehen. Aufgefordert näher zu treten, begannen sie laut zu lachen, als sie uns in den Schlafsäcken daliegen sahen, aus denen nur der Kopf zum Vor-

schein kam. Wir erhoben uns nun rasch und wanderten im Lager umher, wobei ein Mitglied unserer Gesellschaft, der einen bunten gestickten Gurt trug, vornehmlich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war. Wo er ging und stand, war er von bewundernden Frauen umgeben, welche sich bald nicht mehr begnügten, das Prachtstück anzustaunen, sondern es auch betasten wollten und dabei ohne Weiteres den glücklichen Eigenthümer im Kreise herumdrehten. Dies war aber das einzige Mal, wo wir unsere neuen Freunde zudringlich fanden. Ueber allzu große Reize durften übrigens die Grönländerinnen sich nicht beklagen. Die einzige Ausnahme bildete ein junges Mädchen, deren schönes Gesicht mit den feinen Zügen und großen, träumerischen Augen besonders angenehm auffiel.

Im Laufe des Vormittags brachen die Eskimos ihre Zelte ab und beluden vier große „Frauenböte" mit ihrer ganzen Habe. Offenbar waren es zwei verschiedene Parteien, die sich zufällig hier getroffen und einen gemeinsamen Lagerplatz gewählt hatten; denn zwei Böte zogen gegen Norden, während die übrigen eine südliche Richtung einschlugen.

Vielleicht kehrte die eine Partei gar von einem Besuch in der dänischen Colonie zurück. Die Eskimos scheuen die weite Fahrt nicht, welche manchmal mehrere Jahre dauert, und sind froh, wenn sie sich bei den Europäern etwas Tabak gegen ihre Seehundsfelle eintauschen können.

Als die Frauenböte sich in Bewegung setzten und die Kajokruderer sich von einander verabschiedeten, ging wirklich ein gewaltiges Horn mit Schnupftabak im Kreise herum und die Richtigkeit unserer Vermuthung wurde hierdurch bestätigt.

Schnell holten wir unseren photographischen Apparat hervor, um die lebhafte Gruppe zu fixiren und ruderten dann in Gesellschaft der Grönländer den Fjord hinauf. Staunend sahen diese, wie die hölzernen Böte dem Treibeis zu widerstehen vermochten und folgten getrost unseren Spuren, offenbar erfreut, auf diese Weise rascher vorwärts zu kommen. Ihre kleinen Fahrzeuge sind bekanntlich aus Fellen verfertigt, und man muß daher staunen, daß es ihnen möglich ist, in diesen gebrechlichen Böten so weite Strecken zurückzulegen.

Erst am Abend trennten sich unsere Wege, indem die Eingebornen in der Nähe von Bille's Landzunge sich bereit machten, einen Lagerplatz aufzuschlagen und uns mit allerlei bittenden Gebärden zu überreden suchten, ihrem Beispiel zu folgen. Sie wollten uns begreiflich machen, der Fjord sei mit Eis angefüllt; doch hegten wir die Vermuthung, das eben eingetretene Regenwetter habe ihnen die Weiterfahrt verleidet. Warum sollten sie auch nicht eine bessere Witterung abwarten? Sie hatten ja nichts zu versäumen.

Wir dagegen durften keine Minute verlieren und erreichten noch in der Nacht das entgegengesetzte Ufer des Fjords, wo wir oben auf einem schmalen Felsenvorsprung unser Zelt aufschlugen.

Am folgenden Morgen schien die Sonne wieder hell, und die Fahrt ging nun nach nordwärts, bis uns am 2. August das wieder dichter werdende Eis zwang, zwischen Magnus Heinesens Fjord und Tingmiarmut in eine uns ganz unbekannte Bucht hineinzusteuern. Zu unserer Ueberraschung begegneten

wir hier unseren alten Freunden den Eskimos, welche uns jauchzend willkommen hießen.

Am Ufer des Fjords Tingmiarmut erblickten wir gleichfalls Eskimos in der Ferne; doch erlaubte uns die knappe Zeit nicht, dies Lager aufzusuchen. Die Hindernisse, die das Eis uns entgegensetzte, waren bei Weitem größer, als wir anfänglich erwartet hatten.

Bis zum 3. August waren wir ausschließlich darauf angewiesen gewesen, die Ruder nebst Bootshaken und Aexten zum Vorwärtskommen zu benutzen. An diesem Tage aber erhob sich eine frische Brise von Westen, und schnell machten wir uns nun ans Werk, die Böte mittelst Bambusrohren und großen Theertüchern in Segelschiffe zu verwandeln. Jetzt rückten wir eine Weile tüchtig vor, bis der Wind wieder nach Norden umschlug und so heftig wurde, daß wir die Segel einziehen und in der altgewohnten Weise mühsam zwischen den Eisbergen manövriren mußten.

Wir befanden uns in der wildesten Gegend Grönlands, unterhalb des bekannten Cap Dan, nämlich in den wenig erforschten Bezirken von Tingmiurmiat und Umanak.

Steile zerrissene Felsen stürzen sich hier in einer Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß senkrecht herab, während das Polarmeer seine Arme tief in das Gestein hineinbohrt und unzählige Inseln und Landzungen bildet, die kahl und finster, versteinerten Riesen gleich, aus den Fluthen emporsteigen. Nur selten weichen die schroffen Berge soweit zurück, daß es möglich ist, eine Besteigung zu wagen; wo dies aber mitunter doch der Fall ist, da finden sich gleich die Gräser ein, und ein grüner Fleck belebt plötzlich die graue Fläche.

Hin und wieder entdeckten wir an geschützten Stellen einzelne verkrüppelte Wachholdersträucher, die, sorgfältig gesammelt, uns das Vergnügen gewährten, ein Mal wenigstens Feuer machen zu können. Seit mehreren Tagen genossen wir zuerst wieder einen warmen Trank, der uns köstlich mundete.

Als wir am 6. August oberhalb der Insel Skjoldungen über den Fjord ruderten, erblickten wir zum letzten Male Eskimos an der Ostküste Grönlands. Bei unserem Nahen ergriffen aber die Frauen und Kinder, welche allein im Lager anwesend waren, ungesäumt die Flucht, und es half nichts, daß wir ihnen in unserer Eskimosprache zuriefen, wir seien gute Menschen, die ihnen nichts zu Leide thun würden. Einen Augenblick hemmten sie zwar ihre Schritte und betrachteten uns mit gespannter Aufmerksamkeit; dann aber eilten sie noch hastiger von dannen und machten erst oben auf der Höhe Halt. Durch eifriges Rufen und Winken wollten sie wahrscheinlich erst den Männern, welche sich draußen auf der See befinden mochten, unsere Ankunft verkünden. Wirklich erschien nach Verlauf von einer halben Stunde ein Kajakruderer von zwei Frauen begleitet; unschlüssig indes verharrten sie am Strande und verriethen nur zu deutlich, welchen Schrecken die Ankunft der Fremden ihnen eingeflößt hatte. Um sie zu beruhigen, schenkten wir ihnen eine Blechbüchse, sobald wir ans Land gestiegen, und besuchten dann das Lager.

An einem Zelte wehte eine kleine dänische Flagge — ein Zeichen, daß die Bewohner schon zuvor mit Europäern in Berührung gekommen sein mußten, was

wir zuerst ihrem Benehmen nach nicht vermuthet hatten. Nachdem wir etwas getrocknetes Seehundsfleisch gegen Nähnadeln und andere Kleinigkeiten eingetauscht hatten, setzten wir die Fahrt fort, von mehreren Kajokruderern, die sich allmälig eingefunden hatten, begleitet. Erst nach einer Stunde, und als sie gesehen hatten, daß wir es eiliger hatten als sie, machten sie wieder Kehrt.

Die ungünstigen Eisverhältnisse begannen sich vom 7. August ab zu bessern; bald trafen wir offenes Wasser, in dem nur einzelne kleinere Eisberge umherschwammen, und da das Wetter gleichfalls sehr gut war, ging die Fahrt rasch von Statten.

Die Landschaft hatte auch hier im Bezirke Igdloluarsuk einen freundlicheren Charakter; niedrige Höhen erhoben sich am Ufer, welche uns einzuladen schienen, unsere Wanderung durchs Innere des Landes sofort zu beginnen.

Wir zogen es trotzdem vor, die Wasserfahrt noch eine Strecke fortzusetzen, da der beschwerliche Marsch über das Inlandeis auf diese Weise etwas abgekürzt wurde.

Auf einer Insel am südlichen Ufer des Bernstorffsfjordes entdeckten wir einige seltsame, anscheinend von Menschenhänden herrührende Gegenstände, die uns wohl einer näheren Untersuchung werth dünkten. Ringsum blühte und grünte es wie nirgends sonst in Grönland, und wir glaubten schon, hier eine jener fruchtbaren Ansiedelungen gefunden zu haben, von denen die Sage zu künden weiß. Desto größer war unser Entsetzen, als wir ans Land stiegen und uns der Stätte näherten, die von ferne so freundlich geschienen. In der reizend gelegenen Bucht befanden sich zahlreiche Ruinen von Eskimowohnungen, aber was uns darin empfing, waren häßliche Gerippe, und ringsherum im Grase Knochen und Menschenschädel.

Da die Eskimos die Leichen stets ins Meer zu werfen pflegen, konnte dies kein Beerdigungsplatz sein; vielmehr mußten wir annehmen, daß die ehemaligen Bewohner von einer Hungersnoth heimgesucht worden seien. In solchen Fällen erwacht nämlich die ganze Roheit der Wilden, und es gehört dann nicht zu den Seltenheiten, daß ein Eskimo den andern verzehrt.

Die Gegenstände, die zuerst unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, waren fünf schmale etwa 1½ Ellen hohe Steine, die zusammen einen Kreis bildeten, deren Bedeutung wir aber nicht zu erforschen vermochten.

An der Mündung des Bernstorffsfjordes hatten wir wieder allerlei Hindernisse zu bekämpfen. Bisher war uns besonders das Treibeis beschwerlich gewesen, und wir hatten demselben dadurch zu entgehen gewußt, daß wir in die Fjorde hineinruderten. Jetzt mußten wir im weiten Bogen um die Mündungen herumfahren; denn riesige Eisberge, wie wir sie auf unserer Fahrt zuvor kaum erblickt, sperrten die Fjorde. Wir sahen, wie sie schwankten und mit fürchterlichem Krachen und Dröhnen gegeneinander stießen, während die See im weiten Kreise von kleinen scharfen Eissplittern erfüllt war, die uns das Rudern in hohem Grade erschwerten.

Kein Wunder, daß die Eskimos diese Gegend fliehen; ihre dünnen Böte würden nur zu bald durchlöchert sein. Einen Augenblick verzweifelten auch wir daran, weiter vorwärts bringen zu können; der Weg war ganz durch gewaltige Eisblöcke

geschlossen. Nach kurzer Ueberlegung kamen wir überein, den größten Eisberg zu erklimmen, um einen bessern Ueberblick zu gewinnen. Von dem Umfang dieser Eismassen kann sich der Leser am besten einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß der Koloß, auf welchem wir uns jetzt befanden, zweihundert Fuß hoch war. Wir gebrauchten eine Viertelstunde, die Breite zu überschreiten und vermutheten, daß die Länge eine halbe Meile betragen müsse. Zu unserer Freude jedoch entdeckten wir bald von unserem erhöhten Standpunkte aus einen Durchgang zwischen den Eisbergen und eilten zu den Böten zurück, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen.

Kaum waren wir aber hindurchgeschlüpft, so stießen die Eisberge hart zusammen, und wieder waren wir mit knapper Noth der Lebensgefahr entronnen.

Bei Anbruch der Nacht legten wir an einer winzigen Insel an; der Raum erwies sich aber als so klein, daß wir das Zelt nicht aufschlagen konnten und unter freiem Himmel campiren mußten. Allerdings waren die letzten Nächte so warm gewesen, daß wir auch im Zelte sehr schlecht geschlafen hatten, und in unseren Schlafsäcken hingestreckt, hätten wir es auch hier besser gehabt, wäre das Geschrei und Gezirpe der unzähligen Vögel nicht gewesen, die in dem Felsen unweit der Insel hausten.

Uebrigens war es ein Glück, daß wir wach blieben, denn nach einer Stunde trat die Springfluth ein und drohte uns die Böte zu entführen.

Nachdem wir uns noch mit etwas Geflügel vom nahen Felsen versehen hatten, setzten wir unsere Fahrt fort. An diesem Tage bestanden wir glücklich einen letzten Kampf mit dem Treibeis. Von jetzt ab fanden wir überall ganz offenes Wasser und erreichten noch am Abend das Ufer des Güldenlöwefjords. Das Lager wurde zwischen zwei mächtigen Gletschern aufgeschlagen; an Schlafen war aber auch hier nicht zu denken, denn ein Dröhnen, stark wie gewaltiger Kanonendonner, unterbrach fortwährend die Stille der Einöde: es kam von den Eisfeldern her, wo unaufhörlich Sprünge entstehen, und riesige Blöcke in die Tiefe hinabstürzen. —

Als wir am 10. August an der Nordseite der Bucht anlangten, welche den Bezirk Umiwik durchschneidet, durften wir endlich daran denken, uns zur Gletscherbesteigung fertig zu machen. Es geschah dies volle drei Wochen später, als wir beim Verlassen des „Jason" geplant hatten, und da Umiwik außerdem viel südlicher als Sermelik gelegen ist, mußten wir uns darauf gefaßt machen, daß die Wanderung von einer Küste zur andern bedeutend länger dauern würde. Im Uebrigen hätten wir uns keinen besseren Ausgangspunkt wünschen können; denn nur einige kleinere Arme des Gletschers streckten sich bis zum Ufer des Fjordes hin, und der übrige Boden war schneefrei.

Fünf Tage vergingen mit den nöthigen Vorbereitungen. Das Terrain mußte genau durchforscht, der bereits etwas verschimmelte Proviant sortirt und vertheilt werden. Auch war es geboten, Kleider und Fußzeug sorgfältig auszubessern. Obgleich letztere Arbeit eine ungewöhnliche war, ging sie doch gut von der Hand, und wir blickten, an der Westküste angelangt, mit Stolz auf die selbstbesohlten Schuhe, welche die ganze Zeit Stand gehalten hatten und uns noch später gute Dienste leisteten.

Die Böte wurden in einer Schlucht geborgen, wo wir sicher waren, sie wiederzufinden, falls wir gezwungen sein sollten, hierher zurückzukehren. Desgleichen ließen wir hier einigen Mundvorrath, Kleidungsstücke, sowie einen Bericht über unsere Erlebnisse in der Schiffskiste zurück.

Unsere übrige Habe wurde auf die fünf Schlitten vertheilt, und die Ladung eines jeden mochte etwa hundert Kilo betragen. Diese für unseren Zweck eigens construirten Fuhrwerke hatten breite Kufen, welche mit dünnen stählernen Schienen bedeckt waren. Um sie recht biegsam zu machen, waren die verschiedenen Theile vermittelst Seilen zusammengefügt, so daß sich kein einziger Nagel oder Stift in dem Fuhrwerke befand.

Das Geschirr bestand aus drei Riemen, von denen je einer um die Schultern, der dritte um den Leib geschlungen wurde. Die drei Riemen, welche zu jedem Schlitten gehörten, waren hinten durch einen eisernen Ring verbunden, an welchem wieder der Ziehriemen des Schlittens befestigt war.

Am 15. August war Alles bereit, und noch am selben Abend begannen wir unseren Marsch quer über das Eisplateau, welches bis dahin kaum von einem menschlichen Fuß betreten worden war.

III. Wanderung über das Eisplateau.

Die Schneedecke hatte jetzt, wo die Nächte kühler wurden, an Festigkeit gewonnen, so daß wir nach Sonnenuntergang ziemlich rasch vorwärts kamen. Nur zu Anfang war die Wanderung recht mühselig, da der Abhang, den wir am ersten Abend erklimmen mußten, so steil war, daß drei Mann nur mit Anspannung aller Kräfte einen Schlitten hinauf befördern konnten.

Im Laufe der Nacht gelangten wir zu einer Höhe von 631 Fuß, und acht Uhr Morgens schlugen wir unser erstes Lager auf dem Eisplateau auf.

Obgleich die Steigung nicht mehr so beträchtlich war, verursachten doch die Sprünge und Risse im Eise uns derartige Schwierigkeiten, daß wir mit großer Vorsicht die Schlitten darüber ziehen mußten.

Am 17. August fielen in der Frühe einige Tropfen, und nach wenigen Stunden goß der Regen in Strömen. Ganz durchnäßt, trotz unserer Gummimäntel, mußten wir um zwölf Uhr in unserem Zelte Zuflucht suchen, nachdem wir eine Höhe von ungefähr tausend Fuß erreicht hatten.

Wir wechselten die Kleider, zündeten, nach einem bescheidenen Mahle, unsere Pfeifen an und krochen in die Schlafsäcke. Die Wasserpfützen wurden immer größer, und nur schwer gelang es uns, mittelst unserer Stäbe und Eisbeile, welche über die schlimmsten Vertiefungen unterhalb des Zeltbodens gelegt wurden, unser Gepäck und uns selber trocken zu erhalten.

Drei Tage und drei Nächte dauerte das Unwetter, und während dieser ganzen Zeit mußten wir geduldig in unseren Schlafsäcken verharren.

Erst am 20. August ließ der Regen etwas nach, und wir beeilten uns, unseren Weg fortzusetzen. Anfangs schlugen wir eine westliche Richtung ein, doch erwies sich bald, daß die vielen und großen Sprünge im Eise unsere Wanderung zu sehr erschwerten, und wir änderten daher unseren Kurs wieder gegen

Nordwest. Auch hier waren große Risse im Eise, die manchmal eine Breite von nicht weniger als zwölf Ellen erreichten. Zum Glück bildeten festgefrorene Schneewehen oft Brücken, die uns ein schnelleres Vordringen ermöglichten. Dann und wann kam es zwar auch vor, daß die Schneedecke nachgab, und nur mit Hülfe der beiden Stäbe, welche Jeder bei sich trug, gelang es, wieder festen Grund zu erreichen. Sobald nämlich Einer bis an den Leib einsank, warf er die Stäbe über die Spalte hinweg und kroch darauf vorsichtig hinüber.

Wäre Jemand in diese Eisschluchten, die sich in schwindelnder Tiefe vor uns ausdehnten, hinuntergefallen, so hätte er allerdings der Welt auf immer Lebewohl sagen können; daher galt es auf der Hut zu sein. Je höher wir kamen, desto kleiner indeß wurden die Risse und zuletzt verschwanden sie ganz.

Am 21. August stiegen die ersten Zacken des Numagebirges vor uns auf; doch wurden sie vorerst nur als kleine schwarze Punkte gesehen, und die Felsen an der Küste, mit welchen wir uns jetzt in gleicher Höhe befanden, bildeten daher die einzige Abwechslung in der sonst so einförmigen Schneelandschaft, die uns von allen Seiten umgab. Es war daher eine wahre Erquickung, mitunter diese dunklen Flecke mit dem Auge suchen zu können.

Auch an Wasser begann es allgemach zu fehlen, und wir sahen uns daher gezwungen, die mitgebrachten Flaschen mit Schnee zu füllen. Diese Gefäße waren aus Blech verfertigt und hatten eine gebogene Form, damit man sie bequem um den Hals tragen könne. Es braucht allerdings einiger Zeit, bis der Schnee zerschmilzt; denn hier oben ist die Wärme des Körpers selten so groß, daß dies alsbald geschieht. Wir mußten deswegen oft zu dem halbgeschmolzenen Schnee unsere Zuflucht nehmen, um unseren Durst zu stillen, seitdem wir am 21. August zum letzten Male auf lange Zeit frisches Wasser am östlichen Abhang des Gletscherplateaus entdeckt hatten.

Anfangs zogen wir es vor, Nachts zu marschieren und am Tage der Ruhe zu pflegen. Nachdem wir indessen eine Höhe von fünftausend Fuß erreicht hatten, lag kein Grund mehr vor, diese Zeiteintheilung inne zu halten; stieg auch die Temperatur mitunter am Tage über den Gefrierpunkt, so war die Wärme doch nicht genügend, um den Schnee sehr abzukühlen.

Vom 24. August ab marschierten wir daher am Tage und schlugen des Abends unser Lager auf. Belästigte uns die Sonne nicht durch ihre Wärme, so war das Licht indeß stets so grell, daß wir unsere dunklen Schutzbrillen und die rothen Schleier benutzen mußten, um nicht ganz vom Schnee geblendet zu werden — ein Geschick, das die meisten arktischen Expeditionen ereilt hat.

Vergeblich hatten wir bis jetzt darauf geharrt, daß sich der Wind von Westen nach Osten drehen solle, damit wir Segel an die Schlitten anbringen und auf diese Weise beschleunigter vordringen könnten.

Es wurde nun ein kleiner Kriegsrath abgehalten und in Erwägung der Umstände beschlossen, eine andere Richtung einzuschlagen und „Godthaab“ statt „Kristianshaab“ als Endziel festzusetzen.

Nachdem diese Bestimmung gefaßt war, machten wir uns ans Werk, banden zwei Schlitten, dann drei aneinander und verwandten den Boden des Zeltes sowie unsere beiden großen Theertücher aus Waterproof als Segel.

Da der Schnee hier sehr lose war, glitten die Schlitten nicht ganz von selbst dahin; wir mußten auch jetzt ein wenig nachhelfen, indem Zwei von uns vorangingen, um zu ziehen, und ein Dritter im Schlitten stehend die Richtung angab. Drei Tage lang konnten wir bei dem günstigen nordwestlichen Winde unsere Reise so fortsetzen.

In dem losen Schnee zu waten, ist kein Vergnügen, und wir benutzten bald abwechselnd die drei Sorten Schneeschuhe, die wir mitgebracht hatten. So lange wir noch bergan stiegen, wurden die kanadischen Schneeschuhe oder unsere norwegischen „Trugen“ vorgezogen. (Letztere bestehen in einem hölzernen Rahmen, der unter die Füße gebunden wird.) Brauchbarer erwiesen sich die norwegischen „Ski“ oder Schneeschuhe — etwa zwei bis drei Meter lange schmale Hölzer in Form von Schlittenkufen. Ohne dieselben wäre es uns überhaupt unmöglich gewesen, an die Westküste zu gelangen.

Am 31. August war jede Spur von schneefreiem Lande verschwunden, und die Eiswüste umgab uns, so weit das Auge reichte. Da kam uns plötzlich ganz unerwartet ein Schneesperling (Emberiza nivalis) entgegengehüpft, und eine seltsame Rührung bemächtigte sich unser beim Anblick des ersten lebendigen Wesens, das uns im Reiche des ewigen Eises begegnet war. Es schien fast, als wolle das Vögelchen uns einen Gruß von der Außenwelt bringen; denn es setzte sich ganz ruhig neben uns auf den Schnee und ließ vergnügt seine Stimme erschallen. Dann flog es, noch ehe wir an Aufbruch dachten, davon und war bald in nördlicher Richtung verschwunden. — — —

Ein ungeheuer großes, wellenförmiges Plateau bildet den Höhepunkt des inneren Grönlands. Genau zu bestimmen, wo diese Hochebene beginnt und wo sie endet, ist aber unmöglich, da sie sich unmerklich und langsam zum Meere hinabsenkt.

Wir nahmen an, daß wir am 1. September dies Plateau erreicht hatten; zwar hört die Steigung nicht ganz auf, doch sind die Bodenwellen so schwach, daß unsere Beurtheilung des Terrains eine ganz verschiedene war. Der Eine behauptete, daß es steige, der Andere, daß es falle.

Unsere Aneroidbarometer waren nur auf einen Minimumsluftdruck berechnet, welcher einer Quecksilberhöhe von 550 Millimeter entsprach, und sanken am 2. September unter dies Zeichen. Von jetzt ab konnten wir daher den Luftdruck mit Genauigkeit nur mittelst des Hypsometers messen; da wir aber dies nicht so oft verwenden konnten, wie erwünscht gewesen, wurde die Höhenscala des Barometers so gestellt, daß man an demselben das Ergebniß ablesen konnte, um später Berechnungen darnach zu machen. Die größte Höhe, die wir nach Ausweis des Hypsometers erreichten, war gegen neuntausend Fuß.

Unsere Thermometer erwiesen sich gleichfalls als unzulänglich, indem wir keine Temperatur unter — 35° messen konnten; aber selbst drinnen im Zelte sank das Thermometer viel tiefer. Wir können daher nur annähernd die Kälte angeben, halten aber dafür, daß sie zwischen — 45 und — 50° gewesen sein mag. Mitten am Tage hatten wir indeß selbst auf dieser Höhe eine recht beträchtliche Wärme. Als wir eines Tages ein Thermometer oben auf einem Theertuch in die Sonne legten, zeigte es nicht weniger als + 31,5°. Die Hitze war jedoch

nicht lästig, da der Schwingthermometer, im Schatten angebracht, die wirkliche Temperatur als — 11,1° bezeichnete.

Während wir uns noch auf der Ostseite des Plateaus befanden, war der Wind ziemlich beständig, indem er in der Regel von Nordwest oder Westen blies; auf der Hochebene dagegen zeigte er sich sehr veränderlich.

Am 4. September hatten wir einen scharfen Nordwestwind, der im nächsten Augenblick zu Südsüdost und Ost übersprang, um sich dann wieder in der Nacht vom 6. auf den 7. September zu einem vollständigen Schneesturm von Osten zu verwandeln.

Schon am vorhergehenden Nachmittag war das Schneegestöber so dicht gewesen, daß wir einander in einer Entfernung von 20 bis 30 Ellen nicht mehr sehen konnten. In der Nacht aber verschlimmerte sich das Wetter in dem Maße, daß wir Alles aufbieten mußten, um das Zelt zu stützen, damit es uns nicht von dem Sturme entführt würde. Als wir am nächsten Morgen erwachten, lag der Schnee hoch, und wir sahen bald ein, daß es unmöglich sein würde, die Reise fortzusetzen, so lange der Sturm solchergestalt wüthete. Der Schnee fiel außerdem so dicht, daß, wer sich einen Schritt vom Zelte entfernte, vollständig dem Gesichtskreis der Genossen entrückt war.

Als wir am 8. September aus dem Zelte hervorkrochen, um uns zur Weiterfahrt zu rüsten, lag dies fast ganz in Schnee begraben, und wir hatten viel Arbeit, ehe wir wieder Alles in Ordnung gebracht hatten. Der Sturm hatte zum Glück nachgelassen, und wir konnten daher an Aufbruch denken.

Vierzehn Tage lang waren wir bereits über die Hochebene dahingeschritten, als wir endlich bemerkten, wie sich das Terrain gegen Westen zu senken begann.

Gleichzeitig kam uns ein kleiner Bote entgegen, der diese Vermuthung zur Gewißheit machte. Wie ein Schneesperling uns den letzten Gruß von der Ostküste gebracht hatte, so erschien ein ähnlicher Vogel hier als Sendling vom Westen, und seine flötenden Töne klangen uns als eine Verheißung, daß unsere Beschwerden bald ein Ende haben würden. Zwei Monate waren verflossen, seit wir den „Jason" verlassen hatten, und der lange grönländische Winter konnte nicht mehr fern sein.

Am 19. September schlug der Wind nach Osten um, und es wurde uns nun möglich, Segel an den Schlitten anzubringen und die ursprünglich geplante Richtung wieder aufzunehmen. Die Schlitten wurden je zwei und zwei zusammengebunden, den fünften ließen wir zurück, und nun ging es eilends dahin, indem wir nur darauf Acht geben mußten, unsere Fuhrwerke sorgsam über das scharfe unebene Eis zu lenken. An der Vorderseite eines jeden waren lange Bambusrohre befestigt, welche von zwei Männern gehalten wurden, während ein dritter hinterher schritt und die lange Leine hielt, die an der Rückseite des Schlittens festgebunden war. Sollten wir wieder eine ähnliche Expedition unternehmen, so würden wir darin einig sein, daß diese Beförderungsweise die zweckmäßigste gewesen und nur noch durch einzelne kleine Vorrichtungen verbessert werden könnte.

Plötzlich wurde die Stille von einem lauten Hurrah unterbrochen. Einer der Lappländer hatte in der Ferne eine ganz schneefreie Gebirgsspitze entdeckt, und

aus frohem Herzen stimmten wir Alle in den jubelnden Ruf ein. Allmälig tauchte eine Spitze nach der anderen vor uns auf, und bald zeigte es sich, daß sie zusammen eine Gebirgskette bildeten, die außer dem Bereich der Eisregion lag.

Zweifellos muß es weit schwieriger sein, die Eisfläche, welche uns noch von der Westküste trennte, in einer früheren Jahreszeit zu passiren: denn hatten wir auch oft mehr oder weniger tiefe Spalten zu überklettern, so waren doch die Flüsse und Seen des Gletschers alle mit klarem Eise bedeckt und hinderten unser Vorwärtskommen nicht, wie das im Sommer der Fall gewesen sein würde.

Ein Freudentag war es, als wir nach Verlauf von vier Wochen wieder gutes Trinkwasser fanden, und neu gestärkt setzten wir jetzt Alles daran, unser Ziel, die dänische Colonie Godthaab, so bald als möglich zu erreichen.

Wie die ganze Westküste Grönlands, so ist auch der Bezirk Godthaab von tiefen Fjords durchzogen, von welchen der Godthaabsfjord und der Ameralikfjord die wichtigsten sind. An der Mündung des Ersteren lag zwar die Colonie; da dieser Fjord aber überall von mächtigen Gletschern begrenzt wird, beschlossen wir unsere Schritte nach dem Ameralikfjord zu lenken, dessen Boden ungefähr drei Meilen von der Eiskante entfernt liegt.

Am 24. September betraten wir schneefreies Land, nachdem wir vierzig Tage in den Gefilden des ewigen Eises verbracht hatten, und ein seltsam angenehmes Gefühl durchlief einen Jeden von uns, als er zuerst wieder den Fuß auf kahles Gestein setzen konnte.

Nach einem anstrengenden Tagesmarsch erreichten wir am 26. September das Ufer des Fjords, sahen aber gleich ein, daß es seine Schwierigkeiten haben würde, nach Godthaab vorzudringen; denn hohe Berge versperrten uns drohend den Weg. Wir kamen daher auf den Einfall, aus dem Boden des Zeltes, so gut es ging, ein Boot herzustellen; am 29. September bestieg Dr. Nansen in Begleitung des Steuermanns Swerdrup dies seltsame Fahrzeug und landete nach einer beschwerlichen Fahrt, die volle vier Tage dauerte, glücklich in der Nähe der Colonie. Hier befand sich zu seiner freudigen Ueberraschung eine deutsche Missionsstation „Neu-Herrnhut", wo die Reisenden mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen wurden.

Die Kunde von dem Nahen der Expedition war schon nach der Colonie gedrungen, und die meisten Europäer eilten nach der Missionsstation hinaus, um die kühnen Reisenden zu bewillkommnen.

Unterdessen hatten wir Andern das Gepäck herunterbefördert und harrten nun sehnsüchtig des Augenblickes, wo die Böte, die Dr. Nansen zu schicken versprochen hatte, kommen würden; denn unser Proviant ging zu Ende.

Da erschienen gleichzeitig zwei Kajakruderer, von Godthaab und Neu-Herrnhut ausgesandt, beide mit so reichlichen Vorräthen versehen, daß wir ruhig besseres Wetter abwarten konnten. Wegen des anhaltenden Sturmes trafen nämlich die längst ausgesandten Böte erst am 11. October ein; wir waren natürlich gleich bereit, sie zu besteigen und landeten am folgenden Tage Alle wohlbehalten in Godthaab.

Der Willkomm, der uns hier von den Behörden und den übrigen Bewohnern der Colonie entgegengebracht wurde, war so aufrichtig, daß wir uns bald mit

dem Gedanken vertraut machten, den Winter in Grönland zu verbringen. Im ersten Augenblicke konnten wir uns allerdings nicht eines Gefühls der Enttäuschung erwehren, als man uns mittheilte, der letzte Dampfer sei schon nach Europa abgefahren.

Der Aufenthalt in der Colonie bot uns, nachdem wir erst acclimatisirt waren, viel des Interessanten und nach den ausgestandenen Strapazen waren wir es wohl zufrieden, ein wenig der Ruhe pflegen zu dürfen. Für Abwechslung war auch gesorgt, indem wir es bald lernten, in den Kajokken zu rudern und mit den Eingeborenen auf die Jagd zu gehen. Dr. Nansen, bekanntlich ein eifriger Sportsman, gewann gleich großes Ansehen, indem er eins der in diesen Gegenden ziemlich seltenen Rennthiere durch einen sicheren Schuß niederstreckte; wir anderen erwarben das Wohlwollen der Eskimos durch unsere Bereitwilligkeit, an ihren Tänzen und anderen Lustbarkeiten uns zu betheiligen. Noch nie sind mir überhaupt Leute vorgekommen, die so gern tanzen wie die Grönländer. Sehr beliebt sind einige Tänze mit Touren, deren Tanzschritt dem amerikanischen „step“ ähnelt, doch wird ein lustiger Rundtanz auch nicht verschmäht.

Des Klimas wegen trugen wir Alle die Landestracht, und wer unsere Leute inmitten der Eingeborenen erblickt hätte, würde wohl schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, er habe hier Europäer vor sich.

Sehr bequem ist vor Allem „der Temiat“, eine weite Blouse aus Eidervogelfell, sowie die Fußbekleidung, „Kamik“ genannt. Der Anzug wird durch Beinkleider aus Seehundsfellen und eine Kapuze vervollständigt. —

So vergingen die Monate einer nach dem andern unmerklich, und wir schrieben bereits den 15. April 1889, als sich plötzlich des Morgens eine allgemeine Bewegung bemerkbar machte.

„Umiarsuit! Umiarsuit!“ erklang es mit frohem Rufen, und Alles eilte zum Strande hinunter, um das nahende Schiff zu bewillkommnen.

Zehn Tage später sagten wir wehmüthig den vielen Freunden Lebewohl, die wir während des Aufenthaltes in Godthaab gewonnen hatten, und stiegen an Bord, um die Rückreise nach der alten Heimath anzutreten.

Freudig begrüßten wir nach einem kurzen Besuch in der Hauptstadt Dänemarks am 30. Mai die blauen Berge Norwegens und segelten im herrlichsten Sonnenschein den Kristianafjord hinauf, wo uns die Landsleute einen ebenso großartigen wie herzlichen Empfang bereitet hatten. Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß diese ersten Stunden im Vaterlande uns Allen unvergeßlich bleiben werden.

Das Bewußtsein, glücklich die Aufgabe der Expedition gelöst zu haben, verlieh uns außerdem eine Befriedigung, die um so größer war, als sich bei unserer Abreise von Norwegen Stimmen genug erhoben hatten, die uns das Absurde eines derartigen Unternehmens vorhielten.

Wir hatten den Beweis geliefert, daß es möglich sei, das Eisplateau Grönlands zu überschreiten, und mehr wollten wir für dies Mal nicht.

Vielleicht gelingt es einer neuen Grönlandsexpedition, größere Resultate zu erzielen!

Michele Amari.

Von

O. Hartwig.

Der jähe Tod des Mannes, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, ist in Italien von allen Denen, welche Sinn für den Ruhm ihres Landes und die gelehrte Bildung besitzen, als ein schwerer nationaler Verlust empfunden worden. Denn Michele Amari gehörte zu der immer mehr sich lichtenden Schar jener Veteranen, welche für die Herstellung der nationalen Einheit ihre ganze Lebenskraft eingesetzt, in wechselvollen Geschicken gelitten haben und die zugleich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen ihrem Vaterland Ehre in der ganzen Welt eingetragen haben.

Und dazu kommt noch ein persönliches Moment. Der heißblütige Sohn Siciliens war ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Herzensgüte, dabei durchaus zuverlässig und geraden, aufrichtigen Sinnes. Vom strengsten Pflichtgefühle beseelt, hat nie Jemand die absolute Intactheit seines politischen und bürgerlichen Lebens anzutasten gewagt, und wenn er überhaupt Feinde gehabt, sind deren nur wenige gewesen. Ueberall wurde von ihm mit der größten Hochachtung gesprochen in dem Lande, aus welchem der Neid noch nicht verbannt ist, und mancherlei Gegensätze unter der Oberfläche lebendiger fortwirken, als es auf den ersten Blick scheint. Wenn einem solchen wahrhaften Ehrenmanne von Freundes Hand ein Nachruf gewidmet wird, so ist das persönliche Element — ich brauche das wohl kaum zu sagen — nur eingeflochten, um den seltenen Menschen desto individueller zeichnen zu können.

Michele Amari wurde geboren zu Palermo am 6. Juli 1806. Er entstammt einer seit langen Jahren in Sicilien ansässigen guten Familie, die jedoch wahrscheinlich vom Festlande eingewandert ist. Sein Vater, Ferdinand Amari, hatte sich in eine der Verschwörungen verwickelt, welche die Wiederherstellung der uralten, von den Bourbonen gewaltsam aufgehobenen sicilischen Verfassung zum Zwecke hatten. Von den neapolitanischen Sbirren ergriffen und gefoltert, wurde er 1822 von einem Kriegsgerichte zum Tode, dann nach einjähriger Kerkerhaft mit dreien seiner Genossen zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Er ist, so viel ich weiß, früh darin gestorben. Neun von seinen Gefährten wurden

hingerichtet, ihre Köpfe in Käfige gesteckt, welche Jahre lang an der Porta von San Giorgio in Palermo aufgehängt blieben. „Epheu und Violen, mit Menschenfleisch genährt, umgaben allmälig die weißen Schädel der Märtyrer wie mit einer Guirlande." Man muß solche Dinge wissen, um die Geschichte Siciliens und mancher Sicilianer unseres Jahrhunderts zu verstehen.

Michele Amari, von dem Literarhistoriker Siciliens, Domenico Scinà, einem Freunde des elterlichen Hauses, wissenschaftlich angeregt, mußte, sechszehn Jahre alt, nach der Einkerkerung des Vaters seine kaum begonnenen Studien abbrechen, um seine Mutter, zwei kleine Brüder und Schwestern zu erhalten. Ein kleines Amt wurde ihm zu Theil. Zwischen diesem und der Sorge um seine Familie hat er sechs Jahre hindurch seine Zeit getheilt. Kaum daß ihm wenige Stunden zu seiner Ausbildung übrig blieben. Er verwendete sie zum Studium der Schriften N. Macchiavelli's und zur Erlernung der englischen Sprache. Er wollte sich politisch rüsten, um seinem Vaterlande dienen zu können. Von Macchiavelli, einem seinem ganzen Naturell nach sonst nicht verwandten Geiste, ist er in seiner Richtung auf die historische Betrachtung der Dinge beeinflußt worden, und von ihm hat er wohl den intimen Haß gegen das Papstthum in sich aufgenommen, den er sein Lebenlang bewahrte. Im Englischen kam er so weit, daß er Walter Scott's „Marmion" ins Italienische übertrug. Der todtkranke schottische Dichter, welcher sich 1832 in Neapel aufhielt, hörte von dieser Uebersetzung, lobte sie in einem an ihren Autor gerichteten Schreiben und wünschte ihm für seine Arbeit denselben materiellen Erfolg, den ihm das halb vergessene Gedicht einst eingetragen habe.

Doch schon nach Höherem stand dem jungen Beamten der neapolitanischen Kanzlei in Palermo der Sinn. Es bedurfte der Uebertragung einer Elegie von Thomas Stewart auf die Ruinen von Syrakus nicht, um die Gedanken des sicilianischen Patrioten auf die große Vergangenheit seiner Heimath zu richten. Aber schon fühlte er sich nicht nur als sicilianischen Patrioten, sondern auch als italienischen. Domenico Scinà wollte von dieser „italienischen Hysterie" seines alten Schülers nichts wissen. Aber Macchiavelli hatte es ihm auch hierin angethan. Sein ganzer Haß richtete sich indessen vorläufig noch auf die neapolitanische Fremdherrschaft. Er sah als Sicilianer die neapolitanische Regierung nur als eine feindliche Macht an, welcher man keinen Landsmann, auch nicht den schlimmsten, ausliefern dürfe. Wie viele junge Sicilianer war der kleine, behende Mann ein leidenschaftlicher Freund des Waidwerks und ein ausgezeichneter Schütze. Victor Emanuel hat wohl später gescherzt, er habe keinen zweiten so „unfehlbaren" Unterrichtsminister gehabt wie ihn, und noch vor nicht vielen Jahren ging er regelmäßig in jedem Frühjahre mit seinem jungen Sohne von Rom nach Ostia oder sonst wohin an die Küste, um ihn in die Geheimnisse der Jagd auf Beccasinen und Wachteln einzuweihen. Damals in Palermo, so schrieb er mir einmal, war er eines Tages in frühester Morgenstunde hinter Bocca di Falco unter den mächtigen, uralten Olivenbäumen, die man noch auf die Saracenen zurückführt und nach ihnen nennt, auf den Anstand gegangen. Er gerieth einer Wildschützengesellschaft oder einer noch schlimmeren Bande in den Weg. Die wilden Gesellen legten auf den ihnen Unbekannten an und suchten ihm den

Rückweg abzuschneiden. Nur durch die größte Schnelligkeit, indem er von Baum zu Baum sprang und diese die feindlichen Kugeln auffangen ließ, gelang es ihm, sich zu retten. Das Abenteuer wurde in Palermo bekannt und er zur Auskunft vor das Gericht geladen. Da leugnete er Alles rundweg ab. „Denn wie hätten wir einen Sicilianer verrathen können." Diese leidenschaftliche Feindschaft gegen Alles, was von Neapel kam, offenbarte sich bei jeder Gelegenheit. Als ein neapolitanischer Publicist die Grundlagen des sicilianischen Staatsrechts in einem Aufsatze angriff, replicirte er sofort 1834 mit einer historischen Darlegung „über die Gründung der normannischen Monarchie in Sicilien". Es ist das sein erster literarischer Versuch.

Während dieser Jahre (1830) erschien Niccolini's Trauerspiel „Giovanni di Procida", in dem der ghibellinische Gedanke gegen die guelfisch-päpstliche Politik des dreizehnten Jahrhunderts seine Verherrlichung fand. Das Gedicht erregte den jungen sicilianischen Patrioten aufs Tiefste. Ein Schauder bis auf die Knochen habe ihn bei den Versen:

Poichè tanto sorriso del cielo
Sulla terra del vile dolor?

ergriffen. Er beschloß, die Revolution zu predigen, ohne daß es die Censur hindere, und machte sich an die Arbeit über die Geschichte der sicilischen Vesper. Diese Tendenz scheint eine wirkliche streng historische Arbeit von vornherein auszuschließen zu müssen. Und doch ist die Geschichte des sicilischen Vesperkrieges eine der vortrefflichsten, neue und zuverlässige geschichtliche Resultate liefernden historischen Arbeiten unserer Zeit geworden.

Mit sicherem historischen Tacte erkannte Amari sehr bald, daß der Ausbruch des Vesperaufstandes in Palermo durch eine spontane Volksbewegung gegen die französischen Unterdrücker herbeigeführt sei; die Intriguen von Curialen und der Protagonist derselben, Giovanni di Procida, seien an ihr ganz unschuldig. Dieses Resultat, das Amari aus sorgfältiger Vergleichung der ältesten Chronisten und zahlreicher, „mit dem Fleiße eines Benedictiners" gesammelten Urkunden gewann, stimmte nun mit seiner Tendenz vollkommen überein. Die trockene historische Untersuchung gestaltete sich ihm daher sofort zu einem farbenreichen Bilde voll dramatischen Lebens. Der Bühnenheld Giovanni di Procida war abgesetzt, an seine Stelle das leidenschaftlich und einmüthig handelnde Volk Siciliens getreten. Die Sprache, in der Amari redete, war nach den Begriffen der Puristen eine keineswegs ganz reine. Um so stärker wirkte sie aber. Hier kamen Accente eines wahren Pathos zum Durchbruch; malerische, packende Stellen enthält das Buch in Fülle. Amari hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er der politischen Tendenz zu Liebe auch nur Ein historisches Factum umgebogen oder gefälscht habe. Gewiß hätte er das nirgends mit Bewußtsein gethan. Ein seltener Glücksfall war es jedoch auch, daß er fast nirgends in Versuchung geführt wurde, von der objectiven Wahrheit zu einer willkürlichen Darstellung überzugehen.

Dieses Buch, das unter dem unverfänglichen Titel: „Un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII." im Jahre 1841 erschien, entschied das Lebensschicksal seines Autors. Und das nach verschiedenen Seiten hin. Das Werk be-

gründete den Ruf Amari's als Geschichtschreiber. Es erlebte neun Originalauflagen, von den Nachdrucken abgesehen, und wurde in die großen Cultursprachen Europa's übersetzt. Im Laufe von fünfundvierzig Jahren wuchs es auf drei Bände an, da die neu erschlossenen Archive, namentlich die von Neapel und Barcellona, neues historisches Material in Menge boten, ohne daß auch nur ein wesentlicher Zug der ursprünglichen Conception hätte geändert werden müssen. Als die Sicilianer 1882, zur Erinnerung an die vor sechshundert Jahren erfolgte Befreiung ihrer Insel vom unerträglichen Joche Karl's von Anjou, eine Feier begingen und dazu eine Medaille schlagen ließen, wurde das einzige in Gold ausgeprägte Exemplar derselben an Amari verliehen.

Nicht so erfreulich als dieser Erfolg war für Amari die Anerkennung, welche ihm die neapolitanische Regierung dafür zu Theil werden ließ. Die Censurbehörde in Palermo war wirklich durch den unschuldigen Titel getäuscht worden, obwohl ein Jesuit ihr angehörte. In Neapel erkannte man seine Bedeutung und war um so erbitterter, als sich König Ferdinand II. in Karl von Anjou, der Minister del Carretto in Wilhelm l'Estendard gezeichnet glaubten. Der Censor wurde abgesetzt, das Buch verboten, mehrere Zeitungen, welche es gelobt hatten, confiscirt u. s. w. Der Höchstcommandirende in Sicilien, der General Majo, lud Amari vor sich in das Schloß, herrschte den Beamten an, was ihm in den Sinn gekommen sei, unter die Schriftsteller zu gehen; die angeblichen Thatsachen, die er erzählt, seien evident falsch, denn noch nie seien reguläre Truppen von Volkshaufen besiegt worden. Als Amari diese Behauptung, auf die Stellung des Generals anspielend, bezweifelte, schwieg derselbe. Fünf Jahre später floh der Tapfere wirklich vor den Aufständischen aus dem Schlosse. Selbstverständlich wurde der schlechtgesinnte Beamte abgesetzt. Als man ihn aber nach Neapel vorlud, sich dort zu verantworten, und um ihn nach der Insel Ponza ins Bagno zu versenden, zog er es vor, sich nach Frankreich zu retten.

Mittellos kam der Flüchtling in Paris an, wurde aber dort mit offenen Armen empfangen. Die bedeutendsten Historiker, Buchon, Thierry, Michelet, der Unterrichtsminister Villemain u. A. nahmen sich seiner hülfreich an. Sofort machte er sich an die Arbeit und ließ eine zweite Auflage seines Buches, das nun den Titel: „La guerra de Vespro Siciliano“ annahm, 1843 erscheinen.

Eine größere umfassende literarische Unternehmung war daneben schon in dem Kopfe des arbeitsfreudigen Mannes gereift. Wenn man die Verhältnisse erwägt, in denen sich Amari damals befand, muß man über das Wagniß erstaunen. Gewiß durfte der Erfolg seines Erstlingswerkes sein Selbstvertrauen heben. Auf seinen Körper konnte er sich verlassen. Er bedurfte nur wenig Schlaf. Bis zu seinem Todestage ist er jeden Morgen um fünf Uhr aufgestanden und hat sich an seine Arbeit gesetzt, nachdem er sich den Kaffee selbst bereitet. Das Lesen unzähliger arabischer Handschriften bei lichtem Sonnenschein und mattem Kerzenschimmer hat seine leuchtenden Augen nie angegriffen und abgeschwächt. Als er aber, ein hoher Dreißiger, in Paris beschloß, die Geschichte einer der wichtigsten Epochen seiner Heimathinsel, die Jahrhunderte der Araberherrschaft auf ihr, zu erzählen, da fehlten ihm, dem Unbemittelten, doch noch die nöthigsten Vorkenntnisse hierzu.

Sicher war die Schulbildung, welche man damals in Palermo erhalten konnte, eine bessere, als die in Neapel zu erlangen möglich gewesen wäre. Jeder, der das Fragment der merkwürdigen Selbstbiographie gelesen hat, das P. Villari aus dem Nachlasse des Literarhistorikers und Essayisten Francesco de Sanctis herausgegeben hat, der wiederholt dann später italienischer Unterrichtsminister gewesen ist, wird sich verwundert fragen, wie es möglich war, daß aus den hier geschilderten Schulen solche Männer hervorgehen konnten. Ihre Lehrer hatten nie ein Wort der Bibel gelesen. „Ich las, ich weiß nicht wo," erzählt er, „große Lobeserhebungen auf dieses Buch (die Bibel) als eine Urkunde von hoher Beredtsamkeit; von dem Gegenstande meiner Vorlesungen bestimmt, warf ich einen Blick auf das Buch Hiob. Ich war erschüttert. Aus meiner classischen Bildung fand ich nichts dieser Großartigkeit Vergleichbares" [1]). Wir, die wir in trefflichen Schulen vorgebildet sind, haben gar keine Ahnung von den Mühen und Anstrengungen, welchen die in den culturfeindlichen Staaten Italiens aufgewachsenen Gelehrten unseres Jahrhunderts sich unterziehen mußten, um mit uns auf ein gleiches Niveau allgemeiner Bildung zu gelangen. Wenn aber ein höherer Geist in einem Volke sich regt, dann durchbricht er ebenso die Schranken der Unbildung wie die einer übertriebenen pädagogischen Drillung.

Daß Amari mittelalterliches Latein gut verstand, hatte er durch sein Werk über die Vesper bewiesen. Ob er aber im Griechischen Studien gemacht hatte, als er nach Paris kam, und eine Geschichte der Araber in Sicilien zu schreiben beschloß, möchte ich fast bezweifeln. Des Arabischen war er sicher ganz unkundig. Er begann also zunächst damit, beide für sein Vorhaben durchaus nothwendigen Sprachen gründlich zu erlernen. Unser Landsmann C. B. Hase, der beste Kenner der byzantinischen Graecität, nahm ihn in die Schule, und Arabisch erlernte er mit E. Renan bei J. Reinaud. Denn die École des Langues Orientales vivantes zu Paris nahm ihn auf. Auch der gelehrte Orientalist Mac-Guckin de Slane unterwies ihn im Arabischen. Aber selbst wenn er dieser Sprache kundig geworden war, wie sollte er sich die in der ganzen Welt zerstreuten arabischen Handschriften verschaffen, aus denen er Notizen und Nachrichten sammeln und excerpiren mußte? Denn gedruckt war noch wenig, und das Wenige bedurfte eingehender Revision. Durch solche Schwierigkeiten ließ sich aber Amari nicht abhalten. In Palermo hatte sich ein Comité gebildet, das ihn 1844—1846 durch mäßige Beihülfe in seinen Studien unterstützte. Unter den Contribuenten befanden sich Männer der verschiedensten Parteirichtungen. Auch Massimo d'Azeglio gehörte zu ihnen. Ihre Beiträge sollten mit dem Honorare für das zu schreibende Buch wieder zurückgezahlt werden! Später hat dann Amari den Katalog der arabischen Handschriften der Bibliothèque Nationale gemacht. Dafür erhielt er fünf Francs tägliche Remuneration. Hielt ihn nicht seine Arbeit auf der Bibliothek fest, so saß er jetzt ununterbrochen hinter seinen Büchern in einem kleinen Dachstübchen, hier von vielen seiner Landsleute, die nach Paris kamen, aufgesucht. Junge Mediciner lud er so freundlich zu seinem bescheidenen Mahle,

[1]) La giovinezza di Francesco di Sanctis. Frammento autobiografico pubblicato da P. Villari. Napoli 1889. S. 268.

Kaffee mit Weißbrot, ein, daß sie nicht abschlagen konnten, wie sie mir noch nach Jahren erzählten, daran Theil zu nehmen. Diese seine Gäste hielten ihn in lebendigem Zusammenhange mit der Heimath, deren Gegenwart er so fest im Auge behielt als ihre Vergangenheit. Hatte er schon 1845 im „Journal asiatique" die Beschreibung Palermo's und dessen arabischer Glanzperiode von Ibn Haukal veröffentlicht, so ließ er 1847 die „Storia costitutionale di Sicilia", ein nachgelassenes Werk des Nationalökonomen Niccolò Palmieri, mit außerordentlich wichtigen Beiträgen für die Geschichte Siciliens aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erscheinen.

Und bald sollte sich Gelegenheit finden, für sein Vaterland zu handeln. Kaum hatte er Kunde vom Ausbruche der Revolution in Palermo, da hatte er keine Ruhe am Schreibtische mehr. Er flog in die Heimath zurück, um sofort mit den wichtigsten Aemtern betraut zu werden. Man bot ihm eine Professur in Palermo an, wählte ihn ins Parlament und machte ihn zum Finanzminister. Als solcher nahm er keinen Pfennig Gehalt an und wohnte einfach bei seinem Bruder. Freilich stand es mit den Finanzen der provisorischen Regierung auch bald recht herzlich schlecht, und seine Anstrengungen, ihnen mittelst seiner französischen Verbindungen aufzuhelfen, schlugen vollkommen fehl. Nicht besser gelang ihm eine diplomatische Sendung an die Westmächte, zu der ihm der englische Admiral Parker ein Dampfschiff zur Verfügung stellte.

Der Sieg der bourbonischen Reaction war entschieden. Wenige Tage, nachdem er im April 1849 aus Frankreich zurückgekehrt war, floh er nach Malta und von dort wieder nach Frankreich. Mit knapper Noth rettete er bei dem Schiffbruche des französischen Dampfers das nackte Leben[1]).

Die besten Männer Siciliens, der greise Ruggiero Settimo, einer der vornehmsten Adelsfamilien entsprossen, M. Stabile und wie diese sicilischen Patrioten alle heißen mögen, theilten mit Amari ein gleiches Geschick. Die Elasticität seines Wesens und seine Arbeitsfreudigkeit halfen ihm auch bald über den Zusammenbruch all seiner Hoffnungen hinweg. Mit erneuter Energie nahm er seine arabischen Studien wieder auf. Schon 1854 konnte der erste Band der „Storia dei Musulmani di Sicilia" erscheinen, man kann sagen ein Lebenswerk, wie es Wenige geschaffen haben. Denn mögen Manche das Arabische jetzt besser verstehen, als es damals Amari verstand, der Eine mittellose Mann hatte zu diesem Werke nicht bereitliegende Bausteine künstlerisch zusammenzufügen, er hatte vielmehr zahllose Steinbrüche zu durchforschen, ob sie geeignetes Material bergen könnten, um dann, wenn dieses constatirt war, aus einem wüsten Haufen ein kleines Steinchen zu entlehnen. Aus siebenzig arabischen Schriftstellen, die größtentheils noch nicht herausgegeben waren, die Dichter nicht mitgezählt, hat Amari den Stoff zu seinem Werke geschöpft, zahlreiche byzantinische und lateinische Chronisten, trostlose Heiligenlegenden und noch trostlosere Predigten durchforscht, um die so weit auseinander gehenden orientalischen und occidentalischen Berichte zu combiniren. Die deutsche morgenländische Gesellschaft übernahm den Druck der ein-

---

[1]) A. de Gubernatis, Ricordi biografici, S. 200. Ich habe dieser Quelle überhaupt manche Angaben entlehnt.

mal gesammelten arabischen Quellenauszüge und hat sie 1857 erscheinen lassen. Um die Ausgabe hatte sich der berühmte Arabist Fleischer in Leipzig die größten Verdienste erworben. Es charakterisirt den Sinn Amari's, daß er vorzugsweise um den von ihm hochverehrten greisen Forscher, seinen „ultimo maestro“, persönlich kennen zu lernen und ihm auch mündlich zu danken, sich vor einigen Jahren bestimmen ließ, den internationalen Orientalistencongreß in Berlin zu besuchen. Denn außer dieser Reise nach Berlin hat er Deutschland nie gesehen. Obwohl der deutschen Sprache so weit mächtig, daß er die für ihn nothwendigen wissenschaftlichen Werke lesen konnte — der Dichter Moritz Hartmann ist sein erster Lehrer gewesen —, so sprach er doch nicht deutsch und kam sich deshalb bei uns „wie ein Taubstummer“ vor. Um seinen Landsleuten die Quellen, aus denen er geschöpft hatte, zugänglich zu machen, hat er sich nicht die Mühe verdrießen lassen, diese Textbibliothek ins Italienische zu übertragen. Es sind noch kaum vierzehn Tage in das Land gegangen, da kam mir noch ein Nachtrag zu dieser Uebersetzung von seiner Seite zu! —

Nicht ununterbrochen hat der fleißige Mann an diesem seinem Lebenswerke weiter arbeiten können. Der zweite Band erschien 1858. Vom dritten waren die ersten Bogen schon gedruckt, da brach der italienische Freiheitskrieg aus, und es duldete ihn abermals nicht an dem Schreibtische. Einer der ersten Acte der provisorischen Regierung von Toscana war, den sicilianischen Patrioten als Professor an die Universität Pisa zu berufen. Ubaldino Peruzzi wollte damit zeigen, daß die Schranken der italienischen Staaten auch in dieser Beziehung gefallen seien. Nicht lange hatte Amari in Pisa und dann in Florenz docirt, da zog Garibaldi nach Sicilien und Amari im Juni 1860 hinter ihm her. Zum Unterrichtsminister ernannt, dann zum Minister des Auswärtigen von der provisorischen Regierung bestellt, betrieb er sofort den Anschluß Siciliens und Unteritaliens an das Königreich Piemont aufs Eifrigste. Als Garibaldi sich weigerte, die Volksabstimmung hierüber vornehmen zu lassen, gab er mit dem Prodictator Depretis seinen Abschied. Doch damit sollte seine politische Laufbahn noch nicht abgeschlossen sein. In den Senat des Königreichs Italien berufen, trat er 1863 in das Ministerium Minghetti-Peruzzi als Unterrichtsminister ein. Mit Feuereifer ging es nun an die Neuorganisation der Hochschulen des Königreichs. Um tüchtige Lehrer für die Mittelschulen zu erhalten, an denen großer Mangel herrschte, überhaupt das ganze Niveau der Schulbildung zu heben, wurden strenge Examenordnungen eingeführt. Die Studenten von Turin und Pavia geriethen darob in die größte Aufregung, die schwer zu beschwichtigen war. Da das Ministerium wegen der Unterzeichnung des Pariser Vertrags, der die Hauptstadt des Königreichs nach Florenz verlegte, abtreten mußte, zog sich auch Amari zurück und verblieb nun im Privatleben. Nur die Sitzungen des Senats, dessen Vicepräsident er wiederholt war, besuchte er eifrig, ohne doch politisch bedeutsam hervorzutreten. Von den Universitäten immer wieder in den höchsten Unterrichtsrath Italiens gewählt, nahm er bis zu seinem Tode an dessen Berathungen den lebhaftesten Antheil und wirkte bei allen, die höhere Bildung seines Vaterlandes berührenden Fragen einflußreich mit.

In der Zeit, in welcher Amari dem Unterrichtsministerium in Turin vorstand, war es, daß ich mit dem ausgezeichneten Manne in Verbindung kam. Die Art und Weise, wie dieses geschah, ist für den humanen Geist, der ihn beseelte, zu bezeichnend, als daß ich es hier nicht mit einigen Worten erzählen sollte.

Ich lebte damals in Messina als Geistlicher und Lehrer der deutschen evangelischen Gemeinde. Meine freie Zeit füllte ich mit Studien zur Geschichte Siciliens aus. Die hierzu nöthigen Bücher konnte ich nicht von der Bibliothek der Universität erhalten, da sie überhaupt keine Bücher auslieh und nur zu Stunden geöffnet war, in denen mich mein Beruf verhinderte, sie zu besuchen. Was machen? Der Bibliothekar, ein katholischer Geistlicher, dem ich meine Schmerzen klagte, sagte mir, Bücher nach Hause zu entleihen, könne nur der Minister gestatten. Kurz entschlossen machte ich eine Eingabe an diesen, sandte sie an den preußischen Gesandten in Turin, den Herrn von Usedom, und bat ihn, mein Gesuch bei der italienischen Regierung zu befürworten. Herr von Usedom, ein Diplomat, dem es ein Vergnügen machte, die wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Schutzbefohlenen selbst zu unterstützen, statt diese durch Gleichgültigkeit und hochfahrendes Wesen in die Hôtels fremder Gesandtschaften zu treiben, entsprach meinem Wunsche, und binnen Kurzem erhielt ich die erstrebte Erlaubniß. Hiervon machte mir der italienische Unterrichtsminister Amari, dem ich ganz unbekannt war, die erste Anzeige in einem Privatbriefe, in welchem er seine Freude aussprach, einem deutschen Mitarbeiter auf dem Felde der sicilianischen Geschichte einen kleinen Dienst haben leisten zu können, und mich aufforderte, bei vorkommender Gelegenheit mich ihm vorzustellen. Aus diesen Anfängen ist dann eine persönliche Freundschaft, selbst der Familien erwachsen, welche nur der Tod aufheben kann. Denn, und ich darf hier wohl auch davon reden, nachdem an dem Sarge des Freundes öffentlich davon gesprochen worden ist, so liebenswürdig Amari selbst war, eine ebenso ausgezeichnete Frau hatte er sich, schon neunundfünfzig Jahre alt, zu seiner Gemahlin erwählt. In dem Hause seines langjährigen, in Deutschland wohlbekannten Freundes, François Sabatier[1]), hatte er die Adoptivtochter von dessen Frau, der einst so berühmten Sängerin Ungher, schätzen und lieben gelernt. Im Herbste 1865 wurden sie ein Paar. Die hochgebildete Frau, welche sich bei Ary Scheffer zur Malerin ausgebildet hatte, brachte ihrem Manne ein vollkommenes Verständniß für seine Studien entgegen. Dafür hing er mit einer Innigkeit und Verehrung an seiner Gemahlin, der Mutter schön aufblühender Kinder, von der jeder auf ihr ruhende Blick seiner freundlichen Augen und unzählige Stellen seiner Briefe beredtes Zeugniß ablegten. Um ihre zarte Gesundheit zu schonen, verlegte er seinen Wohnsitz von Florenz, wo er zuletzt Professor am Istituto Superiore gewesen war, nach Rom, von da nach Pisa und dieses Frühjahr wieder nach Rom zurück. Nur die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder und seine Studien beschäftigten ihn jetzt innerlich noch. Nicht als ob er den Sinn für die vaterländischen Dinge verloren hätte! Die Entwicklung der großen Politik seiner Heimath verfolgte er

---

[1]) Er hat Schiller'sche Dramen und andere deutsche Schriften vortrefflich ins Französische übersetzt.

schon als Mitglied des Senats mit der größten Aufmerksamkeit und wohl nicht ganz ohne innere Kämpfe. Er fühlte sich persönlich Frankreich und vielen Franzosen, seinen Freunden und Studiengenossen, zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Er hat das auch der ersten gelehrten Körperschaft dieses Landes gegenüber, welche ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, öffentlich ausgesprochen. Aber die unruhige, nach allen Seiten hin um sich greifende, mit einer selbstherrlichen Ueberschätzung vermeintlicher Suprematierechte verbundene französische Politik, welche er mit ihren auf Italien gerichteten Tendenzen nur zu gut aus der Geschichte kannte, vermochte er nicht zu billigen. So hat er 1870 mit seinem Freunde Quintino Sella auf deutscher Seite, als der angegriffenen, gestanden. Die Besetzung von Tunis, von wo aus die heimathliche Insel von Puniern, Byzantinern, Arabern u. s. w. erobert worden war, sah er mit seinem Landsmanne Crispi als eine Ueberflügelung und ständige Bedrohung Italiens von Seiten Frankreichs an. Die directe und indirecte Unterstützung des Italien feindlichen Papstthums von Seiten ungläubiger französischer Republikaner konnte ihm noch weniger Glauben an die Umkehr der französischen Politik von ihren traditionellen Bahnen einflößen. Er sprach sich bitter über diese Europa ewig „harcelirende“ und selbst zu keinem ruhigen Culturfortschritte kommende Entwicklung des französischen Wesens aus. Es würde ihm sehr weh ums Herz gewesen sein, wenn er den feindlichen Zusammenstoß Italiens und Frankreichs hätte erleben müssen. Er ist hiervor bewahrt geblieben und hat seine frohe Arbeit nur durch den Ausblick auf eine schwere Zukunft getrübt gesehen. —

Es ist hier nicht der Ort, alle die zahllosen größeren und kleineren Publicationen zu verzeichnen, welche Amari bis zur Vollendung seines dreiundachtzigsten Jahres auf dem Gebiete der arabischen Philologie hat erscheinen lassen. Habe ich doch auch kein Urtheil über sie. Nur Eins möge noch hervorgehoben werden: der größte Theil von ihnen schließt sich an sein Lebenswerk an. Dieses, das 1872 mit einer trefflichen Uebersicht über die Entwicklung der arabischen Cultur in Sicilien und der besten Charakteristik Kaiser Friedrich's II. und dessen Beziehungen zu dieser Cultur abgeschlossen worden war, hatte nur die Grundlagen für diese Studien geschaffen. Immer neue Quellen über den Aufenthalt der Araber in Sicilien wurden entdeckt. Jeder Orientalist, der eine solche fand, schickte sie sofort an den Begründer dieser Studien. Und das um so eifriger, als man wußte, daß er mit einer neuen, umgestalteten Auflage seines Werkes beschäftigt sei. Bei seiner noch fast ungeschwächten Arbeitskraft hoffte er sie auch zu Ende zu führen. Ich weiß nicht, wie weit er in dieser Neubearbeitung vorgedrungen ist. Ich fürchte nicht allzu tief. Denn noch vor kurzer Zeit bat er mich, ein Wort im Autographon der Chronik Thietmar's von Merseburg nachsehen zu lassen, das ihm eine Conjectur bestätigen sollte.

Ist ihm die Erfüllung dieser Hoffnung versagt geblieben, so sind fast alle anderen Wünsche seines Lebens reichlichst erfüllt worden. Ich durfte ihm wiederholt schreiben: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Es war ein selten glückliches Alter, das dieser Mann erlebt hat! Glücklicher Gatte und Vater in dem durch seine Mitwirkung geeinten, aufwärts strebenden Vaterlande, geliebt und verehrt von seinen Landsleuten, mit allen äußeren Ehren,

welche die Welt geben kann, ausgestattet[1]), hatte er sich bis in den Tod hinein einer seltenen geistigen und körperlichen Rüstigkeit zu erfreuen.

Und auch sein Tod war ein glücklicher.

Die heißen Monate des Jahres pflegte Amari mit seiner Familie in der Regel auf der Sabatier'schen Villa La Concezione hoch über Florenz an der Straße nach Bologna zuzubringen. Am 15. Juli kam er dort an. Er hatte einem Comité, das über ein Denkmal für seinen hochgeschätzten Freund Atto Vannucci berathen wollte, seine Anwesenheit auf den 16. Juli zwei Uhr Nachmittags zugesagt. Am 16. früh sieben Uhr verließ er seine Familie. Um neun Uhr war er mit seinen Correcturbogen auf der Biblioteca Nazionale. Dort arbeitete er bis nach Mittag. Dann begab er sich in das Gebäude des Istituto Superiore. Dort wurde ihm das Ersteigen der Treppe schwer, und er bat um einen Stuhl, um auszuruhen. Kaum hatte er sich gesetzt, so war er todt.

Im Saale des Instituts, dessen Lehrer er gewesen und in dem er gestorben war, wurde ihm am 18. Juli eine großartige Todtenfeier gehalten. An seinem Sarge, in dem, nach seiner Anordnung, ohne irgend welche Abzeichen im schwarzen Anzuge die sterbliche Hülle lag, sprach der von Rom herbeigeeilte Unterrichtsminister Boselli, dann im Namen der Instituts des Professor Pasquale Villari und im Namen des Senats der Senator Massarani. An dem großartigen Leichenzuge, den das erste Bataillon des ersten italienischen Grenadierregimentes eröffnete, betheiligte sich Alles, was in Florenz Namen und Würden trägt, betheiligten sich unzählige Deputationen. Hinauf nach San Miniato wurde die Leiche getragen und provisorisch in der Familiengruft beigesetzt. Denn kaum war die Kunde von dem Tode Amari's durch den Sindaco (Bürgermeister) von Florenz telegraphisch nach Palermo gelangt, so bat sich der Bürgermeister der Geburtsstadt des Todten dessen sterbliche Reste für San Domenico in Palermo, dem Pantheon der Sicilianer, aus; dort werde ihm die Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal errichten. Da die Wittwe des Verstorbenen die Einwilligung zur Ueberführung der Leiche dorthin gegeben hat, wird der tapfere und edle Patriot und Gelehrte in der Heimath ausruhen von seiner Arbeit.

[1]) Amari war unter vielen Anderen auch Ritter der Friedensclasse des Ordens pour le mérite.

Abessinien und die letzten Tage des Negus Negest Johannes.

Im Grunde genommen hat sich seit hundert Jahren, seit Bruce in Abessinien war — am 4. November 1770 erblickte Bruce zum ersten Male die Quellen des Nils, d. h. wie man jetzt weiß, die des blauen Nils oder des Abai — nichts in den Verhältnissen des Landes geändert. Ja, wenn wir aufrichtig sein wollen, müssen wir sagen, daß die Sitten und Gebräuche der Einwohner seit Franz Alvaro's Zeiten, der von 1520—1526 dort war, und der als der erste aller abessinischen Reisenden überhaupt gelten muß, ziemlich dieselben geblieben sind.

Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir behaupten, daß Abessinien nur zwei Perioden in culturhistorischer Beziehung zu verzeichnen hat: die eine, wie wir es kennen, allerdings höchst mangelhaft nur, aus den Beschreibungen Herodot's, Diodor's, Strabo's, Plinius'; die andere seit Einführung des Christenthums im Jahre 330 durch Frumentius und Aedisius, wie es von Cosmas Indiopleustes bis auf Lobo und Poncet beschrieben worden ist, wobei vielleicht das Merkwürdigste, daß das, was wir seit zweitausend Jahren über dies wunderbare Land und über dies so gut veranlagte Volk erfahren, von einem Deutschen stammt, der nie einen Fuß aus Europa gesetzt, und der es zusammengefaßt und verarbeitet hat: der gothaische Geheimrath Ludolf.

Erst durch Bruce sind wir genauer von den Zuständen Abessiniens unterrichtet, und wenn auch von seinen Zeitgenossen vielfach der Uebertreibung und Ausschmückung angeklagt, hat er doch im Großen und Ganzen Recht behalten. Bruce war der Stanley des achtzehnten Jahrhunderts. Auch diesen hat manchmal die allzu kühne Phantasie fortgerissen, auch diesem sind große Uebertreibungen und Unzuverlässigkeiten zugeschrieben worden; aber dennoch ist er es gewesen, der Livingstone auffand, den Congoverlauf festlegte, und jetzt endlich den Weg zu Emin Pascha sich gebrochen hat.

Die Regierung des Kaisers Johannes ist nur eine blutige Episode in der Geschichte Abessiniens geblieben, wie wir deren im letzten Jahrhundert so oft sich haben abspielen sehen, und fast immer unter gleichen oder doch ähnlichen Verhältnissen. Und nicht nur im letzten Jahrhundert, nein seit tausenden von Jahren wiederholen sich die Greuel, von denen das arme und doch so bewunderungswürdige Volk betroffen wurde. Denn bewundern muß man ein Volk, das nach so vielen Leiden und Drangsalen überhaupt noch existirt. Nicht nur von ihren Feinden, auch von ihren eigenen Herrschern wurden die Abessinier ausgesogen und ausgezogen, wie die Fellachen Aegyptens, über deren Langlebigkeit man auch billigerweise in Erstaunen gerathen muß.

Es ist bekannt, welche Hoffnungen man auf die Regierung Theodor's gesetzt hatte, und wie wenig sie sich erfüllten. Die Ursache lag in der entsetzlichen Eitelkeit, in der Alles übersteigenden Verblendung hinsichtlich seiner Macht; und wie Theodor ging auch Johannes zu Grunde an seiner fabelhaften Selbstüberschätzung.

Es läßt sich für uns Europäer nicht genau feststellen, wie alt Johannes II. von Abessinien geworden ist. Einige geben sein Alter zur Zeit der britischen Expedition auf dreißig bis fünfunddreißig Jahre an, Andere ließen ihn vierzig Jahre zählen.

Auf eine diesbezügliche Frage antwortet der Abessinier gewöhnlich nicht mit Zahlen, sondern führt ein Ereigniß an. Er sagt z. B., „nur wurde ein Kind geboren, als der Sultan von Aegypten starb," oder „als die britische Expedition gemacht wurde." Ich denke, wenn man das Alter von Kassai, wie früher der Kaiser von Abessinien, zur Zeit der britischen Expedition genannt wurde, auf ungefähr fünfunddreißig Jahre ansetzt, so wird man der Wahrheit am nächsten sein; er hatte mithin ein Alter von ungefähr fünfundfünfzig Jahren erreicht, als er in diesem Jahre in der Schlacht bei Galabat verwundet wurde und einige Tage darauf verschied.

Er stammte unzweifelhaft aus alter Familie, deren Mitglieder alle, wie die höchsten Adelsfamilien in Abessinien, die verwandt mit der kaiserlichen Dynastie waren, den Titel „Lidj" trugen. Ja, er wollte sogar seinen Ursprung, gleich dem „Atse", wie die alten Kaiser genannt werden, auf König Salomo zurückführen.

Zur Zeit der britischen Expedition war Kassai Gouverneur von Adua, und 1867 rebellirte er gegen seinen Herrn, den Wagschum Gobase von Tigre, und bemächtigte sich dieser Provinz. Der britische Feldzug kam ihm just gelegen. Grade wie vor ihm so viele abessinische Fürsten, und wie nach ihm König Menelek, der voraussichtliche neue Kaiser von Abessinien, Debeb und so viele Andere, verschmähte Kassai es nicht, an die Hülfe der Feinde seines Vaterlandes zu appelliren. Denn der Abessinier kennt keine Vaterlandsliebe, er kennt nur sein Ich, und um es zur Geltung zu bringen, scheut er vor keiner Gewaltthat zurück. Mit den Worten, „gib mir jetzt Deinen Segen, heiliger Vater," setzte Kaiser Theodor vor versammeltem Volke dem Abuna, der ihn wegen seiner Grausamkeiten excommunicirt hatte, die Pistole auf die Brust.

Kassai erwies sich den britischen Truppen treu und machte gewissermaßen in wohlwollendster Neutralität den Feldzug mit. Und wenn ihn Lord Napier auch nicht als Negus Negest, d. h. als Kaiser von Abessinien anerkennen wollte, so wurde er doch von ihm beim Abzug der britischen Truppen königlich belohnt. Er erhielt Waffen, um einige Regimenter damit auszurüsten zu können, nebst der dazu gehörigen Munition, ferner Lebensmittel, Kleidungsstücke und Geräthschaften aller Art. Ja, die Lebensmittel reichten für Jahre [1]).

Aber Kassai war damit noch keineswegs Herrscher von Abessinien. Im Süden des Landes waren Menelek, König von Schoa und Gobesieh, der Herrscher von Lasta und Amhara, mächtig genug, um ihm die Krone streitig zu machen. In der That entbrannte bald darauf der Kampf mit Gobesieh, und nach zweijährigem Ringen kam es im Jahre 1871, am 14. Juli, bei Adua, der Hauptstadt der Provinz Tigre, zur entscheidenden Schlacht. Gobesieh hatte 60000 Mann, während Kassai nur über 12000 Mann gebot. Aber Gobesieh's Truppen waren meist nur mit Speeren und Spießen bewaffnet, hatten höchstens einige alte Musketen, wie sie schon seit hundert Jahren in Abessinien in Gebrauch, während Kassai's Soldaten mit englischen Gewehren bewaffnet waren und Schießbedarf in Hülle und Fülle hatten. In seiner Umgebung war ein Engländer [2]) als Berather und die genommene Aufstellung demnach eine vorzügliche.

Gobesieh wurde total geschlagen, gefangen genommen, geblendet und auf Aba Salama, einer jener unzugänglichen Felsenfesten, wie sie in Abessinien so häufig sind, eingesperrt. Jetzt durfte Kassai sich als Herrscher von Abessinien betrachten, denn den unkriegerischen Menelek von Schoa hatte er nicht zu fürchten. Schon nach einem halben Jahre, am 21. Januar 1872, ließ er sich in Axum, der alten Kaiserstadt der Abessinier, vom Abuna Athanasius feierlich krönen [3]).

Vielleicht hätte Kassai, der von nun an den Titel Johannes, Negus Negest von Abessinien annahm, in Ruhe die Früchte seiner Siege genießen und an den inneren

[1]) Record of the expedition to Abyssinia, I, 415.

[2]) Mr. Kirkham.

[3]) Siehe Briefe Schimper's in der Zeitschrift für Erdkunde. 1872, S. 270.

Ausbau seines Reiches denken können, wenn es jetzt nicht gegolten hätte, einen mächtigen äußeren Gegner zu bekämpfen.

Aegypten trat in Action. Man erinnere sich, daß damals der khedivialische Staat auf dem Gipfelpunkt seiner Macht angekommen war. Nicht nur die Länder Kordofan, Darfur gehorchten der kahirinischen Regierung, sondern das Gebiet derselben dehnte sich aus bis zu den großen Seen, bis zum Ukerewe und Mwuta-Nsige. Aegypten, oder vielmehr der Khedive Ismael plante, den ganzen Nordosten von Afrika oder mindestens den Theil bis zum Aequator sich unterthan zu machen. Harrar und die Nordküste der Somali bis zum Cap Guardafui waren erobert und als zu Aegypten gehörig erklärt worden, ja der Khedive zauderte nicht, sich einiger Städte an der dem Sultan von Sansibar untergebenen Somaliküste zu bemächtigen, und konnte nur durch das Drängen der europäischen Consuln dazu bewogen werden, die Eroberung wieder fahren zu lassen.

Im Sommer 1872 bemächtigte sich Munzinger, der in ägyptische Dienste getreten war, zweier abessinischer Provinzen, Bogos und Mensa, und legte hierauf, im Herbst 1873, dem Khedive seinen Plan, ganz Abessinien zu erobern, vor. Der Kaiser Johannes konnte zunächst dagegen nichts thun; denn in Abessinien selbst wüthete nach der Bezwingung von Gobezieh der Aufstand fort: eben hatte sich Ras Adal, der Gouverneur von Godjam, empört, und der Negus hatte daher dem Khedive keinen einzigen Soldaten entgegenzustellen.

Die entsetzlichen Niederlagen, welche die Aegypter aber in den darauffolgenden Jahren, am 17. und 18. November 1875 bei Gudda-Guddi, am 7. März 1876 bei Gura erlitten, sind noch frisch in Aller Gedächtniß. In letzterer Schlacht entrann der in Berlin so bekannte ägyptische Prinz Hassan mit genauer Noth dem Tode; er war nahe daran, in abessinische Gefangenschaft zu gerathen.

Durch diese Siege hatte die Lage des Negus Negest Johannes sich sehr befestigt. Der hauptsächlichste Gegner, Abessiniens gefährlichster Feind, Munzinger, war durch ein echt orientalisches Ränkespiel von seinem eigentlichen Thätigkeitsfelde entfernt worden. Der Khedive hatte ihn nach Berbera gesandt, um die Küste von Seila in ägyptischen Besitz zu bringen. Zu diesem Zwecke hatte er ein Bündniß mit Menelek geschlossen, dem einzigen Fürsten in Abessinien, der noch seine Unabhängigkeit gegen Johannes bewahrt, und Ersterer sollte, von Tadjura aufbrechend, im Herbste 1875 mit einer wohlausgerüsteten Truppe zu ihm stoßen. Munzinger und mit ihm der größte Theil seiner Soldaten wurden aber unterwegs niedergemetzelt.

Aegypten verblieb trotz seiner Niederlagen im Besitz von Bogos und Mensa, den beiden nördlichsten Provinzen von Abessinien. Es hatte Keren nach europäischer Weise befestigt, und an europäische Befestigungen wagten sich die Abessinier, obschon der Kaiser im Besitz von Kanonen war, nicht heran. Auch war fortwährend die Verbindung mit Massaua, telegraphische sowohl wie persönliche, durch eine nach Norden zu gelegene Route aufrecht erhalten.

Der Kriegszustand zwischen Abessinien und Aegypten dauerte fort, trotzdem verschiedene Gesandtschaften ausgetauscht wurden. Auch hierin dürfen wir keineswegs einen Ausnahmezustand erblicken. Zwischen Abessiniern und Türken — so nennt man in Abessinien die Aegypter — ist nie Frieden gewesen. Abessinier konnten sich nicht daran gewöhnen, zu denken, daß in Aegypten ein geordnetes Staatswesen bestehe; sie konnten nicht glauben, daß der Pascha von Aegypten ein Land beherrsche, zehnmal so groß als Abessinien. So redete der Negus Negest den Pascha mit „Du" an und betrachtete ihn als ein ganz untergeordnetes Wesen. Andererseits machte man in Aegypten ebenfalls Fehler; man glaubte, es mit einem Lande zu thun zu haben, wie etwa mit Kordofan oder Darfur, und scheute sich nicht, eine gelegentlich nach Cairo kommende abessinische Gesandtschaft einfach einsperren zu lassen. Diese Gesandtschaften hatten absolut keinen Erfolg; im Gegentheil, sie verschärften nur die zwischen beiden Ländern bestehenden Gegensätze.

Im Jahre 1879 sollte nun aber doch die Einheit Abessiniens endlich eine Thatsache werden, da Menelek von Schoa sich um diese Zeit der Allgewalt des vom Abuna gesalbten Negus Negest Johannes unterwarf. Mit dieser Unterwerfung Menelek's und Schoa's war Abessinien, abgesehen vom Küstenbesitz, auf welchen es mit Recht Anspruch machen konnte, ein einziges Reich geworden. Für den Nachfolger Theodor's hatte sich dessen Traum erfüllt.

Schon vorher hatte der Negus Negest versucht, mit den europäischen Mächten Beziehungen anzuknüpfen. Er ließ durch Pilger, wie sie alljährlich aus Abessinien nach Jerusalem ziehen, um sich den verdienstvollen Ruf von Heiligen zu erwerben, an verschiedene Souveräne Briefe übermitteln, und fast Alle beantworteten die Schreiben des Kaisers und schickten ihre Antworten durch besondere Gesandten. Sie erfüllten damit eine Pflicht der Höflichkeit und genügten zugleich einer Forderung der Wissenschaft, welche ein Interesse daran hatte, sich über dieses Land, seine Bewohner und deren Sitten neue Aufklärung zu verschaffen.

Auch Aegypten machte 1879—1880 noch einen letzten Versuch, sich mit Abessinien zu vergleichen, indem es Gordon, den Generalgouverneur des Sudan, an den Negus Negest abordnete. Gewiß eine der merkwürdigsten Episoden dieses an aufregenden Zwischenfällen so reichen Lebens mag die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Abessinien gewesen sein. Da saß auf der einen Seite der Mann, welcher, von Glücksumständen getragen, oder wie er selbst glaubte, durch göttliche Vorsehung erkoren, sich zum Alleinherrscher eines bis dahin stets zersplitterten Reiches aufgeschwungen, eines Reiches, welches seiner Meinung nach zu den mächtigsten der Erde zählte; der außerdem von den geographischen Zuständen, und namentlich von den Machtverhältnissen der übrigen Länder die kindlichsten Begriffe hegte, vielleicht nicht sehr verschieden von denen seiner weiland berühmten Vorfahren David und Salomon; und auf der anderen Seite Gordon, der, im Bewußtsein seiner großen Verdienste um Humanität im Allgemeinen, sich beim Friedensschluß nach dem Krimkriege als vorzüglicher Politiker erwiesen; der an der Spitze der chinesischen Armee die Aufständischen bezwungen und dadurch ein wahres Feldherrntalent an den Tag gelegt; der endlich in Aegypten durch seine administrativen Maßnahmen, sowie durch die Mittel, welche er zur Unterdrückung des verabscheuungswürdigen Sklavenhandels in Anwendung brachte, einen neuen Lorbeerkranz seinem alten Ruhme hinzugefügt; der, obwohl in ägyptischen Diensten, seine Zugehörigkeit zu England nicht aufgegeben hatte, ja nicht einmal aus dem Verbande der britischen Armee geschieden war, und jetzt über ein Gebiet regierte, fünfmal größer als das des abessinischen Kaisers, und fast mit derselben persönlichen, sonst aber mit größerer Machtfülle begabt als dieser!

Die Gordon'sche Gesandtschaft scheiterte vollkommen. Aber merkwürdig bleibt doch die Thatsache, daß Gordon, während er als ein erklärter Gegner des Kaisers von Abessinien, als ein warmer Fürsprecher der ägyptischen Forderungen, nach Abessinien ging, von dort zurückkehrte als ein großer Bewunderer des abessinischen Herrschers und seines Volkes, des christlich-abessinischen.

Gleich nachdem Gordon seine Gesandtschaft beendet hatte, bewegten sich auf abessinischen Pfaden verschiedene andere, eine französische, eine spanische, eine griechische und eine deutsche, letztere geführt vom Schreiber dieser Zeilen. Alle diese Gesandtschaften hatten ebenso wenig ein praktisches Resultat wie die früheren.

Aber eine Macht hatte es verstanden, zuerst durch Privatreisende, dann durch officielle Vertreter das Interesse nicht nur des Negus Negest, sondern namentlich auch das Vertrauen Menelek's von Schoa zu gewinnen; und so viele Verluste an Menschen Italien auch im Anfange seiner Colonialpolitik zu verzeichnen hat, es läßt sich nicht leugnen, der Erfolg hat schließlich seine Maßnahmen gerechtfertigt.

Von den bedeutenden italienischen Reisenden, die jahrelang unter größten Entbehrungen in Abessinien und den angrenzenden Ländern für ihr Vaterland thätig waren, müssen vor Allem genannt werden der nun leider verstorbene Marquis Antinori, der fünfunddreißig Jahre in Abessinien thätig gewesene Cardinal Massaya und der

jetzige Generalconsul Cecchi, der der Gefangenschaft der Königin von Ghera nur mit der größten Anstrengung entrann. Bianchi starb den Tod des Tapferen, als er versuchte, von Abessinien nach der italienischen Besitzung Assab durchzudringen, und Antonelli, ein Neffe des berühmten Cardinals gleichen Namens, ist noch immer zum Wohle seines Vaterlandes in der Umgebung von Menelek thätig, und ist augenblicklich von diesem mit einer Gesandtschaft an den König von Italien betraut. Die Namen der Uebrigen, Martini, Ragazzi, Traversi, Borelli rc. sollen nur erwähnt werden.

Die Ermordung Bianchi's veranlaßte Italien, am 25. Januar 1885 den nördlich von Assab gelegenen Landstrich, die Bucht von Beilul, zu besetzen und im Süden sich des Sultanats von Raheita zu bemächtigen. Dieser Vorgang, sowie die Besetzung von Massaua, die am 8. Februar 1885 mit Einwilligung Englands erfolgte, erregten den Zorn des Negus Negest aufs Höchste. Wenn er bislang den Italienern wohlgeneigt gewesen war, so hatte doch das Zusammengehen derselben mit Menelek sein Mißtrauen wachgerufen. Dieser hatte sich allerdings seinem Herrn anscheinend seit 1879 vollkommen loyal bezeigt; es konnte ihm nichts Unrechtmäßiges nachgewiesen werden. Uebersandte doch Menelek sogar die Geschenke, die seitens der italienischen Regierung sowie von den italienischen Reisenden ihm gespendet wurden, stets an den Negus Negest. Kanonen, Waffen und Munition behielt er allerdings wohlweislich für sich.

Ob nun Ras Alula seinen Angriff auf die Italiener bei Saati aus eigener Initiative ausführte oder nicht: jedenfalls hatten die Italiener für ihre zu große Vertrauensseligkeit 500—600 Mann eingebüßt und mußten sich Ende 1885 vollkommen auf Massaua beschränken. Der Negus Negest freilich behauptete, der von Ras Alula ausgeführte Schlag ändere nichts in den Beziehungen zwischen ihm und den Italienern; aber Italien selbst betrachtete sich von dem Augenblick an als im Krieg mit Abessinien, und war um so eifriger bemüht, seine guten Beziehungen zu Menelek weiter auszunutzen. Es konnte in der That auch nichts Anderes und Besseres unternehmen, als sein Bündniß mit diesem Fürsten zu festigen.

Es wurde sodann eine englische Vermittlung zwischen Abessinien und Italien versucht; dieselbe scheiterte aber vollkommen. Im November 1887 schickte Italien ein zwanzigtausend Mann starkes Expeditionscorps unter General San Marzano nach Massaua, und Johannes, dies als eine neue Herausforderung betrachtend, stieg mit einer großen Armee, man sprach von achtzigtausend Mann, in die Ebene von Massaua herab. Massaua war mittlerweile in den Jahren 1886—1887 mit Fortificationen umgeben worden, die man bis Saati ausgedehnt hatte. Die abessinische Armee war bis auf eine Stunde Entfernung an die italienische herangerückt, konnte sich aber aus Mangel an Nahrungsmitteln nicht lange in der heißen Ebene halten; und da die Abessinier einen Angriff auf die stark befestigten Stellungen der Italiener nicht zu unternehmen wagten, andererseits die Italiener diese nicht verlassen wollten, trat am 3. April 1888 der Negus Negest seinen Rückzug an. Nach Belassung einer Truppe von fünftausend Mann wurde der Rest des großen italienischen Expeditionscorps ebenfalls nach der Heimath zurückberufen.

Das letzte Jahr der Regierung des Negus Negest Johannes ist eins der traurigsten. Aus dem Süden Abessiniens war die Kunde von einem Ueberfall der Landschaft Galabat seitens der Mahdisten gekommen. Diese Landschaft sowohl wie Kassala, obschon von mohammedanischen Stämmen bevölkert, war sowohl Abessinien wie Aegypten tributpflichtig gewesen. Seit mehreren Jahren hatten aber die Mahdisten beide Landschaften in Beschlag genommen, und von einer Leistung an Abessinien war keine Rede mehr.

Als der Negus Negest im April 1888 seinen Rückzug nach Abessinien antrat, beschloß er sofort gegen die Mahdisten zu ziehen, das Unklügste, was er thun konnte. Denn er mußte sich sagen, daß er mit seinem Heere keine Lorbeeren geerntet hatte, und es mußte ihm nicht verborgen bleiben, die Auflösung desselben wahrzunehmen. Dazu kam, daß er schon geplünderte Provinzen wieder zu durchziehen hatte. Als er dann im Januar dieses Jahres in Gondar, der alten Kaiserstadt Abessiniens, angekommen war, standen seine Angelegenheiten schon sehr schlecht.

Freilich hielt Ras Alula, der gefürchtete Held, noch immer treu zu ihm. Sein Neffe Debeb, der zu den Italienern übergegangen war, dann diese verrathen und verlassen und, nachdem er ihnen eine Schlappe bei Saganeiti beigebracht, aufs Neue Verbindungen mit ihnen angeknüpft hatte, stand im Süden von Hamasen, wo er die ganze Gegend unsicher machte. Menelek aber ließ nichts von sich hören; man sagte, er habe seine Armee concentrirt an den Ufern des Abai aufgestellt.

So wagte Johannes allein den Vormarsch gegen Galabat, und am 8. März d. J. standen beide Heere sich gegenüber. Es scheint, daß der Negus Negest anfangs Vortheile über die Armee der Derwische bei Metemmeh erlangt hatte, daß aber seine Leute sich in ihrer Siegestrunkenheit Ausschweifungen hingaben, welche am folgenden Tage zu einer vollkommenen Niederlage führten, deren Opfer auch Johannes ward. Er erhielt eine Wunde, an der er starb.

So glorreich die Regierung des Negus Negest begonnen hatte, so kläglich endete sie. Wie alle Abessinier war Johannes maßlos eitel und gewaltthätig. Man kann ihn aber, wenn man die Sitten des Landes in Betracht zieht, kaum grausam nennen.

Als die Nachricht von seinem Tode nach Massaua und Rom kam, zögerte man anfänglich, daran zu glauben, da man es für eine Finte hielt, um die Italiener aus ihrer Stellung heraus und auf die Berge zu locken. Aber endlich schwanden alle Zweifel, und nunmehr rüstete sich Italien, seinen Vortheil aus der veränderten Lage zu ziehen. Der erste folgenschwere und entscheidende Schritt zur vollständigen Colonisation Abessiniens ist nun geschehen.

Am 25. Mai d. J. traf General Baldissera seine Anordnungen, Keren besetzen zu lassen. Am 27. Abends rückte eine Abtheilung von tausend Mann unter Major Eykart, nebst einer Compagnie eingeborener Truppen unter Hauptmann Rubiola, einem Zuge Kundschaftern unter Lieutenant Speck di Baude, einem Troß Kameelen durchs Lebkathal geradewegs auf Keren los. Eine zweite Colonne brach ebenfalls über Maldi nach Keren auf, und durch Widerstand nirgends aufgehalten, trafen sich beide Colonnen am 2. Juni vor Keren. Hier wurde der Barambaros Kafel umzingelt, und ohne den Kampf zu wagen, öffnete er die Thore und ergab sich auf Gnade und Ungnade, am 4. August d. J. ist Asmara vom General Baldissera ohne Kampf besetzt worden. Für die Beurtheilung der Operation muß man bedenken, daß Keren in gerader Luftlinie von Massaua 100 Kilometer entfernt liegt, daß aber wegelose Strecken zu passiren waren, die oftmals das Weiterkommen beladener Maulthiere nicht gestatteten. Nur Diejenigen, die selbst in Abessinien gewesen sind, können sich einen Begriff machen von den entsetzlichen Schwierigkeiten solcher Märsche, bei denen Artillerie und sonstige Lasten fortzuschaffen sind. Aber mit der Besetzung von Keren haben die Italiener den Schlüssel zu Abessinien gewonnen. Viel Blut hätte gespart werden können, wenn England, als es Massaua den Italienern überließ, auch gleichzeitig Keren in deren Besitz gegeben hätte, anstatt es den Abessiniern auszuliefern.

Natürlich beabsichtigt die italienische Regierung jetzt, die Occupation nach und über Hamasen auszubehnen und damit auch die nach Südwesten und Süden führenden großen Karawanenstraßen dauernd in den Bereich militärischer Beherrschung zu ziehen. Man arbeitet zunächst eifrig daran, die Straße, welche von Sabarguma nach Asmara führt, soweit in Stand zu setzen, daß dieselbe einer militärischen Expedition keine Hindernisse mehr bietet. Ja, wir zweifeln nicht, daß die Eisenbahn im nächsten Jahre schon bis Asmara vollendet sein wird. Wenn die Italiener jetzt etwa 26 Kilometer Eisenbahn haben — von Massaua bis Saati — so werden sie dieselbe durch Weiterführung über Sabarguma und Genda bis Asmara zu einer wirklich rentirenden machen. Dann kann die Regierung auch daran denken, den sich namentlich nach Südamerika wälzenden Strom italienischer Auswanderer nach Abessinien abzulenken.

Für Italien beginnt damit die dankenswerthe Periode, dies Alpenland Afrika's durch europäische Ansiedlung bebauen zu lassen und es somit, im Dienste der wahren Humanität, der Civilisation und Cultur zu erschließen. G. Rohlfs.

Die Rudercommandos an Bord der deutschen Schiffe.

Von
W. A. Berger.

Zu den wichtigsten Theilen eines Schiffes gehört das Ruder, mittelst dessen das Schiff gesteuert, d. h. in die gewünschte Richtung gebracht wird. Das vorwärts gehende Schiff wird sich nach Backbord wenden, wenn das Ruder nach Backbord gelegt wird; wenn das Ruder nach Steuerbord gelegt wird, so wird sich das vorwärts gehende Schiff nach Steuerbord wenden. Wenn man auf dem Schiff nach vorn sehend steht, so nennt man die Seite zur Linken „Backbord", die zur Rechten „Steuerbord". Das Ruder befindet sich am hintersten Theil des Schiffes, außerhalb desselben, zum größten Theil in das Wasser tauchend. Es wird bewegt mittelst des sogenannten Steuerrades, und zwar derart, daß das Ruder nach Backbord gelegt wird, wenn das Steuerrad nach Backbord gedreht wird. Soll das Schiff nach Steuerbord wenden, das Ruder also nach Steuerbord gelegt werden, so muß auch das Steuerrad nach Steuerbord gedreht werden. Die Leute am Steuerrade drehen letzteres also nach derjenigen Seite, nach welcher hin das Schiff sich wenden soll. Es ist natürlich stets vom vorwärts gehenden Schiffe die Rede.

Das Steuern eines Schiffes ist eine Kunst, die gelernt sein will. Schlechtes Steuern ist unter allen Umständen nachtheilig, weil das ungeschickt gesteuerte Schiff seinen Weg nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack zurücklegt. Es gibt aber sehr viele Lagen, in denen schlechtes Steuern verhängnißvolle Folgen haben kann und haben wird; beispielsweise in engen Fahrwassern oder beim Ausweichen von Schiffen oder sonstigen Hindernissen.

Eben so wichtig, wie die Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit der am Steuer befindlichen Leute, sind die für das Ruder zu gebenden Commandos. Dieselben müssen so klar sein, daß Mißverständnisse absolut unmöglich sind. Ein seitens der das Schiff steuernden Leute falsch aufgefaßtes Commando kann oft ein schweres Unglück zur Folge haben. Bei einem in enger oder geschlossener Formation dampfenden Geschwader von Kriegsschiffen wird ein falsches Legen des Ruders fast unvermeidlich die Beschädigung, wenn nicht sogar den Untergang des Nachbarschiffes, beim allein segelnden Schiff, wenn es sich um das Passiren eines anderen Schiffes handelt, kann das falsch aufgefaßte Rudercommando und das also falsch gelegte Ruder den Verlust von Menschenleben und Material durch Zusammenstoß der Schiffe zur Folge haben.

Leider lassen die gegenwärtigen Zustände in dieser Beziehung sehr viel zu wünschen übrig.

Bis zum December des Jahres 1879, also bis vor etwa zehn Jahren, wurden auf allen deutschen Kriegs- und Handelsschiffen die Rudercommandos nach folgendem System gegeben: Es wurde nicht die dem Ruder zu gebende Lage commandirt, sondern

die Lage, welche der Ruderpinne gegeben werden sollte. Die Ruderpinne ist eine eiserne Stange oder Baum, welche, mit dem Ruder verbunden, sich innerhalb des Schiffes horizontal bewegt, und durch ihre Bewegung und Lage die Bewegung und Lage des Ruders bedingt. Bewegte man die Ruderpinne nach Steuerbord, so legte man hierdurch das Ruder selbst nach der entgegengesetzten Seite, also nach Backbord. In früheren Zeiten wurde direct mit der Ruderpinne gesteuert, und es erschien klarer und sicherer, bei den Commandos nicht die Lage des Ruders, sondern die Lage der Ruderpinne, welche die Steuerleute vor Augen und in der Hand hatten, zu commandiren. Wollte der commandirende Officier, daß das Schiff nach Backbord wenden, das Ruder also Backbord gelegt werden sollte, so befahl er „Ruder steuerbord“, und die Bedeutung dieses Commandos war, daß die Steuerleute die Ruderpinne nach der befohlenen Seite, also nach Steuerbord, legen sollten.

Dieses System der Rudercommandos hatte seine volle Berechtigung, so lange die Schiffe direct mit der Ruderpinne gesteuert wurden; es hat diese Berechtigung aber durchaus verloren, seit nicht mehr direct mit der Pinne gesteuert wird, das ist seit Einführung des Steuerrades. Schon seit einer sehr langen Reihe von Jahren wird die Ruderpinne mittelst des mit ihr verbundenen Steuerrades bewegt, und da die Steuernden die Ruderpinne eben so wenig wie das Ruder selbst sehen, so ist gar kein Grund vorhanden, warum das Ruder selbst nicht wieder in sein Recht treten und bei den Rudercommandos direct bezeichnet werden sollte.

Der thatsächliche Zustand bei diesem veralteten System der Rudercommandos ist zur Zeit also: Der Commandirende will, daß das Schiff nach Backbord wende, daß also das Ruder nach Backbord gelegt werden soll. Um das zu erreichen, commandirt er das gerade Gegentheil „steuerbord das Ruder“ oder „Ruder steuerbord“; die Leute am Steuerrad drehen nun dasselbe nach Backbord und legen dadurch das Ruder nach Backbord, d. h. in die gewünschte, aber doch in die dem Wortlaut des Commandos entgegengesetzte Richtung. In dürre Worte zusammengefaßt, commandirt nach dem alten bisherigen System der Officier das Gegentheil von dem, was er wirklich will, und die Leute am Steuerrad thun das Gegentheil von dem, was commandirt ist.

Im December 1879 wurde für die kaiserliche Marine bestimmt, daß die Rudercommandos sich direct auf das Ruder beziehen sollen, daß, wenn commandirt würde „Ruder backbord“ das Ruder backbord gelegt werden solle. Will nunmehr auf einem Schiffe der Kaiserlichen Flotte der Officier, daß das Schiff nach Backbord wende, daß also das Ruder backbord gelegt werden soll, so commandirt er auch „Ruder backbord“, und die Leute am Steuerrad führen den Befehl aus, indem sie dasselbe nach Backbord drehen.

Man hatte die bestimmte Hoffnung gehegt, daß auch die deutsche Handelsmarine diese zeitgemäße Veränderung der Rudercommandos acceptiren und bei sich einführen würde. Diese Hoffnung hat sich bis jetzt leider nicht erfüllt, und seit etwa zehn Jahren bedeuten die gleichen Rudercommandos auf Kriegsschiffen das Gegentheil von dem, was sie auf Handelsschiffen bedeuten. Dieser Widerspruch sollte aber sobald als möglich beseitigt werden, denn man wird die Gefahren, welche derselbe veranlaßt, nicht wegleugnen können. Hat der Umstand, daß die so unendlich wichtigen Rudercommandos auf verschiedenen Schiffen entgegengesetzte Bedeutung haben, bisher vielleicht nicht zu Unglücksfällen geführt, so würde das nur der allerpeinlichsten Aufmerksamkeit der Führer der Schiffe zu verdanken sein. Es ist sehr leicht, dem zur Ableistung seiner Militärpflicht eingezogenen Matrosen zu sagen, was die Rudercommandos auf Kriegsschiffen bedeuten. Aber es würde nur menschlich und natürlich sein, wenn dieser Mann, besonders in Augenblicken der Gefahr und der Aufregung, dem altbekannten Rudercommando die Bedeutung gibt, welche ihm dasselbe sein Lebelang in der Handelsmarine gehabt hat, und wenn er hiernach das Ruder falsch legt. Welche verhängnißvollen Folgen ein so leicht mögliches Mißverständniß in der Schlacht, oder auch nur im Geschwaderverbande haben kann, braucht nicht hervorgehoben oder wiederholt zu werden. Ebenso verhängnißvolle Mißverständnisse können auf Handels-

schiffen eintreten mit Matrosen, welche sich während ihrer dreijährigen Dienstzeit an die Bedeutung der Rudercommandos der Kriegsmarine gewöhnt haben. Wir geben zu, daß diese Gefahren während des Tages sehr verringert werden, weil der Commandirende meistentheils durch bezeichnende Armbewegung das Rudercommando unterstützt, indem er den Arm nach derjenigen Richtung ausstreckt, nach welcher hin gesteuert werden soll. Bei Nacht fällt dieses Hülfsmittel aber fort, und die Gefahr eines Mißverständnisses besteht ungeschwächt. Die neuen Rudercommandos in der Kriegsmarine bezeichnen unbedingt einen Fortschritt, und eine Rückkehr zu dem alten System kann unmöglich empfohlen werden. Warum folgt dann angesichts der vorerwähnten Uebelstände die Handelsmarine nicht dem Beispiel der Kriegsmarine? Wir wissen Gründe hierfür nicht, vermuthen dieselben aber erstens in einer gewissen Anhänglichkeit an das Hergebrachte und von den Vätern Ueberkommene, zweitens und hauptsächlich in der Rücksicht auf das in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika übliche Verfahren. In beiden Staaten wird bei den Rudercommandos nicht die Lage des Ruders, sondern die Lage der Ruderpinne bezeichnet. Das englische Wort „helm" bedeutet die Ruderpinne und nicht das Ruder. Die englischen Steuercommandos sind also durchaus nicht unlogisch, denn sie beziehen sich klar und deutlich auf die Ruderpinne, während in unserer Handelsmarine das Ruder commandirt wird, die Ruderpinne aber gemeint ist, worin eben das Fehlerhafte liegt. Bei dem bedeutenden Verkehr unserer Handelsschiffe nach englischen und amerikanischen Häfen und Besitzungen hat es allerdings viel für sich, wenn die deutschen Matrosen am Ruder die englischen Steuercommandos kennen und an dieselben gewöhnt sind. Dieser aber doch nur bei der Ankunft in einem Hafen und beim Abgang von demselben zu Tage tretende Vortheil dürfte, unserer Ansicht nach, den früher erwähnten gefährlichen Uebelständen gegenüber nicht ins Gewicht fallen, und das um so weniger, da Ein- und Ausfahrten bei Häfen mit engem Fahrwasser meistentheils bei Tageslicht stattfinden, wo die Steuercommandos des Lootsen durch die nicht mißzuverstehenden Armbewegungen unterstützt, sehr oft sogar durch letztere vollständig ersetzt werden. Der Rücksicht auf die Steuercommandos der Engländer und anderer nordischer Nationen kann aber die Rücksicht auf die südlicheren Nationen entgegengestellt werden, welche zum großen Theil die Rudercommandos unserer Kriegsmarine haben.

Welche uns unbekannte Gründe aber auch immer die Einführung der neuen Rudercommandos in der Handelsmarine bisher verhindert haben, so möchten wir es doch fast für unmöglich halten, daß dieselben von entscheidendem Gewicht sein können dem thatsächlichen und gefährlichen Mißstande gegenüber, daß auf verschiedenen Schiffen derselben Nation ganz gleiche Commandos entgegengesetzte Bedeutung haben.

Bei dem internationalen Charakter der Schiffahrt wäre es zu wünschen, daß bei allen Nationen ein und dasselbe System der Steuer- oder Rudercommandos eingeführt würde — was freilich ein frommer Wunsch bleiben wird, da die Starrköpfigkeit und Abgeneigtheit, Einrichtungen anderer Nationen für besser als die eigenen anzuerkennen, schwer, wenn überhaupt zu besiegen sind. Aber wenn Differenzen dieser Art zwischen den verschiedenen Nationen sich nicht beseitigen lassen, so sollten sie doch innerhalb unserer Deutschen Marine nicht länger geduldet werden. Die Commandos, welche auf deutschen Kriegs- und Handelsschiffen dieselben sind, müssen auch denselben Sinn, dieselbe Bedeutung auf beiden Schiffskategorien haben. Sind Gründe vorhanden, welche die Einführung des neuen Systems der Rudercommandos in der Handelsmarine nicht gestatten, so möge man die Kriegsmarine zum alten System zurücktreten lassen, mit dem Motto: „steuerbord wenn man backbord meint, und umgekehrt"; aber Uebereinstimmung muß hergestellt werden.

Die Hundertjahrfeier des „Journal des Débats".

Le Livre du Centenaire du Journal des Débats. Paris, Librairie Plon. 1889.

Das Centenarium von 1789 ist das Siegesfest der Majoritäten. Was da so laut gefeiert wird, ist im Grunde doch vor Allem der Triumph der Straße über den Salon, des Instincts über die Bildung, der Leidenschaft über die Vernunft, „der Massen über die Klassen", wie ein beliebter Führer der modernen Demokratie es ausdrückt. Und heute wie damals steht der jubelnden, triumphirenden Mehrheit eine kleine Schar von Protestirenden gegenüber, die dabei bleibt, daß der Vorrath von Ideen, von welchen diese Mehrheit zehrt, stets und immer das Ergebniß der Gedankenarbeit einiger weniger Köpfe ist und sein wird, und daß am Ende nur ein paar Persönlichkeiten die zahllose Legion der Drahtpuppen bewegen, aus welchen das Welttheater sich rekrutirt. Wie zur Bestätigung der alten Wahrheit geht der lauten nationalen Feier zu Paris ein stilleres Fest zur Seite, gleichfalls ein hundertjähriges Geburtsfest, das des „Journal des Débats". In einem reich illustrirten, prächtigen Quartband erzählen die besten seiner lebenden Mitarbeiter die Geschichte des Blattes, das von der Stunde seines Entstehens an niemals populär, stets nur das Organ einer numerisch unbedeutenden Minderheit gewesen ist, und dennoch in seinen Spalten mehr als einmal die Schicksale Frankreichs gewogen hat.

Seine Anfänge waren unscheinbar genug. Clermont, die Hauptstadt der Auvergne, sandte Gaultier de Biauzat, einen freisinnigen Advokaten, als Abgeordneten zu den Generalstaaten. Dieser empfand das Bedürfniß, mit seinen Wählern in Fühlung zu bleiben, und führte deshalb eine Correspondenz mit ihnen ein, die unter dem Namen „Journal des Débats et Décrets" auf kurze Sitzungsberichte beschränkt und auf einige Blätter von der Größe kleiner Briefbogen gedruckt, gegen ein Abonnement von 60 Livres in die Provinz ging. Am 10. August 1792, nach dem Sturze des Throns, trat der Girondist Louvet an die Spitze des Blattes, das der Revolution huldigte und Robespierre bekämpfte. Das dauerte bis zum März 1793. Den Schrecken discutirte man nicht; Louvet wurde denuncirt, und das „Journal des Débats" begnügte sich Jahre hindurch mit dem kurzen Bericht von Thatsachen. Dann, mit dem neuen Jahrhundert, kam die entscheidende Wendung. Seit dem Thermidor bekämpften zwei Brüder, auffallend schöne, talentvolle junge Leute aus bürgerlich-bäuerlichem Geschlecht, den Jakobinismus und seine Vertreter um so unerbittlicher, als sie aufrichtiger für die Freiheit geschwärmt hatten. Sie hießen Bertin l'aîné und Bertin de Veaux, und vertauschten im Januar 1800 das kleine Blatt „l'Éclair", das sie bis dahin redigirt hatten, gegen das „Journal des Débats", welches sie für 20 000 Livres erwarben. Nach kurzer Zeit waren mit sicherem Verständniß die besten Kritiker gewonnen, die größten Talente des Tages in den Spalten des Blattes verwerthet, das Feuilleton erfunden und in der Politik die Haltung befolgt, welche seit 1789 als die der freisinnigen Bourgeoisie bezeichnet werden konnte. Sie bezweckte die Gründung der con-

stitutionellen Monarchie und verlangte von Bonaparte die Verwirklichung der Ideale, die unter Ludwig XVI. gescheitert waren. Im Jahre 1789 hatte Siéyès versichert, der dritte Stand sei Alles; Napoleon verlor keine Zeit, ihm zu beweisen, wie wenig die Verheißung der Wirklichkeit entsprach. Bereits im Februar 1801 wurde der ältere Bertin der Theilnahme an einer royalistischen Verschwörung beschuldigt, verhaftet, wegen Mangels an Beweisen frei gegeben, dann aber verbannt. Er ging nach Rom, befestigte dort die Freundschaft mit Chateaubriand und kehrte einige Zeit später mit einem von diesem ausgestellten Paß nach Paris zurück; aber mit der journalistischen Thätigkeit im unabhängigen Sinne des Wortes war es vorläufig zu Ende. Als „Journal de l'Empire" vegetirte das Blatt zwar bis 1811; dann wurde es neuer Verdächtigungen wegen confiscirt, und die Bertins geriethen finanziell an den Rand des Verderbens. Das Organ des unabhängigen Bürgerthums hatte zu bestehen aufgehört. Es feierte seine Restauration mit derjenigen Ludwig's XVIII., und mit Stöcken bewaffnet sollen die Bertins ihren Einzug in das alte Redactionslokal gehalten haben. Der Selbsterhaltungstrieb begegnete sich mit aufrichtiger Ueberzeugungstreue, um das „Journal des Débats" den Interessen der constitutionellen Monarchie zu verpflichten. Zum ersten Male seit ihrem Bestehen war die französische Presse frei. Der jüngere Bertin wurde Deputirter, und beide Brüder bewährten ein seltenes Redactionstalent. Mit wahrer Divinationsgabe wußten sie die tüchtigsten Kräfte zu fesseln und wurden bald eine solche politische Macht, daß der jüngere Bertin dem Minister Villèle sagen konnte, seine Vorgänger Decazes und Richelieu seien durch das „Journal des Débats" gestürzt worden, ihm selbst werde es nicht besser ergehen. Unter der Leitung seines Neffen, Armand Bertin, der die Traditionen der ältern Generation fortsetzte, ging die Prophezeihung in Erfüllung. Seit 1824 führte Chateaubriand den Federkrieg gegen die Minister Carl's X., an dem persönliche Rancunen leider zu viel Antheil hatten, um der Polemik nicht zu schaden. Sie empfing das Ministerium Polignac mit dem berühmten Cassandraruf: „Unglückliches Frankreich, unglücklicher König!" und bekämpfte es so nachdrücklich, daß sie den legitimen Thron mit in seinem Schutt begrub. Gegen diesen Pyrrhussieg läßt sich dieses einwenden, daß, wenn Polignac nicht zu vertheidigen war, sein Vorgänger Martignac die Unterstützung der „Débats" verdient hätte. Er fand sie nicht, und das vornehmste Organ der liberalen Bourgeoisie gab dem Julikönigthum seine Unterstützung, im conservativen Sinne die Situation beeinflussend, deren Gefahren es nicht verkannte. Die glänzendsten Vertreter seiner Politik waren bis 1830 Chateaubriand und Benjamin Constant gewesen, deren Biographien aus der Feder von Vogüé und Paul Bourget den vorliegenden Band schmücken. Nun traten Silvestre de Sacy, Saint-Marc-Girardin, Cuvillier-Fleury, der Erzieher des Herzogs von Aumale, in den Vordergrund; Publicisten allerersten Ranges, überzeugte Parlamentarier, die der Glaube an das von ihnen vertretene System zu Grunde richtete, die sich des Landes sicher glaubten, weil sie noch über Kammermajoritäten verfügten und von einem parlamentarischen Siege zum andern der unwiderruflichen Niederlage von 1848 entgegeneilten. Mit ihnen wurde die geistige Minorität geschlagen, welche die Stimmen wägen und nicht zählen wollte und gegen die Hochfluth der Demokratie den Seidenfaden constitutioneller Glaubenssätze spannte. Unter der Republik von 1848 und bis zum Staatsstreich ist die Geschichte der „Débats" in den paar Worten enthalten, mit welchen Siéyès seine Biographie zur Schreckenszeit zu geben pflegte: „J'ai vécu."

Unter dem zweiten Kaiserreiche war es kaum besser, denn Morny und sein Stab duldeten kein freies Wort, und die politischen Meinungsäußerungen des Blattes der Bertins wurden fortan unter der Rubrik „Variétés" mit unglaublicher Geschicklichkeit und unter allen möglichen Flaggen geborgen. Der Rath des älteren Bertin an neu eintretende Mitarbeiter: „Schreiben Sie für fünfhundert Personen, das Uebrige wollen wir besorgen", wurde mehr als je die Parole des Organs der Minoritäten, und vorläufig gewann die Literatur und erntete die Wissenschaft, was dem politischen Leben an Erfahrung und Ueberzeugung verloren ging.

Ein anderer Bertin, Eduard, diesmal ein Künstler von wirklicher Bedeutung, dessen Biographie Taine dem vorliegenden Werk eingereiht hat, übernahm das Steuer des sturmbewährten Fahrzeugs. Im Jahre 1853, durch einen glücklichen Zufall, wurde Renan als Mitarbeiter gewonnen und ist es noch heute. „Verlassen Sie niemals das ‚Journal des Débats‘“, hatte ihm Silvestre de Sacy gesagt, und der Rath wurde befolgt. Bald darauf wurde Littré eingereiht und berichtete fortan über naturwissenschaftliche und physiologische Probleme. Auf dem Felde der literarischen Kritik hatten die besten Kräfte nie gefehlt; jetzt, 1858, trat ein noch junger Mann von ganz außerordentlicher Begabung, Prevost-Paradol, in die Redaction. Literarische Studien von seltener Feinheit und mustergültiger Form hatten seinen Ruf begründet. Er selbst fühlte sich unwiderstehlich zur Politik hingezogen und recht eigentlich berufen, die moderne Demokratie aus den Banden des egalitären Vorurtheils zum Begriff wahrer Freiheit, „zur Regierung des Landes durch das Land selbst“ zu erheben. Den höchsten Ausdruck erhielt die zehnjährige Polemik durch das Buch „La France nouvelle“, das zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges von 1870 die Ergebnisse desselben ahnend vorausverkündete und das Heil von der Rückkehr zu parlamentarischen Regierungsformen erwartete. Gleichgültig für alle dynastischen Fragen, konnte Prevost-Paradol das Experiment des liberalen Kaiserreichs so gut wie jedes andere versuchen. Als Gesandter Napoleon's III. war er kaum in Washington angelangt, als die Kriegserklärung vom 18. Juli, die er so sehr gefürchtet hatte, eintraf. Wenige Tage später fand man ihn todt, die Stirne von einer Kugel durchbohrt. Die Einen sprachen von Sonnenstich, die Andere von patriotischer Divinationsgabe. Die Collegen vom „Journal des Débats“, John Lemoinne vor Allem, setzten sein Werk fort, mäßigten, warnten, aber Alles vergebens. Die Commune erwies dem gegnerischen Blatte die wohlverdiente Ehre, es zu unterdrücken. Als die dritte Republik folgte, schien die Stellung des Blattes eine kurze Zeit schwankend, dann schied mit Saint-Marc-Girardin die royalistische Partei aus den „Débats“, und diese folgten unter der Führung von Laboulaye, John Lemoinne, Casimir Périer, F. Charmes der Fahne des Herrn Thiers, der es nicht verschmähte, in den Spalten des Organs der conservativen Republik noch einmal Journalist zu werden, nachdem er Frankreichs Präsident gewesen war.

Heute, wo die Republik längst aufgehört hat, conservativ zu sein und ihre Regierungen in raschem Wechsel sich mehr und mehr der Linken verpfänden, sind die „Débats“ wieder in der Opposition und in der Minorität. Taine und Renan, Jules Simon und Paul Leroy-Beaulieu, Léon Say und Vogüé, Paul Bourget und Jules Lemaître sorgen seit 1871 unter der Leitung des Erben der Bertins, Jules Bapst, dafür, daß das Niveau nicht sinke, zu welchem eine große Tradition verpflichtet.

Uns Deutschen sei, angesichts dieser hundertjährigen Gedankenarbeit und nach voller Anerkennung ihrer Verdienste, eine Bemerkung gestattet, zu welcher wir herausgefordert sind. Im Jahre 1820 ging ein Drama über die französische Bühne, welches Lebrun der „Maria Stuart“ von Schiller nachgedichtet hatte; es war schwach genug, hatte aber dennoch einen durchschlagenden Erfolg. Theaterkritiker der „Débats“ war damals ein gewisser Duvicquet, der nun wörtlich über die Aufführung schrieb: „Dank dem Beifall, der dieser „Maria Stuart“ gespendet worden ist, werden nun wohl auch „Don Carlos“, „Wallenstein“ und „die Räuber“ über uns hereinbrechen. Ja, ich zweifle nicht, in kürzester Zeit im Odéon ein Drama von Goethe mit anzusehen, das „Faust“ genannt ist und in welchem im ersten Akt der Teufel als Courmacher verkleidet erscheint, um hierauf in der letzten Scene den Helden dieser charmanten Comödie mit sich fortzunehmen.“ Soweit Herr Duvicquet über das Meisterwerk des Jahrhunderts, und nach sechzig Jahren wiederholen es die „Débats“ zur Erheiterung ihrer Leser.

Ihr Berichterstatter über fremde, besonders über deutsche Literatur ist heute Professor Jules Bourdeau, selbst ein Schriftsteller von Verdienst. Im selben Prachtbande, der hier zur Besprechung vorliegt, gedenkt er seiner Vorgänger Laboulaye und Karl Hillebrand, und äußert sich dann folgendermaßen: „Seit 1870 ist die Literatur in

Deutschland so arm geworden, die Tendenzen, die auf der anderen Seite der Vogesen herrschend geworden sind, setzen eine solche Verachtung für Alles, was schöne Literatur und Philosophie betrifft, voraus, daß die Verpflichtung, das französische Publicum darüber zu unterrichten, zur Sinekure wird und mit einem schlendernden Spaziergang durch unfruchtbare Sandebenen sich vergleichen läßt." Aufrichtig gesagt, was würde ein Franzose von einem ähnlichen Urtheil über einheimische Verhältnisse halten, wenn diese in literarischer Beziehung den deutschen ähnlich wären? In Bezug auf Philosophie sei nur dieses vorübergehend erwähnt, daß allein in den letzten paar Jahren vier bis fünf umfassende Werke über Ethik erschienen sind, und aller Grund vorhanden wäre, über den embarras de richesse zu klagen. Ohne hier im Uebrigen das wissenschaftliche Gebiet auch nur zu streifen, sind Essayisten wie Sybel, Treitschke und du Bois-Reymond in Paris nicht weniger selten als in Berlin, und eins der gerühmtesten französischen Bücher des Tags, „l'Histoire du peuple d'Israël", erstreckt seine Wurzeln tief in den deutschen Boden. Dafür wollen wir gern zugeben, daß kein deutscher lebender Dramatiker die Mache von Sardou, das theatralische Kunstverständniß von A. Dumas oder die Fähigkeit von E. Augier besitzt, das sociale oder sittliche Problem des Tags auf der Bühne auszubeuten. Auch der französische Roman hat Vorzüge, und freilich Mängel dazu, die den Deutschen wohl immer unzugänglich bleiben werden. Dafür haben wir Schriftsteller wie Herrman Grimm oder Ludwig Friedlaender, deren Gelehrsamkeit ihrem Stil nicht geschadet hat.

Die historische Memoirenliteratur, einst die fast ausschließliche Prärogative der Franzosen, hat vollends seit 1870 ihr Vaterland gewechselt. Es dürfte lange währen, bis den Franzosen wieder ein Retz oder Saint-Simon, selbst ein d'Argenson ersteht. Inzwischen werden sie ihre Zeit kaum verlieren, wenn sie sich in die Documente vertiefen, die Fürst Bismarck in Rede und Schrift der Geschichte seiner Zeit zur Verfügung gestellt hat. Sie werden dann finden, daß es den „Sandebenen" des germanischen Nordens nicht an frischen Wasserquellen gebricht, den Durst der Völker zu stillen.

Fanny Lewald.

Der Tod Fanny Lewald's hat uns erschüttert, wie das Scheiden einer jeden theuren Seele, mit der wir uns in Freundschaft verbunden fühlten; überrascht hat er uns nicht. Wir waren seit Monaten auf das Ende gefaßt, wie sie selber es war, trotz immer wieder aufflackernder Hoffnung ihres starken, der Rast, der Unthätigkeit nicht gewohnten Geistes. Am 5. August, früh Morgens um fünf, im neunundsiebzigsten Jahre ihres gesegneten Lebens, wie die Hinterbliebenen es mit Recht genannt haben, ist sie zu Dresden, bei Verwandten, nach schweren Leiden sanft entschlafen; und am 9. zu Wiesbaden, ihrem Wunsche gemäß, an der Seite des Mannes gebettet worden, den sie niemals aufgehört hat zu lieben, niemals zu betrauern. Dennoch kann man, in einem gewissen Sinne, von ihr sagen, was von der Ruhestätte Voltaire's gesagt worden: „Sein Herz ist hier, sein Geist ist allenthalben"; und wenn das für eine Schriftstellerin ihres immerhin bedeutenden, aber doch nicht ersten Ranges etwas zu viel ist, so darf man den Satz unbedenklich dahin abändern, daß wenigstens in Berlin ihr Geist eine tiefe Spur zurückgelassen hat und sie selber uns noch lange fehlen wird.

Obgleich Ostpreußin, am 24. März 1811 zu Königsberg geboren, hat sie doch den besten Theil ihres Lebens in Berlin gelebt und ist, wenn irgend Eine, zur Berlinerin geworden, zu jenem Berliner Typus, der das unverlierbare Erbe provinzieller Eigenart mit starker Anhänglichkeit an diese Stadt vereinigt. Erfüllt und genährt mit den guten ostpreußischen Traditionen, loyal, patriotisch, mit einem ausgeprägten Rechtsgefühl und Unabhängigkeitssinne, dabei scharf und klar in ihrem Denken, wie es einer Tochter der Stadt Kant's ziemte, mehr eine human vernünftige als eigentlich poetische Natur, deren Ideal das Mögliche, das Erreichbare war, nicht irgend ein Hirngespinnst der Phantasie: so kam sie frühe hierher, so lebte sie unter uns, so kannten, so liebten und verehrten wir sie. Schon in ihrer äußeren Erscheinung drückten sich all' jene Züge eines fast männlichen Willens und Charakters aus: in der festen, kräftigen Gestalt, die mit zunehmenden Jahren wohl an Fülle gewann, ohne jedoch ihr Ebenmaß zu verlieren, in dem scharfgeschnittenen Profil, der mächtigen Stirn und Nase, den vom Feuer ihres Geistes leuchtenden Augen, in dem Imperatorenkopf, der, als das Alter ihre einst kastanienbraunen Locken in Silber verwandelt, etwas wahrhaft Ehrfurcht Gebietendes hatte. Wenn von der Schönheit des Alters die Rede, so wird man sich in kommender Zeit das Bild dieser Greisin vergegenwärtigen dürfen — sie selber der überzeugende Gegenbeweis dessen, was sie, vor Jahren einmal, in Furcht vor dem Alter, in eben diesen Blättern ausgesprochen. Einer und der Andere von unseren Lesern wird sich der Controverse noch entsinnen, in welcher Lasker für den Frieden und die Ruhe des Alters auftrat, während Fanny Lewald nur ein trauriges Welken, Abnehmen und Vereinsamen darin finden konnte[1]). Ein grausames Geschick hat es so gewollt, daß der Vertheidiger des Alters jung sterben, ein freundliches aber es so gefügt, daß Fanny

[1]) Eduard Lasker. Ueber Anlagen und Erziehung. Deutsche Rundschau, 1874, Bd. I, S. 204 ff. — Fanny Lewald, Ueber das Alter. Daselbst, 1875, Bd. IV, S. 49 ff.

Lewald lang genug leben sollte, um einige von den Gütern der späteren Jahre noch zu genießen, welche Lasker, Jenem gleich, der das gelobte Land wohl gesehen, aber nicht erreicht hat, mit der Beredtsamkeit des Propheten verkündet.

Das Geheimniß, welches unausgesprochen in Lasker's Worten lag und greifbar in Fanny Lewald's Leben zum Ausdruck kam, war: daß es Menschen gibt, die naturgemäß älter, aber niemals alt werden, und daß sie zu diesen Menschen gehörte. Eine Fülle der Jugend war in ihr, welche sie sich bis zu ihrem letzten Tage bewahrt hatte, wenigstens bis zu dem, an welchem wir sie, wenige Wochen vor ihrem Tode, zuletzt sahen. Eine Idealistin auch sie, wenngleich, wie wir schon angedeutet haben, ohne bemerkenswerthen Zusatz von Phantasie; jedoch mit einem Herzen voll warmer Menschenliebe, thätig für Menschenwohl vom Anfang bis zum Ende. So zeigt sie sich auch in all' ihren Schriften, kämpfend gegen Vorurtheile, polemisch, aggressiv sogar in ihren ersten Versuchen, immer aber gleich begeistert für die Wahrheit oder, im Lessing'schen Sinne, unerschütterlich im Streben nach Wahrheit. Eine solche Kraft, die nicht in der Sphäre der Einbildung wurzelt, sondern in der strengen Auffassung und Anschauung des Lebens, braucht nicht nothwendig mit den Jahren zu altern, da sie nicht von den Qualitäten der physischen Jugend bedingt wird; Fanny Lewald's letzter Roman, „Die Familie Darner", zeigt noch all' jene Vorzüge, welche schon ihre frühesten der Lesewelt lieb gemacht hatten: nichts schöpferisch Geniales, aber auch nichts Gewagtes, die ruhige Darstellung vaterländischer, schlicht bürgerlicher Verhältnisse, die Niemand besser als sie kannte. Darum auch hat sie das Höchste, was ihrem Vermögen erreichbar, in den drei Bänden ihrer „Lebensgeschichte" geleistet: einem Werke, das seinen Werth behaupten wird, wenn ihre Romane vielleicht nicht mehr gelesen werden.

Das, was nach außen hin, namentlich in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, sich nicht geltend machen konnte und als echte Weiblichkeit ihrem ganzen Wesen dennoch zu Grunde lag, trat erst hervor, wenn man ihr persönlich näher kam, in ihrem häuslichen Leben, in ihrer Ehe, die mit der Mißbilligung der Welt begann und mit ihrer Bewunderung endete. Ein besseres Loos in dieser Hinsicht ward ihr zu Theil als ihrer größeren Schwester und Freundin George Eliot. Ein hingebendes Weib und aufopfernde Gefährtin ihres Mannes, ward sie von dessen Kindern angebetet und von dessen erster Gemahlin nach ihrem vollen Verdienst geschätzt. Es gab, so lange sie Beide noch lebten, keine glücklicheren Menschen in Berlin als Adolf Stahr und Fanny Lewald, und wer jemals in den trauten Räumen, die sie jahrelang bewohnten, ihr Gast gewesen, wird diese Stunden nie vergessen. Es war noch ein Stück alten Berliner Lebens, so wie wir es aus dem Varnhagen'schen Kreise kannten — einfach, mehr als bescheiden, bei dünnen Butterbroten und dünnem Thee, wenn's hoch kam, einem Glase Rothwein. Aber dieser Thee war von Heinrich Heine besungen worden, und der Geist der feinen Geselligkeit, der durch die groben Genüsse der Gegenwart völlig getödtet scheint, feierte hier seine letzten Feste, mit denen die Erinnerung an die Zeiten Bettina's und der Humboldt sich wehmüthig verband. Man hat „das geistreiche Berlin" so oft verspottet; jetzt, wo es dahin ist, fühlen wir erst, was wir mit ihm verloren haben. Seine letzte Stätte war im dritten Stock jenes Hauses in der Matthäikirchstraße, Nr. 21, an dessen Stelle jetzt der prächtige Monumentalbau des Communalverbandes der Provinz Brandenburg sich erhebt. Dieses Haus verlassen zu müssen und niederreißen zu sehen, war vielleicht Fanny Lewald's letzter Schmerz, nach welchem selbst das Sterben ihr leicht erschienen sein mag. Denn der Tod hat sie ja wieder mit dem Manne vereint, der ihr vorangegangen und von dem nun keine Trennung mehr ist!

J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der Besuch, welchen der Kaiser von Oesterreich seinem Bundesgenossen, unserem Kaiser, in Berlin abstattete, fügte sich als neues Glied der Kette von Friedensbürgschaften ein, welche die Tripelallianz darstellt. Mußte nun aber das Bündniß zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien von Anfang an als eine ausreichende Garantie gegen jede leichtfertig heraufbeschworene Störung des europäischen Friedens gelten, so legte die herzliche Aufnahme, die Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuche am englischen Hofe gefunden hat, vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß Großbritannien, auch wenn es nicht in förmlicher Weise der Allianz der europäischen Centralmächte beigetreten, doch gewillt ist, deren allen kriegerischen Anwandlungen abholde Bestrebungen in vollem Maße zu unterstützen. Wie rasch verflüchtigten sich die abgeschmackten Gerüchte der panslawistischen Organe in Rußland, sowie der chauvinistischen Blätter in Frankreich, nach denen ein schroffer Gegensatz zwischen den Regierungen von Deutschland und Großbritannien bestehen sollte, der insbesondere auf dem Gebiete der Colonialpolitik zum charakteristischen Ausdruck gelangt wäre. Jetzt durfte nun im Hinblick darauf, daß zum ersten Male ein deutscher Kaiser das Inselreich betrat, zum ersten Male ein so ansehnliches deutsches Geschwader in britischen Gewässern erschien, mit Recht hervorgehoben werden, wie dieses geschichtliche Ereigniß wohl geeignet wäre, der deutschen und der englischen Nation klar zum Bewußtsein zu bringen, welche Kräfte sie in den Dienst der bedeutsamen Culturaufgaben stellen, die sie in unserem Welttheile sowie in den fernsten Gegenden der Erde übernommen haben. Sind es doch in der That nicht bloß die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem englischen und unserem Herrscherhause, vielmehr ist es auch die Interessengemeinschaft der Völker und Länder, die sich in den sympathischen Kundgebungen der englischen Nation für Kaiser Wilhelm widerspiegelte.

Daß der friedliche Charakter der Bestrebungen der Tripelallianz auch die auswärtige Politik Englands auszeichnet, zeigte sich von Neuem, als der Premierminister Lord Salisbury bei dem vom Lordmayor im Mansion House zu London veranstalteten Banket die allgemeine Lage schilderte, und darauf hinwies, wie man sich zu der vollen Aufrechterhaltung des europäischen Friedens nur Glück wünschen könnte. Lord Salisbury bezeichnete ausdrücklich den Frieden als den Hauptzweck der englischen auswärtigen Politik, indem er betonte, daß die Greuel eines Krieges ein starkes Abschreckungsmittel für einen verantwortlichen Staatsmann wären, sein Land in ein Unternehmen zu stürzen, in welchem, falls sein Ausgang ein unglücklicher, die Nation, die davon Nutzen ziehen sollte, wahrscheinlich verschwinden würde. Mit Fug erblickte der englische Premierminister in diesem unleugbaren Zustande der Verhältnisse eine wichtige Garantie für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, wie denn auch die stets wachsende Wohlfahrt und die blühende Industrie der Menschheit mit jedem Jahre einen Krieg schwieriger machen werden. Lord Salisbury verhehlte jedoch nicht, daß einige dunkle Punkte am Horizonte der auswärtigen Politik vorhanden wären. Bezeichnend für die friedlichen Aspecten ist, daß der eine dieser dunklen Punkte nach

der Besiegung der Derwische durch die ägyptische Armee und die englischen Truppen nicht mehr existirt. Lord Salisbury nannte es ein seltsames Zusammentreffen, daß fast zu derselben Zeit, wo die Derwische aufbrachen, um Aegypten anzugreifen, an die englische Regierung das Ansinnen gestellt wurde, Maßnahmen in der Richtung zu treffen, daß Aegypten wieder sich selbst überlassen werde. Nicht ohne Ironie gegen Staatsmänner, wie Gladstone und Lord Randolph Churchill, führte der englische Premierminister aus, daß nicht allein vom Auslande, das heißt von französischer Seite, sondern auch von heimischen Staatsmännern die Andeutung gemacht worden sei, die Zeit zur Räumung Aegyptens scheine gekommen. In Frankreich ist es nun wohl verstanden worden, wenn der Leiter der auswärtigen Politik Großbritanniens erklärte, dieses sei durch übernommene Verpflichtungen gebunden, nachdem es versprochen habe, Aegypten nicht preiszugeben, vielmehr diesem Lande beizustehen, bis es sich fähig fühle, seine eigene Regierung angesichts innerer und auswärtiger Feinde aufrechtzuerhalten. Die französischen Blätter ließen es allerdings nicht an sarkastischen Betrachtungen darüber mangeln, daß der englische Premierminister versicherte, das Verhalten Großbritanniens in Aegypten wäre durch die höchsten Rücksichten der Ehre und der Philanthropie sanctionirt, wie denn auch dieses Verhalten für England keinen wesentlichen Nutzen darstelle, ausgenommen denjenigen, welchen die Erfüllung einer ehrenhaften Verpflichtung stets im Gefolge habe. In Frankreich wurde gerade mit Rücksicht auf die jüngsten Vorgänge in Aegypten der englischen Regierung der Vorwurf gemacht, daß sie gar nicht daran dächte, dieses Land wieder zu räumen, so daß die Derwische von Anfang an nicht ernsthaft zu nehmen gewesen wären. Den französischen Organen, welche ihren Verdruß über die Erfolge Englands in Aegypten nur schlecht zu verhehlen wissen, schwebte anscheinend bei ihren übelwollenden Betrachtungen die Erinnerung an die Krumirs, jene Völkerschaft im Norden von Tunis, vor, deren angebliche fortgesetzte räuberische Einfälle in Algerien im Jahre 1881 den unmittelbaren Anlaß zur Occupation von Tunis durch Frankreich boten. Mögen die französischen Politiker immerhin bedauern, daß sie in Folge ihrer eigenen Ungeschicklichkeit auf ihre gleichberechtigte Stellung in Aegypten verzichten mußten; jedenfalls haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie bei ihrem Bestreben, hypnotisch starr nach der „Bresche in den Vogesen“ zu blicken, an ihrer Machtstellung stets von Neuem Einbuße erlitten.

Scheidet die ägyptische Angelegenheit als dunkler Punkt am politischen Horizonte zunächst wieder aus, so erscheint auch die ebenfalls vom englischen Premierminister in seiner Bankettrede im Mansion House als einigermaßen bedrohlich bezeichnete kretensische Frage nicht geeignet, ernsthafte Besorgnisse zu rechtfertigen. Richtig ist, daß die auf der Insel Kreta herrschenden Wirren noch nicht beendet sind, die aufständische Bewegung vielmehr fortdauert. Lord Salisbury erklärte jedoch selbst, daß eine derartige Bewegung in früheren Zeiten zwar schlimmeren Wirren voranzugehen pflegte, daß aber die gegenwärtigen Ruhestörungen, die in Einbruch und Raub bestehen, lediglich der Ausdruck der Enttäuschung auf Seiten der Opposition wären, weil sie nicht die Vorrechte der Regierungsmehrheit genieße. Lord Salisbury, der wie seiner Zeit ein anderer Führer der Tories, Disraeli, der Opposition gern seine Epigramme anheftet, fügte ironisch hinzu, jede Opposition habe ihre eigene Weise, ihre Meinung auszudrücken, und er freue sich nur, daß er nicht auf der Insel Kreta wohne. Zugleich stellte der englische Premierminister mit aller Entschiedenheit in Abrede, daß Großbritannien den Besitz der Insel zu erlangen wünsche und Maßnahmen für einen solchen Zweck getroffen habe. Inzwischen hat die griechische Regierung in Bezug auf Kreta an die Mächte eine Note gerichtet, in welcher behauptet wird, daß die von der Pforte zur Beruhigung der Insel angeordneten Maßregeln sich als ungenügend erwiesen haben. Hervorgehoben wird zugleich, daß die früher einander bekämpfenden Christen nunmehr vereint den Mohammedanern gegenüberstehen, während von den türkischen Behörden unter die mohammedanische Bevölkerung in den Städten Waffen vertheilt worden sein sollen. Sollte es aber zu blutigen Zusammenstößen in größerem Maßstabe kommen, so kündigt die griechische Regierung für einen solchen Fall an, daß sie als eine parlamentarische

vielleicht nicht im Stande sein würde, einer Volksbewegung zu Gunsten der Christen auf Kreta erfolgreichen Widerstand zu leisten. Deshalb wird in der an die Regierungen gerichteten Note der Wunsch ausgesprochen, durch die Anrufung der Großmächte einer Eventualität vorzubeugen, durch welche eine Einmischung Griechenlands nothwendig werden könnte.

Mögen nun aber auch gewisse Ruhestörer ein Interesse daran haben, daß die Wirren auf Kreta fortdauern, so steht doch für den Weltfrieden nichts zu befürchten. In diesem Zusammenhange ist es bedeutsam, daß der Prinz von Wales bei dem Festmahle des königlichen Yacht-Geschwader-Clubs in seinem Trinkspruche auf das Wohl des Kaisers Wilhelm, an dessen Besichtigung der englischen Flotte anknüpfend, ausführte, wie in unseren Tagen zwar jedes Land auf jegliche Eventualität vorbereitet sein müßte, wie aber auch gehofft werden dürfte, daß die „große deutsche Armee" und die englische Flotte zur Erhaltung des Weltfriedens beitragen werden. Nicht nur in Deutschland, sondern auch bei unseren Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, machte es tiefen Eindruck, als Kaiser Wilhelm II. in seiner Erwiderung auf diesen Trinkspruch betonte, wie hoch er die Ehre schätze, die ihm von der Königin Victoria durch seine Ernennung zum Admiral der englischen Flotte erwiesen worden sei, und wie sehr er sich freue, der Besichtigung dieser Flotte beigewohnt zu haben, welche er als die „schönste der Welt" betrachte. Nicht minder bedeutsam war der Hinweis des Kaisers, Deutschland besitze eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee, und wenn die britische Nation eine ihren Erfordernissen genügende Flotte habe, so werde dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Factor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden. Alle Freunde des letzteren durften mit voller Genugthuung noch eine andere charakteristische Aeußerung des deutschen Kaisers begrüßen, als dieser im Lagerzelte von Aldershot den vom Herzoge von Cambridge ausgebrachten Toast erwiderte. Kaiser Wilhelm wies darauf hin, daß er stets die Ueberlieferungen guter Genossenschaft zwischen den beiden Nationen aufrecht erhalten, und lieh der Hoffnung Ausdruck, daß diese Genossenschaft lange bestehen werde. Nachdem er dann hervorgehoben hatte, wie beide Völker vor langen Jahren neben einander ins Feld zogen, betonte er mit Zuversicht, daß die zwischen den deutschen und den englischen Soldaten so viele Jahre hindurch bewahrte Waffenbrüderschaft noch lange fortdauern werde. Nicht bloß alle Friedensfreunde, sondern auch die Anhänger der constitutionellen Entwicklung Deutschlands müssen sich zu dem Erfolge der Kaiserreise nach England Glück wünschen. Wie sehr stehen kleinliche Eifersüchteleien hinter den großen Culturaufgaben zurück, welche Deutschland und Großbritannien in gemeinschaftlicher Arbeit zu lösen vermögen! Bei der unleugbaren Interessengemeinschaft, welche Italien mit England im Mittelländischen Meere, Oesterreich-Ungarn mit demselben Lande im Orient verbindet, kann es überdies nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Deutschlands Bundesgenossen an der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zu Großbritannien ein großes Interesse haben.

Wie feste Wurzeln das Friedensbündniß der europäischen Centralmächte im Volksbewußtsein geschlagen hat, zeigte sich wiederum beim herzlichen Empfange des Kaisers Franz Joseph in Berlin. Nicht minder gelangte dies jüngst beim deutschen Turnfeste in München zur Erscheinung, als Prinz Ludwig von Baiern, der einst berufen sein wird, als deutscher Fürst zu regieren, in patriotischen Worten die Feier einleitete, welche Deutsche und Oesterreicher brüderlich vereint hielt. Prinz Ludwig unterließ nicht, vor Allem in Dankbarkeit der ersten beiden deutschen Kaiser zu gedenken. Er erinnerte daran, wie es dem stets siegreichen Kaiser Wilhelm I. vergönnt war, die letzten Jahre seiner Regierung Frieden zu halten in Deutschland, in Europa, wie ferner die Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit dieses Mannes, der so Großes geleistet hat, ihn erst recht groß erscheinen lassen. Sicherlich war es dann allen Deutschen aus dem Herzen gesprochen, wenn Prinz Ludwig den verstorbenen Kaiser Friedrich als zweifachen Heldenkaiser feierte, da er nicht nur ein Held vor dem Feinde, sondern auch gegenüber dem eigenen schweren Leiden gewesen ist, einem un-

heilbaren Leiden, mit dem er bis zu seinem letzten Athemzuge gekämpft hat. Bei einer Parallele, welche Prinz Ludwig zwischen dem vorigen in München veranstalteten deutschen Turnfeste und dem jüngsten zog, wies er darauf hin, daß Deutschland damals isolirt erschien, während es seither gelungen ist, mit dem benachbarten Oesterreich-Ungarn ein festes Bündniß zu schließen — ein Bündniß, das in Deutschland und Oesterreich-Ungarn freudig begrüßt wurde und von beiden Seiten hochgeschätzt wird. Als die Aufgabe aller Deutschen bezeichnete der dereinstige Thronfolger in Bayern: treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben. Den Gästen aus Oesterreich-Ungarn sprach Prinz Ludwig seine freudige Genugthuung aus, daß durch die hochherzige Handlung des verstorbenen Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph, sowie durch die Weisheit ihrer Staatsmänner es gelungen ist, einen neuen Bund zu schließen und auf diese Weise den mehr als hundertjährigen Zwist zwischen dem preußischen Königshause und dem Hause Habsburg-Lothringen zu beenden — einen Zwist, von dem Deutschland Unsägliches erlitten hat. Nicht weniger tiefen Eindruck machte der an die Oesterreicher gerichtete Mahnruf: „Halten Sie fest an Ihrer deutschen Sprache und an Ihrer deutschen Gesinnung!“ Dieser Mahnruf wird sicherlich zur Stärkung des Deutschthums in Oesterreich beitragen, wie am besten dadurch erhärtet wird, daß alle Widersacher deutschen Wesens den Prinzen Ludwig von Bayern wegen seiner Festrede aufs Heftigste befehdeten. Ebenso fühlen sich diese Widersacher Deutschlands dadurch gekränkt, daß der bayrische Thronfolger daran erinnerte, wie Kaiser Franz Joseph im Jahre 1859, nach dem für Oesterreich unglücklichen Kriege, das Ansinnen Napoléon's III., sich mit ihm auf Kosten Deutschlands zu vertragen, mit den stolzen Worten ablehnte: „Ich bin ein deutscher Fürst.“ Konnte man früher in den auf die Machtstellung Deutschlands eifersüchtigen Organen oft genug die Behauptung finden, nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I. würden particularistische Anwandlungen nicht ausbleiben, so widerlegte Prinz Ludwig von Bayern solche Ausstreuungen aufs Bündigste, indem er die Thatkraft, die Unermüdlichkeit, die Bundestreue, die Arbeiterfreundlichkeit Kaiser Wilhelm's II. pries. Der bayrische Thronfolger gedachte aber auch Italiens, des dritten bedeutsamen Factors der Tripelallianz, indem er constatirte, daß nunmehr ein Gebiet im Bunde vereinigt ist, welches im Mittelalter das römische Reich deutscher Nation darstellte. Während damals aber der Kaiser fortwährend gegen innere und äußere Feinde kämpfen mußte, schützt der gegenwärtige Bund den Frieden Europa's, und wenn dieser mächtige Bund im Stande ist, in kürzester Zeit Heere aufzustellen, wie sie die Welt nie gesehen hat, so ist er doch lediglich zum Frieden geschaffen.

In Italien rief die feinfühlige Art, in welcher Prinz Ludwig von Bayern auf dem Turnfeste in München der Bundesgenossen jenseits der Alpen gedachte, den günstigsten Eindruck hervor. Denn in Italien überwiegt immer mehr die Auffassung, daß die Interessengemeinschaft mit Deutschland auch darin zum Ausdrucke gelangt, daß Freud' und Leid der einen Nation zugleich von der anderen empfunden wird. So wurde auch die Nachricht vom Hinscheiden des großen italienischen Patrioten Benedetto Cairoli in Deutschland mit Betrübniß aufgenommen, die sich in den sympathischen Kundgebungen der Presse widerspiegelte. Gehört Benedetto Cairoli doch jener Heldenfamilie an, deren Mitglieder sämmtlich für das Vaterland bluteten, so daß der hervorragendste italienische Poet, Giosuè Carducci, in seinen berühmten Strophen: „In morte di Giovanni Cairoli“ die Familie Cairoli mit dem alten Geschlechte der Fabier vergleichen konnte. Der Dichter läßt die dreihundert Fabier, welche ruhmreich in der Schlacht an der Cremera verbluteten, bei Villagloria, woselbst Giovanni Cairoli fiel, erscheinen, — während der Mond die benachbarten Hügel mit seinem Zauberglanze umhüllt — und mit Bewunderung von den siebzig Helden in diesem Kampfe für die Freiheit Italiens sprechen:

„O Villagloria, da Cremera, quando
La luna i colli ammanta,
A te vengono i Fabi, ed ammirando
Parlan de' tuoi settanta.“

Vor dem Einzuge der Italiener durch die Bresche der Porta Pia verfaßt, schloß das Gedicht mit dem Verse: „La nostra patria è vile", „Unser Vaterland ist feig". Dieser Schmerzensschrei wurde dem Dichter von seinen eigenen Landsleuten vielfach verübelt, bis dann am 20. September 1870 mit der Einnahme Roms der ernste Mahnruf Giosuè Carducci's seine volle Wirkung erzielte. Es empfiehlt sich aber, jetzt beim Tode Benedetto Cairoli's an jenen Vorgang zu erinnern, weil der erste italienische Dichter der Gegenwart nicht bloß seine Poesie dem nunmehr verstorbenen Patrioten widmete, sondern auch am 14. Februar 1870 an Benedetto Cairoli einen Brief veröffentlichte, in welchem er als den Zweck seines Canto bezeichnete: durch die Erinnerung an die Tapferkeit der Cairolis die vaterländische Jugend zu ermuthigen. Charakteristisch für den nunmehr Verstorbenen ist die vom 17. Februar 1870 datirte Antwort, die hier zuerst in deutscher Uebersetzung einen Platz finden mag, weil sie vollgültiges Zeugniß ablegt für die Gesinnung des Mannes, der später — am 17. November 1878 — als Ministerpräsident bei dem Mordanfalle Passanante's auf König Humbert diesem Schutz und Deckung gewährte und selbst schwer verwundet wurde. Wenige Monate, ehe die auf die Herstellung der Einheit Italiens gerichteten Bestrebungen volle Verwirklichung fanden, schrieb Benedetto Cairoli, der große Patriot, an den großen italienischen Dichter: „Ich danke Ihnen nicht; ich wage nicht, die Schuld der Dankbarkeit in einem durch den Gebrauch allzu sehr entweihten Worte auszudrücken — ich sage Ihnen nur, daß die arme Mutter Sie segnet: dies ist ein Ihrer würdiger Lohn. Dem Grabe unserer Theuren senden Sie als Huldigung Blumen, die niemals ihren Duft verlieren — Verse, die nicht untergehen und an die Pflicht erinnern, welche die Hälfte des gebrachten Opfers war. Heilig ist das Apostelamt des Dichters, wenn er die Aufgabe des Märtyrers vervollständigt, indem er die nationale Wiedererweckung vorbereitet. Hoffen wir: das Gewissen eines Volkes kann für einen Augenblick irregeführt, niemals aber bis zum Vergessen der Ehre verderbt sein, so daß die Schmach der fremden Occupation, die uns Rom streitig macht, mit der Resignation einer fortwährenden Lethargie ertragen würde. Ich schließe mit dem Worte: Rom, das auch unseren verehrten Giovannino in der letzten Stunde seines Todeskampfes zum begeisterten Seher machte, und umarme Sie herzlich." Aus diesen Zeilen Benedetto Cairoli's leuchtet die ganze patriotische Gesinnung des nunmehr Verstorbenen hervor, der, wie zugestanden werden muß, als Leiter der auswärtigen Politik Italiens nicht allzu glücklich war. So geschah es während seiner Amtsführung, daß Italien durch die französische Expedition nach Tunis gewissermaßen überrumpelt wurde. Welche hohen Stellungen daher Benedetto Cairoli im italienischen Staatswesen auch bekleidet hat, im Andenken seines Volkes sowie in der Werthschätzung der Geschichte wird er als Politiker hinter dem warmblütigen Patrioten zurückstehen müssen.

Wie in Italien aus Veranlassung der Beisetzung Benedetto Cairoli's, erfolgte auch in Frankreich bei der Ueberführung der irdischen Ueberreste Lazare Carnot's, des Generals Marceau, des „ersten Grenadiers der Armee der Republik" La Tour d'Auvergne und Baudin's nach dem Pariser Pantheon eine großartige patriotische Kundgebung. Diese Ueberführung erhielt auch für Deutschland eine besondere Bedeutung, weil einige der geraume Zeit nach ihrem Tode also Geehrten auf deutschem Boden eine Ruhestätte gefunden hatten. So starb Lazare Carnot, der den Beinamen l'organisateur de la victoire führte, am 3. August 1823 zu Magdeburg im Exil. Jetzt erst wurden seine Ueberreste gemäß einem Beschlusse des französischen Parlaments und mit der Einwilligung der deutschen Regierung ausgegraben, um im Pantheon zu Paris beigesetzt zu werden. Der ganze Act gestaltete sich zu einem Symbole der Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, einem Symbole, das allerdings mit der Versöhnung selbst keineswegs verwechselt werden darf. Wie der Oberbürgermeister Boetticher bei der Uebergabe der Ueberreste Lazare Carnot's an die französischen Bevollmächtigten hervorhob, daß die Stadt Magdeburg es als eine Ehrenpflicht betrachtet habe, das Grab des großen französischen Bürgers, der nach einem ruhmvollen und sturmbewegten Leben sich in die Mauern der deutschen Stadt zurückzog, bis jetzt

zu hüten, ließ der Seinepräfect Poubelle in seiner Erwiderung auf die Ansprache des Oberbürgermeisters dem Danke des Präsidenten der französischen Republik, sowie der Familie Carnot Ausdruck. Diesen Dank richtete der französische Bevollmächtigte nicht bloß an die Stadt Magdeburg, sondern auch an die deutsche Regierung für die Bereitwilligkeit, mit der sie den französischen Vertretern die Erfüllung ihrer Aufgabe erleichterte, sowie für die militärischen Ehren, mit denen in Deutschland die Ueberreste eines vor sechsundsechzig Jahren gestorbenen französischen Generals geleitet wurden. Da Kaiser Wilhelm II. selbst diese militärischen Ehren für Lazare Carnot angeordnet hatte, unterließ der Seinepräfect Poubelle auch nicht, dem Monarchen seinen Dank auszusprechen. Im Namen des Präsidenten der französischen Republik äußerte er schließlich dessen Wunsch, daß die Stelle, an welcher Lazare Carnot's Leichnam so lange geruht, zu seinem Gedächtnisse erhalten bleibe, und daß das Grabmal das Andenken an diese große Kundgebung bewahre, „bei welcher Deutsche und Franzosen sich vereinigt haben, um militärische Tugend und Patriotismus in einem ihrer vornehmsten Vertreter zu ehren." Selbst die am meisten chauvinistisch gesinnten Organe in Frankreich mußten die feinfühlige Art und das Entgegenkommen anerkennen, welche in der ganzen Angelegenheit von deutscher Seite an den Tag gelegt wurden. Es bleibt nur zu hoffen, daß jenseits der Vogesen der durch das versöhnliche Verhalten Deutschlands erzielte Eindruck ein nachhaltiger sei.

Die boulangistischen Organe waren allerdings sogleich bemüht, diesen günstigen Eindruck abzuschwächen, und zwar um so mehr, als ihr Herr und Meister bei den jüngsten Wahlen für die Generalräthe eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, so daß es erwünscht sein mußte, nachdem ein in großem Stile insceniertes Parteimanöver mißglückt war, eine die öffentliche Meinung irreführende Schwenkung zu vollziehen. Galt es doch zugleich, in dem vor dem Senate als dem gesetzlichen Staatsgerichtshofe gegen den General wegen Attentates und Complottes gegen die republikanischen Einrichtungen, sowie wegen Beseitigung von Staatsgeldern geführten Prozesse die Spuren zu verwischen, indem in der landesüblichen Weise Deutschland vorgeschoben wurde. Anstatt über die wirkliche Verwendung der geheimen Fonds des Kriegsministeriums Auskunft zu geben, berichtete General Boulanger in seiner unter dem stolzen Titel: „An das Volk, meinen alleinigen Richter" veröffentlichten Rechtfertigungsschrift allerlei Phantasien, wie er Frankreich vor den deutschen Nachstellungen bewahrt habe. Boulanger erzählte allen Ernstes, wie er es angefangen, den Militärattaché einer großen Macht — er brauchte Deutschland nicht erst zu nennen — zu überlisten, der mit außerordentlichem Geschick ein weitverzweigtes Spionagesystem eingerichtet hatte. Es gelang dem findigen General nämlich, für eine Nacht sich der geheimen Papiere des Militärattachés zu bemächtigen und dann die Spionenliste, sowie die Abschrift der Berichte zu copiren, welche angeblich an die Regierung des fremden Landes abgegangen waren. Da Boulanger seiner thörichten Legende die Versicherung hinzufügt, daß er im Verlaufe der Angelegenheit, von welcher der betroffene Attaché natürlich nichts merkte, das Gesetz gegen die Spione zur Annahme bringen ließ, so ist er jedenfalls den Nachweis schuldig geblieben, weshalb dieses Gesetz nicht sofort Anwendung fand. Dauerte es doch lange genug, ehe es den französischen Behörden gelungen ist, auch nur einen einzigen Fall zu constatiren, auf den das mit großem Lärm angekündigte Gesetz bezogen werden konnte. Hätte Boulanger mit seinen Helfershelfern in der That Frankreich vor Deutschlands Nachstellungen bewahrt oder gar errettet, so hätte er sicherlich nicht für geboten erachtet, zunächst nach Belgien und dann nach England zu entfliehen. Seine Landsleute würden dann niemals geduldet haben, daß der Senat ihn vom tarpejischen Felsen herabstürzte, vielmehr würden sie den Dictator im Triumphe zum Capitol geleitet haben. Mit der Ausführung des Richterspruchs, durch welchen Boulanger, Rochefort und Dillon zur Deportation verurtheilt werden, hat es allerdings noch gute Wege. Selbst Rochefort wird kaum Neigung verspüren, die ihm wohlbekannten Stätten Neu-Caledoniens wiederzusehen.

Literarische Rundschau.

Kunst und Literatur.

1. Bettina's Goethe-Statue in Weimar.

Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen von Karl Eggers. Mit 6 Lichtdrucktafeln. Berlin, F. Fontane. 1889.

Der Verfasser hat wohl den Titel „Briefwechsel" vermeiden wollen, weil damit ein regelmäßiger Gedankenaustausch bezeichnet zu werden pflegt, hat in „urkundlich" aber kaum das richtige Adjectiv gefunden, um den Inhalt dieser Mittheilungen zu charakterisiren. Auch „Rauch und Goethe" läßt zu viel erwarten. Es handelt sich um den Abdruck (und Wiederabdruck) einiger brieflichen Aeußerungen Goethe's, Rauch's, Boisseré's, von Müller's und Meyer's. Daß Papiere dieser Art heute gedruckt werden, ist nothwendig; daß sie ein größeres Publicum als das der engeren Fachleute interessiren, kaum noch anzunehmen. Man fängt an, gegen die jetzt zu massenhaft gebotenen Goetheana mißtrauisch zu werden.

Was sich über Goethe und Rauch zum Besten des größeren Publicums sagen ließe, ist keineswegs Alles schon gesagt worden. Rauch leidet heute unter dem Druck der in der Sculptur aufgekommenen Verbindung von Rococo und Natürlichkeit, wie wir sie vor hundert Jahren schon einmal erlebten, und die, wie alle Manieren, wenn bedeutende Künstler sich ihnen unterwerfen, liebenswürdige und interessante Werke hervorzubringen im Stande ist, für die Schulung der beginnenden Talente aber ebenso untauglich erscheint wie Alles, was Manier heißt. Rauch hat sich an der antiken Kunst entwickelt und wird, von dieser Seite allein schon betrachtet, allen späteren Künstlergenerationen wichtig bleiben, und Goethe ist an dieser Entwicklung direct und indirect stets betheiligt gewesen. Mag heute gesagt und geschrien werden, was da will: diese Lage der Dinge muß und wird unverändert dieselbe bleiben und bestehen. Unser guter Glaube, man sei weiter gekommen, stehe einem überwundenen Standpunkte gegenüber, wisse heute erst in Gruppirung und Farbe die wahren Effecte zu finden, und was man sich sonst noch einredet, sind inhaltslose Selbsttäuschungen. Der Fortschritt ist auf dem Gebiete der geistigen Production nicht an so äußerlichen und handgreiflichen Erkennungszeichen sichtbar, und die heutigen Bemühungen werden einmal innerhalb der Kunsthistorie mit sehr wenig Worten abgethan werden.

Schön ist in der Reihe der Briefe der, welcher von Rauch berichtet, wie er, nach einem Besuche in Weimar, in Berlin ein gewisses anderes Wesen zeigte. Der Einfluß Goethe's auf ihn wurde seinen Freunden sichtbar. Daß Goethe über seinen Zeitgenossen stand, mochten sie eine noch so bedeutende Ansicht von sich hegen und zu hegen berechtigt sein, ersieht man aus diesem Briefe mit Sicherheit.

Das Wichtigste im Verkehre Goethe's mit Rauch sind die Skizzen für eine sitzende Statue Goethe's, um die es sich Mitte der zwanziger Jahre handelte, die Büste Goethe's sodann, eins der besten Werke Rauch's wie der deutschen Kunst überhaupt, und endlich ein Modell für Goethe's und Schiller's gemeinsame Standbilder. Interessant sind zumal die Verhandlungen über die erste dieser drei Arbeiten, bei der auch die von Bettina ersonnene Colossalstatue Goethe's zur Sprache kommt. Bettina von Arnim hatte bekanntlich eine Idee für ein Denkmal Goethe's, die sie in einer großen Zeichnung aussprach (am bequemsten in Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde", zu dem sie das Titelkupfer abgibt, sichtbar) und diese Idee, einfach und großartig wie sie ist, mußte sich Denen zumal als eine sehr bedeutende aufdrängen, die sie als Fachleute tiefer zu würdigen im Stande waren. Nun lesen wir in dem Briefe vom 26. Februar 1824, wie theilnehmend sich Rauch darüber ausspricht und daß er danach ein Modell anzufertigen bereit war. Ein Jahr später (Brief vom 25. Februar 1825) sieht er die inzwischen unter der Beihülfe Wichmann's von Bettina hergestellte Thonskizze „mit Vergnügen", erachtet sie aber als zu malerisch gedacht und für ein Bildwerk nicht geeignet. Auffallend ist der Schluß dieses Briefes: „Wäre ein ähnlicher Gedanke nur in Worten mündlich oder geschrieben als Aufgabe zu diesem Denkmale aufgetragen worden, so würde ich keinen Augenblick anstehen, selbigen nach meiner eigenen Zusammenstellung auszuführen. Nach dem Entwurfe der Frau Bettina von Arnim und des Herrn Wichmann kann ich es aber nicht unternehmen, da als ein rundes Sculpturwerk die Linien und Formen weder schön noch brauchbar sind, und der Ausführung derselben in Marmor die größten Schwierigkeiten entgegen stehen, welche nur mit großer Schwierigkeit und Gewandtheit beseitigt werden können, wovon der Bildhauer die Mühe, die Erfinderin das Lob einernten würde."

Mithin: Rauch ließ Bettina's Idee jetzt ihr volles Recht zu Theil werden, und daß er sie nicht ausführte, daran waren persönliche Ursachen schuld.

Dies gibt wohl die Erlaubniß, auf dies Werk, das von Steinhäuser colossal ausgeführt, im Treppenhause des neuen Weimaraner Museums seine Aufstellung gefunden, noch einmal hinzuweisen.

Daß da, wo die Statue sich heute befindet, sie nicht gesehen werden könne, steht wohl fest. In eine viereckige Maueröffnung eingeschoben, zeigt die herrliche Gruppe nur die vordere Seite. Aber wie! Für gewöhnlich ohne jede Beleuchtung, da der Raum kein Licht besitzt. Morgens, wo das nach Süden gelegene Museum dem Publicum geöffnet zu sein pflegt, prallt die Sonne auf den weißen Boden unter der Statue, auf die von unten heraus in ihre Nische hinein ein Widerschein fällt, der sie entstellt. Das schöne und großartige Werk ist damit so gut wie beseitigt.

Und nun bietet Weimar doch Plätze, wo gerade diese Idealstatue von bedeutender Wirkung sein müßte. Wie etwas Neues würde sie, richtig aufgestellt, erscheinen, als das Kunstwerk, dessen Erwerb Weimar zu neuer Ehre gereichte. Das Zunächstliegende wäre, sie vor das Museum zu bringen, auf den runden Vorsprung, der da zur Tiefe abstürzt. Goethe würde von da die Blicke über die Stadt hinüberschweifen zu lassen scheinen, als Abbild seines Alters, in dem er die beherrschende Stellung über Deutschland, ja über die Welt gewonnen hatte. Glaube man nicht, daß neben Rietschel's Statue eine zweite zu viel sei. Rietschel hat Goethe in mittlerem Alter, im Hofkleide, hingestellt: Steinhäuser's Statue, mit der Umschrift: „Das Fleisch ist Geist geworden", läßt ihn in höherer Weihe und Würde erscheinen. Als der thronende, geistige Fürst seines Volkes sitzt er da, mit dem Genius an den Knien, der in die Saiten der Leier greift.

Soll Goethe hier seinen Platz nicht finden, so stelle man die Statue auf den stillen Wiesenplan, seinem Gartenhause gegenüber, mit den aufragenden Baumpartien des unteren Parkes an der Ilm als fernem Hintergrund. Diese neue Nachbarschaft würde dem kleinen Häuschen, in dem so große Gedanken einst eine Herberge hatten, einen würdigen Zusatz gewähren. Keinen Weg wohl hatte Goethe zu allen Zeiten des Tages und der Nacht, zu allen Zeiten des steigenden und sinkenden Jahres so oft zurückgelegt als den quer über diese Wiese zur sanften Höhe gegenüber, und wenn man dächte,

daß Geister die Plätze noch besuchten, die ihnen im Leben lieb gewesen: hier würde ihm die ehemalige Stätte seines Daseins am vertrautesten geblieben sein. Hier fließt die Ilm wie vor Zeiten, und Mond und Sonnenlicht würden seinem Auge dieselben Bilder zeigen.

Soll das Denkmal aber auch hier nicht stehen, so bietet die Wiese vor dem römischen Hause im oberen Parke einen nicht weniger schönen Platz dar. Der in ihrer Bescheidenheit großartigen Architektur dieses kleinen Gebäudes würde es sich, seiner Front gegenüberstehend, wie ein natürlicher Zusatz anschließen, als gehörten beide zu einander und sei bei der Errichtung des Hauses an die Statue schon gedacht worden. Dem Spaziergänger würde dieser schöne Ruhepunkt nun doppelt werth sein. Gewiß hat Jeder, der Weimar kennt, unter den Säulen des römischen Hauses einmal gesessen und das Vergangene ist ihm durch die Seele gewandelt. Der Blick würde künftig dann auch auf der Statue ruhen, deren Entstehung, vom ersten Gedanken ab, so eng mit dieser Vergangenheit verbunden ist.

Kosten würde diese Umstellung kaum machen. Je einfacher und glatter man das Postament gestaltete (im Gegensatze zu der heute beliebten Manier, das von Figuren umgebene Fußgestell zur Hauptsache zu machen), um so reiner würde ihre Wirkung sein. Auch die Witterung würde der Statue wenig schaden, die, in festem Marmor zweiter Classe ausgeführt, lange Dauer verspricht.

2. Goethe's Stellung zur Religion.

Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu den religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von **Th. Vogel.** Leipzig, B. G. Teubner. 1888.

Man kann mit dem vom Verfasser im kurzen Vorworte Gesagten nur einverstanden sein. Was sich gegen und für eine Arbeit dieser Art sagen ließe, ist richtig erwogen und die Berechtigung, sie auszuführen, dargethan worden. Wir haben das kaum zweihundert Seiten zählende Buch öfter in die Hand genommen und uns von Satz zu Satz von Neuem fortlocken lassen, und es wird sich das wohl noch wiederholen.

Dennoch möchten wir ein Bedenken hier nicht zurückhalten, das Herr Vogel in der Vorrede nicht erhoben hat, das uns aber wichtig scheint.

Alle Aeußerungen Goethe's über religiöse Dinge sind gelegentliche gewesen. Niemals, so viel wir wissen, hat er die Absicht gehabt, Jemanden in vollem Umfange über seinen Glauben aufzuklären. Hätte er aber die Absicht gehabt, oder wäre es, im Drange des Moments, einmal doch geschehen, so würde er dann vielleicht nicht geschrieben, sondern gesprochen haben. Und hätte Jemand dann die Dinge, seiner Meinung nach noch so treu aufgezeichnet, so wäre das immer doch nur ein Referat geblieben. Dies gilt für alles von Eckermann und vom Kanzler Müller Mitgetheilte: sicherlich sind diejenigen Gespräche, die, wenn wir sie kennten, wohl als die wichtigsten Zeugnisse dastehen würden, niemals niedergeschrieben worden.

Unter dem Banne der antiken Literatur, die uns das schriftlich Erhaltene als den allein vorhandenen Gedankenniederschlag der Autoren ansehen läßt, betrachten wir heute auch die moderne. Bedenken wir aber, was über Goethe einmal gesagt worden ist: was er spreche, sei besser als was er schreibe, und was er lebe, besser als was er sage! Wir müssen uns daran gewöhnen, den ungeheueren Gedankenvorrath der Goethe'schen Schriften doch nur als Fragmente anzusehen, denen eine lebendige Production an Gedanken, gesprochenen und unausgesprochenen, gegenübersteht, deren Existenz wir stets in Rechnung zu bringen haben, auch wenn wir sie niemals kennen werden.

Auf sie hinzuweisen, ist aber gerade hier wichtig, weil die religiösen Fragen das waren, worüber Goethe gewiß mehr geschwiegen als gesprochen hat.

3. Geselschap.

Aus Studienmappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studienblätter in Lichtdruck von F. Geselschap. Breslau, C. T. Wiskott. 1888.

Wir besitzen einen Meister in Berlin, der uns die Aussicht eröffnet, daß die Kunst im Sinne der großen von Cornelius neu eröffneten Tradition noch nicht ersterben wolle, und der zugleich auch Denen, die nach Natur verlangen, nichts zu wünschen übrig läßt.

Goethe sagt mit Recht, alle Kunst müsse an ein Gegebenes anknüpfen. Es handele sich stets um Fortentwickelung von etwas Vorhandenem. Versuche, ganz neu zu sein, sind immer fruchtlos. Man kennt die absurden Bemühungen, einen neuen Baustil (in München) zu schaffen. Die heutigen Versuche einiger Malerschulen, sich vom Vorhandenen loszumachen, beruhen doch nur auf geheimer Nachahmung längst abgethaner Muster. Sobald die erste Ueberraschung sich gelegt hat, kommt sogar das größere Publicum dahinter und erkennt die wahren Ingredienzien anfangs als unerhört neu erachteter Gemälde oder Sculpturen. Der heutige rohe Naturalismus hat mehr als einmal schon erst geblüht und dann abgestoßen.

Echtes Talent ist leicht verständlich und kündigt sich bescheiden durch die Gewißheit an, die es im Genießenden erweckt, daß es vorhanden sei. Geselschap's Malereien im Zeughause sind sofort als Geburten einer nach dem Großen strebenden Phantasie erkannt worden. Man braucht sie nur mit dem zu vergleichen, was an den unteren Wänden desselben Saales, dessen Kuppel und zunächstliegende, höherliegende Wandflächen sie bedecken, von anderen Malern gemalt worden ist. Die Gestalten Geselschap's dehnen sich aus in unserer Erinnerung, sie nehmen jene ins Maßlose strebende unbestimmte Größe an, die das Zeichen wahrer Colossalität ist, während die unteren Scenen — deren Meistern wir übrigens nicht zu nahe treten möchten — sich in uns zusammenziehen und die Tendenz haben, zu angenehmen Illustrationen zu werden, wie man sich ihrer aus Büchern erinnert, die mit dergleichen geziert worden sind. Geselschap's Compositionen geben unerlebte Scenen allgemeinen Inhaltes, voll von Leben aber, von Bewegung, von tiefem Gefühl, von Kraft und von Heldenthum, während jene unteren Darstellungen sich darauf beschränken, den Eindruck des zufällig Wirklichen hervorbringen zu sollen, in dessen Gestalt die Ereignisse eintraten. Während uns aus ihnen Worte, Gespräch oder Geschrei entgegenzutönen scheinen, dröhnen aus jenen hohen Gestalten uns Gedanken an.

Wir glauben in den Malereien der inneren Zeughauskuppel den Fortschritt zu gewahren, der bei Meistern wie Geselschap einst ja bis in seine spätesten Werke hinein zu beobachten sein wird, denn solche Leute bleiben nicht stehen. Man empfindet, worin die Darstellung der Walhalla, des zuletzt vollendeten Gemäldes, die andern übertreffe. Aus mehr symbolischen Handlungen, auf denen starkbewegte Gestalten zu sehr innerlich sich sonderten, um ein bewegtes Ganzes zu bilden, hat sich Geselschap in der Walhalla zu einer einheitlichen Handlung erhoben, deren Ganzes mehr noch wirkt als die einzelnen Figuren wirken. Beginnen wir mit etwas Aeußerlichem: betrachten wir die zu bemalende Fläche, den oberen Abschnitt eines breit sich hinziehenden Bogenfeldes, in den von unten hinein drei nicht ganz nahe nebeneinanderliegende kleine Bogen hineinragen. Mit welcher Kunst ist diese seltsam umschnittene, fast panoramaartig breitgezogene Fläche benutzt worden! Wir haben Walhalla als eine über Gewölk hinausragende Höhe vor uns. Die breit und dicht sich hinziehende Wolkenmasse bildet den Grund, aus dem das Haus sich erhebt, wiederum in der Mitte von Stufen umgeben, auf deren letzter Höhe die Ruhm und Unsterblichkeit verleihenden Gestalten stehen, während die schon von ihnen auserwählten im Halbkreise umhersitzen, an die Schar der Himmlischen erinnernd, die mit dem Gewölk als Fußgestell die Dreieinigkeit der Disputa sitzend halb umschließen. Weiter aber führt uns die Erinnerung an das Werk Raphael's nicht, denn während bei Geselschap diese Gestaltenmasse nur den Hintergrund bildet, erblicken wir vorn über die ganze Breite der Composition hinüber

das, was sie so groß und schön erscheinen läßt: die durch die Decke des Wolkenbodens zum Licht emportauchenden Helden, von den Walkyren todt hinaufgetragen und oben in ihren Armen zu neuem Leben erweckt. Diese Paare, je eine Walkyre und ein von ihr getragener Krieger, ergreifen uns. Unter ihnen Allen rechts und links Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich als die Gewaltigsten.

Sei nun von dem die Rede, was zu dieser Besprechung den Anlaß bietet. Ein Heft Handzeichnungen Geselschap's, im Lichtdruck vollendet wiedergegeben, ist erschienen, unter denen ein Blatt Studienköpfe zur Walhalla zeigt. Wir kennen unter den Handzeichnungen moderner Meister überhaupt keine, die mit denen Geselschap's zu vergleichen wären. Baudry's berühmte Studien zu den Deckengemälden der großen Oper in Paris werden vielleicht genannt werden können, erreichen in Freiheit der Bewegung die Geselschap's aber nicht. Ich möchte auch von Menzel's Zeichnungen hier absehen, denen die Wiedergabe des Momentaunatürlichen eine ganz andere Stellung anweist: was Geselschap's Blättern einen Werth verleiht, den selbst Cornelius' Studien in meinen Augen nicht besitzen, ist bei der treuesten Wiedergabe der Natur das Hineinfließen eines idealisirenden Elementes, das wir, wenn wir uns offen aussprechen sollen, nur bei Raphael noch kennen. Es soll sich hier nicht um Schmeichelei handeln, sondern um unbefangenen Ausdruck wahrhaften Erachtens. Wir würden uns nicht so einfach und bestimmt ausdrücken, stände uns nicht ein ungemein umfangreiches Material an Handzeichnungen in der Erinnerung, innerhalb dessen alle Meister von Bedeutung vertreten sind. Dieser Hinweis auf Raphael ist nicht uns allein in den Sinn gekommen. Es würde auch die, denen Geselschap's Blätter hier zum ersten Male vor Augen stehen (während wir ganze Mappen seiner Hand durchgesehen haben), wohl noch mehr frappiren als uns. Nur die köstliche Röthelzeichnung des stehenden Knaben ist unter den hier publicirten geeignet, eine Idee von dem zu geben, was sich im Atelier des Künstlers selbst mit manchem Dutzend seiner Blätter würde belegen lassen. Wie lebendig steht der Knabe da. Wie fein sind die jungen Glieder modellirt. Wie bildhauermäßig rund ist Alles, und doch wie herrschen die Linien vor, wie sind sie sichtbar, denen die Bewegung des Körpers zu verdanken ist. Mit immer sich erneuernder Bewunderung betrachten wir dies Blatt, an dem jeder Anfänger lernen könnte, worauf es beim Zeichnen nach der Natur ankomme. Auch daß Geselschap bei der Hauptfigur Hände und Füße nur andeutet, oder fortläßt, um sie auf demselben Blatte recht genau für sich zu zeichnen, erinnert an Raphaels ähnliche Art.

Die übrigen Blätter bieten Köpfe dar mit der Signatur Capri oder Roma. Einige gezeichnet, andere in Oel skizzirt. Wir bewundern die Verschiedenheit der Manieren. Am individuellsten, unserer Empfindung nach, zeigt sich der Kopf eines jungen Mädchens von Capri, fast noch ein Kind, das auf das lieblichste, zarteste durchgeführt worden ist. Soll dagegen nur vom Technischen die Rede sein, so ist uns der in Rom entstandene Kopf eines alten Mannes am meisten aufgefallen, bei dem man zweifelhaft sein könnte, ob es nicht die Copie eines alten niederländischen Gemäldes sei. Das weiche weiße Haar ist meisterhaft gemalt. Man glaubt nicht eine Studie, sondern ein ausgeführtes Porträt vor sich zu haben, und zwar das Werk eines Meisters, der sein Lebelang nur in dieser einzigen Art gearbeitet zu haben scheint.

Wir hegen die Hoffnung, es werde der Erfolg dieses ersten Heftes das Erscheinen noch vieler folgender nach sich ziehen. Zu Vorlagen für Schüler scheinen uns die Blätter sehr geeignet.

Der dem Hefte beigegebenen biographischen Notiz entnehmen wir folgende Daten. Geselschap wurde 1835 zu Wesel am Niederrhein geboren, kam nach dem frühen Tode seiner Eltern, deren siebentes Kind er war, nach Schlesien, wo er die Gymnasien zu Neisse und Breslau besuchte, lernte in Dresden und Düsseldorf und ging 1866 nach Rom, bis er 1871 zu uns übersiedelte.

B. K. F.

Ein Buch über Wien.

Wien. 1848—1888. Denkschrift zum 2. December 1888. Herausgegeben vom Gemeinderathe der Stadt Wien. Wien, Carl Konegen. 1888.

Fast vierthalb Jahrhunderte sind verrauscht, seitdem der Schulmeister Wolfgang Schmelzl seinen Lobspruch auf die „hochlöbliche, weitberühmte königliche Stadt Wien in Oesterreich" dichtete. Der enthusiastisch gestimmte Pädagog nannte Wien

„. . . . Die Pfort' und Zier allzeit,
Befestigung der Christenheit."

Inzwischen ist viel, möglicherweise zu viel des Guten der österreichischen Metropole gesagt und gesungen worden; allzu große Eigenliebe und Selbstironie liegen im innersten Wesen des Wieners nahe beisammen, aber geraume Zeit behauptete jene das Uebergewicht, während diese als belustigender Gegensatz zu Tage trat. Speciell die sogenannte Volksbühne schmeichelte allen Fehlern und Schwächen des Wienerthums und beförderte eine Art falscher Gemüthlichkeit, über welche die jüngste Generation sich als über eine Verirrung klar geworden ist. Manchmal ertönte von der Scene herab die Stimme eines Eingeborenen, der sich und seine engsten Landsleute geißelte; die Zuhörer klatschten Beifall, als könnten sie sich nicht getroffen fühlen; der Einzelne hielt sich für die Ausnahme von der Regel, die er verlachen half, ohne sich in Wirklichkeit aus ihrem Banne befreit zu haben. Anton Langer, der 1879 verstorbene Verfasser vieler streng lokal gefärbter Romane, Schauspiele und Possen, errang ungewöhnliche Popularität dadurch, daß er, so oft von einer rühmenswerthen Einrichtung des Auslandes die Rede war, das selbstbewußte, jedes aufrichtige Streben im Keime erstickende Schlagwort in die Massen warf: „Sollen's uns nachmachen . . ." Nur langsam, nach und nach hat eine gesündere kritische Anschauung sich Bahn gebrochen; nur schrittweise lernten die Wiener sich selbst erkennen, fanden sie den Standpunkt, um einzusehen, was daheim gut oder schlecht sei, und aus welchen anderwärts bestehenden Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen man Nutzen ziehen könne. An Rückschlägen in eines der besagten Extreme fehlt es noch immer nicht, aber mit aller Unparteilichkeit darf man sagen, daß die Wiener sich von optimistischer wie von pessimistischer Selbstbetrachtung so ziemlich befreit haben. Diese erfreuliche Thatsache drückt sich in dem uns vorliegenden Werke aus, welches, trotz der ihm durch seine officielle Herkunft und Bestimmung gezogenen Schranken, der naheliegenden Gefahr der Uebertreibung auszuweichen trachtet. Am 2. December 1888 feierte Kaiser Franz Josef den vierzigsten Jahrestag seiner Thronbesteigung. Von edler Menschenfreundlichkeit geleitet, verbat der Monarch sich jede lärmende Huldigung, lehnte von vornherein den Empfang von Adressen und Deputationen ab und erklärte, nicht besser könne die Bevölkerung ihn ehren, als wenn sie diesen 2. December zur Ausübung von Wohlthätigkeitsacten, zur Gründung humanitärer Anstalten benütze. In Einsamkeit verbrachte er seinen Jubeltag in Miramar, dem wundersamen, märchenhaft schön gelegenen Schlosse, das der unglückliche Ferdinand Max von Mexiko, des Kaisers Bruder, sich in der Nähe von Triest einst errichtet hatte; öffentlichen Ovationen war er aus dem Wege gegangen, aber was er verlangt, das erfüllte sich: Millionen flossen zusammen, und wenn nun wieder ein Bruchtheil menschlichen Elends gelindert werden kann, so darf der Kaiser als Urheber der Gutthat gelten. Die Gemeindeverwaltung von Wien trat mit der stattlichen Summe von hunderttausend Gulden in die Reihe der Spender; damit nicht zufrieden, beschloß sie, den abgelaufenen vierzig Jahren ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen. Sie widmete bedeutende Mittel der Herausgabe eines Buches über Wien. Die Entwicklung der österreichischen Hauptstadt unter Franz Josef sollte von berufenen Fachleuten dargestellt werden. Ein schriftstellerisch vielfach thätiger Communalbeamter, Dr. Karl Glossy, übernahm die Redaction,

scharte hervorragende Mitarbeiter um sich, und als Frucht hingebender Thätigkeit liegen zwei prächtig ausgestattete Großoctavbände vor, die — mehr als elfhundert Seiten stark — beispiellos wohlfeil, weit unter dem Selbstkostenpreise, in den Handel gebracht worden und somit im Bereich eines Jeden sind.

Muß diese „Denkschrift", die über den Rahmen einer solchen weit hinausgreift, an und für sich als eine vorzügliche Leistung bezeichnet werden, so erfüllt sie mit besonderer Genugthuung uns, die wir aus Erfahrung wissen, wie wenig die Wienerischen Aedilen sonst bemüht sind, zu literarischen und künstlerischen Interessen Stellung zu gewinnen. Brauche ich doch nur an das Verhalten zu erinnern, als man dem Wiener Gemeinderathe „zumuthete", seinerzeit zur finanziellen Rettung des von Heinrich Laube geleiteten Stadttheaters beizutragen! . . . Doch anstatt wegen des Unterlassenen zu rechten, wollen wir uns des Geleisteten freuen. Die in Form und Inhalt wahrhaft imposante Monographie zeigt, was Wien auf den verschiedensten Gebieten im Laufe von vierzig Jahren geworden ist. Durch den Anlaß lag die Nöthigung vor, das Aufkeimen Neu-Wiens im Zusammenhange mit des Kaisers Regierungszeit darzustellen; glücklicherweise brauchte man sich hiezu keinen Zwang aufzuerlegen, denn nicht bloße Loyalität, sondern die überzeugende Kraft der Thatsachen gibt kund, daß das moderne Wien am 2. December 1840 geboren wurde. Mit Franz Josef bestieg die Jugend den Thron; die Stürme, welche diesen Thron umtobten, stürzten Veraltetes, reinigten die Luft, und so oft die Reaktion mit mehr oder weniger Glück dem rollenden Rade in die Speichen fiel, die Ideen der neuen Zeit behielten doch immer wieder Recht, und der Vormärz blieb versunken wie ein abgethanes Märchen. Wir erfahren nicht leicht, wie regierende Häupter über die Jahre der Bewegung denken; es ist anzunehmen, daß Wenige über sie mit solcher Größe und Unbefangenheit urtheilen, wie Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha in seinen Memoiren. Franz Josef besitzt neben anderen Tugenden auch diejenige, sich in gewaltige, erschütternde Umwälzungen mit ehrlicher, rückhaltloser Anerkennung des Gewordenen zu finden; er wird darum billigen, daß in dem in erster Linie für ihn bestimmten Buche die Revolution keine mißbilligende Bemerkung erfährt, daß sie ruhig als ein Geschehniß verzeichnet wird, gerade so wie die Vorgänge von 1859 und 1866. Die Verfasser der einzelnen Kapitel beweisen einen unter diesen Umständen besonders anzuerkennenden Tact; sie sagen keine Unwahrheit und verschweigen keine Wahrheit, und dabei treten sie doch mit Ehrerbietung vor den Kaiser hin und benützen jede Gelegenheit, um sein Wirken als Regent zu feiern. Nicht alle Capitel sind gleichwerthig; als Ganzes wird das Werk dauernd einen wichtigen Platz behaupten. Daß mancher Moment sich wiederholt, daß diese oder jene Einzelnheit fast in jedem Abschnitte gestreift wird, liegt in der Natur der Sache; die Stadterweiterung, das mit dem kaiserlichen Handschreiben vom 29. December 1857 angeordnete Fallen der um die „innere Stadt" gelagerten Basteien, wirkte so bestimmend auf das öffentliche Leben in seinen sämmtlichen Functionen, daß sie immer wieder erwähnt wird und ihr Preis sich wie ein rother Faden durch die zwei Bände zieht; die Weltausstellung von 1873 fällt dem Historiker in gleichem Maße zu, wie demjenigen, der Umschau halten soll über Kunst und Kunstgewerbe, über das Gemeindewesen, über das sociale Treiben; in diesen Wiederholungen liegt also nichts Ermüdendes; der Leser trägt den Eindruck davon, daß ein bedeutender Zwischenfall in den verschiedensten Beleuchtungen zur Erscheinung gebracht wird.

Werfen wir einen Blick auf die Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, so stellen wir vor Allem fest, daß Heinrich von Zeißberg in der „historischen Uebersicht" die überaus schwierige Aufgabe, einem mitlebenden Herrscher bei festlicher Gelegenheit dessen eigenes Regiment zu schildern, mit Glück und Geschick gelöst hat. Max Wirth schreibt über die „Volkswirthschaftliche Entwicklung". Er bringt eine Fülle wissenswerther Daten, macht die Geheimnisse des Geldmarktes auch dem Laien klar und geht aus dem Besonderen auf Allgemeines über, wenn er mit Genugthuung constatirt, daß man in Wien endlich das unfruchtbare Geschäft aufgegeben habe, den Aufschwung Berlins mit scheelen Augen zu verfolgen. Karl Weiß, der Stadtarchivar, steuerte

eine Studie bei: „Die bauliche Neugestaltung der Stadt." Vor den Augen des Lesers wächst das architektonische Bild der Kaiserstadt empor; neues prächtiges Leben erblüht aus Schutt und Ruinen. Weiß unterläßt es nicht, zu betonen, daß Wien, wie es ehedem als politischer Mittelpunkt besonders begünstigt, derzeit unter den Folgen wachsender Decentralisation zu leiden habe. — Hierauf führt Friedrich vo'n Radlar uns die „Gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege" vor, Karl Glossy behandelt „Die Gemeinde" und findet Gelegenheit, auf großartige Episoden wie Stadterweiterung, Donauregulirung und Hochquellenleitung genau einzugehen. — Mit dem Capitel: „Die Schule", eröffnet Emanuel Hamak den zweiten Band; er macht uns als Fachmann mit den erstaunlichen Fortschritten bekannt, durch welche das Erziehungswesen unter Franz Josef sich gehoben hat. — Robert Zimmermann läßt sich über „Wissenschaft und Literatur" vernehmen. — Karl von Lützow schreibt den Abschnitt: „Die bildenden Künste", Jakob von Falke: „Das Kunstgewerbe", Eduard Hanslick: „Musik", H. M. Richter: „Die Wiener Presse", Ludwig Speidel: „Theater". — Friedrich Uhl liefert ein Bild der „Gesellschaft". Uhl ist der Ahnherr des Wiener Feuilletons. Kein anderer Beitrag in der „Denkschrift" kommt dem seinen an Erdgeruch gleich. In anekdotischen Zügen trägt er Culturgeschichte vor.

Wien hat nicht die glückliche Situation von Paris, das sich rühmte, Frankreich zu sein. Wien ist schon lange nicht mehr Oesterreich. Aber es ist noch immer Wien, und das will auch etwas bedeuten. Robert Hamerling hat diese hohe Bedeutung in schwungvolle Verse, fast seine letzten, gefaßt, indem er den „Babenberger" der Gruft entsteigen, das jetzige Wien entzückt betrachten, und wünschen läßt, daß, wenn er einstens wiederkehre aus der Grabesruhe, er abermals eines so erhebenden Anblickes genießen möge:

„Wie heute schau' er Dich in Deiner Helle,
In Deiner Macht und Pracht, Du gold'nes Wien!
Wie heute rausche stolz die Donauwelle
Dir um den Fuß, gebor'ne Herrscherin!
Des Ost-Reichs Banner wehe, Pfade weisend
Aus Fahr und Noth zu Bahnen, sonnigklar;
Mit ungebroch'nen Schwingen wiege kreisend
Sich in entwölktem Blau der Doppelaar."

F. Groß.

v. **Märchen und Sagen des estnischen Volkes.** Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry Jannsen. Riga, N. Kymmel's Verlag. 1888.

In deutschen Landen kann die reiche Ernte von Märchen und Sagen, welche mit dem Erscheinen der klassischen Sammlungen unserer Grimms begann, nahezu als abgeschlossen gelten. Die mythologische Deutung, die sich allzu eifrig dieser Erzeugnisse der Volkspoesie annahm, um sie als vermeintliche Quellen uralten Volksglaubens auszubeuten, begegnet heute einem weitverbreiteten Mißtrauen, und die literarhistorische Forschung, welche mit kühler Kritik die allmälige Ausbreitung der internationalen Erzählungsstoffe verfolgt, gewinnt mehr und mehr an Boden, ohne aber die Theilnahme weiterer Kreise zur Seite zu haben. Da sind nun in den letzten Jahren ein paar fremde Sammlungen erschienen, die wohl geeignet wären, das einst so lebhafte Interesse von neuem anzufachen. Wir nennen die zum Theil höchst eigenartigen Zigeunermärchen, welche Herr von Wlislocki herausgab und die von Frauenhand gebotene Uebersetzung finnischer Märchen. Ihnen schließt sich die obige Publication an, deren Herausgeber auf dem Gebiete der estnischen Volkskunde kein Neuling ist. Die Sammlung könnte vielleicht besser geordnet sein, damit das, was eine größere Leserzahl zu fesseln vermag, sich deutlicher heraushöbe. Dahin gehören natürlich nicht die Sagen, welche an einer bestimmten Oertlichkeit haften und die erst durch eine vergleichende Betrachtung ihren Werth gewinnen, auch nicht die Thiermärchen, in denen jener köstliche Humor fehlt, der uns an ähnlichen Stücken besonders der Lappen entzückt. Wohl aber sind lesenswerth die eigentlichen echten Märchen (Nr. 28 und von Nr. 35 ab), und vor allem sind die Mythenmärchen, welche den Band eröffnen, so reich an wahrhaft mythologischer Naturanschauung und lebendiger Naturpoesie, daß wir den Zweifel begreifen, der gegen die Echtheit einiger von ihnen laut geworden ist, den aber der Rechenschaftsbericht des Herausgebers völlig zu beseitigen scheint.

ισ. **Friedrich Wieck.** Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Einer strengen Kritik hält das Buch nicht Stand. Der Verfasser hat das Material zu diesem, wie er sagt, „erschöpfenden" und „abgerundeten" Lebens- und Künstlerbilde hauptsächlich aus A. v. Meichsner's „Friedrich Wieck und seine beiden Töchter" (Leipzig 1875) entnommen, was er aber nicht sagt. Hätte er auch den Titel dieses „Familiendenkmals" beibehalten, so möchte die Aufnahme der vielen Briefe Dritter — die großentheils gar kein Interesse für weitere Kreise darbieten, wenigstens mit einer Biographie Wieck's nichts zu thun haben — allenfalls zu entschuldigen sein. Von den mitgetheilten Briefen — etwa 225 an der Zahl — kommen nämlich nur 29 auf Wieck selbst. Neben diesem, von der Familie Wieck gelieferten Material hat der Biograph die bereits gedruckten Hülfsmittel nur dann berücksichtigt, wenn sie zu Gunsten des „als Lehrer, Schriftsteller und Mensch gleich seltenen und bedeutenden Mannes" zu verwerthen waren. So vielverheißend die im Inhaltsverzeichniß gegebene Disposition ist, so verräth die Ausführung doch überall, daß der Verfasser über die zu schildernden Verhältnisse nur sehr oberflächlich und einseitig orientirt war. In dem Abdruck der Briefe vermißt man einen festen Plan; anscheinend sollten sie mit all' ihren Augenblicksfehlern wiedergegeben werden, doch sind auch gelegentliche Aenderungen in der Rechtschreibung, sowie willkürliches Unterstreichen ganzer Sätze (durch Sperrdruck angedeutet) nachweisbar. Einige zusammengehörige Briefe sind ohne Grund und zum Schaden des Verständnisses getrennt. Andere sind unrichtig datirt worden. Hierfür ein Beispiel. In dem Briefe vom 12. Juli 1836 (S. 114) ist von einem „Souvenir" die Rede, — damit ist Clara Wieck's Impromptu „Souvenir de Vienne" gemeint, das aber erst im Juli 1838 im Druck erschien; Schumann's Phantasiestücke wurden 1837 componirt, 1838 gedruckt; den Besuch M. Hauptmann's empfing Schumann auch erst im Sommer 1838. Beiläufig — sollte er bei dem Anlasse sich auf den Vortrag nur einer Kinderscene beschränkt haben? Hauptmann selbst berichtet wenigstens [vgl. dessen Briefe an Hauser I, 255], daß Schumann ihm mehrere „hübsche, curiose Sächelchen" vorgespielt habe. — Das „Scherzo" von Clara sollte in Härtel's Album für 1839 erscheinen, daher der Wunsch, „neben Thalberg und Liszt bestehen zu können": endlich ergibt sich auch aus der Rückkehr der Schröder-Devrient von einer Urlaubsreise, sowie aus der Anwesenheit Beriot's und der Pauline Garcia in Dresden, daß dieser Brief erst im Jahre 1838 geschrieben sein kann. — Die Anmerkungen zu den Briefen enthalten größtentheils nur Allbekanntes, dürre Notizen aus dem Conversationslexikon; wo Erläuterungen wirklich nothwendig gewesen wären, da fehlen sie meistens. Neben ein paar unglücklich gerathenen Personalnachweisen (S. 34 und 248) fallen auch die vielen falsch gedruckten Namen auf. Man liest z. B. Lafond statt Lafont, Rettig st. Rettich, Oertlepp st. Ortlepp, Kallack st. Kullak, Haßlinger st. Haslinger, Hensel st. Henselt, Krupsch st. Kupsch, Husikow st. Gusikow, Plevl st. Pleyel, Vierdot st. Viardot, Helene st. Henriette Gradau, Maiseder st. Mayseder u. s. w. — lauter Namen, die jedem Musiker geläufig sind. Die stilistische Kunst des Verfassers ist der Bedeutung seines Buches entsprechend; der beigegebene Stahlstich von Wieck und seinen beiden Töchtern der schon erwähnten Meichsner'schen Broschüre entnommen.

Noch ein Wort zum Schluß. Der Verfasser verkündet S. VI, daß er „allerlei Unrichtigkeiten, die in Unkenntniß der Verhältnisse über Wieck geschrieben worden sind, berichtigen," insbesondere „ein richtiges Bild von Wieck's Verhalten bei der Vereinigung von Robert und Clara entwerfen will" (S. 106), — allein er kommt über ein paar ganz allgemein gehaltene Behauptungen nicht hinaus. Der Kernpunkt ist, daß der alte Wieck bei der Verweigerung des väterlichen Consenses zur Verheirathung Clara's

mit Schumann nur von „edlen" Beweggründen sich habe leiten lassen, und daß er „nur aus übergroßer Liebe für Clara" taub gegen ihre und Schumann's Bitten geblieben sei. Diese Behauptung bringt der Biograph mit einer Sicherheit vor, als sei sie das Ergebniß eingehender Nachforschungen und sorgfältiger Erwägung. Sie ist aber völlig unhaltbar. Wieck's Verfahren gegen seine Tochter, vorzüglich aber gegen Schumann, hat bisher noch Niemand, der in die Verhältnisse eingeweiht ist, zu rechtfertigen unternommen. Wenn Referent seine von dem Verfasser abweichende Auffassung ausdrücklich betont, so stützt er sich dabei auf eine Reihe von schriftlichen Documenten, die sich in seinem Besitz befinden.

λ. **Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1889.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Das handliche Büchlein ist allmälig allen in irgend einer Weise mit der Literatur in Verbindung stehenden Kreisen unentbehrlich geworden. Von Jahr zu Jahr hat der Kalender zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen aufzuweisen, und der mit dem regsten Sammeleifer begabte Herausgeber hat auch den neuen, bereits elften Jahrgang nicht ohne mancherlei wichtige Vermehrungen in die Welt ziehen lassen. Neben dem umfangreichsten Haupttheil, dem Adressenverzeichniß deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, finden wir eine Zusammenstellung der wichtigsten Zeitschriften, dann der Zeitungscorrespondenzen und literarischen Agenturen, der Theater und ihrer Vorstände; auch an einer literarischen Chronik mit Nekrologie, Statistik rc. fehlt es nicht; bei Weitem wichtiger ist noch die Veröffentlichung der neuesten, auf die literarischen Rechtsverhältnisse Bezug nehmenden Gesetze und Conventionen, sowie die genaue Angabe sämmtlicher literarischer Vereine und Stiftungen. Etwas verzagt klingt die Vorrede, in welcher sich der Herausgeber über die Nachlässigkeit der Adressen-Einsender beklagt; möchte sein energischer Apell Gehör finden, damit sein pessimistischer Ausruf: „Wann wir uns wiedersehen? Das wissen nächst den Göttern nur die Einsender der Formulare" — durch die rechtzeitige Ausgabe des zwölften Jahrgangs die beste Antwort finde.

π. **Lavoisier** 1743—1794 d'après sa correspondance, ses manuscrits, ses papiers de famille et d'autres documents inédits par Edouard Grimaux, professeur etc. Avec dix gravures hors texte. Paris, Felix Alcan. 1888.

Dieses stattliche Werk entspricht dem schon lange auch in Deutschland gehegten Wunsche, Zuverlässiges über Lavoisier's Leben und tragischen Tod zu erfahren, in vorzüglicher Weise. Dem Verfasser standen sämmtliche Familienpapiere zur Verfügung, und die Staatsarchive waren ihm zugänglich, in welchen sich merkwürdige Documente über die Verurtheilung Lavoisier's zum Tode finden. Mit echt französischer Geschicklichkeit ist das ganze biographische, bibliographische und sonstige Material zu einem fesselnd geschriebenen Buche vereinigt. Fast jedes der acht Capitel, in die es eingetheilt ist, bringt Neues, und was der Verfasser von seinen eigenen Vorarbeiten sagt, wird mancher Leser von der Lectüre dieses Buches sagen: „Je mehr ich sein Leben studirte, um so mehr nahm meine Bewunderung seines Genies und seines Charakters zu."

Unbestritten hat Lavoisier durch die methodische Verwendung der Wage die gegenwärtige quantitative Chemie begründet, durch seine Untersuchungen über den Sauerstoff vollkommen selbstständig nicht etwa nur die Grundlagen der jetzigen Verbrennungs- und Athmungslehre, sondern auch die der Physiologie des Stoffwechsels geschaffen und durch viele Specialuntersuchungen die phlogistische Irrlehre für immer beseitigt. Er hat aber auch als Oekonom, Nationalökonom und Verwaltungsbeamter eine ausgedehnte, segensreiche Thätigkeit entfaltet, von der man erst durch dieses Werk eine zusammenfassende Darstellung erhält.

Bald hundert Jahre nach dem Tode des großen Mannes erschienen, bildet das Buch ein würdiges Denkmal desselben, welches die im Auftrage des Ministeriums 1864 von Dumas herausgegebenen Werke Lavoisier's ergänzt.

ς. **Unter-Italien und Sicilien** von Dr. Th. Gsell-Fels. Dritte Auflage. Mit 17 Karten, 42 Plänen und Grundrissen, 14 Ansichten in Stahlstich und 27 in Holzschnitt. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1889.

Jede neue Auflage dieser mit Recht berühmten italienischen Reisebücher bedeutet eine Verbesserung nicht nur insoweit es sich darum handelt, Veraltetes auszuscheiden und die Angaben überall auf den gegenwärtigen Stand der Dinge zu bringen, sondern ebenso sehr in der Darstellung selber durch Wort, Bild und die Hülfsmittel von Karten, Plänen und Grundrissen. In all' diesen Beziehungen leistet der vorliegende Band Erstaunliches, um so mehr, wenn man erwägt, daß wir es hier nicht ausschließlich mit der breiten Heerstraße zu thun haben, sondern zum Theil mit bislang wenig betretenen, dem Reiseverkehr erst neuerdings erschlossenen Strecken, wie in Calabrien und dem Innern von Sicilien, zum Theil mit solchen Stätten archäologischer und kunsthistorischer Forschung, wie Pompeji und Herculanum, wo jedes Jahr neue Entdeckungen bringt, mit fast jedem aber auch leider Manches unwiederbringlich verloren geht. Die großen Vorzüge der Gsell-Fels'schen Reisebücher bestehen in der außerordentlichen Fülle ihrer, auf umfassenden und tüchtigen Studien beruhenden Information; sie bieten darum für den unmittelbaren praktischen Gebrauch möglicherweise zu viel. Sie sind noch etwas mehr, als bloße Reisehandbücher; und ihren wahren Nutzen wird man erst verspüren, wenn man sie vor oder nach der Reise liest, während derselben aber, dem jeweiligen Zwecke gemäß, nur zu Rathe zieht.

ϱ. **Sketches from a tour through Holland and Germany.** By F. P. Mahaffy and J. E. Rogers. London, Macmillan & Co. 1889.

Mit dem, angeblich unserem Bädecker entlehnten, Motto: „Beer and fine view" (Bier und schöne Aussicht) thun die gelehrten Herren Verfasser sich und ihrem Werk Unrecht. Sie sind überhaupt am schwächsten, wo sie humoristisch sein wollen. Auf S. 121 berichten sie, daß sie zu Braunschweig im „blauen Engel" gewohnt und machen in einer Fußnote die Bemerkung, daß der Eigenthümer, Herr Lust, im „Engel" gewohnt habe, „nicht umgekehrt, wie gewöhnlich angenommen wird." Herr Mahaffy, Professor des Griechischen in Dublin (wenn wir nicht irren), hat Besseres geschrieben, als dieses Buch; wir erinnern uns mit Vergnügen seiner Reisen in Griechenland und den großgriechischen Districten von Unteritalien. Er ist kein Freund des neuen Deutschlands, woraus wir ihm keinen Vorwurf machen; denn über Empfindungen ist so wenig zu streiten wie über den Geschmack. Aber sein Urtheil über Berlin ist hart und ungerecht. Es mag noch hingehen, wenn er den holländischen Baumeister Cuypers auf uns „losgelassen" (let loose) sehen möchte: „mit dem unbegrenzten Reichthum, welcher dort (in Berlin) gegenwärtig auf die Architektur vergeudet (misspent) wird, würde er rasch die schönste moderne Stadt in Europa daraus gemacht haben, anstatt daß es jetzt die gewöhnlichste ist." Wir haben Nichts gegen Herrn Cuypers und sonstige fremde Baumeister: wir haben ihnen bei verschiedenen wichtigen Concurrenzen anstandslos die Schranken geöffnet. Aber glücklicher als auf dem Gebiete der Literatur sind wir auf dem der bildenden Künste, namentlich der Architektur und Seulptur, darin gewesen, daß das Bedürfniß der neuen Zeit auch neue Leute fand; und sehr seltsam muß es berühren, wenn Professor Mahaffy — oder sein Reisegefährte Rogers — sagt: „Berlin macht einen sehr ärmlichen Eindruck; mit Ausnahme seiner Kunstsammlung (der Verf. meint das Museum, denn auch die Nationalgalerie läßt er nicht gelten) ist Nichts dort, was einen Fremden fesseln könnte." Die Wahrheit ist, daß unsere Reisenden das Alterthümliche suchen, was freilich auch charakteristischer ist als das überall sich mehr oder minder gleichende Moderne; und in diesem Betracht ist ihre Wanderung durch unsere nord- und mitteldeutschen kleineren Städte für sie viel interessanter und für uns viel erfreulicher. Wir können ihnen nur dankbar dafür sein, wenn sie uns auf die herrlichen Renaissancebauten solch' selten besuchter Orte wie Helmstedt aufmerksam machen, oder die wundervollen Holzarchitekturen von Braunschweig und Hildesheim eingehend beschreiben. Hier erkennt man den feinen Blick und die gelehrte Bildung der Verfasser, welche sich in den Kirchen und Domen und Gildenhäusern von Lübeck, Wismar und Stralsund nicht weniger zu Hause wissen, als unter den irischen Manuscripten in den Bibliotheken von Marburg und Fulda; die nicht nur das einzelne Kunstwerk, sondern ebenso das Typische der von ihnen besuchten Städte sehr richtig auffassen und wiedergeben. Außerordentlich zu Statten kommen ihrer Schilderung die reizenden Holzschnitte, mit welchen, nach Zeichnungen der Verfasser, das Buch reich geschmückt ist und welche wir, offen sei's gesagt, für den vorzüglicheren Theil desselben halten. Denn der Text ist ein wenig nüchtern und selbst da, wo die Verfasser ihn durch Witze, wie die oben angeführten zu beleben versuchten, immer noch ziemlich trocken. Aber Bilder und Text machen zusammen doch ein Ganzes, welches man mit Nutzen und — wenn man das von uns Hervorgehobene in Abzug bringt — auch mit Vergnügen durchblättern wird.

r. **Der II. und III. Fund von Sackrau.** Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben mit freundlicher Unterstützung des Herrn A. Langenhan von Dr. Grempler, Geh. Sanitätsrath. Mit 7 Bildertafeln. Berlin, Hugo Spamer. 1888.

In dem oberen Odergebiete war, ehe die Slawen davon Besitz ergriffen, ein germanischer Volksstamm ansässig, die Silinge, ein Theil der Vandalen, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts nach Westen aufbrachen, um in Spanien und von Afrika aus mächtig in die Geschichte der Völkerwanderungszeit einzugreifen. Von den Resten dieses Volkes, die in der Gegend des heiligen Zobtenberges zurückblieben, haben die slawischen Eindringlinge den Namen des Landes übernommen: Sleza d. i. Silingia, Schlesien. Die Cultur und der Wohlstand der schlesischen Vandalen konnten wir uns nach dem, was der Boden der Provinz seither an Ueberresten jener vorslawischen Zeit hergegeben hatte, nur als niedrig und dürftig vorstellen. Da förderte im Jahre 1886 ein glücklicher Fund zu Sackrau im Kreise Oels prächtige Hausgeräthe und Schmuckstücke zu Tage, und wie lohnend die Fortsetzung der Ausgrabungen im folgenden Jahre war, zeigt der kürzlich erschienene Bericht ihres Leiters, der von zwei Lichtdruck- und fünf lithographischen Tafeln in trefflichster Ausführung begleitet ist. Außer Urnen und Thongefäßen, die wenig Originelles bieten, lernen wir silberne Geräthe (Löffel, Messer, Scheren) aus einem Frauengrabe, ferner Bronzebeschläge und Schmucksachen von Gold und Silber, Bernstein und Edelstein kennen, namentlich Spangen und Fibeln von einer bisher nicht beobachteten (Dreirollen-)Form und die einzelnen Plättchen einer goldenen Brustkette von feinster Arbeit, mit so graziöser Filigranornamentik, daß der Freund des Kunstgewerbes daran gewiß die gleiche Freude haben wird, wie der Alterthumsforscher. Zeigen diese Stücke mehrfach Berührungen mit den in Ungarn gefundenen — auch dort saßen vandalische Stammesgenossen — so sind ein paar Glasgefäße, besonders eine Millefiorischale von schönster Erhaltung, deutlich römischer Herkunft, und römische Münzen schließlich gestatten, den Fund um das Jahr 300 zu fixiren. Kein Zweifel, daß wir hier dem ehrwürdigen Inhalte vandalischer Fürstengräber gegenüberstehen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Weil ma' in d' Welt taug'n! Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Karl Achleitner. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1889.

Alanus. — Die Heilung der Schwindsucht auf diätetischem Wege. Von Dr. med. Alanus. Berlin, Max Breitkreuz. 1889.

Aulard. — Recueil des actes du comité de Salut Public avec la correspondance officielle des représentants en mission et le registre du conseil exécutif provisoire publié par F. A. Aulard. I. Paris, Imprimerie Nationale. MDCCCLXXXIX.

Basch. — Wilhelm Scherer et la philologie allemande. Par Victor Basch. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1889.

Benzenhofen. — Das hohe Lied vom deutschen Kaiser Friedrich III. Sein Leben und seine Thaten. Dichtung in drei Gesängen nebst einem Vorgesang an Kaiser Wilhelm II. von C. Benze von Benzenhofen. Wiesbaden, Moritz u. Münzel. 1889.

Berger. — Aus stillen Winkeln. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Berlepsch. — Die Kunst unserer Zeit. Von H. E. v. Berlepsch. Die I. Münchener Jahres-Ausstellung 1889. I. Lfg. München, Franz Hanfstaengl. 1889.

Blum. — Geheimnisse eines Vertheidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts. (Arthur Seemann). 1889.

Carus. — Fundamental Problems. The method of philosophy as a systematic arrangement of knowledge by Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1889.

Die Reise des Kölner Männer-Gesang-Vereins nach Italien. Herausgegeben von Gustav Delpy. Köln, Kölner Verlagsanstalt. 1889.

Dreher. — Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Von Dr. Eugen Dreher. Berlin u. Neuwied, Heuser's Verlag. 1889.

Ebner-Eschenbach. — Ein kleiner Roman. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889.

Elsässer. — Unsere Zukunft. Von Bernhard Elsasser. Freiburg i. Br., Adolf Kiepert. 1889.

Fischer. — Geschichte der neueren Philosophie. Von Kuno Fischer. Neue Gesammtausgabe. II. Bd.: Gottfried Wilhelm Leibniz. Dritte neubearbeitete Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1889.

Freese. — Münchener Künstlernovellen. Von Fritz Freese. München, Friedrich Adolf Ackermann. 1889.

Groß. — Was die Bücherei erzählt. Litterarische Essays von Ferdinand Groß. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Gubernatis. — Dizionario degli artisti italiani viventi, pittori, scultori e architetti. Per cura di Angelo de Gubernatis. Fascicolo primo. Firenze, Luigi e A. S. Gonnelli. 1889.

Heigl. — Spaziergänge eines Atheisten. Ein Pfadweiser zur Erkenntniß der Wahrheit. Polemisches und Akademisches von Ferdinand Heigl. 3. Auflage. Bamberg, Verlag der Handels-Druckerei.

Heims. — In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder von P. G. Heims. Kiel, Haeseler'sche Buchhandlung (Eckardt & Breymann). 1889.

Hellmund. — Authari-Sage von G. Hellmund. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1889.

Herbst. — Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte zum Gebrauch der obersten Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Von Wilhelm Herbst. Fünfte Auflage. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1889.

Höffding. — Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Von Dr. Harald Höffding. Autorisirte Uebersetzung von Dr. H. Kurella. Leipzig, Theodor Thomas. 1889.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. IX. Jahrgang. 1886. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). 1889.

Tausend und eine Nacht. Uebersetzung von Gustav Weil. Mit circa 700 Illustrationen. Lfg. 3—20. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Telmann. — Aus der Fremde. Gedichte von Konrad Telmann. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Tharau. — Paul Endram. Von Hans Tharau. Norden, Dietrich Soltau's Verlag.

Tharau. — Unica spes. Eine Erzählung aus unseren Tagen von Hans Tharau. Norden, Dietrich Soltau's Verlag.

Theinert-Mickley. — Die Schauspiel-Kunst, ein Kapitel der Seelenkunde. Von Ernst Theinert-Mickley. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1889.

Thompson. — Chronicon Galfridi le Baker de Swynebroke. Edited with notes by Edward Maunde Thompson. Oxford, At the Clarendon Press.

Vacarescu-Carmen Sylva. — Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacarescu, in's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauß. 1889.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. II.: Der Handel. Erste Abtheilung: Buchhaltung, Briefwechsel, Bankverkehr und Börse. Braunschweig, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1889.

Vischer. — Altes und Neues. Von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1889.

Walther. — Wissenschaft oder Christenthum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf an die Denkenden in beiden Lagern. Von Dr. Fr. Walther. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1889.

Wechsler. — Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten von Ernst Wechsler. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1889.

Weck. — Unsere Todten. Deutsche Lieder und Romanzen. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Von Gustav Weck. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1889.

Wehl. — Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

Welzhofer. — Allgemeine Geschichte des Altertums. Von Heinrich Welzhofer. Zweiter Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1889.

Wessel. — Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten von Dr. E. Wessel. I. Theil: Das Mittelalter. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1889.

Wichert. — Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge von Rudolf von Wichert. I. Serie. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1889.

Wilda. — Marine-Novellen von Johannes Wilda. 2. vermehrte und überarbeitete Aufl. von „Auf hoher See und an der Küste". Schleswig, Julius Bergas. 1889.

Winke für Badegäste des Königl. Seebades Norderney. Saison 1889. XI. Jahrgang. Norden, D. Soltau's Verlag.

Witte. — Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus den Gebieten der Literatur, Philosophie und Pädagogik, sowie ihrer Geschichte von J. H. Witte. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1889.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Heft 43/44: Nullmeridian und Weltzeit. Von E. Hammer. Heft 45: Ueber die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter an den höheren Schulen. Von P. Brans. Heft 46: Das Unterrichtswesen und die Erziehungsideale des spanischen Amerika. Von Bertha von der Lage. Heft 47: Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen. Von Ludwig Fuld. Heft 48: Das römische Recht als Theil des Rechtsunterrichtes an den englischen Universitäten. Von Dr. Erwin Grueber. Heft 49: Russisch-preußische Beziehungen in russischer Beleuchtung. Von Dr. Heinrich Kettich. Heft 50/51: Deutsche Schlachtendenkmäler. Wie sie sind und wie sie sein sollten. Von R. Jansen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

„Niemand ist erbarmungswürdiger als das kranke Kind des Armen.“

Das unterzeichnete Comité wendet sich mit der dringenden Bitte an alle warmfühlenden Menschenherzen, dasselbe durch freiwillige Beiträge für die Errichtung einer großen

„Deutschen Heilstätte“ [257]

für rhachitiskranke und scrophulöse Kinder

in der Nähe einer unserer bedeutendsten Soolquellen zu unterstützen.

In stetig wachsender Ausdehnung wird die Wohlthätigkeit in Anspruch genommen, ohne wirksame Hülfe gewähren zu können. Diese Thatsache mag wohl zu ernstem Nachdenken anregen und alle diejenigen, denen es nicht an Theilnahme für die Armen und Unglücklichen mangelt, mit Besorgniß erfüllen. Die Zahl der Hülfsbedürftigen aber ist riesengroß, und wir müssen es als eine heilige Pflicht betrachten, Wege zu suchen, wie sie am besten zu beschränken sei. Nicht durch Geschenke und Gaben, die nur zu oft einen zweifelhaften Werth haben, kann dies geschehen, sondern dadurch, daß wir unsere Arbeit auf dem Gebiete der Armenversorgung energischer als bisher einem wunden Punkte zuwenden, dessen Beseitigung mehr als alles Andere dazu dienen wird, die Armenpflege zu entlasten und die Anforderungen an die Wohlthätigkeit zu beschränken.

Wir brauchen mehr Krankenhäuser!

In richtiger Erkenntniß dieser unabweisbaren Nothwendigkeit hat man seit langer Zeit hier und da mit der Errichtung derartiger Anstalten begonnen, Feriencolonien sind ins Leben gerufen worden. Aber was auch seither nach dieser Seite hin geschehen ist, bedeutet der Menge von Hülfsbedürftigen gegenüber wenig mehr als ein schwacher Anfang. Insbesondere sind es diejenigen Aermsten der Armen, die rhachitiskranken und scrophulösen Kinder, die durch langes Siechthum ganze Familien dem Untergange rettungslos in die Arme führen, denen kräftige Hülfe werden muß. Zusammengedrängt mit ihren Angehörigen im engen Raum, all der Dinge entbehrend, die ihnen nicht nur eine Erleichterung ihres jammervollen Daseins, sondern auch Genesung bringen könnten, gehen sie langsam dem Tode oder einem Leben elendesten Siechthums entgegen, sich selbst und Anderen eine Last.

Diesen Kindern wollen wir zunächst Hülfe bringen. Wir bedürfen aber dazu des ausgedehntesten Beistandes, der Theilnahme aller Kreise, die ein Verständniß für das haben, was wir mit Ernst zu erstreben bemüht sein werden: Unglücklichen Rettung zu bringen, die wirthschaftliche Lage zahlreicher armen Familien aufzubessern, was wir in erster Linie auf diesem Wege erreichen werden. Möge ein Jeder, an den diese Bitte ergeht, zu diesem Werke der Barmherzigkeit nur eine kleine Gabe beisteuern und Niemand derselben sein Ohr verschließen, so werden wir bald zu einem wünschenswerthen Ziele kommen.

Die unterzeichneten Frauen des Comités sind zur Empfangnahme auch jeden Beitrages, über welche in den Zeitungen Quittung erfolgen wird, gern bereit. Frau **Fanny Klinck**, Mitgl. d. D. Sch.-V., Weißenfels (Saale). Frau Commerzienrath Dr. **Reichardt**, geb. von Seckendorff, Dessau. Frau Rechtsanwalt **Seckel**, Göttingen. Frau Buchdruckereibesitzer **Anna Weilshäuser**, Oppeln.

Herr Geh. Rath Professor Dr. C. **Gerhardt**, z. Z. Rektor der Universität Berlin. Herr Geh. Med.-Rath Dr. L. **Pfeiffer**, Weimar. Herr Geh. Med.-Rath Dr. **Wagner**, Salzungen. Herr Dr. med. **Heinrich Rehn**, Special-Arzt für Kinderkrankheiten, Frankfurt a. M. Herr Prof. Dr. **Soltmann**, Special-Arzt für Kinderkrankheiten und dir. Arzt des Wilhelm-Augusta-Hospitals in Breslau. Herr Verlagsbuchhändler **Emil Perthes**, Gotha. Herr Oberbürgermeister Dr. jur. **G. Eucken-Addenhausen**, Eisenach. Herr Banquier **Max Apelt**, Schatzmeister, Halle a. S.

Verlag von F. Fontane in Berlin W.

[261] # Rauch und Goethe.

Urkundliche Mittheilungen von **Karl Eggers.**

Mit 6 Lichtdrucktafeln und 1 Holzschnitt.

(XIV u. 250 S.) Ausg. d. Grossherz. v. Sachsen. geh. 5 M., geb. 6 M. Liebhaber-Ausg. geh. 6 M.; vornehm. Halbfrzbd. 8 M.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Album deutscher Dichter.

Herausgegeben von

Hermann Kletke.

Elfte Auflage. Prachtausgabe. Nebst einem Porträt Goethe's nach G. O. May, Kupferstich von R. Reyher. Groß-Octavformat. In reich ausgestattetem Original-Prachteinband.

Preis 10 Mark.

Ende September erscheint in meinem Verlage:

Das Leben Mirabeaus

von

Alfred Stern, [25]

Professor am Polytechnicum in Zürich.

2 Bände à ca. 22 Bogen.

Preis brochirt 10 Mark, eleg. geb. 12 Mark.

Siegfried Cronbach, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der [250]

Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut

von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500,000 Bde.

Jahres-Abonnements f. auswärtige Leser u. Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	75 M.	125 M.	200 M.

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Alte Geschichten.

[251]

Kleine historische Novellen.

Forschung und Dichtung von

Friedrich Perry Weber.

291 S. 8°. Geh. 5 M. Fein geb. 6 M.

Auf getreu gezeichnetem historischen und landschaftlichen Hintergrunde spielen sich frei erfundene Erzählungen in Prosa und Versen anziehend ab. „Im Pfalzgrafenschloß" führt uns in das altheidelberger Studentenleben; die „Vitalienbrüder" in die Hansazeit; das „Venusbild" stellt die Erlebnisse eines deutschen Humanisten und das Landsknechtsleben mit anmuthigen landschaftlichen Schilderungen aus Oberitalien und den Alpen dar.

Neues Berliner Lese-Institut

von [254]

Franz Grunert vorm. Otto Förster Nachf.,

W., Markgrafenstraße 59.

Beliebtestes Bücher-Leih-Institut. Sämmtliche belletrist. und wissenschaftl. Novitäten, deutsch und fremdsprachlich. Saubere Exemplare. Versendung über ganz Deutschland zu billigsten Abonnementspreisen. Kataloge gratis.

Elegante Einbanddecken

zur Deutschen Rundschau

liefert jede Buchhandlung zum Preise von M. 1.50.

Ausgegeben wurden bisher solche für Band I—LX.

Märchen und Sagen

des

estnischen Volkes

übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Harry Jannsen.

Preis brosch. M. 3.50.

Verlag von **C. F. Fleischer**

[253] **in Leipzig.**

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover erschien soeben:

Helgoland und die Nordfriesischen Inseln von **William George Black** Deutsch bearbeitet und vermehrt von **B. v. Werlhof.** Octav. 1889. 2 Mark [252]

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren &c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

[249]

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Konewka-Album.

6 Silhouetten, erfunden und geschnitten von

Paul Konewka.

Achte Aufl. In eleg. Umschlag 3 M.

La livraison d'*août* de la **Bibliothèque universelle** contient les articles suivants:

I. **Le peuple serbe, d'après de récentes publications,** par M. *Louis Leger.* [256]

II. **La déconvenue de Mandalou.** Scènes de mœurs bouddhistes, par M. *Auguste Glardon.*

III. **Le visage de l'homme et la physiognomie,** par M. *Emile Yung.*

IV. **La jeunesse de Gœthe. Gœthe et Herder à Strasbourg,** par M. *Edouard Rod.*

V. **La France, pays peu connu. Eglises romanes du Rhône inférieur,** par M. *Edouard Sayous.*

VI. **Les ouvriers en Russie,** par M. *Alexandre Herzen.* (Troisième et dernière partie.)

VII. **Le mouvement littéraire en Espagne. Romans et ouvrages nouveaux,** par M. *E. Rios.*

VIII. **Récits américains. Mon jour d'actions de grâces.** Nouvelle, de M[me] *Rose Terry Cooke.*

IX. **Variétés. Encore le drame russe,** par M. *Henri Warnery.*

X. **Chronique parisienne.** La peinture étrangère au Champ de Mars. Le cosmopolitisme en peinture. Disparition des écoles nationales. — M. Melchior de Vogüé et la jeunesse. — *Les représentants du peuple en mission,* vol. III, par M. Henri Wallon. Les exécutions de Lyon. — Livres nouveaux.

XI. **Chronique anglaise.** La visite du shah. — Mariage d'une de ces princesses. — Les finances de la famille royale. — Grande exposition de bétail. — Le gouvernement et l'agriculture. — Au théâtre. — Dernières publications.

XII. **Chronique scientifique.** Les cuirassés anglais. — Chemins de fer pour navires. — Les forces hydrauliques. — Progrès de l'éclairage électrique. — La tour Eiffel et le pont du Forth. — Les freins Westinghouse. — Canon à tir rapide. — La poudre sans fumée. — Découvertes photographiques. — Conservation du lait. Plus doux que la saccharine.

XIII. **Chronique politique.** La situation en France: les prochaines élections; boulangistes et monarchistes. — Le conflit germano-suisse. — Conférence pour le Simplon et pour le régime douanier entre la Suisse et l'Italie. La fête des Vignerons à Vevey.

Gottfried Keller-Medaille. Der Dichter Gottfried Keller hat am 19. Juli, von den Glückwünschen der in- und ausländischen Presse und der gesammten litterarischen Welt begrüßt, seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Zur Erinnerung an diesen Tag hat ein Ausschuß von Freunden und Bekannten des Dichters in Zürich eine Medaille herstellen lassen. Dem Dichter soll als ein Zeichen der Verehrung, die ihm in allen Kreisen der Gebildeten entgegengebracht wird, demnächst eine Goldmedaille überreicht werden. Prof. Dr Arnold Böcklin in Zürich hatte sich bereit gefunden, das Modell für diese Medaille herzustellen, die auf der Vorderseite das Bildniß Gottfried Kellers, auf der Rückseite eine Versinnbildlichung seines poetischen Schaffens zeigen wird. Um die zahlreichen Verehrer Kellers in den Stand zu setzen, ein Erinnerungszeichen von bleibendem künstlerischem Werthe zum Gedächtniß an Gottfried Kellers Geburtstag zu erwerben und um zugleich der Mit- und Nachwelt das getreue Bildniß des Dichters in dauerndem Metalle zu überliefern, beschloß der Gottfried Keller-Ausschuß in Zürich, eine größere Anzahl von Bronce-Abdrücken dieser Medaille prägen zu lassen und diese dem freien Verkaufe zu übergeben. Die Medaille, von der Hand Böcklins entworfen und von dem bewährten Hofmedailleur Scharff in Wien ausgeführt, verspricht ein Kunstwerk seltener Art zu werden und stellt zugleich eine Art von Huldigung für den Dichter dar. Der Durchmesser der Medaille, die zu den größten Prägemünzen gehören wird, beträgt 70 mm. Der Ausschuß hat den Vertrieb der Medaille der Buchhandlung von Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment in Zürich übergeben. Bestellungen auf diese Broncemedaille, deren Verkaufspreis auf zwanzig Franken (= 16 Reichsmark = 10 Gulden österr. W.) festgesetzt ist, werden in allen Kunst- und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen. Ein allfälliger Ueberschuß soll für eine Gottfried Keller-Stiftung verwendet werden, deren Zweckbestimmung dem Dichter überlassen bleibt. [250]

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Fünfzehnter Jahrgang. Heft 12. September 1889.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam,** Seyffardt'sche Buchh. — **Athen,** Karl Wilberg. — **Basel,** Louis Jenke's Buchh. — **Boston,** Carl Schoenhof. — **Brüssel,** C. Muquardt's Hofbuchh. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchh. — **Buenos-Aires,** L. Jacobsen & Co. — **Bukarest,** Alexander Degenmann. — Sotschek & Co. — **Christiania,** Albert Cammermeyer. — **Cincinnati,** Wilde & Co. — **Dorpat,** Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt,** Hermann Michaelis. — **Konstantinopel,** Lorenz & Keil, Hofbuchh. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool,** Scholl & Mc Gee. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Doleschal's Buchh. — **Lyon,** H. Georg. — **Mailand,** U. Hoepli, Hofbuchh. — **Mitau,** Fr. Lucas. — **Montevideo,** L. Jacobsen & Co. — **Moskau,** J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchh. — **Neapel,** Heinrich Detken, Hofbuchhandlg. F. Furchheim. — **New-York,** Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. E. Zickel. — **Odessa,** L. Rudolph's Buchhandlung. — **Paris,** G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg,** Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchh. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Pisa,** Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre,** A. Mozeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago,** C. Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis,** G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchh. — **Yokohama,** H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich,** C. M. Ebell. — Meyer & Zeller. — Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß.

September 1889.

Alle für die „Deutsche Rundschau" bestimmten Briefe, Bücher und sonstigen Sendungen sind ausschließlich zu adressiren:

An die Redaktion der „Deutschen Rundschau",
Berlin, W., Lützowstraße 7,

Manuscripte aber nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken.